

Lielquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 77

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

Dezember 2007



100 Jahre
Poensgen-
park



*Sprach der Herr am sechsten Tage:
Hab am Ende nun vollbracht
Diese große, schöne Schöpfung,
Und hab Alles gut gemacht.*

*Wie die Sonne rosengoldig
In dem Meere widerstrahlt!
Wie die Bäume grün und glänzend!
Ist nicht Alles wie gemalt?*

*Sind nicht weiß wie Alabaster
Dort die Lämmchen auf der Flur?
Ist sie nicht so schön vollendet
Und natürlich die Natur?*

*Erd und Himmel sind erfüllet
Ganz von meiner Herrlichkeit,
Und der Mensch er wird mich loben
Bis in alle Ewigkeit!*

*Aus: Nachtrag zu den
„Schöpfungsliedern“ (1837 - 1844)*



Heinrich Heine

„Die Quecke“

Begründet 1950 von Theo Volmert.
Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.
info@lintorf-die-quecke.de · www.lintorf-die-quecke.de

Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer

Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf

Die Quecke erscheint einmal jährlich.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Stadt Ratingen und

die Kulturstiftung der Sparkasse Ratingen.

Einzelpreis: € 5,00

ISSN 0930-6560

Inhaltsverzeichnis

<i>Heinrich Heine</i> Sprach der Herr am sechsten Tage ...		<i>Maria Molitor</i> Zwei aule Lengtörper	82
<i>Manfred Fiene</i> 100 Jahre Poensgenpark Eine Chance für die Gartendenkmalpflege und den Kulturtourismus	3	<i>Hartmut Krämer</i> „Lengtörper Platt“ – sein Wert und seine Vergänglichkeit	83
<i>Andrea Niewerth</i> 100 Jahre Poensgenpark Neue Erkenntnisse um die Entstehungsgeschichte des Ratinger Poensgenparks	9	<i>Lorenz Herdt</i> Lengtörper Kall	84
<i>Joachim Ringelnatz</i> Im Park	13	<i>Andreas Jeziorek</i> 100 Jahre Löschzug Lintorf der Freiwilligen Feuerwehr – Ein kleine Zeitreise	86
<i>Annette Schwabe</i> Tierarten im Poensgenpark	14	<i>Riele Wenke</i> Aus dem Leben der Lintorfer Familie Laufs	96
<i>Georg Lurweg</i> Die Vogelwelt in und um den Poensgenpark herum	16	<i>Joachim Zeletzki</i> Polizeistunde in Lintorf	100
<i>Klaus Mönch</i> Theodor Hucke – Gärtnerlehrling in der Gärtnerei der Familie Poensgen von 1927 bis 1929	18	<i>Helmut Pfeiffer</i> Im Jahre 2008 wird die St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen 575 Jahre alt - Ein Rückblick auf die Jubiläumsjahre 1758 bis 1983 (1. Teil)	104
<i>Erich Kästner</i> Das Mandelbäumchen	26	<i>Wolfgang Diedrich</i> Vor 100 Jahren schon und heute wieder: Ratingen war und ist eine kinematografische Hochburg in der Region	114
<i>Anke Jensen-Giehler</i> Ein Park für die Seele - Fotoausstellung der Arbeitsgemeinschaft Fotografie der VHS Ratingen	29	<i>Kurt Tucholsky</i> Danach	123
<i>Lore Schmidt</i> Gedanken zu einem alten Kochbuch	36	<i>Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann</i> „Niemals Gewalt!“ Astrid Lindgren zum 100. Geburtstag	124
<i>Martin Schmidt</i> Vorbilder für die erste Fabrik auf dem Kontinent in Ratingen in der Textilregion Aachen?	38	<i>Torsten Lux / Siegfried Zirr</i> 200 Jahre Mauerschule im Schwarzbachtal	128
<i>Claudia Gottfried</i> Ausstellungen zur Kulturgeschichte der Mode und Bekleidung im Rheinischen Industriemuseum	45	<i>Martin Luther</i> Aus dem Sendschreiben „An die Ratherrn aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen“ (1524)	132
<i>Wilhelm Busch</i> Aus: Herr und Frau Knopp (1876)	51	<i>Angelika Melzer</i> Friedrich-Ebert-Schule – Die älteste städtische Realschule im Herzen der Stadt Ratingen	133
<i>Michael Lumer</i> Faszination Kalk – Begegnung mit einem unbekanntem Gestein - Auch im Lintorfer und Ratinger Raum gab es Jahrhunderte lang ein Kalkgewerbe (1. Teil)	52	<i>Michael Baaske</i> Rätselhaftes Ratingen: Die Gewinnspiele des Jugendamtes der Stadt Ratingen erfreuen sich seit Jahren großer Beliebtheit	136
<i>Manfred Schürmann</i> Über historische Kalkbrennereien im Raum Ratingen	62	<i>Erika Münster-Schröer</i> Jugendkulturjahr 2007: „Mixed Pickles-Mode, Make-up und Musik – 50 Jahre Jugendkultur“ Eine Ausstellung im Museum der Stadt	139
<i>Maria Molitor</i> Die alte Truhe	66	<i>Karin Schrey</i> Spielzeug als Lebensmodell? Oder mehr? Rückblick auf zwanzig Jahre Puppen im Museum der Stadt Ratingen	143
<i>Helmy Sasse</i> Das Leben war hart, und es troff der Schweiß in Lintorf „An den Banden“ - Die Entwicklung des Standortes „Lintorfer Tennis Club“ von 1772 bis 2007 – 35 Jahre LTC	69		
<i>Werner und Ello Frohnhoff</i> Eine rheinische Familie kehrt aus der Fremde in die Heimat zurück – Chronik der Familie Jüntgen zum 100. Geburtstag unserer Mutter Maria Frohnhoff, geborene Jüntgen	71		
<i>Manfred Buer</i> Zur Erinnerung an Heinrich Fleermann	79		

<i>Manfred Buer</i> Stammbaum und Familiengeschichte Johann Peter Melchioris Ein Beitrag zu seinem 260. Geburtstag	149	<i>Raimund Pfeiffer</i> En Jonges-Wanderung, un wat mer dobe-i alles erleewe kann!	232
<i>Johann Wolfgang von Goethe</i> Wanderers Nachtlid	158	<i>Hans Müskens</i> Laudatio auf Manfred Buer zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 2006	234
<i>Werner Beutling</i> Ruhen Sie sanft, Herr Geheimrat!	159	<i>Winfried Schittges</i> Laudatio auf Ferdinand Trimborn zur Verleihung des Rheinlandtalers	241
<i>Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann</i> Verwirklichung von Wirklichkeit Edith Dreyer-Dowe, Malerin und Kunstpädagogin	160	<i>Franz Naber</i> Griechen in Ratingen	244
<i>Hans Müskens</i> Den Himmel auf die Erde holen - Der Ratinger Kirchenarchitekt Kurt Schweflinghaus (Schluss)	165	<i>Franz Naber</i> Wohnen in Ratingen. Ein Ausstellungsprojekt	248
<i>Ernst Rieder</i> Der erste Siedlungsbau in Lintorf nach dem Krieg	173	<i>Rita Maria Habermann</i> Zurück nach Deutschland, in das Land unserer Vorfahren Drei Frauen erzählen: Lydia Zernickel, geborene Harsch, Elvira Chomitsch, geb. Zernickel, Galina Chomitsch	250
<i>Joachim Zeletzki</i> Lob und Tadel - Nachtrag zu den Artikeln über Flucht und Vertreibung in der „Quecke“ Nr. 76	181	<i>Werner Debertin</i> Die Anfänge des organisierten Schachs in Lintorf Der Schachverein Lintorf wird 2007 sechzig Jahre alt	258
<i>Ewald Dietz</i> Kohleklauderei en Lengtörp em Hongerwenkter 1946/47	185	<i>Andreas Preuß</i> 40 Jahre Hallenbad in Lintorf	264
<i>Maria Molitor</i> Wie früher dor Sonndach jehaule wud	192	<i>Manfred Buer</i> In eigener Sache	269
<i>Hans Lumer</i> Meine Begegnungen mit dem Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings	193	<i>Manfred Buer</i> Hans Huiras	272
<i>Manfred Buer</i> Pfarrer Franz Mezen	196	Buchbesprechungen:	
<i>Hermann-Josef Schmitz</i> Totenrede für Monsignore Werner Koch	197	<i>Bastian Fleermann</i> Ratingen 1945 – 1955 Kriegsende und Wiederaufbau im Spiegel der städtischen Verwaltungsberichte	273
<i>Jürgen Steingen</i> Von Lintorfer Christen, ihren Pfarrern und Kirchen (Schluss)	199	<i>Bastian Fleermann</i> Der Poensgenpark in Ratingen 100 Jahre Parkgeschichte 1907 – 2007	274
<i>Hermann Wagner</i> 50 Jahre Bläserchor der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund	209	<i>Klaus Wisotzky</i> Go West. Utopie und Realität der Trabantenstadt Ratingen West	274
<i>Paul Gerhardt</i> Nun ruhen alle Wälder	211	<i>Richard Baumann</i> Mit dem „Fenstergucker“ durch St. Marien in Tiefenbroich Festschrift 50 Jahre St. Marien in Ratingen-Tiefenbroich	276
<i>Edi Tinschus</i> In Prinz' Laden	212	<i>Joachim Schulz-Hönerlage</i> Die Paul-Gerhardt-Kirche und ihre Menschen. Festschrift zum 50-jährigen Bestehen	277
<i>Edi Tinschus</i> Die Schmiede im Angertal	214	<i>Hans Müskens</i> Ratinger Verzällkes	277
<i>Bruno Schleuter</i> Volkstanz in Linnep	216	<i>Monika Degenhard</i> Die Ratinger Kirchenbücher digitalisiert – Ein Hinweis für Familienforscher	278
<i>Richard Baumann</i> Der Zweite Weltkrieg im Spiegel einer Ratinger Schulchronik (1. Teil)	218	<i>Joachim Schulz-Hönerlage</i> Mühlengut Helpenstein in Lintorf Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart	279
<i>Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann</i> Eine deutsch-französische Freundschaft. Der Beginn der Partnerschaft zwischen Ratingen und Maubeuge (2. Teil)	223	* * *	
<i>Maria Molitor</i> An Frau Hanni Schorn (Zum 25-jährigen Bestehen des Heimatvereins „Ratinger We-iter“)	226	<i>Heinrich Heine</i> Die heil'gen Drei Könige	279
<i>Wolfgang Diedrich</i> Ratinger Jonges sind jetzt 50 Jahre jung Ein halbes Jahrhundert Vereinsgeschichte mit großem bürgerschaftlichen Einsatz	227	Bildnachweis	280

„100 Jahre Poensgenpark“

Eine Chance für die Gartendenkmalpflege und den Kulturtourismus

Das Projekt „100 Jahre Poensgenpark“

2007 jährt sich zum 100sten Mal die Gründung des Ratinger Poensgenparks. Mit seiner umfangreichen Gehölzsammlung zählt er zu den eindrucksvollsten Anlagen seiner Art im Rheinland. Als Beispiel für einen späten englischen Landschaftsgarten gehört der städtische Poensgenpark heute zu den besonderen Kulturschätzen in der Region.

Zusammen mit den beiden benachbarten Baudenkmalen, der Wasserburg Haus zum Haus (13. Jh.) und dem Rheinischen Industriemuseum Cromford (18. Jh.), verfügt Ratingen über ein einmalig reizvolles, historisch bedeutsames Ensemble. Natur und Kultur begegnen sich hier auf vielfältige und anregende Art. Insgesamt sind hier heute noch 120 verschiedene Gehölzarten aus nahezu allen Erdteilen anzutreffen. Die knapp fünf Hektar große Anlage erfreut sich in steigendem Maße großer Beliebtheit. Sie war Teil der 2. REGIONALE NRW „EUROGA 2002plus“

und wurde 2005 in die „Straße der Gartenkunst zwischen Rhein und Maas“ aufgenommen. Es ist, als ob es der besonderen Anlässe bedürft hätte, um den Park quasi aus einem Dornröschenschlaf zu reißen und das Interesse weiter Bevölkerungskreise für die Naturschönheiten neu zu wecken.

Die Idee über ein Kulturprogramm nachzudenken, das einen ganzen Sommer lang den Park in das öffentliche Blickfeld zu rücken vermag, ist dem Autor auf Schloss Moyland gekommen. Hier haben sich die Mitglieder des Vereins „Straße der Gartenkunst zwischen Rhein und Maas“ 2005 im Rahmen eines Workshops darüber ausgetauscht, wie die Vereinsanlagen auf hohem Niveau erhalten und in Zukunft besser für den Kulturtourismus erschlossen werden können. Die Antwort lautete: Wir müssen beides stärker miteinander verbinden. Wir müssen die Anlagen gartendenkmalpflegerisch in Wert und kulturhistorisch gesehen in Szene setzen. Nur so lässt sich eine Aufmerksamkeit erreichen, die den Vereinsanlagen öffentliche

und private finanzielle Unterstützung zuteil werden lässt.

Für Ratingen kam der runde Geburtstag des Protagonisten „Poensgenpark“ gerade zur rechten Zeit. Ein erstes Grobkonzept für ein Jubiläumsjahr wurde erarbeitet und dem Verwaltungsvorstand vorgetragen. Der ließ sich genau wie die zuständigen Gremien – die übrigens in dieser Angelegenheit nur einstimmige Beschlüsse gefasst haben! – schnell begeistern. Finanzmittel wurden bereitgestellt und die eigentliche Arbeit konnte beginnen.

Sie bestand aus folgenden Schritten:

- Umsetzung gartendenkmalpflegerischer Arbeiten
- Planung der Veranstaltungen
- Suche nach Kooperationspartnern
- Planung der Öffentlichkeitsarbeit
- Durchführung eines städtepartnerschaftlichen Projektes
- Herausgabe eines Buches

Gartendenkmalpflege

Gründer und Namensgeber war der Düsseldorfer Industrielle Kommerzienrat Carl Poensgen, der von 1838 bis 1921 gelebt hat. Carl Poensgen hat das Grundstück 1906 von seinem Schwiegersohn Moritz Brügelmann erworben. Bereits ein Jahr später ließ er das Wiesen- und Ackerland durch den Gartenarchitekten Reinhold Hoemann, der wie Poensgen selbst aus Düsseldorf stammte, in einen Landschaftspark nach englischem Vorbild verwandeln. Nach dem Tod des Parkgründers erlebte die grüne Oase eine wechselvolle Geschichte mit unterschiedlichen Eigentümern, bis der Park 1984 schließlich in den Besitz der Stadt Ratingen überging. Auf der Grundlage des von den renommierten Gartenarchitekten Gustav und Rose Wörner erstellten Parkpflegeplanes wurde der Park 1997 unter Denkmalschutz gestellt und



Der Lageplan zeigt deutlich, dass der Poensgenpark, das Industriedenkmal Cromford und die Wasserburg „Haus zum Haus“ durch ihre Nähe zueinander ein einmaliges Kulturensemble darstellen und einen „Dreiklang“ bilden

schrittweise durch die öffentliche Hand restauriert. Seinen letzten Schliff hat das Kleinod in den zurückliegenden Monaten durch die Hand unserer städtischen Gärtnerinnen und Gärtner erhalten.

Die mit den angrenzenden Baudenkmalen bestehenden räumlichen und kulturellen Zusammenhänge sind mit Blick auf 2007 noch einmal verstärkt in den Focus genommen worden. Das Landschaftsarchitekturbüro Röhthig/Haan, das für die Stadt Ratingen bereits im Rahmen der EUROGA 2002plus tätig war, wurde auch für das anstehende Ereignis wieder mit der Planung beauftragt. Sie umfasst im Wesentlichen folgende Leistungen:



1. Gartendenkmalpflegerische Aufarbeitung des Poensgenparks und des Umfeldes Haus zum Haus (Freistellung von Sichtachsen, Nachpflanzungen)
2. Entwicklung eines Rundweges Haus zum Haus – Poensgenpark – Cromford und dessen Kennzeichnung durch den Sauerländischen Gebirgsverein
3. Entwicklung einer Hinweistafel für die Standorte: Haus zum Haus – Poensgenpark – Cromford
4. Beschilderung der seltenen Bäume und Sträucher im Poensgenpark
5. Neubau eines Pavillons

6. Verbesserung und Erweiterung der Möblierung (Bänke und Papierkörbe)

7. Temporäre Installationen in den „Bleichwiesen“

8. Errichtung der Installation „Lichtmarke Angerhaus“ des Künstlers Reinhard M. Görs.

Der Gesamtkostenrahmen lag bei 213.000 €. Davon entfielen auf Investitionen rd. 126.000 € und auf die Veranstaltungen rd. 87.000 €.

Veranstaltungen

Für das Jubiläumsjahr wurden Veranstaltungen geplant, die an die traditionellen Feste zurückliegender Jahre anknüpfen und diese inhaltlich erweitern sollten. Zwi-

schen März und September 2007 standen bzw. stehen im Wesentlichen folgende Veranstaltungen auf dem Programm:

- Ausstellungen (VHS – Foto – AG/Freizeitmaler)
- Vorträge und Lesungen
- Musikalische Aufführungen
- Ratinger Gartentage
- Ratinger Pflanzenmarkt
- Eröffnung der neanderland-Biennale mit Maisingen
- Mondscheinpartie
- Auf den Busch geklopft / Blätterwald
- Picknick im Park
- Das besondere Hochzeitsfoto am 07.07.07
- Tafeln und Tanzen im Park
- Cromford-Parkfest

Das sommerlange Fest mit seinem abwechslungsreichen Kulturprogramm hat die einzelnen Highlights durch ein abgestimmtes Veranstaltungsprogramm vernetzt und damit den neuen, zukunftsweisenden 3Klang des Ensembles widergespiegelt. Mit den Ausdrucksmitteln der Fotografie, der Malerei, des Gesangs, des Tanzes und der Poesie wurde der Poensgenpark in Szene gesetzt und als besonderer Ort in unserem Stadtbild verstärkt ins Bewusstsein gerückt.

Für das Wochenende vom 10. bis 12. August 2007 stand noch einmal ein bunter Strauß von Veranstaltungen auf dem Programm, wie:





Mehr als 500 Gäste kamen am 1. Mai in den Poensgenpark zur Eröffnung der „neander-Biennale“ und zum Masingen mit dem Ratinger Kinder- und Jugendchor unter der Leitung von Werner Schürmann

- Tänzerische Zeitreise -Tänze der letzten 100 Jahre
- Spielen wie vor 100 Jahren mit über 15 Spielstationen, die das städtische Jugendamt mit der Evangelischen Kirche und den Ratinger Pfadfindern vom Stamm Dumeklemmer organisierte
- Tafeln und Tanzen im Park mit Salon- und Tanzorchester Capella Amalfi und einem Candle – Light – Buffet der Gastronomie Poensgen
- Jazz-Matinee mit der Big Band der Musikschule sowie einer Bilder – Ausstellung des Clubs Ratinger Freizeitmalers
- Floristische Präsentationen mit dem Fachverband Deutscher Floristen/Landesverband Nordrhein – Westfalen e.V., und dem Gartenbau- und Heimatverein Tiefenbroich

Den Ausklang findet das Jubiläumsjahr mit dem 4. Cromford – Parkfest, das unter dem besonderen Motto „Auf die feine englische Art“ am 1. September 2007 vor dem Herrenhaus stattfindet. Ausgerichtet wird das Fest wieder durch den Verein der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V..

Kooperationspartner

Um ein solches Projekt zu stemmen, bedurfte es des Schulterschlusses mit vielen Institutionen,

Vereinen und Ämtern. Eingebbracht haben sich:

- Der Verkehrsverein Ratingen e.V.
- Die Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V.
- Der Gartenbau- und Heimatverein Tiefenbroich e.V.
- Der Literaturkreis ERA e.V.
- Das Rheinische Industriemuseum Cromford
- Die Kulturstiftung Wasserburg Haus zum Haus
- Der Deutsche Hotel- und Gaststättenverband
- Der Fachverband Deutscher Floristen/Landesverband Nordrhein – Westfalen e.V.

Der Beirat Stadtmarketing
 Die VHS-Arbeitsgemeinschaft Fotografie
 Die Ratinger Freizeitmalers
 Der Tanzpalast Ratingen
 Die Ratinger Pfadfinder
 Die Jugendfeuerwehr Ratingen
 Der Kinder- und Jugendchor der städtischen Musikschule
 Evangelische Kirche, JuTu
 Das Jugendamt
 Das Amt für Kultur und Touristik
 Das Grünflächen- und Umweltamt

Und last but not least der Verein „Straße der Gartenkunst zwischen Rhein und Maas“.

Von den Kooperationen sind insbesondere die mit der Kulturstiftung Wasserburg Haus zum Haus sowie mit dem Rheinischen Industriemuseum Cromford hervorzuheben. Beide genannten Einrichtungen haben nicht nur ihre Räumlichkeiten für Veranstaltungen zur Verfügung gestellt. Die Kulturstiftung hat sich darüber hinaus im Rahmen der Konzertreihe Selection mit der Veranstaltung „Nachwuchs“ und das Rheinische Industriemuseum mit einem Vortrag über historische Gärten eingebracht.

Zusammen mit den Kooperationspartnern ist es bis zum Redaktionsschluss dieser Ausgabe gelungen, von März bis Juli mehrere tausend Gäste durch ein buntes Programm zu begeistern.



Zum Finale der Mondscheinpartie im Poensgenpark am 1. Juni gab es ein Feuerwerk aus Funkenfontänen, Feuerrädern und Lichtkaskaden



Das Picknick im Poensgen- und Cromfordpark wurde im Jubiläumsjahr zu einem besonders fröhlichen Fest. In einem Bühnenzelt spielte das Orchester der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf unter der Leitung von Silke Lühr Beethoven, Schostakowitsch und Bernstein in einem Matineekonzert

Öffentlichkeitsarbeit

Mit dem Verkehrsverein Ratingen steht der Stadt ein Partner zur Seite, der zusammen mit einer Werbeagentur ein Konzept für die Öffentlichkeitsarbeit geliefert hat, das von der Entwicklung einer Bildmarke über das Layout für Plakate, Flyer, Einladungskarten und Namensschilder reicht. Darüber hinaus bewirbt der Verein das Jubiläumsjahr auf verschiedenen Veranstaltungen – unter anderem am Samstag vor Muttertag auf dem Ratinger Wochenmarkt – mit eigens produzierten Merchandising – Produkten wie:

- Pins
- Postkarten
- Geburtstagskalendern
- und Wein-Sondereditionen.

Über das Amt für Kultur und Touristik sowie den Verkehrsverein werden Parkführungen angeboten. Das Projekt wurde online unter www.poensgenpark.de und über Vorträge auf Jahreshaupt- und Mitgliederversammlungen einer Reihe örtlicher Traditionsvereine sowie durch rege Pressearbeit kommuniziert.

Der 4. Juli 2007 war für unsere Stadt ein großer Tag. In seiner über 730-jährigen Geschichte nahm Ratingen erstmals an einem Wettbewerb teil, in dem es darum ging, sich als Gemeinwesen zu präsentieren. In einer Gemein-

schaftsaktion aus Politik, Wirtschaft, Vereinen, Initiativen und Einzelpersonen sowie der Verwaltung wurde einer breiten Öffentlichkeit unter dem Motto „Unsere Stadt blüht auf“ gezeigt, welche Qualität unsere Stadt als Lebens-Raum nach vielen Jahrzehnten gemeinsamer Anstrengungen erreicht hat. Als ein Projekt unter vielen wurde der achtköpfigen, hochkarätigen Jury der 3Klang mit dem Kulturensemble „Wassersburg Haus zum Haus - Poensgenpark - ehemalige Baumwollspinnerei Cromford“ präsentiert.



Der Verkehrsverein Ratingen e.V. bietet im Jubiläumsjahr Pins, Postkarten, Geburtstagskalender und Weinsondereditionen an

Städtepartnerschaftliches Projekt

2007 ist es aus gegebenem Anlass zu einer besonderen Begegnung mit Gärtnern aus Blyth Valley gekommen. Unter Leitung von Terry Gurr haben drei Gärtner aus unserer britischen Partnerstadt mit ihrer Arbeit nicht nur symbolisch das Poensgenpark - Jubiläum unterstützt, sie haben auch von Neuem eindrucksvoll die Idee der Städtepartnerschaft belebt – auf feine englische Art eben! Zusammen mit städtischen Gärtnerinnen und Gärtnern haben sie begeistert daran mitgewirkt, eine Projektidee zu realisieren, die das Rheinische Industriemuseum im Rahmen der Veranstaltung „100 Jahre Poensgenpark“ angeregt hatte. Im so genannten „Bleichwiesenprojekt“ wurde eine poetische Blumen- und Stoffinstallation in den Angerwiesen hinter der Fabrik Cromford umgesetzt, mit der an die Bedeutung der Wiese für den industriellen Prozess der Baumwollspinnerei des 18. und 19. Jahrhunderts erinnert werden sollte. Die Installation war von Mitte Mai bis Ende September für Besucher und Spaziergänger frei zugänglich und wurde durch museumspädagogische Aktionen des Industriemuseums begleitet.

Das Buch zum Park

Am 20. Mai 2007 wurde im Gartensaal des Herrenhauses das Buch „Der Poensgenpark in Ratingen“



Ein Gärterteam aus Ratingens britischer Partnerstadt Blyth Valley bepflanzte Blumenbeete auf den Angerwiesen hinter dem Industriemuseum Cromford nach der Vorlage historischer Stoffmuster

gen – 100 Jahre Parkgeschichte 1907-2007“ in Anwesenheit einiger Zeitzeugen sowie der örtlichen Presse der Öffentlichkeit vorgestellt. Das im Klartext-Verlag Essen erschienene Werk umfasst ca. 80 Seiten mit über 100 Abbildungen (ISBN 3-89861-682-7). Es handelt sich um eine Auftragsplanung der Stadt Ratingen. Erstmals werden mit dem vorliegenden Buch ausführlich Parkgründer und Parkgeschichte im historischen Kontext vorgestellt und der Entwicklung des Parks bis zur heutigen Darstellung Rechnung getragen. Daneben wird durch

die reichhaltige Bebilderung die Schönheit des Ratinger Gartendenkmals veranschaulicht.

Im Zusammenhang mit der Buchveröffentlichung und den bezüglichen Recherchen sind durch die Autorin bisher unveröffentlichte Bildquellen erschlossen worden. Sie haben eine ziemlich genaue Rekonstruktion des Wohnhauses und des umgebenden Wohngartens ermöglicht. Als bleibende Erinnerung an das von Carl Poensgen im Jahre 1908 errichtete Angerhaus wurde im Rahmen des Masingens 2007 die „Lichtmarke

Angerhaus“ des Künstlers Reinhard M. Görs enthüllt. Vier rund sechs Meter hohe, holographisch beschichtete Stelen markieren seither den Ort, an dem bis zum Bombenangriff am 22. März 1945 das Wohngebäude gestanden hat.

Danksagung

Mit den drei unmittelbar benachbarten Baudenkmälern Haus zum Haus, Poensgenpark und Rheinisches Industriemuseum Cromford verfügt Ratingen über ein Kulturensemble, das über einen 1,5 km langen Rundweg erschlossen ist. Übersichtstafeln geben ab dem Frühjahr 2007 eine gute Orientierung. Mit den Jubiläumsfeierlichkeiten „100 Jahre Poensgenpark“ wurde in Zusammenarbeit mit einer Vielzahl von Vereinen und Sponsoren der Versuch unternommen, die einzelnen Highlights durch ein abgestimmtes Veranstaltungsprogramm zu vernetzen und damit einen 3Klang zu erzeugen.

Die Resonanz auf das Projekt und die Veranstaltungen sind ausgesprochen positiv gewesen. Sie spiegeln ein hohes Interesse wider sowohl an der Erhaltung des Kulturerbes als auch am Zusammengehen von Kultur und Natur. Die Bereitschaft der verschiedenen Vereine und Institutionen, an der Jubiläumsveranstaltung mitzuwirken, war ganz enorm. Allen, die am Zustandekommen des Parkjubiläums mitgewirkt haben, gebührt ein herzliches Dankeschön.

Einen besonderen Dank verdienen als Sponsoren:

- die Exprinzen. Sie haben auf Initiative von Erich von Gersum 12 große Rhododendren gespendet.
- die Firma Franken – Holz. Sie hat für eine Reihe von Veranstaltungen eine 100 m² große Bühne gestellt.
- der Eifelverein und der Förderverein Cromford. Beide Vereine haben Geldspenden geleistet, die für die Beschilderung verwendet wurden.
- Manfred Breker vom Sauerländischen Gebirgsverein. Er hat den 1,5 km langen Rundweg A 11 gekennzeichnet.
- die Projektklassen „Ratinger Modell“ und „MIA“ des Adam-Josef-Cüppers-Berufskollegs. In einem Unterrichtsprojekt des



Am 20. Mai 2007 stellte Dr. Andrea Niewerth im Gartensaal des Herrenhauses Cromford ihr neues, im Auftrag der Stadt Ratingen erarbeitetes Buch „Der Poensgenpark in Ratingen – 100 Jahre Parkgeschichte 1907 - 2007“ vor



Im Rahmen des Masingens wurde als bleibende Erinnerung an das von Carl Poensgen im Jahre 1908 errichtete Wohnhaus im Park die „Lichtmarke Angerhaus“ des Künstlers Reinhard M. Görs enthüllt. Sie besteht aus vier holographisch beschichteten Stelen, welche die Eckpunkte des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Hauses markieren

Werkstattbereichs fertigten die Schüler/-innen von Thorsten Vogt, Klaus Stritter und Rudolf Kleindienst 100 Schilder zur Kennzeichnung der seltenen Gehölze.

- der Gastronomiebetrieb Poensgen. Er hat sich finanziell an der Veranstaltung „Tafeln und Tanzen“ im Park beteiligt.
- der Beirat Stadtmarketing. Er hat für die Veranstaltung „Picknick im Park“ das Universitätsorchester der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf unter der Leitung der Dirigentin Silke Lühr verpflichtet.

Die Sponsoren haben mit ihrem Engagement dazu beigetragen, der Geburtstagsfeier des Parks einen unverwechselbaren Glanz zu verleihen.

Manfred Fiene



Foto: Reinhard Dück

Beim diesjährigen Bundeswettbewerb „Unsere Stadt blüht auf“ ist Ratingen mit einer Goldmedaille ausgezeichnet worden.

Für jede teilnehmende Kommune stellt dieser Wettbewerb der Entente Florale die Herausforderung dar, in einer Gemeinschaftsaktion von Politik, Wirtschaft und Verwaltung sowie den Bürgerinnen und Bürgern den städtischen Raum mit

Grün und Blumen lebendig zu gestalten. Der Wettbewerb wird vom Zentralverband Gartenbau e.V., dem Deutschen Städtetag, dem Deutschen Städte- und Gemeindebund und dem Deutschen Tourismusverband ausgelobt und versteht sich als ein Beitrag für eine nachhaltige Stadtentwicklung und vor allem als Plädoyer für mehr Grün in unseren Städten.

Nach der Preisverleihung am 21. August 2007 in Mainz freute sich Bürgermeister **Harald Birkenkamp**:

„Ein toller Erfolg für Ratingen. Dies ist das Ergebnis einer gelungenen Gemeinschaftsarbeit und ein Verdienst der vielen beteiligten Vereine, Verbände und Einzelpersonen.“

100 Jahre Poensgenpark

Neue Erkenntnisse um die Entstehungsgeschichte des Ratinger Poensgenparks

Im Zusammenhang mit dem 100-jährigen Gründungsjubiläum des städtischen Poensgenparks wurde in Ratingen nicht nur einen Sommer lang gefeiert, sondern es wurde im Vorfeld auch der Entschluss gefasst, das 100-jährige Bestehen mit einer Festschrift zu würdigen. In diesem Buch sollte neben der dendrologischen¹⁾ und gartendenkmalpflegerischen Darstellung des Parks ganz wesentlich sozialhistorischen Aspekten nachgegangen werden, welche bis dato weitestgehend im Dunklen lagen.

Forschungsstand zu Beginn der Rechercharbeiten

Das Wissen um den Poensgenpark war zu Beginn der Rechercharbeiten im Mai 2006 wie ein Puzzle, das aus vielen Teilen bestand, die teils mehr, teils weniger bekannt waren; manche Teile fehlten ganz, andere waren falsch zusammengesetzt und mussten an die richtige Position gerückt werden.

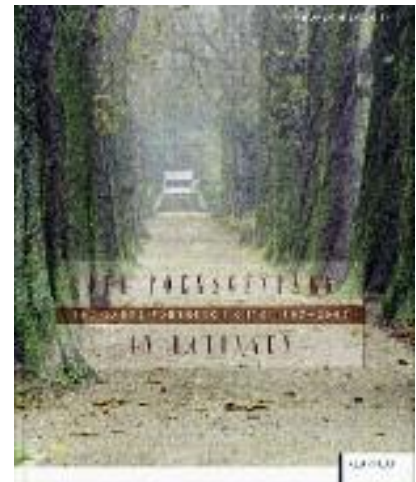
Im Hinblick auf den Park selbst existierte bereits eine Reihe aufschlussreicher Vorarbeiten – vor

allem das 1995 erstellte Parkpflege- und Wuppertaler Landschaftsgartenarchitekten Rose und Gustav Wörner, aber auch der bereits 1977 entstandene Parkführer von Hans Junker sowie eine Vielzahl von Aufsätzen und Vortragsmanuskripten von Manfred Fiene, dem Leiter des Ratinger Grünflächen- und Umweltamtes.

Über den Erbauer Carl Poensgen (1838-1921) wusste man überraschenderweise jedoch wenig. Immerhin hatte er zusammen mit weiteren Familienmitgliedern den industriellen Aufstieg Deutschlands mitgestaltet und damit deutsche Industriegeschichte geschrieben. Auch existierten bis dato von dem erfolgreichen Industriellen in der Öffentlichkeit keine Bilder, die einen Eindruck von seiner Person, seinem familiären Umfeld oder den Anfängen des von ihm geschaffenen Landschaftsgartens hätten vermitteln können. Vor allem aber die Beweggründe zur Anlage des Parks wie auch dessen Weg in die öffentliche Hand waren weitgehend unbekannt. Bereiche der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die Auf-

schluss über das Sozialverhalten des Wirtschaftsbürgertums im 19. und 20. Jahrhundert hätten geben können, waren bisher nicht in die Betrachtungen miteinbezogen, weitere, damit eng verflochtene Aspekte, bisher nicht fundiert beantwortet worden, so dass es den gesamten Bereich jenseits der rein parkstrukturellen Gesichtspunkte zu erforschen galt.

Mit der nunmehr vorliegenden Parkbiografie, die pünktlich zum



Auftakt der Jubiläumsfeierlichkeiten im Mai 2007 erschienen ist, können nunmehr (fast) alle offenen Fragen beantwortet werden.

Informationen zum Buch:

Vollständiger Titel: Andrea Niewerth: Der Poensgenpark in Ratingen. 100 Jahre Parkgeschichte 1907 – 2007, Essen, Klartext-Verlag, 2007.

Weitere Informationen: 80 Seiten, 110 Abbildungen, Festeinband, 14,90 Euro, ISBN 3-89861-682-7

Zeitgeist und Standortwahl

Bei den ersten Gesprächen um und über die geplante Festschrift stellte sich schnell die wesentliche Grundfrage heraus: Warum ließ sich der Industrielle Carl Poensgen einen solchen Park in Ratingen



Carl Poensgen (1838 - 1921)
um 1872



Carl Poensgen
um 1900

1) Dendrologie = Lehre von der Gehölzkunde



Wohnhaus der Familie Poensgen an der Oststraße in Düsseldorf.
Das Haus wurde 1943 bei einem Bombenangriff zerstört

gen anlegen? Die erste Annahme, Poensgen hätte das Ratinger Grundstück quasi als ‚grüne Oase‘ erworben, da die Familie im benachbarten Düsseldorf in unmittelbarer Nähe zur Fabrik wohnte, musste schnell verworfen werden. Denn tatsächlich bewohnten die Poensgens in Düsseldorf eine repräsentative Stadtvilla mit opulentem Gartengrundstück. Auch die vague Vermutung, Poensgen selbst sei begeisterter Gärtner gewesen, war ebenfalls nicht haltbar. Mit Sicherheit hatte er ein großes botanisches Interesse, jedoch selbst gärtnerisch tätig zu werden, schien hier keinesfalls als Erklärung tragfähig zu sein. Die Frage also, warum sich Poensgen um Landbesitz bemühte, musste offenbar in einem größeren Kontext betrachtet werden. Schnell stellte sich heraus, dass sie ganz wesentlich aus dem Zeitgeist wie auch aus dem Selbstverständnis der wirtschaftsbürgerlichen Oberklasse in den Jahren des Kaiserreiches und der Weimarer Republik zu beantworten war.

Die rheinisch-westfälische Industriegeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hatte ein Wirtschaftsbürgertum hervorgebracht, dem neben August Thyssen (1842-1926), dem maßgeblichen Repräsentanten der industriellen Elite dieses Wirtschaftsraumes, Unternehmerfamilien mit so klangvollen Namen wie Krupp, Stinnes, Haniel, Henkel oder Scheidt angehörten. Zu diesem elitären Kreis zählten auch die aus der Eifel stammenden Poensgens, mit de-

ren Namen eine mehr als 300-jährige erfolgreiche Familientradition im Eisen- und Stahlgewerbe verbunden ist.

Dieses Großbürgertum aus Industriellen, Bankiers und Großkaufleuten bildete eindeutig eine der Spitzen der Gesellschaft. Mit der Hochindustrialisierung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verfügte es über zunehmend größere materielle Ressourcen, gewann an ökonomischer Macht und Sozialprestige. Der erfolgreiche Unternehmer der wilhelminischen Zeit suchte immer häufiger auch nach symbolischen Formen, sein ökonomisches Kapital und seine gute Reputation nach außen zu tragen. Als „Erwerbs- und Besitzklasse“ erlebten sie „einen allseits wahrgenommenen Aufstieg in der Sozialhierarchie“²⁾, der auch in Form von Titeln, Auszeichnungen und Orden öffentlich honoriert wurde. Genau in diese Zeit fiel die Verleihung des Titels eines Kommerzienrates an Carl Poensgen.³⁾

Neben einer Vielzahl soziokultureller Merkmale verbanden das Wirtschaftsbürgertum vor allem gemeinsame Elemente der gehobenen Wohn- und Lebensform; es lässt sich eine zunehmende Nachahmung aristokratischer Wohnkultur und aristokratischer Formen der Geselligkeit und des Auftretens beobachten. Dabei war die Schicht, mit der sich die Unternehmer gesellschaftlich maßen, der reichste und mächtigste Teil des Adels – obgleich die Industriellen de facto nur äußerst selten

Aufnahme in die aristokratischen Kreise fanden, soviel sei am Rande bemerkt. In der Forschung wird übereinkommend von einer Imitation des aristokratischen Lebensstils durch erfolgreiche bürgerliche Unternehmer gesprochen. Dieser „Feudalisierung“ entsprach es, dass die städtischen Villen immer pompöser, die Garten- und Parkanlagen immer weitläufiger wurden. Einige sehr reiche Unternehmer besaßen Häuser in anderen Städten oder sogar Ländern. So auch im Fall Carl Poensgen, der bereits 1902 im niederländischen Noordwijk aan Zee für seinen an Tuberkulose erkrankten Sohn Gustav ein Strandhaus – die „Villa Seehorst“ – erbauen ließ.⁴⁾ Mehr denn je kam also in den Jahren um 1900 dem eigenen Wohnsitz, dem „vielleicht wichtigsten Statussymbol der wilhelminischen Wirtschaftselite“⁵⁾, für eine selbstbewusste Selbstdarstellung eine hohe Bedeutung zu.

2) Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 4 Bde., Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. 1849-1914, München 1995, S. 718.

3) Kommerzienrat ist ein (nichtakademischer) Ehrentitel, der im Deutschen Reich bis 1919 an Persönlichkeiten der Wirtschaft verliehen wurde. Die Verleihung des Kommerzienrat-Titels diente vor allem der Wirtschaftsförderung – unternehmerische Leistung sollte ‚belohnt‘ werden. Ursprünglich wurden Personen benannt, deren Unternehmen von überregionaler Bedeutung waren. Darüber hinaus wurde um die Jahrhundertwende das Vermögen des Betroffenen ein wichtiges Kriterium. Zu den Hauptkriterien der Titelverleihung gehörten aber auch die Verbandstätigkeit, die Bekleidung politischer Ehrenämter, die Tätigkeit in Stiftungen und Verdienste auf dem Gebiet der Arbeiterwohlfahrt; vielfach waren auch großzügige Spenden für gemeinnützige und wohltätige Zwecke ausreichend. Den Antrag zur Verleihung des Titels an Carl Poensgen (die Verleihung oblag dem Staat Preußen, weshalb die Anträge an den Regierungspräsidenten geleitet wurden) stellte der damalige Düsseldorfer Oberbürgermeister Wilhelm Marx am 12.8.1900; es ist davon auszugehen, dass auch im selben Jahr die Titelverleihung erfolgte.

4) Das Haus befand sich direkt am Strand hinter den Dünen. Die Villa Seehorst ist 1940 beim Einmarsch der deutschen Truppen in die Niederlande zerstört worden.

5) Augustine, Dolores L: Wilhelminische Wirtschaftselite: Sozialverhalten, soziales Selbstbewusstsein und Familie, Masch., Phil. Diss., Berlin 1991, S. 203.

Hinzukommend lässt sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts unter der bürgerlichen Oberschicht eine rege Pflanzenbegeisterung feststellen. Es war schlichtweg ‚schick‘ und zeugte von Bildung des gehobenen Bürgertums, botanisches Interesse zu zeigen. Vor allem exotische Pflanzen wurden im großen Stil aus überseeischen Ländern eingeführt. Sie holten, im übertragenen Sinne, die Welt in den eigenen Garten. Diese Naturbegeisterung prägte auch das großbürgerliche Wohnideal. Und Carl Poensgen zählte zu jenem Kreis äußerst vermögender Bürger, die keine Kosten scheuten, um mit einem standesgemäßen Anwesen auch ihr botanisches Interesse zu demonstrieren.

Mit Blick auf den Standort dürfte zum Erwerb des Ratinger Grundstückes ganz wesentlich die verwandtschaftliche Beziehung Poensgens zur Familie Brügelmann beigetragen haben. Hedwig, die zweitälteste Tochter der Poensgens, war seit 1894 mit Moritz T. Julius Brügelmann (1864-1947), bis 1916 Teilhaber und Geschäftsführer der Baumwollspinnerei Johann Gottfried Brügelmann GmbH, verheiratet. Anfang des 20. Jahrhunderts befand sich das Unternehmen, dessen Aufsichtsratsmitglied auch Carl Poensgen war, in einer derart angespannten wirtschaftlichen Lage, dass zur Deckung der durch die Fabrik entstandenen Verluste das umfassende Liegenschaftsvermögen der Familie Brügelmann in den

Jahren bis zur endgültigen Auflösung des Unternehmens (1916) nach und nach veräußert werden musste. In diese Phase fällt auch der Verkauf des 14 Morgen großen, an Cromford grenzenden Wiesengrundes (insgesamt zwei Parzellen östlich und eine Parzelle westlich der Anger), den Carl Poensgen 1906 von Moritz Brügelmann erwarb. 1914 erweiterte er seinen Besitz noch um ein östlich der Anger gelegenes kleines sowie ein an die bisherige Parkfläche westlich der Anger im Norden angrenzendes größeres Waldstück.⁶⁾

Unbekannt ist allerdings, ob Poensgen gezielt in der näheren Umgebung von Düsseldorf nach einem solchen Grundstück gesucht hat, oder ob es sich hier vielmehr um einen ‚Zufallskauf‘ handelte. Dieses lässt sich heute nicht mehr eindeutig rekonstruieren.

Das Angerhaus

Ab 1907 ließ Carl Poensgen das Grundstück von dem renommierten Düsseldorfer Gartenarchitekten Reinhold Hoemann zu einem Park nach englischem Vorbild umgestalten. Fast zeitgleich wurde für den eigenen Gebrauch wie auch als Wohnsitz für den seit 1907 im Park tätigen Obergärtner⁷⁾ bis 1908 am oberen Ende des Parks, auf einer etwas erhöht über der Angeraue liegenden Geländeterrasse am heutigen Brügelmannweg⁸⁾ ein Haus erbaut.⁹⁾ Obgleich sämtliche Unterlagen wie zum Beispiel alle Baupläne zu dem

sogenannten Angerhaus fehlen¹⁰⁾, bieten die historischen Bilder, die im Verlauf der aufwendigen Recherche gesammelt werden konnten, einen detaillierten Blick auf das Anwesen.

Der Haupteingang zu den im Parterre liegenden Räumlichkeiten der Familie Poensgen (die übrigens laut Aussage der Enkelin des Parkgründers dort nie dauerhaft gewohnt hat), lag auf der dem Brügelmannweg zugewandten Ostseite. Im Erdgeschoss befanden sich Küche, Garderobe, Aufenthaltsräume und eine Terrasse mit Blick auf den unteren Park bis zur Kalkbahn. Über einen zusätzlichen, seitlichen Eingang auf der Südseite des Hauses waren die Wohnräume des Obergärtners Wilhelm Gaull zu erreichen, der mit seiner Familie bis 1941 den oberen Teil des Angerhauses bewohnte und die Gartenanlagen mitbenutzte. Auf der dem Park zugewandten Westseite war auf der nord-westlichen Hausecke ein mit Rundsäulen gestützter Sitzplatz unter dem



Südostansicht des Angerhauses. Rechts der Haupteingang, links der Eingang zur Wohnung des Obergärtners Wilhelm Gaull

- 6) Zu den Verträgen siehe Stadtarchiv Ratingen (StA Rtg), NK 1-23 und NK 1-24.
- 7) Darauf lässt ein Eintrag im Fotoalbum der Familie Gaull schließen, in dem am 1.6.1932 das 25-jährige (Dienst-)Jubiläum Willi Gaulls verzeichnet ist. Gaull stand in seiner Eigenschaft als Obergärtner im Poensgenpark einer ständigen Kolonne von 16 Gärtnern und Gärtnerhelfern vor. Die Gaulls wohnten bis 1941 im Angerhaus.
- 8) Die auf Cromford zulaufende Straße war zunächst ein reiner Privatweg. Nach 1910 wurde der Weg, der nach Süden auf den Hauser Ring stößt, wohl entsprechend Hauser Allee benannt (der genaue Zeitpunkt ist leider unbekannt), Ende der 1940er-Jahre (wahrscheinlich zwischen 1947 und 1949) schließlich Brügelmannweg. Neben der Straßenbezeichnung war auch die Nummerierung wechselnd: Bis in die 1930er-Jahre ist das Angerhaus als Hauser Allee 5a nummeriert, im November 1935 erfolgte die Neu-Nummerierung und aus 5a wurde die Nummer 36. Auskunft StA Rtg.
- 9) Aufgrund fehlender Unterlagen ist das Baujahr des Hauses nicht belegt. Allerdings deutet ein handschriftlicher Zusatz auf einem Foto im Familienalbum der Poensgens auf das Baujahr 1908. Und auch in einem Bebauungsentwurf der Stadt Ratingen aus dem Jahr 1909 ist das Haus bereits eingetragen.
- 10) Wahrscheinlich sind sie im Zuge der Kriegseinwirkungen verbrannt oder nach dem Krieg, als das Haus zerstört war, vernichtet worden.



Zur 100-Jahrfeier angefertigte grafische Rekonstruktion von Angerhaus und Wohngarten nach dem historischen Befund von 1930

Mansardendach integriert, der den Blick sowohl auf die weiten, durch Gehölzgruppen gegliederten Wiesenflächen nach Westen wie auch den Wohngartenteil im Norden mit seinem Laubengang freigab. Vor diesem Sitzplatz war ein großes, halbrundes Wasserbecken, differenziert mit Sitzmauern, Pflanztrögen, Pfeilern mit Wasserspeiern und ausgestattet mit einem Gießwasserbecken, gebaut worden.

Bei der Bombardierung Ratingens am 22. März 1945 gingen 23 Bomben im Park nieder, das Angerhaus sowie der gesamte Wohngarten wurden total zerstört. Bis auf eine kamen alle zu diesem Zeitpunkt im Haus befindlichen Personen ums Leben.

Der Weg des Parks in städtische Hand

Neben der Frage, warum sich der Düsseldorfer Industrielle Carl Poensgen in Ratingen einen Landschaftsgarten nach englischem

Vorbild hat schaffen lassen, ist die Frage, wie das einstmals private Grundstück in städtische Hände gekommen ist, nicht minder interessant. Auch hier haben sich im Verlauf der historischen Recherche einige neue Aspekte ergeben.

Nach dem Tod des Parkgründers im Jahre 1921 übernahm sein ältester Sohn Ernst, der auch beruflich in die Fußstapfen des Vaters getreten war, den Park. Ernst Poensgen war eine der herausragenden Persönlichkeiten der rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgeschichte und von 1935 bis 1943 Vorstands- und seit 1944 Aufsichtsratsvorsitzender der Vereinigten Stahlwerke AG (VSt), dem zeitweise größten deutschen Montankonzern. In dieser Funktion veräußerte er zwischen 1939 und 1941 den väterlichen Park in mehreren Teilen den Vereinigten Stahlwerken. Was bei diesem Verkauf die Berechnungsgrundlage war, ist heute leider nicht mehr zu rekonstruieren.

Die Wertberechnung des Parks blieb, vor allem angesichts des kriegszerstörten Wohnhauses, auch in den folgenden Jahren das wesentliche Moment, wenn es um den Verkauf desselben ging. Als von erheblichem ideellen Wert beschrieb der spätere Besitzer, Dr. Walter Rohland, ihn. Viele andere erhofften sich die Ausweisung als Bauland, um so profitable Gewinne zu erzielen.

Überlegungen zum Verkauf des Poensgenschen Landschaftsgartens gab es seitens der Vereinigten Stahlwerke bereits Anfang der 1950er-Jahre und konkretisierten sich dann 1954. Unter die von den Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg geforderte Entflechtung der deutschen Eisen- und Stahlindustrie fielen auch und vor allem die Vereinigten Stahlwerke. Von dem Grundbesitz, den die VSt am 31. März 1954 noch in Ratingen hatte, sind die meisten Besitzungen bis 1955 auf Nachfolgesellschaften übertragen worden. Der Poensgenpark sowie einige weitere Flurstücke sind mit Vertrag vom 1. März 1955 veräußert worden.¹¹⁾

Nachdem Walter Rohland 1951 bereits ein Grundstück am Brügelmannweg 10 (später unter der Adressbezeichnung Schillerstraße 17, da dort der Haupteingang zum Grundstück lag) samt einer darauf befindlichen Wohnbaracke erworben hatte, bemühte er sich nur wenige Jahre später auch um den Kauf des gegenüberliegenden Parks. Er berief sich dabei auf ein privatschriftliches Vorkaufsrecht, das ihm seitens der VSt für die westlich des Brügelmannweges liegende Fläche in einer Tiefe von rund 50 m und mit einer Front von ebenfalls rund 50 m – also entsprechend der Fläche des gegenüberliegenden Grundstückes der Rohlands – zugesichert worden sei. Er wolle die Fläche jedoch lediglich dann erwerben, wenn der Grundstücksverkauf angedacht sei, um so einer Bebauung vorzubeugen.

Mit Rohland hatten sich auch weitere Interessenten um den Erwerb des Parks bemüht – darunter bereits zu diesem Zeitpunkt die Stadt

11) Siehe detailliert ThyssenKrupp Archiv, BIW / 210.

Ratingen, die Johann Gottfried Brügelmann GmbH, aber auch private Interessenten wie im November 1954 ein Vermessungsingenieur aus Düsseldorf, der auf dem Gelände ein Altersheim errichten wollte. Aufgrund der Schwierigkeit, den ‚richtigen‘ Wert für den Park zu bestimmen, wurde seitens der VSt kein verbindlicher Kaufpreis im Vorfeld genannt, vielmehr wurden Angebote seitens der Interessenten erbeten. Nachdem sich die Verhandlungen über das gesamte Jahr 1954 hingezogen hatten, die Stadt Ratingen zwischenzeitlich von ihrem Kaufangebot zurückgetreten war, wurde der Park schließlich im März 1955 an die J.G. Brügelmann GmbH und an Dr. Walter Rohland verkauft. 1958 erwarb Rohland schließlich noch eine kleinere Restfläche westlich des Brügelmannweges.

Nach dem Tode von Dr. Walter Rohland im Februar 1981 entschlossen sich seine drei Kinder

zum Verkauf des Parks. Obgleich bereits seit Jahren immer wieder Gespräche zwischen Rohland und der Stadt Ratingen darüber geführt worden waren, wie der Park unter städtischer Mitwirkung als eine Art öffentliche Grünanlage gestaltet werden könne¹²⁾, war bis zu seinem Ableben hierüber keine Einigung erreicht worden, weshalb die Stadt letztendlich auch von den Verkaufsverhandlungen ausgeschlossen blieb. So wurde das Grundstück samt dem Wohnhaus an der Schillerstraße im Mai 1982 an das Ratinger Bauunternehmerpaar Bernhard und Hetti Wieler verkauft. Wieler, der sich wie schon Interessenten in den 1950er-Jahren erhofft hatte, den Park als Bauland nutzen zu können, einigte sich bereits zwei Jahre später auf einen Tauschvertrag mit der Stadt Ratingen, die ihm für den Park ein städtisches Baugrundstück übertrug. Im August 1984 ging der Poensgenpark – mit

Ausnahme des von Rohland angelegten „Badegartens“ – damit in den Besitz der Stadt Ratingen über.

Heute bildet der nach seinem Gründer Carl Poensgen benannte Landschaftsgarten einen wertvollen Erholungsraum nicht nur für die lokale Bevölkerung. Mit seinen Terminen im Veranstaltungskalender der Stadt Ratingen ist er fester Bestandteil des öffentlichen Lebens und Feierns dieser Stadt.

Dr. Andrea Niewerth

12) Konkret ging es in den Verhandlungen um die Übernahme der aufwendigen Parkunterhaltung durch die Stadt Ratingen; dafür wollte Rohland den Park, den er seit 1977 bereits zu festgelegten Zeiten geöffnet hatte, vollständig öffnen und der Bevölkerung zur Verfügung stellen. Angedacht war seinerseits weiterhin, den Park, im Falle der Einigung, der Stadt nach seinem Tode als Stiftung zu übergeben.

Im Park

Ein ganz kleines Reh stand am ganz kleinen Baum

Still und verklärt wie im Traum.

Das war des Nachts elf Uhr zwei.

Und dann kam ich um vier

Morgens wieder vorbei,

Und da träumte noch immer das Tier.

Nun schlich ich mich leise – ich atmete kaum –

Gegen den Wind an den Baum,

Und gab dem Reh einen ganz kleinen Stips.

Und da war es aus Gips.

Joachim Ringelnatz

Tierarten im Poensgenpark

Der Poensgenpark in Ratingen feiert in diesem Jahr sein hundertjähriges Bestehen. Aus diesem Anlass wurde ein abwechslungsreiches Programm voller gelungener Veranstaltungen zelebriert. Die Pflanzenvielfalt wurde gewürdigt und mit Freude betrachtet. Viele Parkbesucher ahnen nicht, dass auch die Tierwelt außerordentlich artenreich im Poensgenpark vertreten ist.

Dabei ist es oft die bewusst wahrgenommene Anwesenheit eines Tieres, die in besonderer Erinnerung bleibt. Der im Angerbach entdeckte Fisch, der Schmetterling, der über das Blütenmeer dahintanzte oder das Froschkonzert im benachbarten Teich runden den Besuch im Park ab und machen ihn erst zu einem umfassenden Erlebnis.

Im Rahmen von Exkursionen, die zunächst von der Volkshochschule Ratingen, dann im privaten Kreise durchgeführt wurden und seit zwei Jahren auch vom Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. veranstaltet werden, wurde die Vogelwelt im Poensgenpark und seiner Umgebung regelmäßig unter die Lupe genommen. Die bei diesen Spaziergängen gesammelten Erfahrungen sind in dieser Ausgabe



Große Königslibelle



Frühe Adonislibelle

der „Quecke“ durch den Bericht von Georg Lurweg ausführlich beschrieben. Dabei wurde bisher die beeindruckende Zahl von 92 Vogelarten beobachtet. Darunter befinden sich auch wahre Seltenheiten wie Schwarzspecht, Zwergtaucher und Rotmilan.

Ebenso geflügelt und faszinierend sind neben den Vögeln auch die Libellen. Sie können sekundenlang an einer Stelle in der Luft verharren, um dann mit hoher Geschwindigkeit in eine unvorhersehbare Richtung zu entschwirren. Libellen weisen oft eine lebhaft gefärbte Färbung auf, und ihre beiden Flügelpaare schillern in der Sonne.

Die im Bereich des Poensgenparks vorkommenden Libellenarten hat das Ehepaar **Brigitte und Edgar Baierl** behutsam und kontinuierlich erfasst. Unter den 23 notierten Arten finden sich sowohl häufige als auch sehr seltene Arten. Die Frühe Adonislibelle ist eine auffällig rot gefärbte Kleinlibelle und in Nordrhein-Westfalen noch weit verbreitet. Da sie sich zumeist im dichten Pflanzenwuchs versteckt aufhält, bleibt sie trotz der leuchtenden Farbe oft unmerklich. Auch die himmelblau gezeichnete Becher-Azurjungfer gehört zu den Kleinlibellen und ist eine verbreitete Art, die sich gut beobachten lässt. Ebenfalls häufig und von ähnlichem Aussehen ist

die Hufeisen-Azurjungfer, die allerdings schlanker aussieht und deren Blaufärbung am Hinterleib von markanten schwarzen Abschnitten durchsetzt ist.

Zu den Großlibellen zählt die Große Königslibelle, die ihre Jagdflüge auch auf weit von Gewässern entfernte Bereiche ausdehnt. Man erkennt diese Libellenart an einem grünen Vorderkörper und einem auffällig blau gezeichneten Hinterleib, der bei den Weibchen oft braun gefärbt ist. Die Männchen bilden Reviere, innerhalb derer sie gut beobachtet werden können. Als Beispiel für eine seltenere Libellenart sei die Südliche Binsenjungfer genannt. Diese zierliche Kleinlibelle ist bei uns stark gefährdet.

Alle Libellen sind auf das Vorhandensein von Gewässern mit jeweils bestimmten Strukturen angewiesen. Die einzelnen Arten stellen Ansprüche an die Strömung von Bächen, die Gewässertemperatur und -chemie, Neigung und Art des Untergrundes sowie den Bewuchs mit besonderen Wasser- und Uferpflanzen. Wesentlich ist auch eine Verzahnung mehrerer Lebensräume. Die bundesweite Verminderung des Anteils an Feuchtfeldern in den vergangenen Jahrzehnten und eine Verschlechterung von deren Naturnähe und Wasserqualität be-



Becher-Azurjungfer

wirkte eine Gefährdung der Libellenfauna. Ausnahmslos alle heimischen Libellenarten stehen unter Naturschutz.

Eine weitere zu den Insekten gehörende Tiergruppe sind die Heuschrecken. Sie sind gut getarnt und deshalb nicht immer einfach zu entdecken. Das Zirpen vieler Heuschrecken ist jedenfalls weit hörbar, und wer verbindet nicht diesen Klang mit dem Gedanken an einen warmen Sommertag? Welche Arten im Bereich des Poensgenparks vorkommen, hat ebenfalls das Ehepaar Baierl eingehend untersucht. Hier unterscheidet die Wissenschaft Tiere aus den Ordnungen der Kurz- und der Langfühlerschrecken. Das weit verbreitete Grüne Heupferd ist eine Langfühlerschrecke und kann eine beeindruckende Größe erreichen.

Die Säbeldornschröcke gehört dagegen zu den Kurzfühlerschrecken. Ihre Bestände haben sich in den letzten Jahren verringert, so dass sie auf der Vorwarnliste zur Roten Liste der gefährdeten Pflanzen und Tiere in Nordrhein-Westfalen geführt wird. Sie ist eine der wenigen nicht „singenden“ Heuschreckenarten. Das bedeutet, dass sich die Tiere bei der Suche nach einem Partner auf ihre Augen verlassen. Sie sind oft bunt gescheckt, aber sehr klein und unauffällig.

Auch Reptilien halten sich im Poensgenpark auf. Sie stehen unter Naturschutz. Die Ringelnatter nutzt die Versteckmöglichkeiten, die sich ihr hier bieten, sowie das Nahrungsangebot, das aus Amphibien und Fischen besteht. Ringelnattern leben vorwiegend an den Bachläufen, entfernen sich



Großes Grünes Heupferd

aber auch weit von ihnen. Man erkennt diese harmlose Schlangenart an den beiden typischen halbmondförmigen, gelben Hinterkopfmalen. Die Waldeidechse bevorzugt halbschattige Lebensräume in der Nähe von Gewässern, ist überwiegend standorttreu und bringt im Gegensatz zu anderen Eidechsen lebende Jungtiere zur Welt.

Der Poensgenpark stellt auch einen Lebensraum für mehrere Amphibienarten dar.

Bei einem Spaziergang durch den Poensgenpark lässt sich bestimmt das eine oder andere Tier erblicken. Die vorgestellten Tiere sind nur ein kleiner Teil der Vielfalt an Arten, die im Poensgenpark beheimatet sind. Die Anwesenheit von Vertretern weiterer Tiergruppen wurde allerdings bisher nicht systematisch erfasst. In den Abendstunden lassen sich beispielsweise die dämmerungs- und nachtaktiven Fledermäuse beobachten. Zur sicheren Unterscheidung der Arten ist ein sogenannter Bat-Detektor hilfreich. Um diese Tiere ein wenig zu unterstützen, wurden neben den verschiedenen Typen von Vogelnistkästen auch einige Fledermauskästen an Parkbäumen angebracht. Sie dienen den fliegenden Säugetieren als Unterschlupf und Winterquartier.

Auch die Entstehung und Erhaltung natürlicher oder naturnaher Kleinbiotope werden im Poensgenpark gezielt gefördert. Insgesamt betrachtet bietet der Poensgenpark durch seine Struktur- und Pflanzenvielfalt und seine Lage im Verbund mit Wiesen, Feldern, Wasserflächen und Wald ein besonders großes Potenzial an Tierlebensräumen und ist nicht nur aus botanischer, kulturgeschichtlicher und ästhetischer, sondern auch aus ökologischer Sicht ein wahres Kleinod.

Im Internet sind auf der Homepage der Stadt Ratingen unter <http://www.ratingen.de/67/poensgenpark/weiterfuehrendes.shtml#tierarten> die bisher im Bereich des Poensgenparks registrierten Tierarten zusammengestellt. Die bisher vorliegenden Kenntnisse über die Tierarten im Park verdanken wir dem kontinuierlichen Engagement interessierter Naturkenner.

Annette Schwabe

Die Vogelwelt im und um den Poensgenpark herum

Zu allen Jahreszeiten hört oder sieht man bei einem Spaziergang durch den Poensgenpark heimische Vogelarten, Überflieger oder Durchzügler auf der Rast.

Startet man an der Wasserburg Haus zum Haus, so trifft man dort bereits häufig Stockente, Teichhuhn, Höckergans und Höckerschwan an. Auch mitten im Winter kann man den Gesang des Rotkehlchens und des Zaunkönigs vernehmen. Mit etwas Glück sieht man längs des Angerbaches die Gebirgsstelze (Bergstelze), die Wasseramsel (Wasserstar) oder den Eisvogel – den fliegenden Edelstein – vorbeifliegen oder auch mal sitzen.

Seit 1982 sind von 35 Exkursionen durch den Poensgenpark – etwa zwei Drittel davon im Frühjahr – Aufzeichnungen über die Häufigkeit der beobachteten Vogelarten gesammelt worden. Von 1982 bis 1993 hat Frau Heidi Kreß und ab 1994 habe ich die Daten aufgezeichnet.

Herr Axel Pipjorke hat als Kenner der nicht nur heimischen Vogelarten im Rahmen des Volkshochschulprogramms der Stadt Ratingen die Exkursionen bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1996 mit großem Engagement durchgeführt. Danach übernahm ich für einen privaten Freundeskreis die Vogelwanderungen.

Bei jeder der 35 Exkursionen wurden Amsel, Kohlmeise, Ringeltaube, Rotkehlchen und Star und 34-mal immerhin Buchfink und Kleiber beobachtet.

Nach einem Einführungsabend bei dem Verein Lintorfer Heimatfreunde habe ich dann im vergangenen und auch in diesem Jahr mit den Vogelliehabern des VLH eine vogelkundliche Wanderung im Poensgenpark gemacht. Höhepunkt des diesjährigen Vogelspaziergangs war wohl die Beobachtung von zwei Seidenschwänzen. Im Jahre 2005 gab es eine sogenannte Invasion von Seidenschwänzen und auch Bergfinken. Ende März 2005 konnte ich mehr

Vorkommen der Vogelarten

Vogelart	Häufigkeit	Vogelart	Häufigkeit	Vogelart	Häufigkeit
1 Amsel	35	32 Hausrotschwanz	5	62 Schwarzspecht	2
2 Bachstelze	13	33 Haussperling	32	63 Seidenschwanz	1
3 Bergfink	4	34 Heckenbraunelle	25	64 Singdrossel	20
4 Blässhuhn	2	35 Höckergans	4	65 Sommergoldhähnchen	1
5 Blaumeise	32	36 Höckerschwan	7	66 Sperber	10
6 Brautente	4	37 Hohлтаube	4	67 Star	35
7 Buchfink	34	38 Kappensäuger		68 Steinkauz	1
8 Buntspecht	30	(Volierenflüchtling)	1	69 Stieglitz (Distelfink)	6
9 Dohle	4	39 Kernbeißer	16	70 Stockente	33
10 Eichelhäher	30	40 Kiebitz	7	71 Sumpfmeise	13
11 Eisvogel	2	41 Klappergrasmücke	1	72 Tannenmeise	9
12 Elster	30	42 Kleiber	34	73 Teichhuhn	23
13 Fasan	1	43 Kleinspecht	6	74 Trauerschwanz	1
14 Feldlerche	5	44 Kohlmeise	35	75 Türkentaube	2
15 Feldsperling	3	45 Kormoran	2	76 Turmfalke	7
16 Fichtenkreuzschnabel	2	46 Kuckuck	2	77 Turteltaube	1
17 Fitis	2	47 Lachmöwe	12	78 Wacholderdrossel	5
18 Gartenbaumläufer	32	48 Mandarinente	2	79 Waldlaubsänger	2
19 Gartengrasmücke	2	49 Mauersegler	1	80 Wasseramsel	3
20 Gartenrotschwanz	2	50 Mäusebussard	26	81 Weidenmeise	17
21 Gebirgsstelze	6	51 Mehlschwalbe	3	82 Wespenbussard	1
22 Gimpel (Dompfaff)	14	52 Misteldrossel	19	83 Wintergoldhähnchen	14
23 Goldammer	19	53 Mönchsgrasmücke	3	84 Zaunkönig	30
24 Graureiher	12	54 Rabenkrähe	28	85 Zeisig (Erlenzeisig)	14
25 Grauschnäpper	1	55 Rauchschwalbe	5	86 Zilpzalp	10
26 Grauspecht	2	56 Ringeltaube	35	87 Birkenzeisig	
27 Grünling (Grünfink)	24	57 Rotdrossel	9	88 Kanadagans	
28 Grünspecht	11	58 Rotmilan	2	89 Pfau	
29 Habicht	7	59 Rotkehlchen	35	90 Pirol	
30 Hänfling	2	60 Saatkrähe	1	91 Straßentaube	
31 Haubenmeise	4	61 Schwanzmeise	17	92 Zwergtaucher	



Foto: Sonja Lurweg

als 100 Seidenschwänze einige Tage lang beobachten, meistens in der großen Schwarzpappel mit den vielen Misteln vor Haus zum Haus. Und in diesem Jahr, das kein Invasionsjahr für Seidenschwänze war, hielt sich doch

zwei Wochen vor den Seidenschwanzbeobachtungen mit den Lintorfer Heimatfreunden eine Gruppe von etwa 40 Seidenschwänzen im und vor dem Poensgenpark wiederum einige Tage auf.

Erwähnt sei noch, dass in den vergangenen Jahren auch ein Pirol von Herrn Manuel Schwabe, Zwergtaucher von Herrn Manfred Fiene und Birkenzeisige von mir auf dem Herbstzug rastend gesehen wurden. Die Zwergtaucher haben in diesem Jahr auf dem Teich hinter dem Poensgenpark zum zweiten Mal erfolgreich eine Brut großgezogen. Zwei Kanadagänse haben sich dort am Teich auch mehrmals aufgehalten. In den in diesem Jahr vom Grünflächenamt aufgehängten Nistkästen sind ebenso erfolgreich Bruten von Kohl- und Blaumeisen durchgekommen.

Rechnet man zu den beobachteten Vogelarten noch die Straßentauben und die farbenprächtigen Pfauen an der Burg dazu, so kommt man insgesamt auf die stattliche Anzahl 92. Der Poensgenpark ist ein Vogelparadies.

Georg Lurweg

Gärten zum Träumen Ideen für kleine Paradiese



- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung



**Garten- und
Landschaftsbau
Hanke**



Mitglied im Verband Garten-,
Landschafts- u. Sportplatzbau
Rheinland e.V.

Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke

Am Rosenbaum 31a

40882 Ratingen

Tel. 0 21 02/3 46 28

Fax 0 21 02/3 20 67

Theodor Hucke

Gärtnerlehrling in der Gärtnerei der Familie Poensgen von 1927 - 1929

Vorwort

Als ich im Februar 2007 den Auftrag erhielt, die Tagebücher von Theodor Hucke bei seinem Sohn in Homberg abzuholen, verspürte ich schon ein gewisses Kribbeln, als ich die drei achtzig Jahre alten Bücher in den Händen hielt.

Bei den Tagebüchern handelt es sich um die Aufzeichnungen, die der Auszubildende während seiner Lehrzeit zu führen hatte.

Meine eigene Gärtnerausbildung liegt mittlerweile fast 30 Jahre zurück, und so war es für mich interessant zu lesen, was Auszubildende 50 Jahre vor mir gelernt haben.

Im Gegensatz zu meinem Berichtsheft stellen die Tagebücher Theodor Huckes ein Zeitzeugnis dar, das auch das private, gesellschaftliche, hierarchische und sozio-politische Umfeld eines Auszubildenden widerspiegelt.

Sämtliche verwendeten Zitate (*kursiv gedruckt*) sind den Tagebüchern von Herrn Theodor Hucke (†) entnommen.

Ich danke Herrn Axel Hucke für die freundliche Leihgabe der Tagebücher, des Jubiläumskataloges von 1920 der Firma Ludwig Späth, Berlin, sowie der Zeugnisse seines Vaters.

Ratingen, im Mai 2007
Klaus Mönch

Quellen:

[1] HANS JUNKER
Der Poensgen-Park in
Ratingen, 1977

[2] STADT RATINGEN
Bauhausakte 42/66
Brügelmannweg 10 ab 1909

Fotos:

Stadtplan 1927; W. Gaull
www.ratingen.de
→ 100 Jahre Poensgenpark
Grabstätte www.google.de
→ Düsseldorf, Nordfriedhof
→ [de.wikipedia.org/wiki/Nordfriedhof_\(Düsseldorf\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Nordfriedhof_(Düsseldorf))

Gärtnerei FLORA

Gegenüber dem Eingang zum Poensgenpark am heutigen BRÜGELMANNWEG befand sich bis Ende der 1990er-Jahre eine Gärtnerei.

Um 1900 erwarb Kommerzienrat Carl Poensgen (*1838 - †1921), der Gründer der Röhrenwerke Düsseldorf-Lierenfeld, einen Teil des „Brügelmannschen Parks“ und ließ ihn durch den Gartenarchitekten Hoemann neu gestalten.

Carl Poensgen war ein Liebhaber von Nadelhölzern, von Rosen und von Trauben. Er ließ einige Gewächshäuser und ein Traubenhäuser errichten und beschäftigte auf diesen ca. 6 ha einen Obergärtner mit 16 Gärtnern.

Nach seinem Tode übernahm zunächst sein Sohn Ernst Carl Albert Poensgen (*19. 9. 1871 - † 22. 7. 1949) den Park und die Gärtnerei.^[1] Damals lautete die Anschrift noch Hauser Allee 5a.

Die eigentliche ca. 0,75 ha große Gärtnerei verfügte über fünf Gewächshäuser (davon ein Kalt- und

ein Warmhaus) sowie Frühbeetkästen (sogenannte kalte Kästen).

Vier der Gewächshäuser waren blockartig angeordnet. *Eins von diesem Block hat abnehmbare Fenster. Ebenso gab es ein einseitiges Weinhaus.* Alle anderen verfügten über ein Satteldach.

Zur Wärmeversorgung der Gewächshäuser standen mehrere Heizkessel zur Verfügung. Das Warmhaus benötigte 18-22, das temperierte Haus 16-18 und das Kalthaus 8-10 Grad Celsius.

Für die schwereren Arbeiten wurde das betriebseigene Pferd eingesetzt.

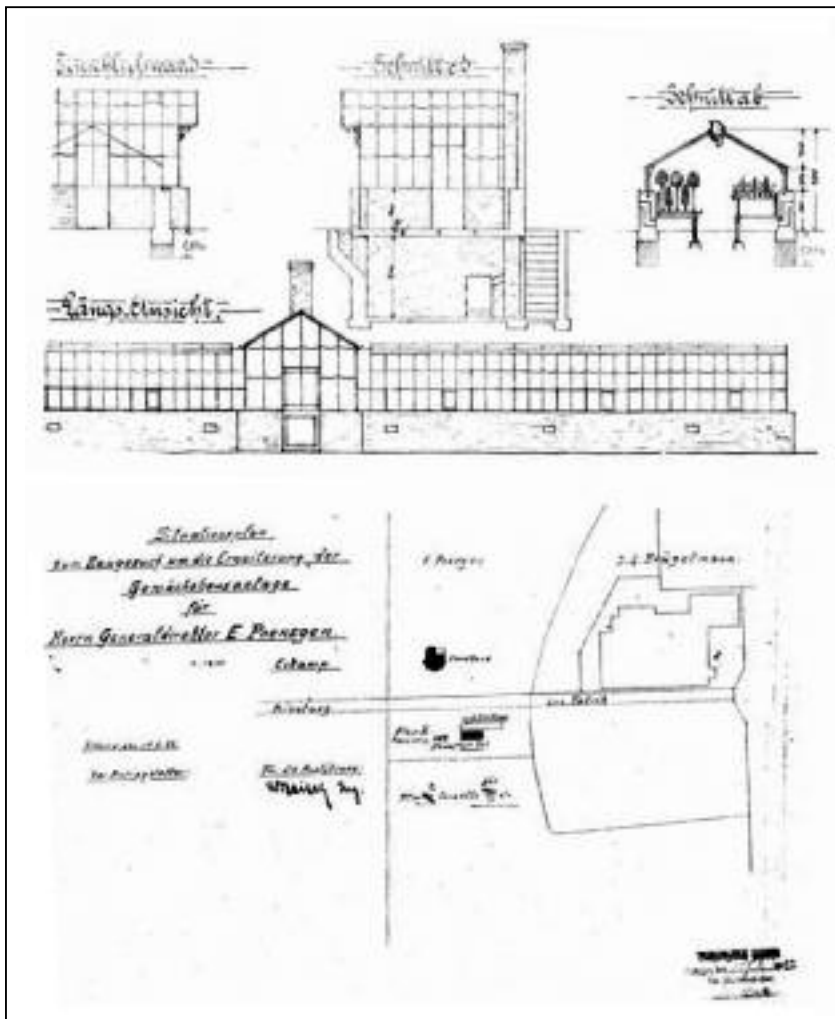
Da den Tagebüchern ein Lageplan über die Gärtnerei fehlt, ist die genaue Anordnung der Gewächshäuser, des Laubenganges, der Gemüse- und Zierpflanzenbeete und Obstflächen unbekannt.

Die Gärtnerei befand sich rechts des heutigen Brügelmannweges.

Der gesamte Poensgenpark war Teil der Gärtnerei.



Stadtplan 1927



„Die Baukosten sollen 4.800,- RM betragen. An Bauholz werden 4,2 cbm und an Eisen 25 kg benötigt.

Die Bauzeit soll sich für 2 Maurer und 1 Hilfsarbeiter auf 4 Wochen erstrecken ...

Eine Zuteilung von kontingentierten Baumaterialien ist nicht beantragt worden.“ (11. 9. 1940)

„Eine Unterkellerung ist nicht vorgesehen; nur für den Abort ist eine Grube erforderlich, die immer nach Bedarf entleert wird und deren Fäkalien für gärtnerische Zwecke Verwendung finden.“ (28. 10. 1940)

Am 16. Juli 1940 fand eine Ortsbesichtigung in Sachen „Errichtung eines Gebäudes auf dem Naturschutzgelände in der Nähe der Fabrik CROMFORD“ statt.

„Anwesend waren: Regierungs- und Baurat Beckmann, Regierungs- und Baurat Boß, Oberstudienrat Dr. Rein als Sachverständiger für Naturschutzwesen, Vermessungsoberspektor Hahn vom Landratsamt und Stadtbaumeister Rottmann.“ (17. 7. 1940)

In seiner Stellungnahme zum Neubau schreibt der Landrat als Untere Naturschutzbehörde:

„Betrifft: Bauvorhaben der Vereinigten Stahlwerke A.G. im Landschaftsschutzgebiet am Cromforder Herrenhaus

Gegen den gewählten Platz zwischen der Parkanlage der Cromforder Spinnerei und den Poensgen'schen Gewächshäusern, sowie gegen die Größe des geplanten Gartenhauses ist nichts einzuwenden. Nur muß unbedingt dafür gesorgt werden, daß Stil, Fassade und Detaillierung des zu errichtenden Gebäudes sich der Umgebung anpassen und einfügen. Der Neubau muß sich dem stilvollen, dem Benrather Schloß ähnlichen Cromforder Herrenhaus, ferner auch dem Cromforder Park würdig anpassen.

Es muß daher auch für das Gartenhaus künstlerische Arbeit von einem verständnisvollen Architekten mit Hinblick auf das Cromforder Herrenhaus gefordert werden.

Der vorliegende Entwurf ist abzulehnen.

Glücklicherweise existieren in der Bauhausakte 42/66 der Stadt Ratingen^[2] noch Lagepläne und Schnittzeichnungen der Gewächshäuser.

Das älteste Treibhaus stammte aus dem Jahre 1909. Es handelte sich um ein 24 x 4 m großes Gebäude, das parallel zum „Privatweg zur Fabrik“ (heute: Brügelmannweg) stand.

Es war unterteilt in ein Warm- und ein Kalthaus.

Für die Erweiterung der Gewächshausanlage wurde im Juli 1922 ein Bauantrag gestellt.

Das ca. 15 Meter lange Gebäude sollte – wie aus der obigen Zeichnung ersichtlich – südöstlich (parallel zum vorhandenen Treibhaus) stehen.

Für die Erweiterung der Gewächshausanlage wurde im Juli 1922 ein Bauantrag gestellt.

Im Mai 1940 stellten die Vereinigte Stahlwerke AG, Düsseldorf, ein

Baugesuch, um einen neuen massiven Schuppen anstelle des alten baufälligen Schuppens zu errichten.^[2] Dieser sollte östlich (rechts) der Gewächshäuser, angrenzend an das Fabrikgelände Brügelmanns, gebaut werden.

„Dieser Schuppen soll enthalten:

1 Raum zur Unterstellung von Gärtneregeräten,

1 Raum als Werkstatt zur Reparatur von kleinen Geräten,

1 Umkleide- und Aufenthaltsraum für die Gärtnergehilfen,

1 Arbeitsraum für die Gärtner (dieser soll vorerst evtl. zur Unterbringung einer Kuh dienen),

1 Abortraum (der alte Abort droht ebenfalls einzustürzen).

Der Speicherraum soll zur Unterbringung von Gärtner-Strohmatte [zum Schattieren der Gewächshäuser] dienen.“ (29. 5. 1940)



Seitenansicht des Gartenhauses

Ich bitte einen neuen Entwurf anzufordern und mir vorzulegen.“ (19. 7. 1940)

Im Antwortschreiben der Vereinigten Stahlwerke vom 28. 8. 1940 heißt es:

„Ihrem Wunsche entsprechend haben wir einen neuen Entwurf von Professor Fahrenkamp¹⁾ anfertigen lassen, ...“

Schon im Jahre 1908 hatte Kommerzienrat Carl Poensgen den Bauantrag für den Bau eines „Weinhauses“ (eines Gewächshauses zum Anbau von Weintrauben) gestellt. Es befand sich am nordwestlichen Ende des terras-

senförmig angelegten Wohngartens. Heute steht dort ein Holzschuppen.

Lehrling in der Gärtnerei Poensgen

Am 19. April 1927 begann der gerade vierzehnjährige Theodor Hücke seine Ausbildung zum Gärtner in den Fachrichtungen Topfpflanzenkulturen und Obst- und Gemüsebau in der Ernst Poensgen'schen Gärtnerei. Seine Lehre dauerte bis zum 31. Dezember 1929.

Sein Lehrherr war der Obergärtner Wilhelm Gaull.

An seinem ersten Ausbildungstag – der 19. April 1927 war ein Dienstag – hat er im Gemüsegarten die *Beete durch Hacken gelockert*, um dem Austrocknen der Pflanzen vorzubeugen. *Im Park* wurden *Stiefmütterchen* und *Vergißmeinnicht* gepflanzt.

Die Auszubildenden waren aber nicht nur in der Gärtnerei, sondern auch im angrenzenden Park beschäftigt, sei es zu Pflanz-, Rückschnitt- oder Pflegearbeiten.

Hier hatten sie auch die Möglichkeit, ihre Pflanzenkenntnisse zu vervollkommen.

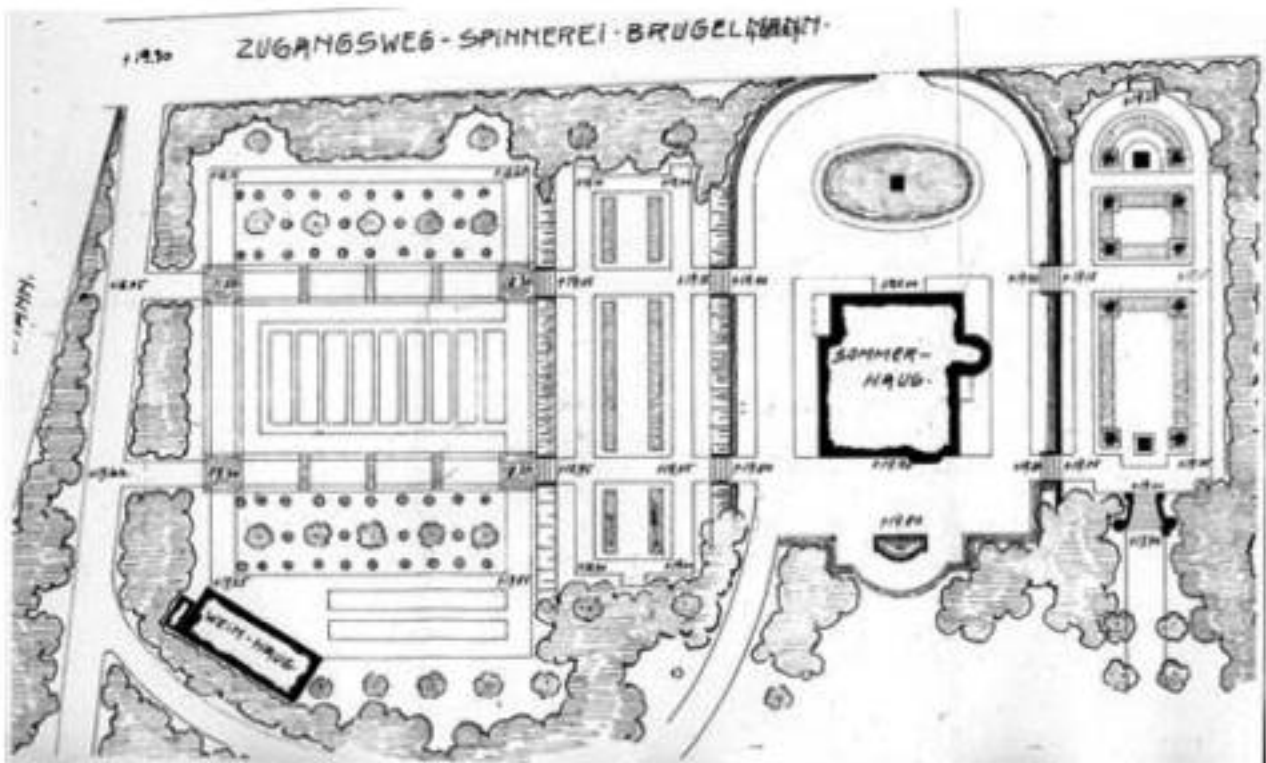


Wilhelm Gaull (o.J.)

1) Ein interessanter Aufsatz über Professor Emil Gustav Fahrenkamp ist in der QUECKE, Nr. 71 von 2001, S. 189-197 nachzulesen.

Bekannte Ratinger Gebäude von ihm sind:

Notariatsgebäude Grabenstraße 15	1954
Hotel Doerenkamp, Krummenweg	1955
Sparkasse Breitscheid	1961
Evgl. Gemeindehaus Breitscheid	1963



Baugesuch vom 10. 2. 1908 zum Bau des Weinhauses in der Parkanlage des Kommerzienrates Carl Poensgen. Garten-Architekt: R. Hoemann, Düsseldorf [2]

Lag die Temperatur im April 1927 bei durchschnittlich zwischen 7-10° morgens, so findet sich unter der zweiten Aprilwoche ein Jahr später folgender Eintrag:

2. Aprilwoche 1928 Wettererscheinung: Klares Wetter, Sonnenbrand 21° im Schatten

8. April 1928 Ostern hat schönes Wetter

Auf dem Nordfriedhof in Düsseldorf wurden am Allerheiligentag morgens die Gräber der verstorbenen Poensgen mit Blumen und Kränzen ausgeschmückt. Wir steckten die Blumen einfach um die Gräber in die Erde, daß es aussieht, als wären sie gepflanzt. Auf jedem Grabstein wurde ein Kranz niedergelegt.

Überhaupt war die Ausbildung sehr abwechslungsreich:

18. Juni

Hecke geschnitten von *Carpinus betulus* [Hainbuche]. Die Hecke umfaßt den Gemüse- und Obstgarten.

2. Juli

Rasen schneiden alle 14 Tage bis 3 Wochen; sonst wird er zu lang und geht nicht durch die Maschine. In Düsseldorf wurden noch Blumenbeete mit *Begonia semperflorens* bepflanzt.

21. Juli

In der Nacht vom 20. auf 21. blühte wieder eine Königin der Nacht. Es waren an einer Pflanze 2 Blüten auf einmal aufgegangen.

Pflanzen und Sämereien wurden - wie heute - zwischen den Gärtnereien getauscht.

4. Jan. 1928

Cyclamensämlinge von einer Düsseldorfer Gärtnerei erhalten.

Zierpflanzen wurden manchmal zu Dekorationszwecken ins Rathaus geliefert.

Weitere Themen der Ausbildung waren das Rosenveredeln in der eigenen Gärtnerei - im Laubengang standen Heckenrosen -, der Pflanzenschutz, das Pflanzen der Obstgehölze und der Schnitt des Formobstes.

14. August 1928

Maulwurfbekämpfungsapparat gebraucht. Da wir hier sehr unter der Maulwurfsplage zu leiden haben, die schädigen durch Wühlen



Düsseldorf - Nordfriedhof Feld 62
Grabstätte des Industriellen Gustav Poensgen (1824-1904) und seiner Familie

im Mistkasten / Aussaatkästen und auch im freien Land, haben wir uns einen Bekämpfungsapparat zugelegt. Es ist gewissermaßen eine Pumpe. In den Apparat wird eine Patrone geschoben, welche angezündet wird. Durch das Pumpen erhält sie reichlich Luft und entwickelt ein Gas, welches in die Gänge geleitet wird. Wenn nun ein Maulwurf mit dem Gas in Berührung kommt, stirbt er. Ob es sich lohnt, muß erst ein Versuch ergeben. Der Apparat kostet 37,00 Mark und eine Patrone 0,20 Mark.

18. August 1928

Salateule entdeckt. Die Salateule ist eine Raupe wie der Engerling, die die Salatpflanzen glatt über dem Erdboden abfressen. Das einzige Bekämpfungsmittel ist das Absuchen der Raupen, welche tagsüber ein bis 2 cm tief in der Erde liegen.

Im Herbst wurde das Obst gepflückt, gelagert, an die Familie Poensgen geliefert und teilweise eingemacht.

27. + 28. Sept.

Im Obstkeller wird das Obst alle 8 Tage gut durchgesehen, damit das Faule heraus kommt. Denn ein fauler Apfel steckt manchmal 2-3 andere an. Man hat also sonst Verlust dabei. Im Obstgarten wird täglich das Fallobst aufgelesen und als Kochobst geliefert.

15. Oktober

Birnen gepflückt: 'Josephine von

Mecheln'. Diese Sorte gehört nicht zu den Schlechtesten. Die Frucht hat eine Bergamottenform. Sie hält sich lange auf dem Lager, hat einen würzigen Geschmack und ist hell-gelb. Besonders für Weihnachten ist diese Sorte gut! Wir haben in unserem Obstquartier 5 Bäume und sind sehr damit zufrieden.

20. November

Eßreifes Obst wird in Verpackung geliefert. Auch groß- und kleinblütige Chrysanthemen.

Besondere Anlässe, zum Beispiel Ausstellungen, neue Kollegen usw. sind ebenfalls im Tagebuch vermerkt:

4. Februar 1928

Ausstellungsstück: Am morgigen Sonntag ist hier eine Lehrlingsausstellung.

Es werden Arbeiten von Lehrlingen ausgestellt. Ich habe als Ausstellungsstück einen Rahmen gemacht. In der Mitte steht das Bild von unserem Reichspräsidenten von Hindenburg.

Machte den Bilderrahmen folgendermaßen: Auf einen viereckigen Holzrahmen, der mit grüner Drahtgaze überzogen ist, legte ich eine Schicht grünes Wattermoos, welches mit Drahtklammern an der Gaze befestigt werden mußte. In der Mitte liegt das Bild, welches auf einem Brettchen aufgezogen ist. Um das Ganze steckte ich eine

Mooswulst (wie bei einem Kranz), welche auf den Rahmen gebunden wurde, und Lorbeerblätter. Die untere Ecke des Bilderrahmens garnierte ich mit Maiglöckchen, Nelken, Cyclamenblüten und etwas *Asparagus sprengeri*.

Mein Lehrherr fand das Stück sehr schön.

Am 1. März 1928 hat heute hier ein neuer Gehilfe angefangen für den Obst- und Gemüsegarten. Er ist Spezialist für Obst und Gemüse.

Von dem neuen Gehilfen (Siegfried Leitzke) erhielt er den Jubiläumskatalog von 1920 der Baumschule Ludwig Späth, Berlin, eine Fundgrube für jeden Gärtner; enthält er doch sämtliche Baum- und Staudenarten, die in den Verkauf kamen. Insbesondere ist die Beschreibung der vielen Obstsorten nennenswert.

Die Qualität dieses Kataloges stellt selbst die Kataloge, die ich in meiner Ausbildung 1976 bis 78 hatte, in den Schatten!

9. Oktober 1928

Am 31. d. M. ist in Düsseldorf bei einer Herrschaft ein Festessen. Hierzu werden viele kleine blühende Chrysanthemum gebraucht für Tischdekoration.

Neben der praktischen Ausbildung fand eine berufsbegleitende Schulausbildung, wenn auch nicht im heutigen Stile, statt.

Es herrschte die 6-Tage-Woche, d.h. Arbeits- bzw. Ausbildungszeit war von Montag bis Samstag.

Ein wichtiger Bestandteil der Ausbildung war die regelmäßige Führung des Tagebuches.

Das Tagebuch des Gärtners

Das Tagebuch ist das vornehmste Mittel, den jungen Gärtner in die Tiefe des Berufes einzuführen; es erhält seinen vollen Wert erst, wenn es auch vom Gehilfen oder späteren Lehrherrn weitergeführt wird.

Dem angehenden Gärtner sollte es ein Bedürfnis werden, im Tagebuch den treuen Begleiter durch's Leben zu sehen, dem er alles anvertraut, was ihn in beruflicher und menschlicher Hinsicht beschäftigt.

Im Vorwort des Tagebuches wird der Auszubildende über den Gärtnerberuf in idealisierender Weise –



für heutige Verhältnisse in kitschig-verklärter Sprache – aufgeklärt:

Mein lieber junger Freund!

Du willst Gärtner werden! Dazu hast Du Dich im Herzen entschlossen und einem vertrauten Meister verpflichtet. Aber „Rom wurde nicht in einem Tag erbaut“, und wie die große Welt und das schöne Erdenparadies erst allmählich in großen Zeiträumen wurden, so muß auch Du nun eine Reihe von Jahren Dein Können und Wissen zusammensetzen und aufbauen, um einst ein tüchtiger Meister zu werden.

Da hörst Du wohl gern aus dem Munde derer, die im Beruf erfahren und darin eine glückliche Bahn durchlaufen haben, wie Du's anstellen muß, um auch einst ein rechtes Gärtnerglück Dein Eigen zu nennen.

„Gärtner sein“ will Dir sagen, ein Bildner und Schöpfer im Garten zu werden. Das verlangt gar große Kräfte und Fähigkeiten, und wenn Du willens bist, diese in Deiner Lehr- und Lernzeit durch ernste und immer wieder frohe und fleißige Arbeit zu erwerben, dann bist Du auf dem rechten Wege; Unfähige werden das schöne Ziel nie erreichen ...

Bei allen Unterweisungen Deines Lehrherrn zeige eine freudige Aufmerksamkeit und bleibe mit Deinen Gedanken stets bei der Sache. Erst die rechte, unausgesetzte Übung wird Dich zum Können führen und mit wieviel Stolz und Freude wirst Du dann vor dem Urteil Deines Meisters und Deiner Berufsgenossen bestehen; mit wieviel Befriedigung wird so Dein Mühen vergolten! ...

Halte Dich in Deiner Kleidung jederzeit ohne aufzufallen. Ein einfacher Arbeitsanzug, der beim Schaffen die Berührung mit der Erde vertragen kann, braucht deshalb nicht unsauber und zerrissen zu sein. Säubere und ordne

Dich besonders jedesmal, wenn Du wieder von der Arbeit zur Feierstunde unter andere Menschen gehst.

Was tust Du mit Deiner freien Zeit? Du willst die doch auch möglichst zu Deinem Fortschritt und zu Deiner Vervollkommnung verwenden! Da denke in erster Linie an die gute und treue Führung des Tagebuches.

Sind in der Nähe Deiner Lehrstätte größere Gärten oder Pflanzensammlungen, Blumenläden und Fruchthandlungen, so versäume nicht, sie kennen zu lernen; ...

Vor allem benutze zu jeder Jahreszeit Deine Feiertage zu frisch-fröhlichem Wandern in die nähere und weitere Umgebung. Was in Feld und Wald und Wiese an Schönerm und Erhabenem zu sehen und zu erleben ist, muß ein junges Gärtnerherz freudig beglücken. Das ist die rechte Abspannung, die doch gleichzeitig erhebend einen Einblick tun läßt in das große Walten der Natur, da findest Du in der ungezwungenen Lebensgemeinschaft aller Geschöpfe Vorbilder für Dein Schaffen jeder Art, Erklärungen für Dein Tun bei allen Arbeiten; da wird Deine Seele weit und Dein Blick groß in dem Bewußtsein, an dem großen Gabentische des Schöpfers mit zu empfangen!

27. Mai 1928 Pfingstsonntag

Machte heute mit meinem Freund eine Tour per Fahrrad nach Schloß Burg an der Wupper. Um 5 ½ Uhr morgens setzten wir uns auf's Fahrrad. Wir fuhren über Homberg, Meiersberg, Wülfrath und über Dornap, wo wir mächtige Berge vor uns hatten, die wir teils laufen mußten. Die Straße war bisher sehr gut. An den Seiten mit großen Ulmen (*Ulmus*) bewachsen. Von hier fuhren wir dann über Vohwinkel, wo wir noch blühende Apfelbäume vorfanden, während bei uns die Blütezeit schon 3 Wochen vorbei ist, nach Gräfrath.

Hier verzehrten wir in einer Gartenwirtschaft unser Frühstück. Die Sonne brennt schon heiß vom Himmel. Nach kurzer Ruhepause geht's weiter über Solingen nach Burg. Es ist hier einfach herrlich. Fuhren erst zur Burg oder Schloß Burg an der Wupper.

Das Schloß liegt herrlich auf dem Berge. Wir gingen durch das ganze Schloß. Sahen hier viele Altertümer wie Waffen, Bilder und Schriftstücke, Bücher und andere Sachen. Durchschritten den Turm und hatten hier eine herrliche Aussicht.



Krankheiten, An-
legen von Rosen
und Obstgärten,
oder Plantagen.
Kurz, über viele
Sachen, die mir zur
Ausbildung meines
Berufes nützlich
sind. Es ist sehr in-
teressant.

Vorsitzender des Prüfungsaus-
schusses war übrigens der Düs-
seldorfer Gartenarchitekt Reinhold
Hoemann. (R. Hoemann schuf die
erste Kleingartenanlage im Rhein-
land und legte Teile des Poens-
genparkes neu an.)

Bis Anfang der 1920er-Jahre war
die Gehilfenprüfung freiwillig.

Nach längerem Aufenthalt holten
wir wieder unsere Räder aus der
Wache und traten unseren Rück-
weg an. Wir schauten von unten
noch mal herauf zum Schloß. Wel-
che herrliche Naturschönheit bie-
tet sich hier den Augen der Besu-
cher.

Wir fahren jetzt wieder den selben
Weg zurück, da uns anderes nicht
übrig blieb. So gelangten wir ohne
Defekt am Fahrrad um 17 1/2 Uhr zu
Hause an.

Natürlich abends müde, aber wir
hatten viel gesehen für wenig
Geld. Die ganze Tour kostete nur
2,75 Mark.

An meinen freien Stunden befinde
ich mich teils unter meinen Freun-
den, mit denen ich viel an einem
nahen Teiche baden gehe oder
mich am Waldesrand im Grase
ausruhe oder auch zu Hause in un-
serer Laube, wo ich einige Fach-
bücher lese. Habe jetzt das Jubilä-
umsbuch der Firma L. Späth vor.
Es berichtet über Baumschulen
zum Beispiel über Rosen und ihre

Und nun etwas über Deine Gesell-
schaft. Ein guter Freund ist Goldes
wert! Mancher verdankt sein ganzes
Lebensglück dem gütigen Schicksal,
das ihm einen wahren Freund zuführ-
te. Daher trau, schau, wem? Besieh
Dir Deinen Umgang und verfolge seine
rechten Absichten. Halte Dich auf
jeden Fall peinlich fern von aller
liederlichen Gesellschaft beiderlei Ge-
schlechts, damit Du nicht an Leib und
Seele erkrankst und Dir und anderen
für Dein ganzes Leben unsäglichen
Schaden zufügst. Habe den Mut, stets
treu dem Gedanken zu leben, daß Du
niemals einen Fuß dorthin setzen woll-
test, wo Du von liebenden Eltern oder
einem wohlmeinenden Lehrherrn
nicht gern gesehen wärest.

Die Gehilfenprüfung

Nach dreijähriger Lehrzeit legt
Theodor Hucke am 24. Februar
1930 seine Prüfung zum „Geprüf-
ten Gärtnergehilfen“ mit der Ge-
samtnote GUT ab.

Die Prüfung erstreckte sich auf die
Fachrichtungen: Topfpflanzenkul-
turen und Obst- und Gemüsebau.

Wer aber eine Gärtnerschule besu-
chen wollte, um später die Ober-
gärtnerprüfung abzulegen, musste
die vor dem Prüfungsausschuss
der Landwirtschaftskammer abge-
legte Gehilfenprüfung nachweisen.
Fast alle städtischen Gartenverwal-
tungen und alle preußischen Pro-
vinzial- und Staatsbehörden stell-
ten ausschließlich geprüfte Gärt-
nergehilfen in ihre Betriebe ein.

Nach neun Jahren gärtnerischer
Tätigkeit und mit Vollendung sei-
nes 25. Lebensjahres legte Tho-
mas Hucke die Prüfung zum
Obergärtner ab. Die bestandene
Prüfung berechtigte ihn zur Füh-
rung des Titels „Geprüfter Ober-
gärtner“.

Die Meisterprüfung

Noch während des Krieges
bestand Theodor Hucke am 20.
März 1944 die Prüfung zum
Gärtnermeister, mit dem Haupt-
fach Landschaftsbau und dem
Nebenfach Blumen- und Zier-
pflanzenbau.

Liste der Pflanzen, die in der Gärtnerei der Familie Poensgen vorgezogen und im Wohngarten ausgepflanzt wurden

Rosen:	<p>Polyantha-Rosen: 'Hamilton' (rosa), 'Herriot' (lachsrosa), 'Golden Emblem', 'Marchaniel', 'Mme Festeau', 'Orleans' (rot)</p> <p>Im Laubengang standen Kletterrosen 'Crimson Rambler' (rot), 'Tausendschön' (dunkelrosa)</p>
Einjährige Pflanzen:	<p>Begonie (Begonia semperflorens), Clarkie (Clarkia pulchella), Kokardenblume (Gaillardia pulchella), Leverbalsam (Ageratum mexicanum), Levkoje (Matthiola incana 'Kaiserin Augusta'), Löwenmaul (Antirrhinum majus), Pantoffelblume (Calceolaria hybrida 'Grandiflorum'), Petunie (Petunia hybrida), Ringelblume (Calendula officinalis), Studentenblume (Tagetes), Vanilleblume (Heliotropium arborescens), Witwenblume (Scabiosa atropurpurea), Wucherblume (Chrysanthemum indiana, C. 'Altgold', 'Edelstein', 'Loucre d'or', 'Mad. Liobard', 'Mad. Oberthür', 'Majestic', 'Mannheimer Markt', 'Ondiene'), Zinnie (Zinnia elegans)</p>
Zweijährige Pflanzen:	<p>Bart-Nelke (Dianthus barbatus 'Scharlachkönig'), Marien-Glockenblume (Campanula medium), Stiefmütterchen (Viola tricolor), Vergißmeinnicht (Myosotis)</p>
Stauden:	<p>Aster (Aster sinensis), Becherprimel (Primula obconica), Ehrenpreis (Veronica spicata), Feder-Nelke (Dianthus plumaris), Fuchsia (Fuchsia magellanica 'Gracilis'), Garten-Nelke (Dianthus caryophyllus), Geranie (Pelargonium grandiflorum, P. peltatum, P. zonale), Goldlack (Erysimum cheiri), Lampionblume (Physalis franchetii), Lupine (Lupinus polyphyllus), Polster-Glockenblume (Campanula garganica), Zyperngras (Cyperus alternifolius), Türken-Mohn (Papaver orientale)</p>
Zwiebel- und Knollengewächse:	<p>Dahlie (Dahlia hybrida 'Andreas Hofer' (zartrosa), 'Auverla' (hellerot), 'Ave Maria' (reinweiß), 'Dr. Helmuth Späth' (helllila), 'Fred Lau' (weinrot), 'Gera' (dunkelviolett), 'Goldene Sonne' (zartgelb), 'Gunhilde Schelenburg' (leuchtendrot), 'Königin der Gelben' (zartzitronengelb), 'Marie Hubmann', 'Miss Crovlex' (zartorange), 'Pride of California' (dunkelsamtrot), 'Pride of San Francisco' (zartrosa), 'Prinzess Juliana' (weiß), 'Princess of Wales' (ziegelrot), 'Salmonea' (lachsrosa), 'Terrakotta' (terrakottafarben), 'Sonnenaufgang' (hellorange), 'Sonnenuntergang' (orange), 'Zauberin' (zitronengelb)</p> <p>Freese (Freesia Hybriden), Gladiole (Gladiolus canadensis), Hyazinthe (Hyacinthus orientalis), Schwertlilie (Iris germanica), Tulpe (Tulipa Hybriden 'Due von Tholl', 'Gelber Prinz')</p>

Obst:	Apfel	(Sommeräpfel 'Charlamowsky', 'Weißer Klarapfel'), (Herbstapfel 'Transparent aus Croncels'), (Winteräpfel 'Ananas-Renette', 'Freiherr von Berlepsch', 'Landsberger Renette')	
	Birne	(Sommerbirnen 'Gute Louise von Avranches', 'Williams Christ') (Herbstbirnen 'Amanlis Butterbirne', 'Birne von Tongre', 'Clapps Liebling', 'Esperance Herrenbirne') (Winterbirne 'Clairgeau's Butterbirne', 'Josephine von Mecheln', 'Vereinsdechantsbirne')	
	Erdbeere	'Roter Elefant'	
	Himbeere		
	Johannisbeere		
	Pfirsich	'Frühe Magdalene'	
	Pflaume	'Grüne Reneklode'	
	Rhabarber		
	Sauerkirsche	'Schattenmorelle'	
	Stachelbeere		
	Weintrauben		
	Gemüse und Gewürze:	Bohne	(Dicke Bohne, Stangenbohne 'Erntebringer', Strauchbohne 'Fürst Bismarck', 'Hinrichs Riesen')
		Dill	
Erbse		'Allerfrüheste Mai', 'Konservenkönigin'	
Gurke			
Kartoffel		'Holländer Erstlinge', 'Pauls Juli'	
Kohl		(Blumenkohl, Kohlrabi 'Weißer Goliath', Rosenkohl 'Gonsenheimer', Rotkohl 'Holländischer', Weißkohl 'Amager', Wirsing 'Erfurter')	
Kürbis			
Mangold			
Möhren		'Gonsenheimer Treib', 'Nantaiser'	
Porree		'Riesen von Carentan'	
Radieschen			
Rote Beete			
Rübstiel			
Salat		(Endivien, Feldsalat, Kopfsalat 'Böttners Treib', 'Gelber Troitzkopf', 'Maikönig')	
Schwarzwurzel			
Sellerie		'Imperator', 'Schneeball'	
Spinat		'Juliana', 'Neuseeländer'	
Tomate			
Zwiebel	'Queen', Schalotte		
Zimmerpflanzen:	Alpenveilchen	(Cyclamen persicum)	
	Begonie	(Begonia rex)	
	Bromelie	(Bromelia),	
	Buntnessel	(Columnea gloriosa),	
	Dickblatt	(Crassula falcata),	
	Frauenhaarfarn	(Adiantum raddianum),	
	Kakteen		
	Korallenbäumchen	(Solanum capsicastrum),	
	Orchideen	(Cypripedium unsequae),	
	Rosenkaktus	(Selenicereus grandiflorus 'Königin der Nacht'),	
	Schwertfarn	(Nephrolepis exaltata),	
	Tradescantie	(Tradescantia blossfeldiana),	
	Usambaraveilchen	(Saintpaulia ionantha),	
	Weihnachtsstern	(Euphorbia pulcherrima),	
Zierspargel	(Asparagus plumosum, A. sprengeri),		
Zimmer-Calla	(Zantedeschia aethiopica)		

Theodor Hucke

geboren: 12. 1. 1913

19. 4. 1927 - 31. 12. 1929

Lehre in der
Poensgen'schen Gärtnerei
Lehrherr:
Obergärtner Wilhelm Gaull

24. 2. 1930

Prüfung zum Gärtnergehilfen
Topfpflanzenkulturen,
Obst- und Gemüsebau

1.4.1930 - 31.12.1931

Bosse & Winkler in Düsseldorf
Gartengestaltung, Gartenpflege,
Staudenkulturen

10/1934 - 30.6.1939

Obergärtner (zwischenzeitlich
ein Jahr Militärdienst)
Gartengestalter Josef Buerbaum in Düsseldorf
Großunternehmer für gärtnerische Anlagen /
Spiel- und Sportplatzbau

20. 3. 1944

Prüfung zum Gärtnermeister
Landschaftsbau, Blumen- und Zierpflanzenbau

3.7.1939 - 31.10.1950

Gärtner
Städtische Krankenanstalten in Düsseldorf
Gemüsebau, Pflege und Unterhaltung der Gartenanlagen

1.11.1950 - 30.4.1976

Erster Platzmeister im Rheinstadion
Sportamt Düsseldorf
Sportplatzbau und Pflege



Das Mandelbäumchen

*Ich bin noch klein und hab erst zwölf Blütchen.
Auf meinem Schildchen steht „Prunus trilosa“.
Ich bin nicht so groß wie die gelben Forsythien.
Dafür bin ich rosa.*

*Ich bin noch klein und ganz ohne Füßchen.
Und wüßte so gern, wie das Tanzen tut!
Überbringen Sie, bitte, die schönsten Grüßchen
den Gänseblümchen und den Radieschen!
Und es ginge mir gut.*

Erich Kästner



... **wie**
Höchstleistung.

Schalungs- und Gerüstsysteme
für **hervorragende Bauwerke.**



Besuchen Sie uns im Internet:
www.huennebeck.de

Hünnebeck GmbH

Postfach 10 44 61 · 40855 Ratingen

Telefon (02102) 937-1 · Fax (02102) 37651 · info@huennebeck.com

HÜNNEBECK



Blumberg GmbH & Co KG
 Gegründet 1885
 Kalkumer Str. 46
 40885 Ratingen - Lintorf
 Telefon: 0 21 02 - 38 03-0
 Telefax: 0 21 02 - 380 380
 e-mail: info@blumberg.de
 Internet: www.blumberg.de

Diagramm-Papiere
 für Medizin und Industrie
 Meßtechnisches Zubehör
 Thermo-Papiere
 EG-Tachographenscheiben
 Fax- und Telexrollen
 Tabellier-Papiere
 Additions- und Kassensrollen
 Etiketten
 Parkschein- und Ticketpapiere
 Fahrscheinpapiere
 als Rollen oder Faltsagen

Giegling Zuhmann

GmbH + Co. KG

Fliesenleger-Meisterbetrieb

Bäder	Fliesen
Balkone	Marmor
Küchen	Granit

Siemensstraße 20
 40885 Ratingen-Lintorf
 Tel.: (021 02) 3 12 86
 Fax: (021 02) 3 47 98
 Mobil: (0171) 7 92 36 76

FENSTER · TÜREN · SICHERHEIT

FRIEDO ECKERT BAUELEMENTE GmbH



Unser Lieferprogramm:

- Fenster und Türen aus KÖMMERLING-Kunststoff, Holz, Aluminium
- Rollläden und Vorsatzrollläden aus Kunststoff, Aluminium
- Rollladenantriebe, Garagentorantriebe
- Beschläge, Zylinder, Schließanlagen
- Mechanische Sicherheitssysteme
- Verglasungen aller Art
- Insektenschutzgitter, Markisen, Safes

Unser Dienstleistungsprogramm:

- Reparatur aller Fensterfabrikate
- Wartung von Fenstern und Türen
- Beseitigung von Einbruchschäden
- Kostenlose Sicherheitsberatung vor Ort
- Umrüsten auf Sicherheitsbeschläge
- Nachrüsten von mechanischen Sicherungen

Angebote erstellen wir kostenlos!

Und was können wir für Sie tun?

Alle o.g. Bauelemente werden geliefert und durch unsere kompetenten Mitarbeiter montiert, einschließlich aller erforderlichen Nebenarbeiten.

Büro + Ausstellung:

Krummeweger Straße 21 · 40885 Ratingen
 Tel.: (0 21 02) 3 48 78 · Fax: (0 21 02) 3 73 26
 E-Mail: friedoeck@aol.com

Ein Park für die Seele

Fotoausstellung der Arbeitsgemeinschaft Fotografie der VHS Ratingen
unter der Leitung von Anke Jensen-Giehler

Das Geburtsjahrsjahr des Poensgenparks warf schon früh seine Schatten voraus. Bereits im Herbst 2005 folgten die Teilnehmer/innen der Arbeitsgemeinschaft Fotografie in der Ratinger VHS der Einladung, ein fotografisches Park-Porträt zu gestalten und dieses im Jahr 2007 zu präsentieren.

Von da an nahmen während eines ganzen Jahres 16 engagierte Fotografinnen und Fotografen unter der Leitung von Anke Jensen-Giehler den Park mit ihren wachsamen Augen und ihren Kameras in den Fokus. Manfred Fiene, Leiter des Grünflächen- und Umweltamtes und Initiator des Poensgenpark-Jubiläums, vermochte der Gruppe Augen und Herz zu öffnen für die botanischen und gartenarchitektonischen Schätze in Ratingens grünem Salon. Gisela Schöttler führte die Gruppe durch ihre „drei Schlösser“ (Haus zum Haus, Poensgenpark und Cromford) und regte mit ihrer unnachahmlichen Art die Fantasie der Teilnehmer/innen an.

Im Laufe des Jahres 2006 wurden die Fotobegeisterten zu ständigen Gästen des Parks. In Grüppchen oder allein verfolgten sie dort den Wechsel der Jahreszeiten, des Wetters, der Stimmungen. Bei jedem Parkbesuch, bei jedem Hin-

schauen entdeckten sie neue Details, neue Perspektiven, neue Lichtsituationen und rückten sie ins rechte Bild.

Auch die angrenzenden Anwesen „Haus zum Haus“ und die ehemalige Baumwollspinnerei „Cromford“ wurden in das Projekt einbezogen. Bei Sonne und Nebel, am Tag, zur Dämmerung und in der Nacht war die Gruppe auf Motivsuche. Es kam zu überraschenden Einblicken, Ausblicken und Durchblicken. Ob aus der Froschperspektive im Biotop, dem Fensterausblick aus dem zauberhaften Gartensaal des Herrenhauses Cromford, dem Farbwechsel der alten Kastanienallee im Laufe eines Jahres oder dem nächtlichen Lichtspiel an der Wasserburg „Haus zum Haus“ – das Spektrum der gestalterischen Möglichkeiten war schier grenzenlos.

Beim Picknick im Park, der Nacht der Museen oder der Kinder-Ferienaktion im Cromfordpark – nie fehlte die eine oder andere aufmerksame Kamera.

So kamen im Laufe des Jahres einige tausend Fotos zusammen, und dann plagte die Gruppe die Qual der Wahl ...

Viele Kursabende dienten danach der Sichtung und Auswertung der Bildbeiträge, dem Auswählen der

Motive, Entwerfen von Layouts, Arrangieren von Tableaus. Dann mussten die Vergrößerungen erstellt und ausstellungsreif aufgezogen werden. Das Beschriften und Einrahmen der Arbeiten sowie das Arrangement der Hängung (ein ganz wichtiger kreativer Akt jeder Ausstellung) machten viel Arbeit, aber noch mehr Freude – denn mit dem Ergebnis wurden alle Beteiligten belohnt für ihren 15-monatigen fotografischen Einsatz sowie ihre Geduld und Ausdauer.

Am 2. März 2007 freute sich die Gruppe, zur Ausstellungseröffnung ins Medienzentrum einladen zu können, und 170 Besucher folgten bereits im Laufe des ersten Abends dieser Einladung. In einem Bilderzyklus aus 90 großformatigen Einzelfotos und Tableaus wurde ein facettenreiches Park-Porträt vorgestellt. Sozusagen als Geburtstagsgeschenk für unseren Park.

Hiermit begann der Reigen der Veranstaltungen, mit denen der 100 Jahre alte Park im Laufe des Jahres gewürdigt wurde.

In dieser Ausgabe der „Quecke“ finden Sie einen kleinen Teil der Fotografien als Erinnerung an ein wunderschönes Poensgenpark-Geburtsjahrsjahr.





„Haus zum Haus“

Foto: Ulrike Kriewitz



„Wassergraben bei Haus zum Haus“

Foto: Heidi Hohmeier



„Blick ins Parkinnere“

Foto: Heidi Hohmeier



„Im Blickpunkt“

Foto: Anke Jensen-Giehler



„Morgensonne unter der Atlas-Zeder“

Foto: Kirsten Piekenbrink



„Angerbrücke“

Foto: Anke Jensen-Giehler



Foto: Hartmut Nehm



Foto: Martin Knauf



Foto: Birgit Becker



Foto: Kirsten Piekenbrink

„Die Kastanienallee im Wechsel der Jahreszeiten“



„Grablege der
Familie Brügelmann“

Fotos:
Ulrike Kriewitz
Kirsten Piekenbrink
Anke Jensen-Giehler



„Cromfordpark im Novembernebel“

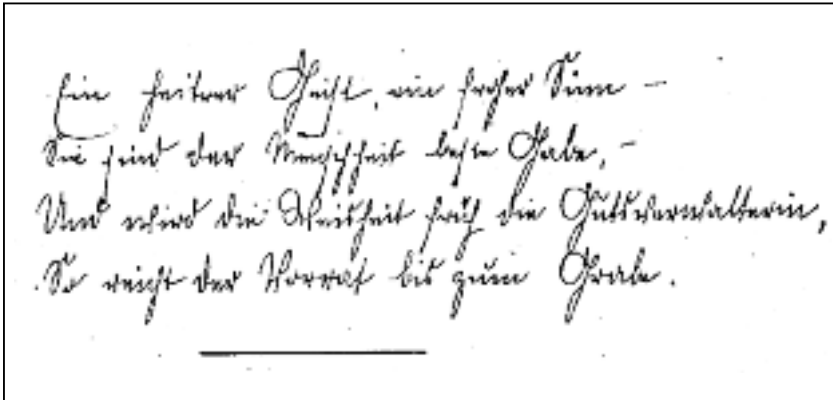
Foto: Birgit Becker



„Blick aus der Eingangshalle des Cromford-Herrenhauses“

Foto: Anke Jensen-Giehler

Gedanken zu einem alten Kochbuch



Mit diesem Sinnspruch beginnt das handgeschriebene Kochbuch von Frau **Caroline Brügelmann**, das hier vor mir liegt. Über 100 Jahre ist es alt. Es entstand etwa zu der Zeit, als **Moritz Brügelmann** (1864-1947) das Gelände des späteren Poensgenparks an seinen Schwiegervater **Carl Poensgen** verkaufte.

Caroline Brügelmann, geborene Ehrismann, stammte aus Pforzheim. Sie hatte Moritz Brügelmanns Bruder **Hermann** (1869-1944) geheiratet und lebte mit ihm, dem Sohn **Rolf** und den beiden Töchtern **Karin und Ellen** im Herrenhaus Cromford. Das von ihr hinterlassene Kochbuch enthält in Deutscher Schreibrift niedergeschriebene Koch- und Backrezepte der damaligen Zeit. Darüber hinaus kann man den Speiseplan eines hochherrschaftlichen



Caroline Brügelmann
(1875 - 1963)
im Jahre 1920

Hauses für ein ganzes Jahr (1900) nachlesen, wobei interessanterweise gelegentlich auch die Kosten für die Zutaten der jeweiligen Menüs festgehalten wurden.

Die engen verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Familien Poensgen und Brügelmann lassen vermuten, dass man auch gesellschaftlich miteinander verkehrte, sich gegenseitig besuchte und zu gemeinsamen Mahlzeiten einlud oder verabredete. So könnte Carl Poensgen die Rezepte der Schwägerin seiner Tochter **Hedwig** im Hause Cromford kennengelernt haben, oder im Angerhaus des Poensgenparks wurde nach Rezepten der Caroline Brügelmann gekocht und gebacken.

Ich blättere in dem alten Kochbuch, und mein Blick fällt auf Rezepte, deren Ergebnisse mir aus meiner Kindheit noch bestens bekannt sind.

Frau Brügelmann war sehr kinderlieb, und so fielen auch öfter ein Stück Kuchen oder leckere Plätzchen für mich ab.

Da war zum Beispiel die Weihnachtsbrezel, über die ich vor etlichen Jahren an anderer Stelle ausführlich berichtet habe¹⁾. Oder auch die Vanillestangen – eine Art Teegebäck – die vorzüglich schmeckten. Das Gleiche gilt auch für die „Butter-S-“, Plätzchen in S-Form, die im Hause Brügelmann immer „Butter-S-le“ genannt wurden – in der badischen Heimat der Hausherrin wird noch heute man-

ches Wort mit einem „le“ am Ende bedacht.

Butter-S

½ Pfund Butter, 4 Eigelb, ¼ Pfund Zucker, 1 Pfund Mehl, etwas Citrone. In die flüssig gerührte Butter giebt man die anderen Zuthaten, knetet den Teig leicht zusammen, formt schöne S daraus, die man mit Eiweiß bestreicht u. mit Zucker und gut gehäckselten Mandeln bestreut. Sie werden in gut heißem Ofen gebacken.

Ein Gedicht waren auch die Haselnussmakronen, die vorzugsweise in der Advents- und Weihnachtszeit auf dem Plan und damit auf dem Tisch standen. Aber auch Torten und Kuchen wurden von Frau Brügelmann zu allen möglichen Gelegenheiten meisterhaft zubereitet. Da war zum Beispiel die Apfeltorte, die auf der Zunge zerging, und die, glaube ich, ein Glanzstück bei den Damenkränzchen war. Des Weiteren der Wickelkuchen. Ein Hefekuchen mit einer leckeren Füllung, der sich ebenfalls allgemeiner Beliebtheit erfreute, und den dann auch meine Mutter in ihr Back-Repertoire übernommen hat. Später habe auch ich ihn dann fabriziert. Wie gesagt, dieses Gebäck erfreute sich allgemeiner Beliebtheit, besonders dann, wenn es ganz frisch war.

Wickelkuchen

2 Pfund Mehl, 300 g Butter, 4 Eier, etwas Salz, 175 g Zucker, ½ l Milch, 30-40 g Hefe. Mit diesen Zuthaten bereitet man einen ziemlich festen Hefeteig, läßt diesen gut gehen u. rollt ihn dann auf einem Brett 1½ ctm dick aus. Nun bestreicht man ihn mit wenig Butter, streut Zucker, ¾ Pfund Rosinen u. ¼ Pfund geschnittenes Zitronat darauf. Nun

1) Die 1978 entstandene Erzählung „Die Weihnachtsbrezel“ wurde veröffentlicht in „Unsere alte Stadt und andere Gedichte und Erzählungen“, herausgegeben vom Heimatverein „Ratinger We-iter“, Ratingen 1987

wickelt man ihn von einem Eck aus hübsch zusammen, läßt ihn nochmals 20 Minuten gehen, bestreicht ihn mit verrührtem Eigelb und backt ihn in guter Hitze etwa 1 Stunde.

Soweit der kleine Überblick über Torten und Kuchen, der „süße Erinnerungen“ bei mir weckte.

Nun wollen wir uns einmal anschauen, was an einem gewöhnlichen Sonntagmittag bei den Brügelmanns auf den Tisch kam. Wir werfen einen Blick auf den Speiseplan für **Sonntag, den 30. September 1900**. Da heißt es: ... Aber lesen Sie doch einfach selber. Es ist zwar ein wenig mühsam, die „Deutsche Schrift“ zu entziffern, aber es geht. Glauben Sie mir!

Wenn Sie mitgerechnet haben, betragen die Kosten für das Sonntagsmenü der Familie Brügelmann, bestehend aus Grünkernsuppe als Vorspeise, Schweinskoteletts, Sauerkraut und Kartoffeln als Hauptgericht und Gelbrüben-torte als Dessert 11 M 58!

Doch nun gerate ich ins Staunen, was lese ich denn da? Das kann doch gar nicht sein! Oder etwa doch? Narrt mich am Ende gar ein Spuk? Am **Montag, dem 29. Oktober 1900**, gab es im Herrenhaus Cromford zum Mittagessen „Pommes frites“. Vor über 100 Jahren in einer deutschen Küche „Pommes frites“? Ja, da steht es schwarz auf weiß: Und wie wurden die „Pommes“ damals zubereitet?

Gebackene Kartoffeln (Pommes frites)

7 Pfund Kartoffeln werden gewaschen, geschält und in halbfingerlange ¼ ctm dicke Stäbchen geschnitten, rein gewaschen + gesalzen. Vor dem Backen giebt man sie in ein reines Tuch, trocknet sie gut ab und bäckt sie in heißem Fett nach + nach schön gelb. Nun legt man sie auf ein mit Papier ausgelegtes Sieb + läßt sie gut abtropfen.

Zubereitungszeit: 2 Stunden

Da staunen Sie, was? Nun, das habe ich auch getan.

Lore Schmidt

Handwritten recipe for "Gelbrüben-torte" (Yellow Root Torte) dated Sunday, September 30, 1900. The text is written in a cursive German script and lists ingredients and preparation steps for a dessert.

Handwritten recipe for "Gelbrüben-torte" (Yellow Root Torte) dated Monday, October 29, 1900. The text is written in a cursive German script and lists ingredients and preparation steps for a dessert.

Handwritten recipe for "Gelbrüben-torte" (Yellow Root Torte) dated Monday, October 29, 1900. The text is written in a cursive German script and lists ingredients and preparation steps for a dessert.

Vorbilder für die erste Fabrik auf dem Kontinent in Ratingen in der Textilregion Aachen?

Direkt an der Cromforder Allee, die heute zum Herrenhaus von Johann Gottfried Brügelmann führt, steht ein langgezogener weißer Bau mit zwei Torbögen. Durch den einen gelangt man zum Haupteingang des Rheinischen Industriemuseums, Schauplatz Ratingen. Der tatkräftige Unternehmer Brügelmann ließ diesen ursprünglich sieben Fensterachsen und vier Stockwerke messenden Bau 1783/84 als erstes Fabrikgebäude (Alte Fabrik) für die neuen englischen Maschinen errichten, mit denen er feinstes Baumwollgarn herstellen wollte. Dies ist ebenso bekannt wie die Tatsache, dass er dem neuen Ensemble, bestehend aus „Alter Fabrik“, „ursprünglichem Wohnhaus“, „Werkstätten“ etc. – den Namen „Cromford“ gab.



Plan von der Anlage in Ratingen-Cromford, 1789 (Detail)

Der Einsatz von englischen Maschinen und insbesondere der Name „Cromford“ haben in der Forschung oft dazu geführt, die Vorbilder für die Anlage des Kaufmanns und Industriepioniers aus Elberfeld in Ratingen ausschließlich in England zu suchen. Doch wir sollten uns fragen, ob die abenteuerliche Beschaffung der Maschinen aus England (Industriespionage), die Taufe des Ensembles mit dem Namen Ratingen-Cromford nach Arkwrights Fabriken in England, den Blick nicht zu sehr verstellt. Hier sind zumindest für die Gründungsjahre Zweifel angebracht. Nicht, was die

Beschaffung der Maschinen bzw. der Maschinenteknik betrifft, wohl aber in Hinblick auf die Architektur. Es erscheint sinnvoll, auch andere Regionen bei der neuerlichen Untersuchung der Anlage zu berücksichtigen. Einiges spricht dafür, einen der prosperierendsten Wirtschaftsräume des 18. Jahrhunderts in ganz Europa – die Textilregion Aachen –, zu der es aus dem Bergischen Land eine Reihe von Kontakten gab, nicht unberücksichtigt zu lassen.

Rund um Aachen nutzte im 18. Jahrhundert ein fortschrittliches

Unternehmertum die günstigen Standortfaktoren, ein gut ausgebildetes Arbeitskräftepotenzial und ein hoch entwickeltes Infrastruktursystem zur Herstellung von feinstem Wolltuch für internationale Märkte.¹⁾ Die Tuchindustrie produzierte vorwiegend aus importierten Rohstoffen (Merinowolle aus Spanien, Hilfsstoffe aus Frankreich und Italien etc.) für Russland, Österreich, die Levante, Frankreich, Italien und Spanien. Einzelne Unternehmen wie „Johann Heinrich Scheibler & Söhne“ (Monschau), „Isaac v. Loevenich &



Die erste Fabrik auf dem Kontinent, erbaut von Johann Gottfried Brügelmann, Ratingen-Cromford, Aufnahme 1987

1) Vgl. hierzu und dem Folgenden: Martin Schmidt, Tuchmanufakturen in der Region Aachen. Frühneuzeitliche Werkbauten als Spiegel einer Betriebsform zwischen Verlag und zentralisierter Produktion, in: Dietrich Ebeling (Hg.), Der Riss im Himmel. Clemens August und seine Epoche, Bd. 8, Aufbruch in eine neue Zeit. Gewerbe, Staat und Unternehmer in den Rheinlanden des 18. Jahrhunderts, Köln 2000, S. 129-164; und Dietrich Ebeling, Martin Schmidt: Zünftige Handwerkswirtschaft und protoindustrieller Arbeitsmarkt. Die Aachener Tuchregion (1750 - 1815), in: Dietrich Ebeling/Wolfgang Mager (Ed.), Protoindustrie in der Region. Europäische Gewerbelandschaften vom 16. bis 19. Jahrhundert (= Studien zur Regionalgeschichte, Bd. 9), Bielefeld 1998, S. 249-269.

Comp.“ (Burtscheid) oder „Johann Arnold v. Clermont“ (Vaals) gelang sogar der Aufstieg zu Lieferanten europäischer Fürstenhäuser.²⁾ Der mit Goethes Vater bestens bekannte Bartholomäus von Loevenich durfte das französische Lilienwappen führen und die „Il vero Borcetto“ an den Hof in Rom verkaufen; Wilhelm Scheibler, der Sohn Johann Heinrich Scheiblers aus Monschau, lieferte an den Wiener Hof.

Die Konkurrenzsituation auf den Rohstoff- und Absatzmärkten im internationalen Wettbewerb mit den Unternehmen aus zum Beispiel Leeds, Salisbury, Elboeuf, Sedan oder Abbeville erforderte dabei ein dynamisches Betriebssystem zur Produktion von hoher Flexibilität, das neben der Sicherung der Qualität eine konjunkturabhängige Mobilisierung großer Arbeitskräftepotenziale erlaubte, ohne gleichzeitig der Handelssphäre größere Mengen Kapital zu entziehen. Die Unternehmer der Region hatten seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts zur Herstellung ihrer Tuche deshalb ein Betriebssystem zwischen Manufaktur und Verlag entwickelt.

Zentralisierung der qualitätssichernden Fertigungsschritte (Wollbereitung und Appretur) auf der einen Seite und verlagsmäßige Organisation der arbeitsintensiven Produktionsstufen (Spinnerei u. Weberei) auf der anderen Seite, schienen den ‚Entrepreneurs‘, d.h. den Unternehmern, das geeignete Mittel. Dieses Betriebssystem, das im Sinne des Göttinger Historikers Karl-Heinrich Kaufhold am besten als „Dezentrale Manufaktur“ beschrieben wird, wurde in der Region Aachen im Laufe von etwa 150 Jahren immer weiter entwickelt und ausgebaut. Es erreichte um 1800 seine ausgeprägteste Form und wurde erst in den 1820er-Jahren langsam von der auf Maschinenarbeit basierenden Fabrik verdrängt.

Im Gegensatz zur verlagsmäßig-hausindustriell organisierten Spinnerei und großen Teilen der Weberei wurde die sogenannte Nass- und vor allem die Trockenappretur bereits seit dem Ende des 17. Jahrhunderts zentralisiert. Motor einer stärkeren betrieblichen Konzentration war unter anderem der Wechsel der Vertriebsstruktu-

ren: Gegenüber dem Messehandel gewann im Verlauf des 18. Jahrhunderts der Absatz über Kontore und Handlungsreisende zunehmend an Bedeutung. Dies bedeutete, dass immer größere Teile der Produktion nicht mehr für langfristige kalkulierbare Messetermine gefertigt werden konnten, sondern für rasch abzuwickelnde Bestellungen produziert werden mussten. Erschwerend kam hinzu, dass sich die Nachfrage bei der Vielfalt an Tuchsorten nur noch bedingt im Vorhinein abschätzen ließ. Insbesondere bei gemusterten Tuchen konnte durch jederzeit verfügbare Produktionskapazitäten in der Weberei und Appretur die Lagerhaltung reduziert, vor allem nach Bedarf produziert und damit den Vorgaben der Trends im modisch so wechselhaften Barock und Rokoko bei einer Minimierung des Risikos von Verlusten gefolgt werden. Eine ausschließlich dezentral organisierte Betriebsstruktur hätte dies nicht zugelassen. Zentrale Betriebskerne – und dies bedeutet Gebäude, in denen zumindest ein Teil der Produktion untergebracht werden konnte – waren notwendig. Und diese hatten für die Unternehmen entscheidende Vorteile, wie aus einem Gutachten der „Feinen Gewandschaft“, einem Zusammenschluss bedeutender Monschauer Tuchunternehmer um die Familie Scheibler, für ihre Lenneper Kollegen im Bergischen Land hervorgeht:

„[...] der Fabrikant selbst, indem dieser nach denen besonderen Verhältnissen, worinnen er mit seinen Abnehmern stehet, sich richten, und selbst während der Bereitung, nach der Beschaffenheit der Wolle, Farbe, des Gespinstes, der Webung, Façon und Walke beurtheilen muß, ob die Qualität die bestimmte Bereitung vertragen kann, damit weder durch übermäßige das Tuch verdorben, noch bey zu schlaffer ein gutes Tuch unter demjenigen Grad der Vollkommenheit bleibe, welches bey einer zweckmäßigen Bereitung erreichen können.“³⁾ „[...] [in den] Schererwickeln, wo unter fortwährender Aufsicht des Meisterknechts gearbeitet wird, [...], ist der Fabrikant im Stande, allständlich die Arbeit nachzusehen, und nach Befinden dem Meisterknecht aufzugeben, mit der Bereitung einzuhalten oder dabey nachzusetzen.“⁴⁾

Die Eupener Unternehmer hatten schon seit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert nicht unerhebliche Mittel in zentrale Produktionseinrichtungen, sogenannte Winkel für Rauher und Scherer investiert, die dort unter der direkten Aufsicht der Fabrikanten arbeiteten.⁵⁾ Doch ein besonders interessantes Beispiel für diesen Konzentrationsprozess ist der Werkbaukomplex des Unternehmens „Isaac v. Loevenich & Comp.“ in Burtscheid. Isaac v. Loevenich selbst hatte mit dem Kauf des Hauses „Krone“ 1723 in der Hauptstraße den Grundstock für seine ‚Fabrique‘ gelegt. Zunächst jedoch hat er wohl mit dem Betriebssystem ‚Verlag‘ produziert, d.h. bis auf die Wollsortierung und die Lagerung der Rohstoffe und Halbfertig- sowie Fertigprodukte waren alle Produktionsschritte dezentral organisiert. Doch bereits um die Mitte des Jahrhunderts muss von Loevenich Teile der Schererei zentralisiert haben und damit den Schritt zur Manufaktur gegangen sein. Eine aquarellierte Zeichnung aus dem Jahre 1754, die Burtscheid aus der Vogelpers-

2) Mit Produkten der regionalen Tuchindustrie wurden die Höfe in Paris und Rom (Loevenich) sowie in Wien (Scheibler) beliefert, vgl. u.a. Scheibler, Walter, Geschichte und Schicksalsweg einer Firma in 6 Generationen 1724-1937, Aachen 1937, S. 60; Loevenich, Bartholomäus von, Kaleidoskop, oder Vermischte Gedichte, Aachen Leipzig 1841.

3) Zitiert nach Hans Carl Scheibler, Karl Wülfrath, Westdeutsche Ahnentafel, Bd. 1, Die „feine Gewandschaft“ in Monschau, Weimar 1939, S.315-399, S. 387. Bestätigt wird die Aussage des Selbstzeugnisses von den Monschauer Schererbaasen in ihrem Begleitschreiben (vgl. ebd. S. 390ff.). Ähnliche Argumente finden sich bei Johann Georg Scheibler, Gründliche und praktische Anweisung feine wollene Tücher zu fabriciren, Ein belehrendes Handbuch für Tuchfabrikanten, Tuchkaufleute und für die, die sich insgesamt, oder mit einzelnen Zweigen der Tuchmanufaktur beschäftigen, Auch für diejenigen, die sich von dieser wichtigen Fabrikation einige nähere Ansichten und Kenntnisse erwerben wollen, Breslau-Leipzig 1806, und Anonym, Die Feine Tuchmanufaktur zu Eupen, Gotha 1796.

4) Zitiert nach Ernst Barkhausen, Die Tuchindustrie in Montjoie, ihr Aufstieg und Niedergang, Aachen 1925, S. 114.

5) Joachim Kermann, Die Manufakturen im Rheinland 1750-1833 (=Rheinisches Archiv 82), Bonn 1972, S. 135.



Innenhof der zentralen Produktionseinrichtungen der Manufaktur „Krone“ in Burtscheid (Aachen), rechts: Werkbau, links: Anbau mit Festsaal im Obergeschoss, Fotografie um 1910

spektive stark verzerrt zeigt, bildet hinter der „Krone“ von Pultdächern geschützte Anbauten ab.⁶⁾ Bei diesen wird es sich um Winkel für die Schererwerkstätten gehandelt haben.⁷⁾ Doch wann genau hat der Unternehmer diesen Schritt zur Konzentration vollzogen? Ein Pachtvertrag zwischen dem Kloster in Burtscheid und Bartholomäus von Loevenich, Isaacs Sohn, gibt hier wohl den entscheidenden Hinweis. Denn am 6. Mai 1750 unterzeichnet Bartholomäus ein Papier, das ihm erlaubt, auf dem Mühlenbend zwei Tuchrahmen aufzustellen.⁸⁾ Diese Rahmen zum Spannen und Trocknen der Tuche während des Produktionsprozesses waren unerlässlich, wenn man die Schererei selbst durchführen wollte. Offensichtlich bestand um 1750 für die von Loevenichs die Notwendigkeit, die für die Tuchqualität und damit den Unternehmenserfolg sensibelsten Produktionsbereiche zu zentralisieren.⁹⁾ Im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erweiterte das Unternehmen die Werkbauten zu einem großen funktionalen Komplex. Die eben erwähnten Winkel mussten um 1770 einem großen Werkbau mit deutlich repräsentativen Elementen weichen. Vor allem die Schererei und die von diesem Arbeitsschritt nicht zu trennende Rauherei fanden hier genügend Raum. Der ausgebaut und durch große Fenster gut zu belüftende Speicher erweiterte die Lagermöglichkeiten und bot neue

Arbeitsflächen für die Wollbereitung. Die von Loevenichs investierten demnach immer mehr Kapital aus der Handelssphäre in die Produktionssphäre und machten selbst vor der Weberei nicht halt. Im zentralen Betriebskern des Unternehmens von Loevenich in Burtscheid arbeiteten im Jahre 1811 laut einer Liste zur Anforderung von Arbeitsbüchern, die jeder männliche lohnabhängig Beschäftigte mit sich zu führen hatte, 174 Personen. Davon 73 in der Weberei und 63 in der Appretur.

In den späten 1770er-Jahren erfolgte sehr rasch der weitere Ausbau der „Krone“. Zunächst errichtete man einen Anbau an den Hof-

bau. Dieser war als Festsaalgebäude konzipiert. Der Saal selbst lag im ersten Obergeschoss, genau wie im Aachener Wespianhaus, wie im Roten Haus in Monschau, wie in der Clermontschen Manufaktur in Vaals und wie in vielen Unternehmerhäusern in Eupen und Verviers. Folgte Brügelmann in Ratingen diesem Beispiel, als er 1792/94 sein Wohnhaus um den Mittelrisalit mit dem Gartensaal und dem linken Flügel zum heute noch existierenden Herrenhaus erweiterte? Der Gedanke lohnt die Hypothese. Denn schließlich hätte sich dann der erste Fabrikbesitzer auf dem Kontinent mit seiner Bauanordnung an den erfolgreichsten Unternehmern im erweiterten Rheinland orientiert, als

- 6) Hans Königs, Eine unbekannte Darstellung der Reichsabtei Burtscheid 1754. Ein Beitrag zur historischen Topographie Burtscheids, Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, 84/85, 1977/78, S. 499-552, Abb. S. 505; Hans-Karl Rouette, Aachener Textil-Geschichte(n) im 19. und 20. Jahrhundert. Entwicklungen in Tuchindustrie und Textilmaschinenbau der Aachener Region, Aachen 1992, S. 32.
- 7) Martin Henkel, Rolf Taubert, Maschinenstürmer. Ein Kapitel aus der Sozialgeschichte des technischen Fortschritts, Frankfurt/M. 1979, S. 42, weist auf solche Anbauten für Scherer in Eupen hin.
- 8) HStA Düsseldorf, Stifts- und Klosterarchive, Burtscheid Kloster, Acte 19, Copiar der Pachtverträge, S. 103r u. 104v.
- 9) Kermann, Manufakturen, S. 132; Martin Schmidt, Burtscheid. Eine Tuchmanufakturstadt um 1812 (= Beiheft und Karte VII.8, Geschichtlicher Atlas der Rheinlande), Köln 1997, S. 64-69.



Festsaal im Wespianhaus in Aachen, Zustand um 1900



Der Manufakturbau von Arnold v. Clermont in Vaals, Westflügel mit Wohntrakt und Festsaal in der ersten Etage, erbaut 1761-1764, Fotografie 2002

er seinen repräsentativen Festsaal – den Gartensaal – ebenfalls im ersten Obergeschoss errichten ließ.

Als Vorbilder für Brügelmanns Bauten in Ratingen sind also nicht nur die zentralen Elemente der „Dezentralen Manufakturen“ interessant, sondern auch die Wohnhäuser der Unternehmer. Doch zurück zu den Werkbauten: Nicht nur in Burtscheid konzentrierten Unternehmer sukzessive die Appretur in immer neuen Gebäuden. Auch in Monschau, Verviers, Eupen und Stolberg ließ sich die Entwicklung des Betriebssystems „Dezentrale Manufaktur“ mit Hilfe der Architektur der Werkbauten nachzeichnen – was hier zu weit führen würde.

Neben den vielen, am Beispiel der „Krone“ in Burtscheid gerade beschriebenen, sich evolutionär entwickelnden Manufakturkomplexen, existierte in der Aachener Region ein völlig anderer Typ: der Neubau. In allen genannten Orten und insbesondere in Monschau und Vaals bauten Unternehmer auf der sprichwörtlich gewordenen grünen Wiese gewaltige Anlagen.

1761 – und das bedeutet fast gleichzeitig zu den Bauarbeiten am Roten Haus in Monschau – ließ Johann Arnold von Clermont für Vaals einen Werkbaukomplex durch den Architekten Joseph Moretti (gest. 1793) planen und umsetzen. Er dient heute der Gemeindeverwaltung. Dieser Neubau sollte neben Räumen für die Wollbereitung und Färberei auch über Säle für die Appretur (Rauherei, Schererei, Presserei) sowie über Wohn- und Geschäftsräume verfügen.¹⁰⁾ Errichtet wurde eine vierseitig geschlossene schlossartige Anlage über einem längs-

rechteckigen Grundriss mit großem Innenhof. Bis auf den Ostflügel krönte ein umlaufendes Mansarddach, das in jeder zweiten Fensterachse Dachhäuschen aufwies und somit gut belichtet war, die Gebäudetrakte. Sowohl die Backsteinwände des höheren Erdgeschosses als auch die des etwas niedrigeren Obergeschosses wurden durch Stichbogenfenster mit Blausteingewänden durchbrochen. Den westlichen Gebäudetrakt schmückte die eigentliche Hauptfassade (insg. 17 Fensterachsen). In diesem Flügel, der zur protestantischen Kirche gerichtet war und sich zu einem ummauerten Garten öffnete, befanden sich die Wohnräume der Clermonts und der Festsaal im ersten Obergeschoss. Auch im Westflügel standen der Familie Zimmer zur Verfügung. Hier befand sich außerdem das Kontor. Die dortige Fassade war deutlich weniger ausgeprägt gestaltet als die des Südflügels, obwohl sich hier der eigentliche Eingang zu Clermonts Reich befand. Der in seiner Architektur dem Südflügel ähnliche Nordflügel war im Wesentlichen der Appretur mit Presserei vorbehalten, der Ostflügel der Färberei. Die Färberei war deutlich niedriger als die anderen Trakte des Komplexes. Der einstöckige Gebäudeteil wurde zum Innenhof von einem Mansarddach, nach Osten von einem Pultdach geschlossen. Im Jahre 1764 konnten die Arbeiten abgeschlossen werden, und Clermont verlegte seinen Wohnsitz nach Vaals.

Eben diesem Prinzip, d.h. einen gewaltigen Neubau für Hunderte

10) Zur Weberei vgl. Kermann, Manufakturen, S. 192



Skizze der zentralen Werkbauten der Manufaktur auf dem Burgau in Monschau von Bernhard v. Scheibler, Zustand um 1794



Werkbau „Die Ley“, zentraler Werkbau der Manufaktur von Paul Scheibler und Günther J.F. Orth in Monschau, heute: Kolpinghaus, Zustand 1998

von Arbeitern zu errichten, folgten die Söhne Johann Heinrich Scheiblers und setzten in Monschau die Zentralisierung von wichtigen Produktionsbereichen in ihren eigenen Unternehmen fort. Bernhard Scheibler (seit 1781 von Scheibler) der 1752 im Bergischen Land (Hagen, Iserlohn, Herdecke) mit der Tuchherstellung begonnen hatte, kam vier Jahre später aus politischen Gründen nach Monschau zurück, baute hier zunächst ein älteres Haus zum Wohn- und Geschäftshaus mit Lagerkapazitäten und Wollspüle um und errichtete im Jahre 1768 auf dem Burgau an der Eifeler Rur oberhalb der Stadt Produktionsanlagen. Man kann davon ausgehen, dass Bernhard Scheibler dort die Wollbereitung, Färberei, Appretur und Walkerei zusammenfasste, was die Integration einer Wasserhaltung für den Antrieb der Walkmühle einschloss. 1793/94 wurde mit einem Ausbau der Anlagen lediglich die Kapazität erhöht.¹¹⁾ Kernstück dieser Erweiterung waren zwei langgestreckte Gebäude aus Bruchsteinmauerwerk. Ein schmaleres, weiter oben im Hang errichtetes eingeschossiges Haus diente als Weberei. Der deutlich größere 19-achsige Bau mit vier Stockwerken schuf Raum für alle Arbeitsschritte vor und nach der Walke mit Ausnahme der Färberei. Dieses schlichte, funktionale Gebäude, dessen Typ bereits die Fabrikarchitektur des frühen 19. Jahrhunderts vorwegnahm, hatte

in Monschau bereits einen direkten baulichen Vorgänger.

Paul Scheibler, der Bruder Bernhards, hatte mit seinem späteren Schwiegersohn Günther J. F. Orth im Jahr 1778 die „Ley“ schräg gegenüber dem „Roten Haus“ an einer der engsten Stellen des Tales direkt am Hang errichtet. Um die Steigung auszugleichen, musste ein unüblich hohes Erdgeschoss als Substruktion errichtet werden. Darüber befand sich eine Etage, die durch 18 Fenster auf der Stadtseite belichtet wurde. Hier befand sich die Schererei. Die Arbeiter hatten einen direkten Zugang zum Rahmenberg, auf dem die Trockenrahmen standen, auf denen das Tuch zwischen den einzelnen Rau- und Schervorgängen getrocknet wurde. Dachhäuschen über jedem zweiten Fenster sorgten für eine immer noch gute Beleuchtung des Dachgeschosses im Mansarddach und damit dort für hinreichend gute Arbeitsbedingungen.¹²⁾

Vergleichen wir diese Werkbauten mit der „Alten Fabrik“ von Brügelmann, wird deutlich, dass sich der Bergische Unternehmer bei seinem ersten Fabrikbau nicht nach England zu orientieren brauchte. Die Anlage eines schmucklosen langgestreckten Werkkomplexes mit mehreren Geschossen, belichtet durch viele parallele Fensterachsen, war in Monschau bereits vorgebildet. Gleiches gilt für die Wasserführung für ein Wasserrad

– in der Eifel für die Walkmühle, in Ratingen zum Betrieb der Maschinen.

In Ratingen investiert Brügelmann – wie die Aachener Tuchunternehmer – eine nicht zu verachtende Kapitalmenge in seinen Werkbau, die er aus seinen kaufmännischen Aktivitäten abzog. Er brauchte jedoch bei der Suche nach einer Lösung für ein geeignetes Architekturprinzip nicht zu experimentieren. Wie zentrale Werkkomplexe – im Ratinger Fall in Teilen für maschinelle Arbeit – zu organisieren waren, konnte er in der Aachener Wolltuchindustrie seiner Zeit beobachten. Der Blick nach England war nicht unbedingt nötig, um das Prinzip zentraler Produktion zu lernen. Bis ins Detail lassen sich Parallelen ziehen. So finden sich in der „Krone“ in Burtscheid und im „Roten Haus“ in Monschau „Treppen“ für die Arbeiter durch das Unternehmerhaus am Kontor vorbei in den Werkbau, die es auch in Ratingen gegeben hat. Und selbst der prinzipielle Aufbau der Wohnhäuser vieler „entrepreneurs“ in der Aachener Region entspricht dem späteren Herrenhaus Brügelmanns. Viele liegen in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Produktionsstätten. Sie waren Kontor und Wohnhaus. In Häusern wie dem „Roten Haus“ in Monschau (um 1760), der „Krone“ in Burtscheid (um 1770), dem Komplex in Vaals (um 1760) gibt es – wie im später errichteten Ratingen – einen direkten Zugang zu den Fabrikationsbauten bzw. -räumen.

Es zeigt sich, dass sich die These, den Blick zur Bewertung der Anlage in Ratingen von England in die Region Aachen zu wenden, lohnt.

Martin Schmidt

11) Barkhausen, Tuchindustrie, S. 48; Widerspruch u.a. von Josef Mangold, Aufstieg und Niedergang der Tuchindustrie in Monschau im 18. Jahrhundert. Die Technik der Tuchfabrikation, in: Stiftung Scheibler-Museum Rotes Haus Monschau (Hrsg.), Das Rote Haus in Monschau, Köln 1994, S. 99-103.

12) Scheibler, Anweisung, S. 16f., 31.

Bildnachweis

Bild 1, 2:
LVR-Rheinisches Industriemuseum
Bild 3, 4, 5, 6, 7: privat

Entdecken Sie die schönste Form der Kapitalanlage

Es gibt Immobilien, die machen richtig Freude. Durch ihre gute Lage, ihre architektonischen Qualitäten und durch eine ordentliche Wertentwicklung. Entdecken Sie jetzt die schönste Form der Kapitalanlage und Vorsorge – mit einer Finanzierung der Deutschen Bank.

■ Beratung, die zu Ihnen passt

Wer in Immobilien investieren möchte, braucht vor allem eines: gute Beratung. Wir prüfen gemeinsam mit Ihnen, ob und wie sich Ihr Wunsch-Objekt optimal in Ihre Vermögensstruktur und Ihre Vorsorgeplanung einfügen lässt.

■ Finanzierung nach Maß

Bei Laufzeiten, Ratenhöhe und Tilgung orientieren wir uns an Ihren Plänen und Zielen. Und informieren Sie auch gerne über Ihre steuerlichen Möglichkeiten.

■ Zinsen gut, alles gut

Wir bieten Ihnen Zinsfestschreibungen von bis zu 20 Jahren. Damit Sie langfristig planen können.

Entscheiden Sie sich jetzt für die db Baufinanzierung der Deutschen Bank und profitieren Sie von attraktiven Konditionen und den derzeit niedrigen Zinsen.

Wir informieren Sie gerne.

Investment & FinanzCenter Ratingen-Lintorf

Speestraße 16, 40885 Ratingen

Telefon (0 21 02) 93 00-0



Leistung aus Leidenschaft.

Deutsche Bank



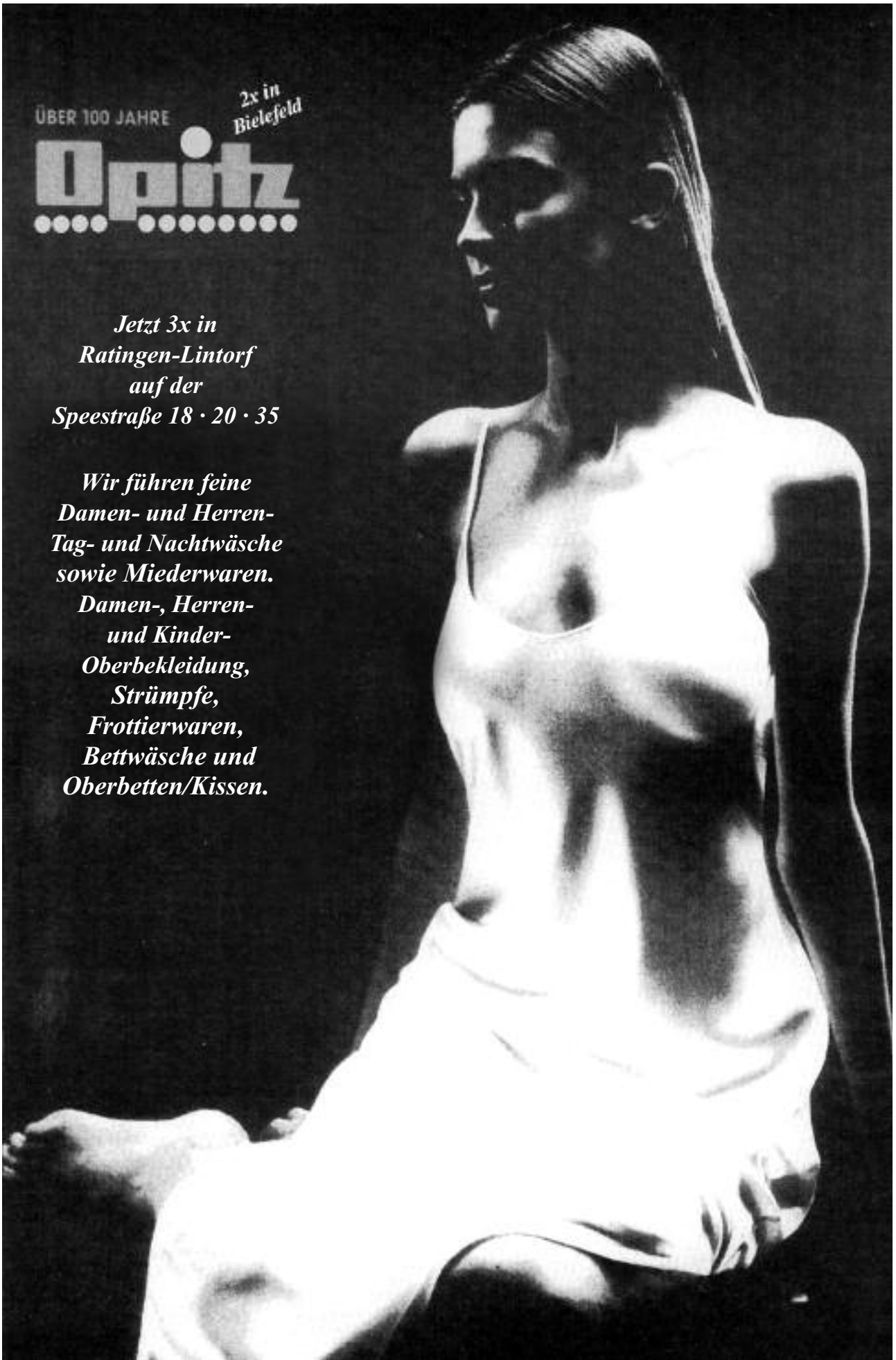
ÜBER 100 JAHRE

Opitz

2x in
Bielefeld

*Jetzt 3x in
Ratingen-Lintorf
auf der
Speestraße 18 · 20 · 35*

*Wir führen feine
Damen- und Herren-
Tag- und Nachtwäsche
sowie Miederwaren.
Damen-, Herren-
und Kinder-
Oberbekleidung,
Strümpfe,
Frottierwaren,
Bettwäsche und
Oberbetten/Kissen.*



Ausstellungen zur Kulturgeschichte der Mode und Bekleidung im Rheinischen Industriemuseum

In den letzten Jahren hat sich neben der technik- und industriege-schichtlich ausgerichteten Dauer-ausstellung in Cromford ein zweiter Themenschwerpunkt etabliert: die Kulturgeschichte der Beklei-dung und Mode. Immer wieder be-schäftigt sich das Museumsteam mit Fragen, wie sich das Beklei-dungs- und Konsumverhalten der Menschen durch die Industrialisie-rung verändert hat. Diese Ausstel-lungen erfreuen sich beim Publi-kum großer Beliebtheit und sind für Cromford zu einem wichtigen Aushängeschild geworden. Gera-de auch die letzte Ausstellung zur Geschichte der Unterwäsche stieß auf sehr große Resonanz bei Pres-se und Medien und brach alle bis-herigen Besucherrekorde.

„Nacktheit ist das Signum unserer Zeit“

Reiz und Scham – Doppelaus-stellung zur Kulturgeschichte des „Drunter und Drüber“ in Euskirchen und Ratingen

„Reiz und Scham“– unter diesem vielversprechenden Titel setzten die Schauplätze Euskirchen und Ratingen des Rheinischen Indus-triemuseums den erfolgreichen Reigen der kulturgeschichtlichen

Ausstellungen zur Bekleidung fort. Die Grundidee dieses Ausstel-lungskonzeptes ist es, im Museum nicht nur die textile Produktions-technik zu zeigen, sondern auch die textilen Produkte, die span-nende Einblicke in die Kultur- und Mentalitätsgeschichte des Indus-triezeitalters erlauben. Der Wandel der gesellschaftlichen Normen und Werte wird durch die Geschichte der Kleidung höchst anschaulich ausgedrückt. Parallel, aber mit unterschiedlichen Schwerpunkten, beleuchten die beiden aktuellen Ausstellungen mit außergewöhnlichen Expona-ten aus zwei Jahrhunderten die Facetten der Geschichte von Ver-hüllung und Enthüllung des menschlichen, vor allem des weib-lichen Körpers.

Drunter: Dessous – Unterwäsche - Bodywear

In der einstigen Textilfabrik Crom-ford präsentierte die Ausstellung „Dessous“ die hinreißende Kultur-geschichte der Unterwäsche. Dessous – Unterwäsche – Body-wear – schon diese Begriffe rufen eine Unzahl von Assoziationen hervor, die um Erotik und Sinnlich-keit, aber auch um Moral, Scham und Peinlichkeiten kreisen. Und

das Negligé heißt nicht umsonst das ‚Nachlässige‘. Die Ratinger Ausstellung näherte sich dem Thema aus dem Blickwinkel unter-schiedlicher gesellschaftlicher Gruppen, aber auch aus der Sicht der Geschlechter, um zu zeigen, wie sich der Blick auf sie veränderte, aber auch, wie und unter welchen Bedingungen sich die Unterwäsche in den letzten 150 Jahren wandelte. Wie „anziehend“ das „Darunter“ tatsächlich emp-funden wird, hat viel mit dem je-weiligen Betrachter und der Epo-che zu tun. Die Präsentation machte deutlich, dass nicht jeder den gleichen Blick auf Krinoline & Co. hatte: War für die Näherin das „Dessous“ vielleicht nur ein Stück Stoff, in dem viel Arbeit steckte, sah ein Arzt in ihm ungesunde – weil nicht wärmende – Wäsche. Stellte sich der Historiker die nüchterne Frage: Welchen Weg hat die Unterhose genommen? Von den aus zwei in der Taille zu-sammengebundenen Beinlingen der Frauen im 19. Jahrhundert bis zu dem Hauch von „Nichts“ in un-serer Zeit interessierten den Lieb-haber das „Etwas“ oder „Nichts“ als Objekt oder gar Fetisch zur Er-füllung erotischer Phantasien und Träume.

Männer-Taillesslip „Modell Walter“

Mehr als 300 Ausstellungsstücke aus der Sammlung des Rheini-schen Industriemuseums und aus Privatbesitz waren in der Ausstel-lung präsentiert. Dazu gehörte ei-ne originale Ladeneinrichtung ei-nes Wäschegeschäftes von 1949 samt Warensortiment, in dem bis Frühjahr 2006 die Damen der Bon-ner Gesellschaft und manche Poli-tikergattin noch ihre Dessous kauften. In diesen Miederwarengeschäften berieten die Verkäuf-erinnen ihre Kundinnen bei der Aus-wahl ihrer intimsten Kleidungsstü-cke; gemeinsam arbeiteten sie un-ter Ausschluss der Männer an dem Geheimnis einer guten Figur. Während sich die Frauen hier sehr



Dessous der 1920er-Jahre



Unterwäsche der 1950er-Jahre: Er in der Netzwäsche von Schiesser, sie im eleganten BH und Hülthalter von Triumph

sorgfältig um ihr Aussehen und auch ihre erotische Ausstrahlung kümmern, zeigte die Abteilung der Männer(blicke), dass Männerwäsche nach wie vor kein Thema von zentralem Interesse ist. Lange weiße Unterhosen, Schiesser-Feinripp, Boxershorts oder Retro-pants – die Bandbreite der Wäsche ist nach wie vor eher schmal und die Beispiele zeugen eher von praktischen Erwägungen und modischen Verweigerungen. Und hat Mann sich mal für einen Unterhosen-typ entschieden, bleibt er auch gerne dabei. So wundert es auch nicht, dass die TopTen der Männerunterhosen immer noch von dem vermeintlich unmodernen Taillenslip namens „Walter“ angeführt werden. Die Männer, häufig als Blickmenschen bezeichnet, richten ihre Aufmerksamkeit eben offenbar doch lieber auf die Frauenwäsche. Was besonders beim Blick der Geschlechter aufeinander deutlich wird. Dieser ist offenbar ganz unterschiedlich. Der Mann schaut die Frau in Wäsche an. Sie ist das Objekt, er das Subjekt. Damit ist eine Hierarchie geschaffen, die sich in der Wäsche spiegelt. Männliche Erotik wurde in der Regel nicht über Unterhosen produziert. So ist z.B. in Filmen ein Mann in Unterhose weniger eine

erotische als eine lächerliche Figur. Die Frau hingegen kann ihre erotische Ausstrahlung durch Dessous verstärken. Dabei steht ein ganzes Repertoire an erotischen Rollen zur Verfügung, die zugleich attraktiv wie auch bedrohlich für die Männer sind. Zu sehen war etwa der männermordende Vamp der Zwanziger Jahre in kurzer schwarzer Hemdhose aus Seide, umhüllt von einem kurzen Negligé aus Spitze mit großem Federkragen, oder die Femme fatale à la Rita Hayworth im eng anliegenden langen fließenden Seidengewand. Und nicht zu vergessen die Sexbombe mit Spitzbusen und üppigen Hüften. Aber nicht nur die Wäsche des 20. Jahrhunderts war in der Ausstellung zu sehen. Vielmehr startete sie mit einem historischen Rückblick Mitte des 19. Jahrhunderts, präsentierte die weiße Rüschenpracht dieser Zeit. Diverse Schichten machten die Unterwäsche in dieser Zeit aus, von Hemd und offener Unterhose über die formende Kleidung wie Krinoline und Korsett bis zu den Unterröcken und Korsettschonern. Dagegen scheinen die farbigen neuen BHs und knapp knielangen Schlupfhosen der 20er-Jahre geradezu skandalös klein, auch wenn sie aus heutiger Sicht immer noch mehr verhüllen als enthüllen. Nicht zuletzt ging es in der Ausstellung um den Blick der Ärzte auf die Wäsche, und das heißt, es geht vor allem um die Frage der Hygiene und Gesundheit. Die deformierenden Folgen des Korsetts wurden ebenso diskutiert wie immer strengere Hygiene- und Sauberkeitsstandards. Hier ging es auch um die Frage der Monatshygiene.

Drüber: die schamhafte Körperbedeckung und ihr Verschwinden

Im Gegensatz zum „Drunter“ der Rater Ausstellung ging es im Rheinischen Industriemuseum in Euskirchen, in der ehemaligen Tuchfabrik Müller, unter dem Titel „Kleider und Körper seit 1850“ um das „Drüber“. Denn Verhüllung kann äußerst reizvoll sein – das wissen wir nicht erst seit Christo. Ob Beine, Busen, Po oder Taille – ihre Bedeckung oder Enthüllung durch Kleidung und Accessoires offenbart die Relativität der jeweiligen und die zeitliche Eingebun-

denheit der Grenzen von Scham und Reiz. Was durfte und darf dabei vom Körper gezeigt werden – und was nicht? Was ist gerade noch akzeptabel und was verstößt schon gegen die oft ungeschriebenen Gesetze von Reiz und Scham? Wo und wie können die Regeln gefahrlos gebrochen werden?

Die Ausstellung in Euskirchen spannte auf 270 Quadratmetern und mit über 300 Originalexponaten einen prall gefüllten historischen Bilderbogen. Grundidee der Gestaltung ist die Tatsache, dass immer schon anlass- und ortsgebunden unterschiedliche Schamgrenzen galten. Entsprechend stellte die Ausstellung in vier Zeitschnitten – um 1900, 1920er-, 1950er-, 1980er-Jahre – die jeweils ganz unterschiedlichen Konventionen vor, die auf der Straße, im Bad oder beim Abendball gelten. Ein tief ausgeschnittenes Ballkleid oder ein knapper Bikini, die im Ballsaal des Kaiserreichs oder an einem Strand der 1980er selbstverständlich waren, würden im Berufsalltag oder auf der Straße gänzlich unpassend – ja schamlos wirken. Schon das zeigt, wie relativ und wenig „naturgegeben“ Reiz- und Schamgrenzen waren und sind.

Rote Kabinette

Ergänzt wurden die vier Zeitschnitte jeweils durch ein rotes Kabinett, in dem ein Blick über die jeweiligen Schamgrenzen hinaus in gesellschaftliche Tabu-Bereiche geworfen wird: auf die versteckte und öffentlich verleugnete erotische Welt in Männerzirkeln und Bordells, aber auch auf die provokativen Grenzüberschreitungen, die die Künstler ganz bewusst begehen.

Hochgeschlossen und zugeknöpft zeigte sich die modische Frau in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Öffentlichkeit. Ob bei Freunden und Bekannten, auf der Straße, im Park oder beim Einkaufsbummel, ob morgens oder abends – der weibliche Körper war von Kopf bis Fuß in eine Masse von Stoff eingehüllt und zeigte wenig Haut. Dies entsprach den strengen Regeln des bürgerlichen Tugendkatalogs mit seinen Idealen von Scham und Anstand. Gerade weil der weibliche Körper fast

vollständig bedeckt war, war das (Kleider-)Spiel mit dem Unbewussten um so subtiler. Das Korsett betonte den Busen, das Dreieck der im Schoß auslaufenden Schnebbe deutete auf die weibliche Scham. Knöpfe und Schleifen reizten zum Öffnen. Spitzen, Gaze und Tüll ließen die darunterliegende Haut durchscheinen, Rüschen, Fransen und Besätze bauschten und bewegten sich, Samtstoffe verhiessen Weichheit und wollten berührt werden. „Die ... Unterstreichung der den Mann erotisch stimulierenden Reize des weiblichen Körpers ist ... die permanente Aufgabe jeder Frauenmode“, ließ ein Historiker der Sittengeschichte, Eduard Fuchs, wissen. Bei abendlichen Festlichkeiten und Bällen war es den jungen Damen allerdings nicht nur erlaubt, Dekolleté und entblößte Schultern zu zeigen, sondern zur erotischen Stimulation potenzieller Ehemänner geradezu erwünscht. Insbesondere die sogenannten Debütantinnen-Bälle galten als Markt für Heiratswillige auf der Suche nach einer guten Partie. Häufig im weißen Kleid als Symbol für Keuschheit und Unschuld, mussten sie ihren Körper präsentieren, im Spiel der Andeutung reizen und in gebotener Entfernung den Balanceakt der Gleichzeitigkeit von Entgegenkommen und Zurückweisen vollziehen.



Transparente, schillernde Abendkleider der 1920er-Jahre

Luft und Licht für den Körper

Kultur- und gesellschaftsgeschichtlich besonders interessant sind zwei Emanzipationsbewegungen, die scheinbar selbstverständliche historische Schamgrenzen erfolgreich untergruben. Die Reformbewegung der Zeit nach 1900 forderte eine Befreiung des Körpers vom einengenden Korsett und Luft und Licht für Mensch und Haut. Herausragendes Exponat war hier ein durchlässiger Badeanzug, Lichtanzug genannt. Tatsächlich setzt sich in den 20er-Jahren eine sehr körperbetonte Mode durch, die viel mehr zeigte als je zuvor. Lange Beine unter knielangen Röcken, nackte Arme unter kurzen Ärmeln, großzügige Schulter-, Brust- und Rückenausschnitte. Die Kleider lassen unter dem Stoff, selbst wenn sie nicht transparent waren, den Körper sehen. Die Ausstellung zeigte nach den aufwendig pom-

pösen Kleidern des Kaiserreichs – mit viel Stoff, Plüsch und Falten ohne Ende – die luftigen, manchmal auch hauchzarten Tageskleider der 20er-Jahre. Doch damit nicht genug: Zu sehen waren auch die raffinierten Charlestonkleider der Zeit, die reich mit Perlen und Pailletten bestickt sind, die sich bei jeder Körperdrehung veränderten, neu und anders schillerten. Fransen, Federboas, eine Feder am Kopfband – das alles inszenierte die befreite und moderne Frau in Bewegung.

Weniger Kleid und mehr Körper bedeutete eine symbolische Befreiung von alten Traditionen und Vorstellungen, ganz im Sinne der Reform- und Frauenbewegung. Formte früher das Kleid den Körper, so formte jetzt der Körper das Kleid, und das hatte Folgen für die Damenwelt. Die „Elegante Welt“

riet 1921: „Die moderne schlanke Silhouette kann nicht mehr (...) durch Korsetts und Fischbeinpanzer erreicht werden, sie muß ehrlich erarbeitet und im sportlichen Bemühen erworben sein. Das moderne Kleid ist viel zu leicht, zu dünn, zu eindeutig in seinen Linien, als daß es die Vorspiegelung falscher Tatsachen nicht sichtbar machen würde.“ Das moderne Körperideal, das bis heute Gültigkeit hat, nahm damals seinen Anfang: „Es ist eine Entwicklung zu einer generellen Sexualisierung der weiblichen Erscheinung, die alle Frauen dazu nötigt, mehr von sich zu zeigen, als sie möglicherweise wollen, und sie somit zwingt, sich noch mehr als früher mit dem jeweils geltenden Körperideal zu vergleichen und auseinanderzusetzen.“ (Wagner 1999)

Sexwelle und antirepressive Sexualität

Die zweite Emanzipationswelle folgte in den 1960er- und 70er-Jahren. Die „Sexwelle“ hatte den konservativen Moralvorstellungen mit Bikini und Minirock bereits etwas an Boden entzogen, als seit den späten 60er-Jahren die Studenten-, Frauen-, Schwulen- und Lesbenbewegung die Themen um Sexualität und Geschlechterbeziehungen radikal politisierten. Die Studentenbewegung deutete das Dritte Reich als eine ausgeprägt sexuell repressive Zeit. Um eine Wiederholung der Geschichte auszuschließen, erhob sie gleichsam sexuelle Freizügigkeit zum antifaschistischen Gebot. Freie Liebe wurde zum Schlagwort – und nur sehr eingeschränkt auch zur Praxis. Auf der Bühne, in den

Medien, auf der Straße provozierte die Darstellung von Nacktheit.

Für das Recht auf Selbstbestimmung über den eigenen Körper gingen Tausende von Frauen auf die Straße und forderten die Abschaffung des Abtreibungsparagraphen 218. Frauen wehrten sich dagegen, als Sexualobjekte des Mannes angesehen und vermarktet zu werden, und reagierten damit auf die Flut an Darstellungen in den Medien, die im Zuge der „Befreiung“ Frauen genau in dieser Weise präsentierten. Aus diesem Grund lehnten sie die Sexualisierung des weiblichen Körpers ab. Sie setzten ein neues, selbstbestimmtes Frauen- und Körperbild dagegen, das sich an Natürlichkeit und Authentizität orientieren sollte. Sexy oder selbstbestimmt-na-

türlich – so wollte die moderne Frau sich geben. Der BH wird abgelegt, der Minirock, der hautenge Stretchpullover und die Hotpants machen Karriere, aber auch der Schlabberlook, Flohmarkt-Klamotten oder lange „indische“ Röcke stehen für die verschiedenen Trends des Zeitgeistes. Das Verhältnis von Körper und Kleid changiert zwischen Tanga-Tragen und Nacktbaden, zwischen Hotpants und zeltförmigen Strickmänteln aus „Eigenproduktion“. Damit begann, was heute mehr denn je gilt: „Everything goes“.

Und doch gibt es immer noch Debatten darüber, was sich ziemt – und was nicht. Etwa, wenn Girlies bauchfrei und provozierend offenerzig in der Schule erscheinen und Lehrer und Mitschüler manchmal nicht mehr so recht wissen, wohin mit ihren Blicken – und gleichzeitig muslimische Lehrerinnen in der Schule Kopftücher tragen möchten. Das Thema der ständigen Verschiebung der Reiz- und Schamgrenzen verspricht also aktuell zu bleiben.

Die Ausstellungen zeigten zwei sehr eng aufeinander bezogene Aspekte eines Themas. Da die beiden Schauplätze des Rheinischen Industriemuseums aber nicht gerade so nah beieinander liegen, dass alle Besucher beide Teile anschauen konnten, bietet es sich an, die Ausstellungen nach einer Weile einfach zu tauschen. So können die Rateringer Besucher die Euskirchener Ausstellung „Kleider und Körper seit 1850“ ab Herbst 2008 in Ratingen sehen.

„Große Robe – Kleines Schwarzes“

Bis dahin gibt es in Ratingen aber noch ein anderes Thema zu sehen. Als Teil der Verbundausstellung „nacht.aktiv. Zwischen Tag und Traum“, die ab Herbst 2007 bis zum Sommer 2008 an allen sechs Schauplätzen des Rheinischen Industriemuseums zu sehen ist, präsentiert der Schauplatz Ratingen die Abendgarderobe der letzten 150 Jahre.

„Oh, Ihr seid schöner als die Abendluft, gekleidet in die Schönheit von zehntausend Sternen.“

Am Schauplatz Ratingen erwartet den Besucher eine unvergleichliche Farbenpracht. Leuchtend



Zwei Abendkleider der 1930er-Jahre

blau oder gold, knallrot oder pink, mit Pailletten, Perlen und Federn besetzt, aber auch ganz schlicht in schwarz präsentieren sich die Abendkleider aus den letzten anderthalb Jahrhunderten: das Ballkleid der Biedermeierzeit und die Charlestonkleider, die eleganten Roben der 1930er- und die Flatterkleider der 1970er-Jahre. Sie zeigen, wie sich die Moden für die verschiedenen Anlässe des Abends verändert haben, für die Soiree, den Ball, das Souper oder doch lieber für den Tanztee oder die Disconacht.

Highlights der Ausstellung sind Kleider der großen Couturiers des 19. und 20. Jahrhunderts. So ein Abendkleid aus dem 19. Jahrhundert von dem ersten großen Designer Frederick Worth, dann folgen Kleider von Elsa Schiaparelli, Nina Ricci, Balenciaga; Lanvin, Christian Dior und anderen aus der Zeit zwischen 1910 und den 1960er-Jahren. Sie alle erzählen von der Geschichte des Abendkleides.

Trug man im Biedermeier noch häufig auch abends ein Tageskleid, das dann festlich aufgeputzt wurde mit großen Blumengirlanden, entstand in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts das große Abendkleid. Verpflichtend für die Frauen waren nun für den Ball die tiefen Dekolletés. In den Folgejahren passten sich die Abendkleider der jeweiligen Kleidermode an. Die perlenbestickten Charlestonkleider der 20er-Jahre sind kurz und flatternd, in den 30er-Jahren werden sie körperbetont und sehr feminin, in der Nachkriegszeit der 50er-Jahre wird der New Look gefeiert. Bis in die 60er-Jahre war das Abendkleid der Frauen und auch der Abendanzug für Männer mit allen zugehörigen Accessoires wichtiger Bestandteil der Garderobe. In den 70er-Jahren wurde der Zwang zum Abendkleid allmählich gelockert; zu vielen Anlässen konnte man nun auch im „Kleinen Schwarzen“, im Kostüm oder auch in der Jeans gehen. Die große Zeit der großen Roben war vorbei. Erst in den letzten Jahren feiert das Abendkleid wieder ein Comeback.

In jeder Epoche folgen die Kleider den jeweils gültigen Regeln der Mode und des Benimmens.

So wird im 19. Jahrhundert für fast jede Gelegenheit festgelegt, welches Kleid ihre Trägerin wann genau zu tragen hatte. Da gab es das Gesellschaftskleid, das Souperkleid, das Dinerkleid, das Ballkleid, das Premierenkleid und die Theaterrobe. Mit dem falschen Kleid war der gesellschaftliche Auftritt gleich verspielt und man hatte sich unmöglich gemacht. Das Richtig oder Falsch konnte man an den Schnitten, dem Aufputz oder auch der Farbe festmachen. Unschuldiges Weiß durften nur die jungen Frauen tragen, ab 30 galt es als unpassend; violett und schwarz waren die Farbe der älteren Frauen. Blau hingegen passte immer. Und so war es in den 1920er-Jahren ein Skandal, als Coco Chanel mit ihrem Kleinen Schwarzen nicht nur ein Tageskleid für den Abend nutzte, sondern es auch noch wagte, als junge Frau Schwarz zu tragen, die Farbe, die für die sexuell erfahrene Frau stand. Ähnlich unmöglich fand man es in den 1930er-Jahren, als Elsa Schiapa-

relli plötzlich ein Kleid in „Shocking pink“ entwarf. Für die Männer waren die Farben nicht ganz so entscheidend. Sie haben bis heute bei der Abendgarderobe nur wenig Auswahl zwischen dunkelblau, grau und schwarz. Fehler können sie aber genau so viele machen wie die Frauen: da reicht schon der Smoking oder Frack zur falschen Gelegenheit mit dem falschen Hemd.

Neben der Mode und den gesellschaftlichen Konventionen spielte bei dem Schnitt der Abendkleider aber auch die Musik der jeweiligen Epoche eine große Rolle. Gehörte zum Walzer wie für die anderen Tänze der Jahrhundertwende noch das ausladende Schleppkleid, waren diese Kleider denkbar ungeeignet, als das Tangofieber in Europa ausbrach. Zu diesem körpernahen Tanz kamen jetzt schmale Kleider auf, die ohne Korsett getragen wurden. Die am Saum zunächst sehr engen Kleider rutschten allerdings bei den ausfallenden Tangoschritten bis

König
M O D E

anja gockel
london

Speestraße 37 • Ratingen-Lintorf • Tel. 02102/35750
Hauptstraße 109 • Kettwig Altstadt • Tel. 02054/3839



Abendkleider der 1950er-Jahre

zum Oberschenkel hoch – ein Ärgernis für alle Sittenwächter. Kurzer Hand ließen sie diese unanständige Mode polizeilich verbieten. Die Frauen tanzten weiter, jetzt in weiten, geschlitzten Kleidern, die jede Tanzbewegung mitmachten und keine peinliche Sicht mehr freigaben.

Als dann in den 1920er-Jahren überall Shimmy und Charleston getanzt wurden, passten sich die Tanzkleider erneut an. Hängekleider mit schwerem Perlen- und Paillettenbesatz schwangen zu den neuen temporeichen Rhythmen zackig hin und her und folgten den heftigen Bewegungen der Tänzerinnen. In den 1950er-Jahren sprangen viele Jugendliche auf die aus Amerika kommende Rock n Roll-Welle auf. Mit diesem Tanz verbunden sind die Petticoatkleider mit ihren korsageartigen Oberteilen und weiten, wippenden Röcken. In den 1970er-

Jahren eröffneten die ersten Diskotheken. Sie waren mit leuchtenden Bodenplatten, Spots in allen Farben und reflektierenden Diskokugeln ausgestattet. Die Art der Kleidung musste nun nicht mehr nur dem Tanz, sondern vor allem diesen Leuchteffekten gerecht werden. Die schrillen, glänzenden Outfits der Tänzerinnen und Tänzer zogen die Aufmerksamkeit der anderen Diskobesucher auf sich.

Auf 350 m² erwarten die Besucher ca. 70 Kleider und Anzüge und ca. 300 weitere Exponate aus der Sammlung des Rheinischen Industriemuseums und aus Privatbesitz – viele Stücke stammen von Ratingerinnen, die sich für diese Zeit von ihren Abendroben getrennt haben. Ergänzt werden die Kleider durch Accessoires und Schmuck. Aufwendig gestaltete Fächer und edle Parfums erzählen von Verführung und erotischem

Spiel. So etwa von der Sprache der Fächer, mit denen die Frauen – die auf dem Ball keinen aktiven Part übernehmen durften – dennoch sehr offen mit ihren Kavaliere kommunizieren konnten. Ein Film und interaktive Stationen rund ums Ausgehen runden die Ausstellung ab. Tanzmusik der jeweiligen Epochen ist zu hören, alte Parfumsorten kann man riechen.

Claudia Gottfried

Kataloge:

Landschaftsverband Rheinland/Rheinisches Industriemuseum (Hg.): Reiz & Scham. Eine Ausstellung an zwei Schauplätzen. Euskirchen/Ratingen 2006, erhältlich in den Museumsshops in Euskirchen und Ratingen, sowie bei RheinlandKultur (Brauweiler): www.shopimmuseum.de.

Landschaftsverband Rheinland/Rheinisches Industriemuseum (Hg.):

nacht.aktiv

Zwischen Tag und Traum – Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Rheinischen Industriemuseums, Essen 2007, erhältlich in den Museumsshops in Euskirchen und Ratingen, sowie im Buchhandel

„Keine Schuhe mit hohen Absätzen zu langen Hosen. Kein übertriebenes Dekolleté auf der Straße. Kein Kopftuch zu einem französischen Kostüm. Keinen Hut zur langen Hose. Kein ärmelloses Kleid, wenn die Arme nicht hübsch sind. Keine Riesenhandtasche zum eleganten Straßenkleid. Keine Karos oder Querstreifen bei vollschlanker Figur.“

Karlheinz Graudenz, 1956

Wilhelm Busch

* 15. April 1832
Wiedensahl

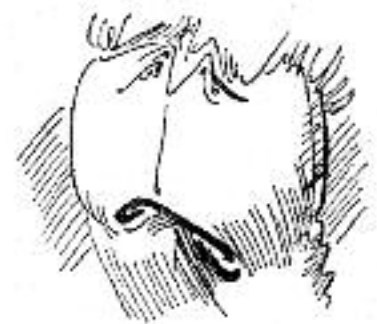
† 9. Januar 1908
Mechtshausen



Gern wendet Frau Doris anitzo den Blick
Auf Knopp sein Beinbekleidungsstück,
Welches ihr immer besonders gefiel
Durch Ausdruck und
wechselndes Mienenspiel.



Bald schaut's so drein
mit Grimm und Verdruß,



Bald voller Gram und Bekümmernus.



Bald zeigt dies edle Angesicht
Nur Stolz und kennt keinen Menschen nicht.



Aber bald schwindet der Übermut;



Es zeigt sich von Herzen sanft und gut,
Und endlich nach einer kurzen Zeit
Strahlt es in voller Vergnüglichkeit. -

Aus: Herr und Frau Knopp (1876)

Faszination Kalk – Begegnung mit einem unbekanntem Gestein

Auch im Lintorfer und Ratinger Raum gab es Jahrhunderte lang ein Kalkgewerbe (1. Teil)

Kalk ist „steinalt“ und doch hochmodern. Eine moderne Industriegesellschaft wäre ohne den Rohstoff „Kalk“ – sei es in ungebrannter oder gebrannter Form – nicht vorstellbar. Fast alle Industriezweige sowie die Land- und Forstwirtschaft sind auf Kalk angewiesen.

Wer glaubt, er sei heute noch nicht mit Kalkstein oder Kalk in Berührung gekommen, der irrt:

Kalk steckt in der Seife genauso wie in der Zahnpasta oder in Teppichböden, aber auch in Toilettenpapier, Zucker, Wasser, Zeitungspapier, Tierfutter, im Auto und im Autobahnbelag sowie in den Farbstoffen der Kleidung. Überall war Kalk oder Kalkstein bei der Produktion mit dabei. Mittlerweile gibt es kaum noch ein Produkt, in dem Kalk keine Rolle spielt, aber wer weiß das schon so genau?¹⁾

Dabei sind Kalkprodukte meist auch nicht durch andere Produkte zu ersetzen, wie es beispielsweise die Eisen- und Stahlindustrie aufzeigt. Ohne Kalk kein Stahl, ohne Stahl keine Autos. Gleiches gilt für die Trinkwasseraufbereitung, den Straßenbau, die Glasindustrie, die Landwirtschaft und die Futtermittelindustrie.

Im Umweltschutz werden die Eigenschaften von Kalk vor allem für die Aufbereitung von Trinkwasser und das Reinigen von Abwasser, als Rauchgasreinigung in Kohlekraftwerken und als Klärschlammbehandlung, um giftige Schadstoffe unschädlich zu machen, sowie bei der Abgasreinigung in Müllverbrennungsanlagen genutzt. Auch in der Land- und Forstwirtschaft setzt man Dolomit- und Kalkprodukte ein, z.B. zur Acker-, Teich- und Waldkalkung, Kartoffelkonservierung sowie zur Schädlingsbekämpfung durch Kalkspritzung und als Kalkanstrich. Neben der wichtigen Rolle des Kalkes bei der Baustoffindustrie und dem Baugewerbe im Tief- und Hochbau ist Kalk als natürliche

Basis für viele Industriebereiche unverzichtbar. Die Zuckerraffinerien benötigen Kalkmilch zur Entfernung unerwünschter Nebenerscheinungen ihrer süßen Produkte. Auch in der Textil-, Leder- und Pelzindustrie ist Kalk ebenso unerlässlich wie für die Glas-, Kunststoff-, Kosmetik- und Medikamentenproduktion, die Papier- und die chemische Industrie. Für die Aufbereitung von Brauwasser wird Kalkmilch ebenso verwendet wie als Kühlwasser in modernen Entschwefelungsanlagen.²⁾

Der Name „Kalk“ leitet sich von dem lateinischen Wort „Calx“ ab und ist die Bezeichnung für das in der Natur weit verbreitete Calciumcarbonat, „den Kalkstein“, sowie die daraus durch „Brennen“ und „Löschen“ gewonnenen Produkte. Während Kalkstein als Rohstoff in der Natur vorkommt, muss Kalk durch Brennen erst hergestellt werden. Das Kalkbrennen ist eigentlich eine einfache chemische Reaktion. Die Dichte des Branntkalkes hängt dabei von der Brenntemperatur ab. Hitzebedingt entweicht zunächst das in den Steinen enthaltene Wasser. Bei einer Temperatur von 900 bis zu 1.200 Grad geht das Calciumcarbonat CaCO_3 unter Abgabe von CO_2 in Branntkalk - auch Ätzkalk genannt - (gebrannter Kalk, Calciumoxid, CaO) über. Der Volumenverlust der Steine beträgt rund 10-15%, der Gewichtsverlust jedoch fast 50%. Gebrannter Kalk bildet beim Vermischen mit Wasser Lösch-Kalk (gelöschter Kalk, Calciumhydroxid, Ca(OH)_2).³⁾ Der gebrannte Kalk wurde früher –wie heute- zur Düngung der Felder und als gelöschter Kalk beim Hausbau für Putz, Farbe und Mörtel verwendet.

Kalk ist ein uralter Naturstoff. Bereits die ersten Kondensate bei der Bildung von Erdkern, Erdmantel und Erdkruste vor rund 5 Milliarden Jahren bestanden wesentlich aus Kalk. Mit dem Erscheinen

des Menschen vor ein bis zwei Millionen Jahren setzte die bewusste Nutzung des Rohstoffes Calciumcarbonat ein. Neben der Nutzung der Karbonatgesteine als Wohnraum (Höhlen) und als Baustein erkannte der Mensch zu einem heute noch unbekanntem Zeitpunkt, dass Kalkstein gebrannt und als Branntkalk (Mörtel) oder Kalkhydrat (Tünche, Farbe) verwendet werden konnte. Damit gelang es erstmals einem Lebewesen, die natürlichen Vorgänge der Kalksteinbildung aus Calcium (Ca) und Kohlendioxid (CO_2) durch Brennen rückgängig zu machen und den Kalkstein wieder in die natürlichen Bestandteile zu zerlegen.⁴⁾

Die Geschichte des Kalkbrennens ist Jahrtausende alt. Schon lange vor unserer Zeitrechnung war die Verarbeitung von Branntkalk zu baufertigem Mörtel bekannt. Kalkmörtelfunde aus der Osttürkei belegen, dass die Menschen bereits vor rund 14.000 Jahren Kalk beim Hausbau verwendeten. In der Folge errichteten 3.000 Jahre vor Christi Geburt die Ägypter aus über zwei Millionen Kalksteinblöcken die 137 Meter hohe Cheopspyramide. Etwa 2.700 Jahre später nutzten die Chinesen den Kalk zur Bodenstabilisierung beim Bau

1) Sonja Schmitz, Rohstoff Kalk – ein Multitalent, Rheinische Post, 16.7.2003.

2) Marianne Grätz-Busse, Mit der Kamera ging es in den Kalksteinbruch, Rheinische Post, 9.10.1993.

3) W. Kasig, B. Weiskorn, Zur Geschichte der deutschen Kalkindustrie und ihrer Organisationen, hrsg. vom Bundesverband der Deutschen Kalkindustrie e.V., Köln 1992, S.23.

4) Berthold Heizmann, Begegnung mit einem unbekanntem Gestein, Faszination Kalk, „Wir im Rheinland“, Magazin für Sprache und Alltagskultur, Heft 2/2006, Hrsg.: Amt für rheinische Landeskunde, Bonn, S. 21f; Geschichte der deutschen Kalkindustrie, hrsg. vom Bundesverband der Deutschen Kalkindustrie e.V., Bonn 1992, S.9.



Beschreibung der Kalkbrennerei in einem alten Schulbuch von 1842

ihrer mehr als 6.000 Kilometer langen Mauer.⁵⁾ Im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris existierten um 2000 vor Christus nahe der Stadt Ur die ersten Kalköfen. Auch in der biblischen Geschichte gibt es zahlreiche Hinweise auf die Kalkverwendung.⁶⁾

Die Frage, wie man im vorrömischen Mitteleuropa zuerst zum Brennen des Kalkes, zum Ablöschchen (Kalktünche) und zur Verwendung des Branntkalkes als Mörtelkittmasse kam, lässt sich nicht beantworten. Sicher ist aber –wie Tacitus berichtet-, dass bereits die Kelten und Germanen vor dem Einmarsch der Römer Branntkalk herstellten.⁷⁾

Mit der römischen Herrschaft begann ein neues Kapitel der Kalkindustrie.⁸⁾ Die Römer waren offensichtlich diejenigen, die mit der systematischen und gezielten Nutzung von Kalk als Baustoff begannen und ihn für ihre Steinbauten und Wasserleitungen nutzten. Neben dem Weinbau – das Rheinland wurde zum Weinland – brachten sie auch die kommerzielle Produktion nach Germanien. Bereits damals bauten sie professionelle Öfen, und so konnten sie mit kohlesurem Kalk die Säure des Weines mindern. Erstmals fanden sich jetzt Niederschriften über die Zubereitung des Kalks, des Mörtels, über das Brennen und den Einsatz des Kalks in der Landwirtschaft.⁹⁾

Mit dem Abzug der Römer um 250-300 nach Chr. aus Germanien ist generell eine Stagnation in der

Entwicklung festzustellen, so auch im Bereich der Kalk- und Dolomitstein-Gewinnung und -Verarbeitung.

Deutlicher als zur römischen Zeit war nunmehr der Bauer oder Landmann der Haupterzeuger von Kalk, den er meist nur für den Eigenbedarf (Dünger/Tünche) herstellte. Er benutzte einfache Erdöfen bzw. Feldöfen. Die Klöster hatten meist einen größeren Bedarf und betrieben oft eigene Kalköfen oder verpachteten einen Steinbruch mit Ofen an private Betreiber. In den Klöstern gab es Mönche, die sich auf das Kalkbrennen verstanden, und von denen stammen auch die ersten brauchbaren Beschreibungen aus nachrömischer Zeit.

Der Kalk wurde meist sehr nahe der Stadt gebrannt und sofort verarbeitet. So manche Stadtmauer oder Kirche, auch mancher feste Rittersitz hätte nicht gebaut werden können, wenn man als Mörtel keinen Kalk gehabt hätte. Man suchte diesen kostbaren Stein und brach ihn, wo man ihn nur fand. Der Transport des Kalkes erfolgte in Fässern mit einfachen zweirädrigen Karren, wie sie bereits von den Römern benutzt worden waren.¹⁰⁾ Im Laufe des 14. Jahrhunderts bekam der Kalk besonders in unserem niederbergischen Raum eine immer größere Bedeutung, was u.a. auf die zunehmende Ziegelsteinbauweise des niederrheinisch-niederländischen Raumes zurückzuführen ist.¹¹⁾

Zu weitreichender wirtschaftlicher Bedeutung gelangte das Gewerbe im 19. Jahrhundert. Die Eisen- und Stahlindustrie entwickelte sich zu einem führenden Wirtschaftszweig, der immer mehr Kalkstein und Kalk verlangte. Parallel zur Schwerindustrie boomten aber auch das Naturprodukt und seine Nachfolgeerzeugnisse.

Dies hat sich bis heute nicht geändert. Statistisch gesehen verbraucht jeder Bundesbürger täglich etwa 6 kg Kalkstein. Betrachtet man die gesamte heutige bundesdeutsche Branntkalkproduktion, dann geht mehr als ein Drittel in die Eisen- und Stahlindustrie. Dann erst folgen der Bau- und Baustoffsektor, der Umweltschutz und die Land- und Forstwirtschaft sowie verschiedene Industriebereiche einschließlich der Chemie.¹²⁾

Erdgeschichtliche Entwicklung

Die erdgeschichtliche Entwicklung des hiesigen Raumes und die vorhandenen Bodenschätze begünstigten das Entstehen unserer Industrie. Der älteste Zweig ist dabei ohne Frage die Kalkindustrie. Aus dem Gebiet von Eggerscheidt und Ratingen ziehen sich Kalkformationen in die Gegend von Lintorf. „Der Bergkalk tritt bei Eggerscheidt und Ratingen inselartig auf, verschwindet dort unter den jüngsten Formationen und erscheint noch einmal sattelförmig bei Lintorf“.¹³⁾ Besonders über das Lintorfer Kalkgestein ist häufig im Zusammenhang mit den Bleierzvorkommen berichtet worden. So

5) Marianne Grätz-Busse, 9.10.1993.

6) siehe: Moses, Jesaja, Ezechiel, Deuteronomium; Geschichte der deutschen Kalkindustrie, 1992, S.32f.

7) ebd. S.36.

8) Man kann hier durchaus den Begriff Kalkindustrie gebrauchen, obwohl noch die vorindustrielle Zeit herrschte.

9) Geschichte der deutschen Kalkindustrie, 1992, S.38.

10) ebd. S.43.

11) Hermann Burghard, Kaiserswerth im späten Mittelalter, personen-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zur Geschichte einer niederrheinischen Kleinstadt, Köln 1994, S. 385.

12) Bertold Heizmann, 1992, S.22.

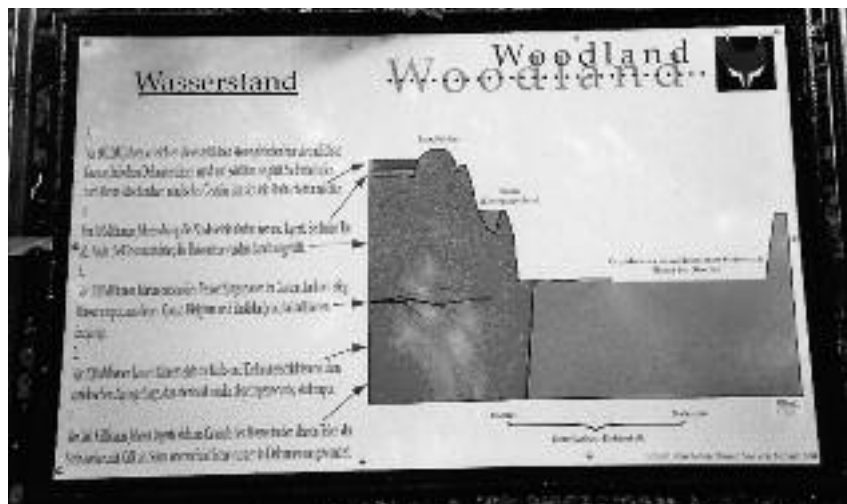
13) Heinrich Schmitz, Angermunder Land und Leute, Lintorf 1926, S.193.

hatte schon Heinrich von Dechen 1823 in seinen „Geognostische(n) Bemerkungen über den nördlichen Abfall des Niederrheinisch-Westfälischen Gebirges“ über die „Ausdehnung und Grenzen der isolierten Kalksteinpartie von Lintorf“ geschrieben und führte dazu aus:

„Von Westen aus, findet sich nördlich der kleineren Grauwackenschieferpartie und ganz getrennt von derselben eine Kalksteinpartie in der Nähe von Lintorf. ... Gegen Norden ist die Grenze dieses Kalksteins mit den neueren darauf gelagerten Schichten genau bekannt und aufgeschlossen, aber auch gegen Süden tritt das neuere Gebirge auf und nicht die ältere darunter liegende Grauwacke. Dies beweist, was schon die Lagerungsverhältnisse der ganzen Gegend wahrscheinlich machen, dass dieser Kalkstein einen engen Sattel bildet.“¹⁴⁾

Die Erdoberfläche des Lintorfer und Ratinger Gebietes ist durch Ablagerungen geprägt. Kiese, Sande und Terrassenschotter des Rheins bedecken weite Flächen. Aus dieser oberen Schicht treten bei Lintorf zwei etwa 2 km voneinander entfernte, nur äußerst wenig hervorragende flache Sattelpuppen von Kohlenkalk auf.¹⁵⁾ Sie waren somit in früheren Jahrhunderten die einzigen Angriffspunkte für Schürfungen und für den Bergbau.

Die Karbonat- und Karbonatgesteins-Bildung hat im Laufe der Erdgeschichte in allen Zeitabschnitten stattgefunden.¹⁶⁾ Kalkstein besteht aus den versteinerten Resten riesiger Korallenriffe und anderer Meeresbewohner, deren Skelette Kalk enthielten. Diese Riffe existierten im niedergebirgischen Raum vor etwa 345 Millionen Jahren beim Übergang des Erdzeitalters vom Ober-Devon zum Unter-Karbon¹⁷⁾, als nämlich das Rheinland noch Meer war und sich am Nordrand des Rheinischen Schiefergebirges ein Riffgürtel bildete. Eier- und Muschelschalen, Schneckengehäuse, Perlen und vor allem Korallen bildeten die Grundlage für Kalk = Calciumcarbonat (CaCO₃). Das Meer ging zurück, die Riffe wurden überlagert, unter Druck entstand Kalkstein. Zur gleichen Familie gehören die poröse Kreide, wie sie als Schulkreide auch heute noch ein-



Abriss des erdgeschichtlichen Geschehens auf einer Hinweistafel am Eingang zum Blauen See

gesetzt wird und Marmor, der bei uns als „Ratinger Marmor“ verarbeitet wurde.¹⁸⁾

Zunächst wurde dieses Kalkgestein zu Beginn der Steinkohlenzeit – vor rund 265 Millionen Jahren – als Kalkschlamm abgelagert und verfestigte sich später. Die Schichten lagen dem Meeresgrund entsprechend ehemals waagrecht. Vor rund 230 Millionen Jahren wurden aber diese Schichten bei der Auffaltung des Variskischen Gebirges steil gestellt und es bildeten sich Spalten und Klüfte. In diese Spalten drang von unten her mineralisiertes Wasser ein und ermöglichte so die Ablagerung von Bleiglanz, Zinkblende und Kupferkies, der in Verbindung mit Rauch- und Milchquarz auftrat. Neben dem Kalkstein wurden in Lintorf auch die oben genannten Erze abgebaut.¹⁹⁾

Am Eingang zum Blauen See, in der Nähe des alten Kalkofens, der heute die Gaststätte trägt, steht eine Tafel²⁰⁾, die dem Besucher einen kurzen Abriss des erdgeschichtlichen Geschehens gibt. Hier sei dieser noch einmal nachgezeichnet:

- Vor 260 Millionen Jahren lagerte sich am Grund des Meeres in der ältesten Steinkohlenzeit Kalk ab. Seine oberen Schichten wurden in Dolomit umgewandelt.
- Vor 230 Millionen Jahren falteten sich die Kalk- und Dolomitschichten mit dem Variskischen Alpengebirge, das aber bald wieder abgetragen wurde, steil empor.

- Vor 200 Millionen Jahren entstanden Verwerfungsspalten im Gestein. In ihnen stiegen Wässer empor, aus denen sich Quarz, Bleiglanz, Zinkblende auskristallisierten: Erzgänge
- Vor 30 Millionen Jahren drang die Nordsee bis hierher vor und lagerte Septarien-Ton ab. Auch die Einsturztrichter, die Dolinen, wurden damit angefüllt.
- Vor 600.000 Jahren erreichten die eiszeitlichen Riesengletscher hier ihre südlichste Grenze, hobelten Dolomitmäntel rund und schliffen sie glatt. Sie hinterließen nach ihrem Abschmelzen nordisches Gestein, das sich mit Rheinschotter mischte.

14) Heinrich von Dechen: Geognostische Bemerkungen über den nördlichen Abfall des Niederrheinisch-Westfälischen Gebirges, in: Johann Jakob Nöggerath, Das Gebirge in Rheinland-Westfalen, Bd. 2, 1823, S. 20f.

15) Bergreferendar H.E. Böker, Die Mineralausfüllung der Querverwerfungsspalten im Bergrevier Werden und einigen angrenzenden Gebieten, in: Glück auf, 42.Jg., Essen 1906, S. 1066ff.

16) W. Kasig, B. Weiskorn, Zur Geschichte der deutschen Kalkindustrie und ihrer Organisationen, 1992, S.31.

17) Wilfried Rosendahl: Geschichte und Geschichten auf den Grund gegangen, in: Journal 17, Jahrbuch des Kreises Mettmann 1997/98, S. 153.

18) Ausführlich siehe hierzu: W. Kasig, B. Weiskorn, Zur Geschichte der deutschen Kalkindustrie und ihrer Organisationen, S.22ff.

19) Hugbert Hahn, Zur Geologie des Angerlandes, in: Die Quecke, hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.(VLH), Nr. 39, Lintorf 1968, S.4.

20) Die Vorgängertafel wird hier zitiert, da die jetzige einige Übertragungsfehler aufweist.

Die Anfänge des Kalkgewerbes in Kaiserswerth und im Amt Angermund

Erich Philipp Ploennies schrieb 1715 in seiner Topographica Ducatus Montani über das „Amt Ratingen“: *Dieses ist sehr groß, weil es vor diesem zwey Ämter gewesen, deren das eine das Küchen Amt oder Angermündt, das andere das Amt Ratingen benennet worden; izeo einem Ambsrichter, und, wird solches, dieweilen es, wie gedacht, groß in das Ober und unteramt getheilt. ... Das unter Amt nun hat folgende 7 Kirchspiel 1. Kalckum, 2. Wiltler, 3. Angermünd, 4. Mülchheim, 5. Lintrop, 6. Hücku(m), 7. Roth: Dieses ganzen Ambtes einwohner sind meistentheils Ackerleut, und nehren sich da Von allein; das landt ist fast gar nicht bergigt, absonderlich im unteramt, welches ganz flach, darneben am Rhein gelegen ist; Die bauern brennen Viel Kalck und führen solchen hernach an andere örter, ...²¹⁾*

Wann im hiesigen Raum erstmalig gezielt nach Kalk gesucht wurde und ob schon zu römischer Zeit die Kalkfunde bekannt waren,

kann nicht beantwortet werden und liegt im Bereich der Spekulation. Wir wissen wohl, dass zu Beginn des 13. Jahrhunderts der Kalkbedarf aufgrund der Nachfrage der Städte deutlich zunahm. Der niederrheinische und niederländische Raum wurden dabei zu Absatzgebieten der Kalkbrenner im alten Amt Angermund.²²⁾ „In der neuerlichen Gegend gibt es viele Kalkbrennereyen, von welchen die jenseits des Rheins, und unterhalb gelegenen kölnischen und clevischen Länder ihre Bedürfnisse so wohl zum Hausbaue, als auch zum Düngen der Äcker hernehmen müssen.“²³⁾

Mit Beginn des 14. Jahrhunderts lassen sich aber Kalklieferungen aus dem niederbergischen Raum nachweisen. Der Kalkstein wurde gebrochen und dann in den Kalköfen, deren Reste wir auch heute noch vereinzelt in den Wäldern wiederfinden, gebrannt. Sie geben uns sichere Kunde über die alte Kalkindustrie, welche hier über Jahrhunderte einst heimisch war.

Die nahe liegende natürliche Verfrachtungsstraße war der Rheinstrom im Westen. Auf meist zwei-

rädrigen Fuhrwerken wurde das gewonnene Material an den Rhein transportiert. Calchem, das heutige Kalkum, erinnert noch mit seinem Namen an das kalksteinreiche Hinterland, das die Voraussetzung für den Kalkhandel war.²⁴⁾ Im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts trat dabei vor allem Kaiserswerth – seit dem 12. Jahrhundert Reichsstadt – als Stadt des Kalkhandels auf. Aber auch der wenige Kilometer nördlich von Kaiserswerth am Rhein gelegene Ort Bockum (Buichem/Boechem) bildete sich im 14. Jahrhundert als Verschiffungsplatz für den Kalk heraus, wie es die „Bockum-Belege“ zum rheinischen Kalkhandel wiedergeben und damit eine starke Konzentration der Herkunft der Kalkhändler aufzeigen.²⁵⁾ Dabei

21) Erich Philipp Ploennies, Topographica Ducatus Montani (1715), hrsg. von B. Dietz, Teil 1: Landesbeschreibung und Ansichten, Neustadt/Aisch, 1988, S.92.

22) Hermann Burghard, 1994, S. 209ff.

23) T.J.J. Lenzen, Beiträge zur Statistik des Herzogthums Berg 1802-1806, S. 20.

24) Hermann Burghard, 1994, S. 220.

25) ebd. S. 216f.



Transportbeton und mehr..

www.cemex.de

CEMEX ist einer der weltweit führenden Hersteller von Zement, Transportbetonprodukten, Spezialbaustoffen und Dienstleistungen.

▶ **aaton®** - selbstverdichtende und leicht verdichtbare Betone

▶ **faton®** - der Stahlfaserbeton

▶ **füma®** - Verfüllbaustoffe

▶ **Fix- und Fertigmörtel**

▶ **Fließestrich**

▶ **orange wanne®** - der dichte Keller

▶ **Pumpenservice**

CEMEX Deutschland AG

Daniel-Goldbach-Str. 25, 40880 Ratingen

Tel. (0 21 02) 401-332, Fax (0 21 02) 401-635

info.de@cemex.com



lässt sich der Handel an Hand von Stadtrechnungen aus dem nieder-rheinisch-niederländischen Raum (z.B. Wesel, Arnhem) und an Verzollungen nachvollziehen, wobei vor allem der am Rhein gelegene Zoll bei Lobith an der holländischen Grenze uns umfangreiche Auskunft gibt und eine deutliche Entwicklung des rheinischen Kalkhandels im 14. Jahrhundert wieder spiegelt. „Während die älteste Lobither Rechnung von 1306/07 vornehmlich Personen des niederländischen Raumes nennt, jedenfalls keine Kaiserswerther und Bockumer, zeigt sich 1316 vereinzelt, dann 1326 deutlich die Dominanz Kaiserswerths, das auch 1347/48 die stärkste Einzelgruppe stellte, vom nahegelegenen Bockum dicht gefolgt. Das Nebeneinander von Kaiserswerth und Bockum ist für die Folgezeit kennzeichnend, wobei der Bockumer Anteil ... schrumpft und zum Ende des Jahrhunderts verschwindet.“²⁶⁾ Der Grund für diesen fehlenden Bockumer Anteil kann darin liegen, dass Kaiserswerth als die nächstgelegene Stadt Bockumer Kaufleute aufgenommen hat, wofür es einige Anhaltspunkte gibt.

Damit einhergehend scheint der Kaiserswerther Kalkhandel um 1400 seine größte Blüte erlebt zu haben.²⁷⁾

Noch einmal taucht der Name Bockum 1384/85 in den Lobither Verzollungen auf. Die vierzehn Kalkverzollungen wurden hier von sechs Personen getätigt, ausschließlich von Kaiserswerthern und einem Bockumer. Dabei hatte Steynken van Boechem (Bockum) mit fünf Kalkverzollungen den größten Anteil.²⁸⁾ Überhaupt war Steynken van Boechem nicht nur im Kalkhandel in den 70er- und 80er-Jahren des 14. Jahrhunderts sehr aktiv gewesen. Daraus lässt sich schließen, dass Steynken über einen eigenen Schiffsraum verfügte. Seine „Knechte“ sind es 1385, die mit den Kämmerern und einigen Schöffen und Ratsherren von Deventer eine Kalklieferung vereinbaren. Auch lieferte er 1384/85 100 Malter Kalk nach Arnhem.²⁹⁾

Der niederrheinische Raum zwischen Lobith und Kaiserswerth bezog seinen Kalkbedarf ebenfalls über Kaiserswerther und Bockumer Kaufleute, wenngleich posi-

tive Nachweise bislang nur für Wesel (Stadtrechnungen) und Rheingebirg (Zoll) bekannt sind. Hermann Burghard hält es sogar für sicher, dass der für den Bau des Xantener Domes benötigte Kalk von Kaiserswerth herangeführt wurde, auch wenn es sich anhand der Dombaurechnungen nicht belegen lässt, da keine Kalkhändler namentlich aufgeführt werden.³⁰⁾

Die seit Mitte des 14. Jahrhunderts verfügbaren Rechnungen der Stadt Arnhem zeigen, dass ausschließlich Kaiserswerth Anlaufstelle für die mit Kalkbestellungen ausgesandten Boten niederrheinischer und niederländischer Städte war. Dass Bockum überhaupt zeitweise eine Rolle spielen konnte, ist sicherlich dadurch zu erklären, dass der Kalk auf einem Wirtschaftsweg, der sogenannten Kalkstraße, zum Rhein geführt wurde, die zwar zwischen Kaiserswerth und Bockum endet, aber

26) ebd. S. 217

27) ebd. S. 219, S. 236

28) ebd. S. 219

29) ebd. S. 245f.

30) ebd. S. 236

Als Team sind wir unschlagbar:

- kundennah
- servicestark
- zuverlässig

Stadtwerke Ratingen
die Energiedienstleister

wesentlich näher bei Bockum, nämlich bei Wittlaer, den Rhein erreichte. Den frühesten Beleg für diesen Weg finden wir in einer Urkunde von 1412, als die Kalkstraße „mehrfach zur Lokalisierung der Äcker herangezogen“ wird.³¹⁾ Wittlaer wird wohl zu dieser Zeit nur aus ein paar Häusern bestanden und über keine Handelskapazitäten verfügt haben. Spätestens jedoch seit der Gründung der Kalkgilde im Jahre 1635³²⁾ ist Wittlaer Verladeplatz für die Kalkverschiffung des Amtes Angermund, und Bockum wird nur noch bei Niedrigwasser des Rheins genutzt.

Als man in Lintorf noch Kalk brach - Die Kalkindustrie in Lintorf

Im Folgenden soll nun versucht werden, einige Schlaglichter auf das Kalkgewerbe im Amt Angermund zu werfen, wobei die Lintorfer und Ratinger Kalksteinbrüche besonders berücksichtigt werden sollen. Kalköfen befanden sich schon in frühester Zeit in der Lintorfer und Ratinger Mark.³³⁾

Das Gebiet der alten bergischen Stadt Ratingen wurde nicht zuletzt durch seine reichen Kalklager bekannt. Mindestens ebenso alt wie in der Ratinger Mark war aber die Kalkindustrie nördlich von Lintorf, in der Lintorfer Mark. Von hier aus führte ein Zufahrtsweg über den „Wüstenkamp“ zu der von Ratingen durch den Hinkesforst kommenden Kalkstraße, um von dort aus über die Heltorfer Mark an den Rhein bei Wittlaer zu gelangen. Günstig zum Rhein gelegen, könnte der Kalkexport über die bergi-

schen Grenzen von Lintorf aus seinen Ausgang genommen haben. Aber für diese Möglichkeit gibt es bis jetzt keine Belege.³⁴⁾ Nach Heinz Schmitz gab es nachweislich schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts einen Lintorfer Kalkofen.³⁵⁾

Nicht nur die Geologie der Lintorfer Mark deutet darauf hin, dass dieser Kalkofen in der Drucht gelegen hat und zeigt somit, dass die Lintorfer Industrie im Lintorfer Norden begonnen hat. Neben Kalkstein und Dolomit wurden später auch Ton, Torf, Raseneisenstein, Alaunschiefer, Vitriol und vor allem Bleiglanz und Schwefelkies abgebaut.

Wenn auch die Lintorfer Kalksteinbrüche nicht die Bedeutung der Ratinger erlangt haben, so ist hier doch über Jahrhunderte hinweg der Kalkstein gebrochen und dann in Kalköfen gebrannt worden. Freilich waren diese Kalksteinbrüche nicht so groß wie bei Eggerscheidt und Ratingen. Hier fehlten die Berge, und der Kalk lag tiefer. Um an ihn heranzukommen, musste man große flache Kuhlen graben. Heute sind die meisten wieder mit Bäumen bewachsen und deshalb nur schwer zu erkennen.

Der im Lintorfer Norden liegende Kalkofen gehörte ursprünglich zur Abtei Werden und nicht etwa nach Kaiserwerth, wie man vielleicht vermuten könnte. Werden besaß bis zur Säkularisation im Jahre 1803 grundherrlichen Besitz in Lintorf, ohne dass Lintorf oder Teile der Lintorfer Gemark zum Territorium der Reichsabtei gehört hätten. Grundherrliche Rechte der

Abtei sind schon für das 12. Jahrhundert im „Großen Privilegienbuch“ erwähnt. Auch die Heberegister der abteilichen Fron- und Kalköfen berichten von grundherrlichen Rechten der Abtei auf Höfe in Lintorf.³⁶⁾ Seit wann allerdings dieser Kalkofen der Abtei Werden in Lintorf existiert hat, kann nicht gesagt werden. Zumindest stimmt die häufig für den Lintorfer Kalkofen zitierte Jahreszahl von 1404 so nicht, wenn auch schon zu dieser Zeit sicherlich ein Lintorfer Kalkofen mit großer Wahrscheinlichkeit existierte.³⁷⁾ Wann auch immer dieser Kalkofen erstmals produzierte, jedenfalls war er bis zur Säkularisation durch den Reichsdeputations-Hauptschluss (1803) der Abtei zinspflichtig, wie es aus

31) ebd. S. 220

32) Walter Heikaus, Auf den Spuren der Kalkstraße, Uraltes Kalkgewerbe im ehemaligen Amt Angermund, in: Angerland Jahrbuch, Bd. 1, Lintorf 1968, S. 41.

33) siehe hierzu: Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Kellnerei Lagerbuch

34) Walter Heikaus, 1968, S.42.

35) Heinz Schmitz, Angermunder Land und Leute, Band I, Zur Geschichte des Amtes Angermund und der Bürgermeisterei Angermund, Düsseldorf 1979, S. 171

36) Theo Volmert, Lintorf, Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte, von den Anfängen bis 1815, hrsg. vom Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Ratingen 1982, S. 27

37) Zur Jahreszahl 1404 siehe hierzu: Theo Volmert, Die erste Industrie in Lintorf, in: Die Quecke Nr. 40, Lintorf 1970, S. 15, S. 17; Günter von Roden, Geschichte der Stadt Duisburg II, Die Ortsteile von den Anfängen, Die Gesamtstadt seit 1905, Duisburg 1974, S.325. Bei der Jahreszahl 1404 wird Bezug genommen auf: Rudolf Kötzsche, Rheinische Urbare, Bd. III: Die Urbare der Abtei Werden, Bonn 1917, S. 458. Hier ist aber nicht von einer Verpachtung eines Kalkofens in Lintorf die Rede, sondern von der Verpachtung des Oberhofes Kalckhoven (Kalkofen), eines Sattelhofes, der im Territorialbesitz der Abtei Werden war. Abt Adolf von Spiegelberg vergibt diesen Hof Kalkofen am 21. Februar 1404 an Peter auf dem Korstick und seine Frau gegen eine jährliche Pacht auf Lebenszeit. Bei dem Heberegister des Hofes und der „eingehöri gen Güter“ sind aber vier Güter aus Lintorf aufgeführt, die diesem Hof Kalkofen zinspflichtig waren: 1. von des Duven gude in Lintorpe Robbert Schele (Schelengut), 2. van den gude tor Molen, Conraet tor Molen (Termühlen), 3. von des Copers gude, Dirick Happerschiet in Ratingen (Koppersgut), 4. von des Schutten gude, Hannes Huesman (Hausmannsgut)



Foto des alten Kalkofens in der Drucht aus den 1930er-Jahren

einem Behandigungsbrief des letzten Abtes – Beda Savels – hervorgeht.³⁸⁾

Erste einwandfreie Nachrichten über die Lintorfer Kalkproduktion stammen vom 22.8.1565. Damals gestatteten die Beerbten der Lintorfer Mark dem Amtmann zu Angermund, Siebert von Troisdorf, und dem Förster und Kirchenmeister zu Lintorf, Hermann Hinnoever, Kalkstein „an der bleikhoulen oder wo derselbe zu bekhomen“ zu brechen und einen oder mehrere Kalköfen zu setzen, und zwar ohne irgendeine Abgabe für die Dauer von vorläufig 20 Jahren.³⁹⁾ Der Platz, der später für den errichteten Kalkofen in Betracht kam, umfasste nebst einem anderen mit Erde überschütteten Platz 8 Morgen, 2 Viertel, 5 Ruten.⁴⁰⁾ Vorausgesetzt wurde allerdings, dass die Genannten der Mark keinen Schaden zufügten und nach Ablauf der zwanzigjährigen Frist eine gebührende Pacht an die übrigen Beerbten der Mark entrichten würden.⁴¹⁾

Über den Empfang von Kalkofenabgaben berichten uns die Angermunder Kellnerei-Rechnungen aus dem Jahr 1747/48, dass 1696 Dietrich und Ludwig Ohligschläger zu Lintorf einen Kalkofen gepachtet hatten. „Die Kalckofen zu Lintorf seindt unterm 5. octobris 1696 ahn Diderich und Ludwigen Ohligschläger auf 12 Jahr.. dergestaltet für 20 Rth. jährlich verpachtet, daß von den ersten 2 Jahren nichts geben sollen. Ideme sich aber daselbsten einiges Bleyertz befunden, seindt dieselbe krafft Mandati vom 27. May 1700 der Pachtung erlassen ...“ Anschließend pachtete der kurfürstliche Hofgerichtsrat Geyl den Kalkofen, der ihn aber 1731 aufgibt. 1732 wurde dem königlich-preußischen Kommerzienrat Bertram Orthmann der Kalkofen gegen die Zahlung rückständiger Pacht von 6 Reichstalern überlassen.⁴²⁾ Dieser Lintorfer Kalkofen lag in der sogenannten Drucht, einer Waldflur, die heute zu Duisburg gehört.

Ein anderer Kalkofen mehr südlich vom genannten im unteren Teil der Mark gelegen, kam in späterer Zeit in Betrieb. Beide Öfen erhoben sich nicht zu der Bedeutung wie die Kalköfen am Oberbusch in der Ratinger Mark; doch war der

Lintorfer Kalk sehr gefragt, denn die Öfen lieferten „einen feinen weißen Kalkstein“.

1748 heißt es, dass der Ofen dem Kurfürsten „zuständig“ sei. Es handelte sich somit also um einen Kameralofen, der aber um diese Zeit nicht einmal 6 Reichstaler Konzessionsgebühren einbrachte. (Angermunder Kellnerei-Rechnung 1747/48).⁴³⁾

1751 übernahm Kommerzienrat Heinrich Kirschbaum den Ofen, um ihn im folgenden Jahr schon wieder stillzulegen. Kirschbaum brannte mit dem Lintorfer Kalkofen nicht nur Kalk⁴⁴⁾, sondern beantragte auch eine Konzession zum Torfstechen auf der Lintorfer Gemark, und außerdem betrieb er auf der Lintorfer Gemark ein Schwefel- und Vitriolwerk.⁴⁵⁾

Von 1755 bis 1762 benutzte Mauritz Ritterskamp den Kalkofen. Nachdem diese Brennstätte danach fast 20 Jahre unbenutzt blieb, überschrieb sich der damalige Kellner des Amtes Angermund, Jakob Baasel, selbst die Konzession mit Wirkung vom 1.1.1781. Diese Bewilligung der herzoglichen Konzession zum Betrieb einer Kalkbrennerei im Amt Angermund sei hier beispielhaft aufgeführt:

„Wir Karl Theodor von Gottes Gnaden, Pfalzgraf bei Rhein etc, thuen kund und bekennen hiermit für Uns und Unsere Erben und Nachkommen Herzogen von Jülich und Berg welcher Gestalten wir auf unterthänigstes Supplizieren Unseres Kellners zu Angermund Baasel demselben den zu Lintorff gelegenen alten Kalckofen und Steinbruch dergestalten gnädigst eingethan und darüber gegenwärtige Conzession mitgeteilt haben, dass seinem Erbieten gemäß er vom ersten Jenner 1781 anzufangen alljährlich 2 Reichsthaler, sobald aber eine feinere zum weißen Kalck taugliche Steinbank sich ergeben wird, alsdann gewöhnlicher Maßen jährlich 6 Reichstaler zur recognition in meiner Kellnerey Rechnung sich zum Empfang stellen, unmittels aber gehalten sein solle, jeden Jahres bei der Rechnung Ablag durch Zeugniß deren zweier Scheffen über die eigentliche Qualität des sich ergebenden Kalcksteins zu decidiren und auf dem ergehenden Fall einer feineren Steinbank sofort zu berichten.

Urkund Unseres hervor gedruckten Hofkammer-Secretsiegels.

*Düsseldorff, den 17. Jenner 1782.*⁴⁶⁾

Die Ausbeutung ergab tatsächlich „einen neuen feinen weißen Kalkstein“. Kellner Baasel bat, „diesen aufsuchen, brennen und ins Gild (zur Gilde) führen zu dürfen“. Dieses wurde ihm durch eine neue Konzession vom 10. Jenner 1792 bewilligt, jedoch musste er dafür jährlich 6 Reichstaler an die Kellnerei abliefern.⁴⁷⁾ Nach seinem Tode übernahmen die Erben die Kalkbrennerei. Sie erwirkten am 1.1.1796 die Genehmigung für einen zweiten Ofen und lieferten den Kalk nachweislich bis 1806 in die Gilde nach Wittlaer.⁴⁸⁾

1772 ist neben dem Peter Broichhausen als Mitinhaber der Kalkbrennerei Wilhelm Steines zu Lintorf angegeben, von 1781 bis 1806 aber nur noch der Name des Peter Broichhausen.⁴⁹⁾

Über Wilhelm Steines heißt es am 22. Juni 1773 in den „Wöchentlichen Duisburgischen Anzeigen“:

Die bey der Kalck-Niederlage Beerbten und zur Abholung des Kalcks in Wittlaer allein berechtigt gewesenen Schiffer haben sich dieses Jahr noch nicht eingefunden; weshalb Wilhelm Steines zu Lintorff und übrige Erben der Kalckbrennerey allen und jeden

38) Theo Volmert, St. Anna Lintorf, in: Hans Ferres, Das Dekanat Ratingen, Hösel 1954, S. 122.

39) Walter Heikaus, 1968, S.53ff.

40) Heinrich Schmitz, Zur Geschichte von Angermund und Umgebung, Lintorf 1920, S.82

41) Walter Heikaus, 1968, S.53f.

42) ebd.

43) Theo Volmert, Lintorf, Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte, von den Anfängen bis 1815, hrsg. vom Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Ratingen 1982, S. 276f.

44) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Jülich-Berg, II R Angermund, Nr. 5: Kellnerei-rechnungen für das Jahr 1751/52.

45) Ausführlich hierzu: Michael Lumer, Vor 250 Jahren gründete der Düsseldorfer Bankier und Unternehmer Heinrich Kirschbaum in Lintorf ein Bleibergwerk, Quecke Nr. 66, Lintorf 1996, S.167ff.

46) Heinrich Schmitz, 1920, S. 84; Theo Volmert, 1982, S. 276f.

47) Heinrich Schmitz, 1920, S. 84

48) Walter Heikaus, 1968, S.54.

49) eb d. S.48

*Schiffen freystellen vom Stapel zu gedachten Witteler Kalck zu laden und zu verfahren für den gewöhnlichen Preiß; die auch unter das Kalckschiffer-Gilt für sich und ihre Kinder als Erb- und Eigenthümlich sich einzuschreiben lassen sollen und guthem Herkommens seyn können sich zu Ratingen bey dem Bürgermeister Degreck deshalb angeben.*⁵⁰⁾

Die herzogliche Regierung überwachte im 17. und 18. Jahrhundert den Absatz der Kalkbrennereien sorgfältig. In einer Abrechnung wurde einmal Wilhelm zu Angeren bescheinigt, er habe in dem betreffenden Jahr keinen Kalk gebrannt, er sei deshalb auch von den Abgaben befreit.⁵¹⁾

1793 beklagte sich Gildenbruder Franz Vowinkel, der im Oberbusch bei Ratingen einen Kalkofen besaß, dass ein Lintorfer und der Höselers Bruchhausener Ofen gegen die Gildeordnung verstießen. Er warf den Besitzern vor, „an unerlaubten Orten ungescheut“ einzuladen. Als seine Beschwerde die herzogliche Regierung wenig beeindruckte, zögerte Franz Vowinkel nicht, den Kellner Baasel zu Angermund zu bezichtigen, er sei am Lintorfer Ofen unerlaubt beteiligt und zöge so gegen die Gildeordnung „selbst vom Pfuschen seinen Nutzen“.⁵²⁾

1809 hob dann Napoleon im Großherzogtum Berg sämtliche Gilden und Zünfte auf. Um 1808/09 sind in der Mairie Angermund, zu der Lintorf gehörte, nur 20 Arbeiter im Kalkgewerbe beschäftigt, kein Wunder bei der damaligen Lage, denn das Absatzgebiet auf der linken Rheinseite war durch Grenzmaßnahmen Napoleons der bergischen Wirtschaft versperert.⁵³⁾

Nach dem Güterverzeichnis des Jahres 1826 besaßen „Baasel und Consorten, wohnhaft in Angermund“ beim Vitriol-Bergwerk eine Kalkgrube und eine Holzung.⁵⁴⁾

Als die einzelnen Gebiete unseres Rheinlandes zur Rheinprovinz vereinigt wurden, fand die Kalkindustrie ein weiteres Absatzgebiet im Norden. Der „Druchter Kalkofen“ wurde dann auch vermehrt von Duisburg in Anspruch genommen. Der Weg, den die Fuhrleute nach Duisburg durch den Wald benutzten, heißt heute noch „Kalkweg“. Vom Druchter Kalkofen bei Lintorf

wurde der Kalk per Achse nach Duisburg befördert. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war dieser Weg wegen der umherstreifenden Räuber- und Diebesbanden mitunter unsicher, und die Fuhrwerke wurden überfallen.⁵⁵⁾ Der für Duisburg bestimmte Kalk wurde über den Kalkweg angeliefert und im „Großen“ und „Kleinen Kalkhof“ mitten im alten Stadtkern gelagert.⁵⁶⁾

In den Katasterkarten von 1837/38 sind die für Lintorf besonders wichtigen Verkehrswege nicht nur eingezeichnet, sondern auch benannt worden.⁵⁷⁾ Von der „Straße von Lintorf nach dem Hinkesforst“ (Tiefenbroicher Straße) führte die Sandstraße zum Soestfeld, wo sie auf die Kalkstraße stieß. Die Kalkstraße, eine der ältesten Lintorfer Straßen, begann in Ratingen; sie führte durch den Hinkesforst und das Soestfeld nach Angermund, verlief dort nördlich vom Brockerhof und Schloß Heltorf und endete am Rheinufer in Wittlaer, wo man den gebrannten Kalk am sogenannten „Kalkblech“ verlud. Die Kalkstraße wurde sehr in Anspruch genommen und war bei schlechtem Wetter selbst für leere Fuhrwerke nicht leicht zu befahren. Wie sehr die Kalkstraße noch vor 180 Jahren in Anspruch genommen wurde, zeigt ein Dokument aus dem Jahre 1830 und gibt gleichzeitig Kunde von dem Neubau des Lintorfer Pfarrhauses. Am 19. April 1830 machte der Bürgermeister dem „Königlichen Landrat, Oberst von Lasberg“, folgenden Vorschlag:

„Bei Gelegenheit meiner heutigen Anwesenheit zu Lintorf hat mir der Herr Pastor Kayser bemerkt, es seyen ihm höheren Orts Aussichten auf die Beschleunigung der Erbauung des Pfarrhauses eröffnet worden.

Auf dem Rückwege habe ich in Überlegung genommen, wie der Bau beschleunigt und dabei noch Kosten erspart werden könnten und folgendes Facit herausgebracht.

Vor allem ist wohl Baumaterial erforderlich.

Die sogenannten Kalkfahren, welche den Kalk von den Kalköfen nach Wittlaer transportieren, fahren leer durch Lintorf zurück.

Diese werden wahrscheinlich geneigt seyn, Ziegelsteine von den Ziegelöfen, deren sich zwei in der Nähe der Kalkstraße befinden, gegen nur mäßige Vergütung als Rückfracht mit nach Lintorf zu nehmen und dort abzuladen.

*Solcher Kalkfahren fahren manchen Tag 20 – 25 leer vom Rhein zurück, und die Ziegel wären so gut bald zur Baustelle gebracht. Wenn die Fundamente mit Bruchsteinen gebaut werden sollen, so würden Kalkfahren vielleicht auch zur Beifuhr dieses Materials gedungen werden können, wenn man die Beifuhr nicht an den wenigstfordernden verganten will.*⁵⁸⁾

1830 gab der Königl. Preußische Oberst-Leutnant F. von Restorff die „Topographisch-Statistische Beschreibung der Königlich Preussischen Rheinprovinzen“ heraus. Darin beschreibt er Lintorf folgendermaßen: „Lintorf, ein Dorf mit 989 Einw. und 1 kath. Pfarrkirche. In dem nahen Wald, nach diesem Dorf benannt, befinden sich mehrere Kalkbrennereien und die Alaunhütte Gute Hoffnung.“⁵⁹⁾ 1830 waren diese Lintorfer Kalköfen in Betrieb. Nunmehr war der aus dem Harz stammende Bergmann H.A. Jaacksch Inhaber der Kalkbrennerei zu Lintorf.⁶⁰⁾ Neben dem Kalkbrennen baute er auch Bleiglanz in Lintorf ab. Von Jaacksch und seiner Arbeit in Lintorf wird auch in einem Schreiben

50) Wöchentliche Duisburgische Anzeigen, Nr. 25, Dienstag, den 22. Juni 1773.

51) Theo Volmert, 1982, S. 276.

52) ebd., S.278.

53) Walter Heikaus, 1968, S. 54.

54) Heinz Schmitz, 1979, S. 171; Theo Volmert, Lintorf, Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, hrsg. vom Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Ratingen 1987, S.32.

55) Heinrich Schmitz, Angermunder Land und Leute, Duisburg 1926, S. 195.

56) Günter von Roden, Geschichte der Stadt Duisburg II, Die Ortsteile von den Anfängen, Die Gesamtstadt seit 1905, Duisburg 1974, S. 325

57) Karte der Bürgermeisterei Angermund, aufgenommen im Jahr 1837 und 1838 unter der Leitung des Geometers Peeperhof.

58) Theo Volmert, 1954, S. 161f.

59) Theo Volmert, 1987, S.31.

60) Walter Heikaus, 1968, S.54.

des Landrates an den damaligen Pfarrer Kaiser der Lintorfer St. Anna-Kirche berichtet:

„Anliegend übersende ich Ew. Wohlgeboren eine Vorstellung des Steigers Jaaksch zu Lintorf vom 7. d., womit derselbe ein Stück von seinen Kalksteinen eingeschickt und dabei ersuchte, daß man die armen Tagelöhner von Lintorf nicht in ihrem Verdienste dadurch schmälern möchte, daß man den Kalk zu dem Pfarrhausbau von anderen Öfen als dem bei Lintorf nähme, und er bäte demnach, den Kalk untersuchen zu lassen. Da nun dies von dem Herrn Kreisbaumeister geschehen ist und ... gegen die Eigenschaft dieses Kalkes gar nichts zu erinnern sei, so halte ich mich verpflichtet, Ew. Wohlerwürden darauf aufmerksam zu machen, damit hierin die Billigkeit, vereinbart mit einem wirklichen Vortheil, wenn man den Transport von Ratingen erspart, eintreten kann.

Ich ersuche Sie demnach, dies in Benehmen der übrigen Mitglieder der Baudeputation zu berücksichtigen und von dem, was deshalb geschehen wird, mich in Kenntnis zu setzen.“⁶¹⁾

1843 heißt es in einem Bericht des Bürgermeisters von Lintorf an den Landrat in Düsseldorf: *„Uebringens ist es eine wahre Wohltat für die äußerst dürftige Gemeinde Lintorf, daß die dortigen Kalksteinbrüche in die Hände des soliden und unternehmenden Herrn Rein-*

hold gekommen sind, derselbe beabsichtigt, noch mehr Öfen zu setzen und wird dadurch der dürftigen Klasse ein andauerndes Verdienst zuwenden.“ Daraus scheint aber auf die Dauer doch nichts geworden zu sein, denn eine Statistik von 1852 verzeichnet nur eine Kalkbrennerei mit 15 Arbeitern. Aus dem Jahre 1899 ist bekannt, dass sich damals nur noch ein Kalksteinbruch mit sechs Arbeitern bei der Zeche Friedrichsglück und ein Dolomitbruch mit zwei Beschäftigten in Betrieb befanden. Heute sind auch diese längst zugeschüttet und verwachsen.⁶²⁾

Zwei heute noch existierende Gebäude sind eng mit dem Lintorfer Kalkgewerbe verbunden.

Der nördlichste Wohnplatz in Lintorf war im Mittelalter das Winkelshäuschen, am Walde nicht weit vom Druchter Kalkofen gelegen. Es wird in einer noch vorhandenen Urkunde vom 18. März 1826 als „Gut am Winkelshäuschen“ bezeichnet. Die Großhantens bewirtschafteten zu dieser Zeit diesen Hof und werden als „Wirths- und Ackersleute“ benannt.⁶³⁾ Als idyllische Waldschenke war das Winkelshäuschen in der Umgegend bekannt, aber auch weil man hier bis 1814 die Wildpferde fütterte und im langen Stall des Hauses gefangene Wildpferde gleich nach der Jagd einstellte und dann am Tag danach zur Angermunder Kellnerei brachte.

Vom Druchter Kalkofen aus wurde der gebrannte Kalk mit Pferdeschlagkarren nach Wittlaer gebracht und dort in Rheinkähne verladen. Nach dem Beladen der Schlagkarren mit Kalk trafen sich die Fuhrleute in der Schankwirtschaft im Winkelshäuschen zum Frühstück.⁶⁴⁾ Seit Mitte des 19. Jahrhunderts fand die Kalkindustrie ein weiteres Absatzgebiet im Raum Duisburg. Der Kalk vom Druchter Kalkofen wurde seither auch über den Kalkweg durch den Wald nach Duisburg befördert. Der Kalkweg nach Duisburg hatte damals eine große Bedeutung als Fahrstraße. Ein reges Leben entwickelte sich hier, wenn die Duisburger Fuhrleute in langen Reihen am Winkelshäuschen vorbeifuhren, die übliche Pause machten und dann am nahen Druchter Kalkofen Fracht einnahmen.⁶⁵⁾

In der Drucht gab es früher einen Kalksteinbruch, der noch zu sehen ist. Heute ist er ein tiefer See. Die Steine wurden aus dem Felsen herausgebrochen und südlich am Kalksteinbruch über eine Rampe mit Pferden herausgezogen. Von dort aus wurden sie zum nahegelegenen Kalkbrennofen gebracht und dort gebrannt. Unmittelbar südlich vom alten Druchter Kalkofen liegt – heute auf Duisburger Gebiet – in einem stillen Winkel an der heutigen Bissingheimer Straße, das „Haus in der Drucht“, dessen helle, gekälkte Mauern mit dem schwarz-weißen Gitterwerk des Fachwerkbauwerks durch das Gewirr der hohen Stämme leuchten. Das alles war reizvoll genug, um in den 1920er- und 1930er-Jahren Düsseldorfer Maler in den Waldwinkel zu locken, zumal damals noch der alte Kalkofen und eine kleine Laube, beide unter alten Rosenstöcken versteckt, standen.

Doch weit früher haben in diesem Haus die Betreiber des Kalkofens gewohnt und die schmale Stiege ins Obergeschoss genutzt. Später



Der frühere Kalksteinbruch im Wald an der Drucht. Man erkennt deutlich die Kalksteinwand mit Abbauspuren

61) Theo Volmert, 1954, S.163.

62) Walter Heikaus, 1968, S.54f.

63) Wilhelm Molitor, Der Lintorfer Norden, in: Die Quecke Nr. 62, hrsg. von Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1992, S. 93/94

64) ebd.

65) ebd.



Der alte Kalkofen an der Drucht auf einer Zeichnung von Theo Sternberg von 1925

wurde das Haus Bergmannswohnung, als man in der Nähe im großen Stil Bleibergbau betrieb. Schließlich bewohnte der Betriebsleiter vom Lomanschacht am Teufelshorn das „Haus in der Drucht“. 1902 wurde aber der Bergbau in Lintorf eingestellt.⁶⁶⁾

Es ist schwer zu sagen, wie alt das „Haus in der Drucht“ ist, da genaue Unterlagen fehlen. Nach Aussagen des jetzigen Besitzers ist das Haus mehrfach um- und ausgebaut worden. Der älteste Bereich ist ca. 1770 bis 1790 entstanden. Bei Renovierungsmaßnahmen konnte er den Einsatz al-

ter Baumaterialien feststellen, z.B. Kalkputzmaterial (ungelöschter Kalk). Hier fand er auch Stroheinsatz im Lehmörtel sowie Steinschüttung im Fußbodenbereich. Darüberhinaus konnten noch alte Dachziegel vorgefunden werden. Der zweite Bereich ist ca. 1850 bis 1880 entstanden, als der Bergbau hier florierte. Ein weiterer Bereich entstand etwa 1965 und verbindet die beiden alten Gebäude. Daneben entstand um 1920 ein Flachbau, der vormals Schuppenbereich gewesen sein könnte.⁶⁷⁾

Der Druchter Kalkofen, der nördlich vom Haus „In der Drucht“ ge-

standen hatte, ist in den Archivalien über die Jahrhunderte hinweg immer wieder erwähnt worden. Auch Bilder der 20er/30er-Jahre des 20. Jahrhunderts zeigen diesen stattlichen Kalkofen in einem noch gut erhaltenen Zustand. Doch in den darauffolgenden Jahrzehnten verfiel er mehr und mehr. Als dann die Straße Richtung Duisburg in den 50er-Jahren ausgebaut wurde, riss man den Kalkofen ganz ein und gebrauchte seine Steine für den Straßenbau.⁶⁸⁾ Reste dieses Kalkofens waren aber noch um 1960 zu erkennen. Lehm, Humus, Laub und Gestrüpp überdeckten dann mehr und mehr diese Stelle, so dass man keine Reste dieses Kalkofens mehr sah und den Standort des Kalkofens nur noch erahnen konnte.

Im Februar des Jahres 2003 versuchten einige Aktive der Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf-Mettmann des Landschaftsverbands Rheinland, Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege (Außenstelle Overrath), unter der Leitung von Peter Schulenberg diesen Kalkofen neu zu orten.

Es gelang, den Standort des ehemaligen Kalkofens wiederzufinden, ihn als solchen eindeutig zu identifizieren, auszumessen, die noch spärlich vorhandenen Reste teilweise freizulegen und als Fundstellenaufnahme an den Landschaftsverband zu melden. Damit konnte ein Stück alte Lintorfer – seit 1929 auf Duisburger Gebiet liegende – Industriegeschichte festgehalten werden.

(Wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt)

Michael Lumer



Das „Haus in der Drucht“ im heutigen Zustand. In der Mitte das alte Fachwerkhaus aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ganz links ein Fachwerkhaus aus dem 19. Jahrhundert. Zwischen den beiden Häusern ein moderner Verbindungsbau von 1965

66) Stille Schönheit im stillen Winkel, „Haus in der Drucht“ hat viele Jahre auf dem Buckel, Rheinische Post, 3.1.1957, Verfasser unbekannt.

67) Gespräch vom 23.3.2003 mit Herrn Dr. Peter Dawert und seiner Frau, die hier seit mehr als 20 Jahren wohnen: Demnach soll das „Haus in der Drucht“ nach Darstellung des Voreigentümers, Herrn Hermann Strehle, wie dargestellt in drei Zeitepochen gebaut worden sein.

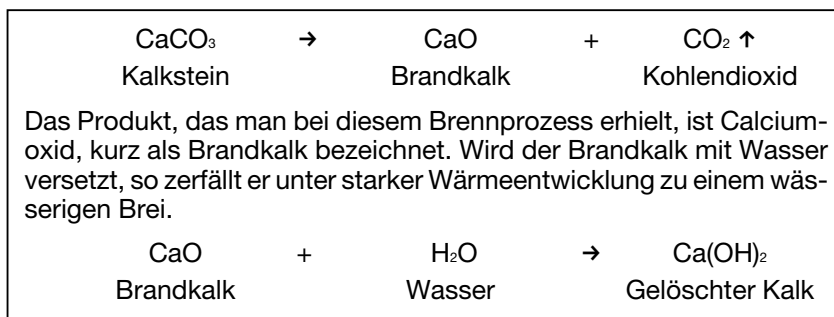
68) Stille Schönheit im stillen Winkel, RP 3.1.1957

Über historische Kalkbrennereien im Raum Ratingen

Das Niederbergische Land als Teil des Rheinischen Schiefergebirges besteht aus unterschiedlich ausgebildeten Ablagerungen eines ehemaligen Meeres, sandige und tonige Schiefer aus der Zeit des Erdaltertums. Eingeschaltet in diese Gesteinspakete sind mächtige Kalkschichten, deren Vorkommen sich als ein breites Band durch die Landschaft ziehen. An Berghängen und Bachläufen wurden durch die Verwitterung die Kalkschichten freigelegt und aus den begleitenden weicherer Schiefen herausmodelliert. Von den bedeckenden Erdschichten entblößt, bilden diese Kalkfelsen sichtbare Klippen an den Talhängen von Anger, Düssel und anderen Örtlichkeiten. Diese Kalkvorkommen, durch die Erosionskraft von Wasser und Wetter freigelegt, boten sich den Menschen zur Nutzung an. Am Anfang waren es nur die oberflächlich sichtbaren Gesteinsschichten, später wurden noch die in der Tiefe der Berge verborgenen Kalklagerstätten entdeckt und führten zur Anlage riesiger Steinbrüche. Im Laufe der Jahrhunderte entstand so im Niederbergischen ein bedeutender, trotz vieler wirtschaftlicher Veränderungen in den letzten Jahrzehnten, ein heute noch bestehender wichtiger Industriezweig: die Kalkindustrie.

Vom Kalkstein zum Brandkalk

An etlichen Stellen des Niederbergischen Landes stößt man auf kleine, etwas unscheinbare Steinbrüche. Mit Gebüsch und Bäumen bestanden, verraten sie nur dem Kundigen, dass hier Menschen früher emsig gearbeitet haben. Schon vor Jahrhunderten hat man an diesen Orten Kalkstein gebrochen und in einfach konstruierten Öfen gebrannt. Der Kalkstein wurde hierbei einer Temperatur von 1000 bis 1220 Grad Celsius ausgesetzt. Beim Erhitzen auf hohe Temperaturen von 1000 Grad Celsius und mehr spaltet sich Kohlendioxid, populär als Kohlensäure bezeichnet, ab und geht als Gas in die Atmosphäre. Der Kalkstein verliert hierbei rund die Hälfte seines ursprünglichen Gewichtes.



Gelöschter Kalk ergibt mit drei Teilen Sand vermischt Kalkmörtel, ein wichtiger Baustoff, um Bruchsteine und Ziegel dauerhaft zu Mauerwerk zu verbinden. Burgen und Schlösser, Kirchen und Bürgerhäuser verdanken ihren dauerhaften Bestand über viele Jahrhunderte der Anwendung des Kalkmörtels. Beim Aushärten nahm der Kalkmörtel aus der Luft wieder Kohlendioxid auf und wurde wieder zu einem festen, diesmal sandigen Kalkstein. Fachwerkhäuser, deren Gefach mit Weidengeflecht und Lehm ausgefüllt war, erhielten durch die sogenannte Kalkung einen dauerhaften, feuchte Witterung abweisenden Schutz. Die Schlämme aus einem Brei, bestehend aus gelöschtem Kalk, wurden hierbei durch die Aufnahme

von Kohlendioxid aus der Luft zu einer Kalkschicht. Die Kalkung der Außenwände der Fachwerkhäuser hatte also einen sehr realen Hintergrund und diente nicht einem ästhetischen Geschmack.

Die frühen Kalkbrenner

Ursprünglich wurde der Kalkstein im Schachtofen gebrannt. Einem runden Bauwerk mit einem Innendurchmesser von 2,50 m und einer Höhe von 3 bis 4 m. Die 50 cm dicken Wände wurden aus Bruchstein, einem sandig-tonigen Material, errichtet. Kalkstein würde bei den hohen Temperaturen im Ofen zu Brandkalk zerfallen und der gesamten Ofenkonstruktion keine Festigkeit geben. Im Übrigen wurde zum Mauern hierbei Lehm- oder Tonbrei verwendet. Am Fuße



Blauer See, Ratingen: Überrest eines Schachtofens mit Holzfeuerung. Die Oberfläche der Bruchsteine ist bis zur Sinterung erhitzt und hierbei mit einer glänzenden Glasur überzogen worden

des Schachtes war eine große Öffnung, in die beim Betrieb des Schachtofens das nötige Feuermaterial nachgelegt wurde. Die ersten Kalksteinbrocken wurden per Hand so in den Ofen eingebracht, dass sie ein Gewölbe von 1 m Höhe ergaben. Darauf wurde dann von oben weiterer Kalkstein aufgefüllt. Durch ein Reisigfeuer wurde der Ofen in Brand gesetzt. Dicke Holzkloben, die ständig nachgelegt wurden, sorgten dafür, dass der Ofen die nötige Temperatur bekam. Dieses kräftige Feuer musste 4 bis 5 Tage unterhalten werden. In dieser Zeit benötigte der Ofen 20 bis 25 Festmeter Holz. Es wurde mit „großer Flamme“ gebrannt, d.h. das Feuer schlug oben aus dem Schachtofen heraus, denn auch die obersten Kalksteinlagen mussten einer Temperatur von rund 1200 Grad Celsius ausgesetzt werden. War der Kalkstein fertig gebrannt, musste der Ofen mehrere Tage auskühlen, um dann ausgeräumt zu werden.

Vom Brandholz zur Steinkohle

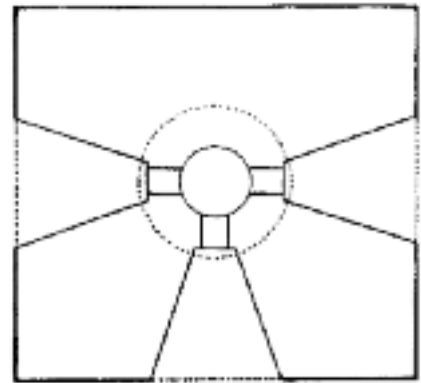
Es war eine große Menge Holz, die im Laufe eines Jahres ein Schachtofen verschlang. Es gab darum auch Landesherren, die das Brennen von Kalk verboten oder sehr stark einschränkten.

Die vielen Herdstellen der Dörfer und Städte verbrauchten eine Unmenge an Holz, die der Wald liefern musste. Im Mittelalter bis weit in die frühe Neuzeit war Holz die Heizenergie, die zur Verfügung stand. In der frühen Neuzeit wurde der Wald durch neue Technologien belastet, und ein regelrechter Raubbau setzte ein. Die Verhütung der Eisenerze erfolgte in Hochöfen mit Holzkohle, ein Verfahren, das sich in den Rheinlanden und in Westfalen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hielt. Waldreiche Gebiete lieferten den Köhlern das Holz zur Bereitung der Holzkohle. Der unkontrollierte Einschlag und die große Nachfrage führte dazu, dass zum Beispiel zu Beginn des 17. Jahrhunderts weite Gebiete bei Schleiden und Monschau nicht mehr als Waldgebiet anzusprechen waren. Für die dörflichen Siedlungen war der Wald nicht nur für die Holzgewinnung da, sondern diente auch als Viehweide, besonders die Eichel-

mast der Schweine. Außerdem bot der Wald auch den geeigneten Platz für die Bienenzucht. Honig war der einzige Stoff zum Süßen von Speisen. Daneben war Bienenwachs bedeutsam für die Kerzenherstellung. Steinkohle, die man im Ruhrtal in zahlreichen in den Berg getriebenen Stollen förderte, konnte anfangs durch fehlende Verkehrswege nicht weit verfrachtet werden. Erst mit der Fertigstellung der Kanalisierung der Ruhr 1780 und der Anlegung von geschotterten Landstraßen war der Kohlentransport möglich. Vielfach blieb aber wegen schlechter Wegeverhältnisse nur der Transport mit Eseln und Pferden übrig, die schwere Säcke mit Kohle auf ihren Rücken transportierten.

Der Trichterofen

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die bis dahin gebräuchlichen, mit Holzfeuerung betriebenen Schachtofen durch einen vollständig neuen Kalkofen abgelöst, den Trichterofen. Die Idee zu dieser Konstruktion stammte aus Wallonien (1815 Abtrennung von Frankreich, seit 1831 Belgien), darum wurde dieser Kalkofen auch als französischer Kalkofen bezeichnet. Er hatte von außen ein kubisches Aussehen. Die Grundfläche betrug sieben bis acht Meter im Quadrat, bei einer Höhe von 3,5 bis 4 m. In seinem Innern barg er einen aus Ziegelsteinen gemauerten Trichter mit einem oberen Durchmesser von rund 3 m. Kalkstein und Steinkohle wurden ab-

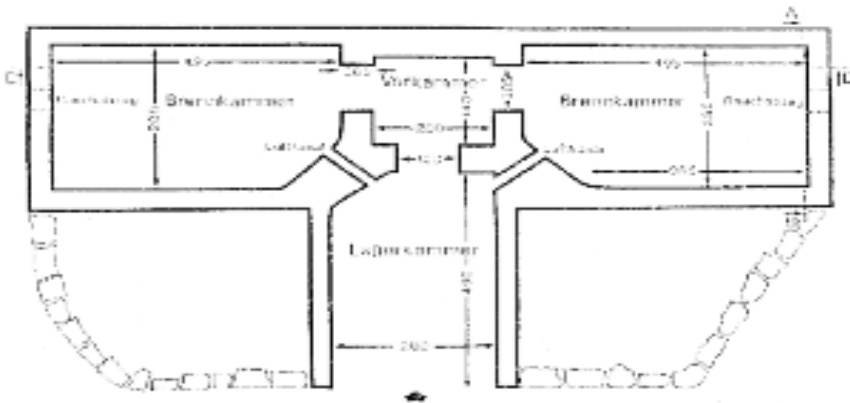


Schematische Darstellung eines Trichterofens für Steinkohlenbrand. Oben: Aufsicht aus der Vogelperspektive. In der Mitte befindet sich der trichterförmige Brennraum, umgeben an drei Seiten von gewölbartigen Kammern. Die vierte Seite diente als Rampe zum Füllen des Ofens mit Steinkohle und Kalkstein. Über die Rampe konnte das Füllgut mit einer Schubkarre herangebracht werden

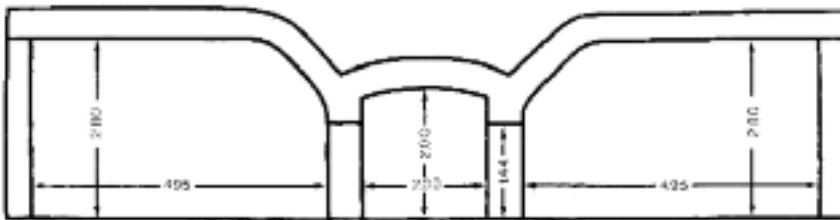
wechselnd in den Trichter von oben eingegeben. Einmal in Brand gesetzt, konnte der Trichterofen über mehrere Monate in Betrieb gehalten werden. An drei Seiten wies der Trichterofen gewölbartige Kammern auf, die rückseitig in den Unterteil des Trichters mündeten. Hier konnte kontinuierlich der gebrannte Kalk abgezogen werden und gleichzeitig wechsel-



Blauer See, Ratingen: Anlage von drei Trichteröfen. Sichtbar sind die seitlichen Gewölbe, in denen der gebrannte Kalk abgezogen wurde. Die Ofenfüllung mit Kalkstein erfolgt von oben, hier nicht sichtbar



Grundriss des Zwei-Kammer-Ofens an der Teichstraße, Ratingen. Einige Mauerbereiche sind in der Zeichnung ergänzt worden



Kalkofen an der Teichstraße in Ratingen. Der Längsschnitt zeigt die flaschenförmige Verjüngung zum Eingang der Brennkammern

weise Kalkstein und Steinkohle von oben in den Trichter erneut eingefüllt werden. Der gebrannte Kalk konnte, von der Witterung geschützt, im Gewölbe erkalten. Die Trichterform der Brennkammer sorgte dafür, dass die außen liegenden Kalksteine im Verlaufe des Brennprozesses mehr in die Mitte rollten und genügend erhitzt wurden. So hatte man durch diese einfache Konstruktion das Problem gelöst, dass Kalkbrocken ungenügend erhitzt wurden und in ihrem Innern noch einen Kern „rohen Steines“ enthielten.

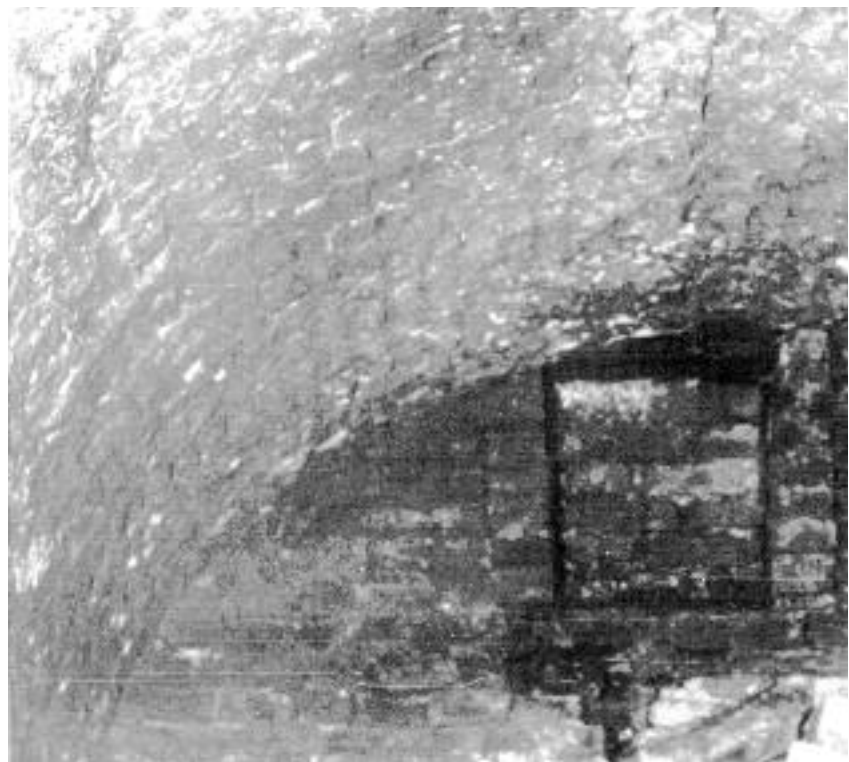
Der Zwei-Kammer-Ofen

Ein altes Gemäuer auf der linken Talseite der Anger an der Teichstraße in Ratingen führte ein wenig beachtetes Dasein. Erst Mitte der 80er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts wurde es einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Es ergab sich, dass man es hier mit einem gänzlich unbekanntem Kalkofentyp zu tun hatte. Der Brennofen bestand aus drei gleich großen Tonnengewölben. Den Eingang bildete das Lagergewölbe, an das sich die Vorkammer anschloss. Rechts und links gingen von der Vorkammer die eigentlichen Brennkammern ab. Diese beiden Tonnengewölbe wurden spiegelgleich errichtet. Der Kalk-

ofen wurde in den Talhang hinein-gebaut. Hangseitig anstehendes Gesteinsmaterial wurde entfernt, um eine senkrechte Felswand zu erhalten, an die sich die Brennkammern jeweils mit einer Längsseite anlehnen konnten. Die Wände wurden bis zu einer Höhe von

1,5 bis 1,7 m aus plattigen Bruchsteinen errichtet. Für das Gewölbe selbst wurden Feldbrandziegel verwendet. Zum Kammereingang hin verjüngt sich das Gewölbe flaschenartig so, dass der Eingang von 1,4 m Höhe nur in gebückter Haltung durchschritten werden konnte. Weißliche Krusten gebrannten Kalkes beweisen eindeutig, dass es sich bei diesem Brennofen um eine Kalkbrennerei handelte. Der Boden der Brennkammern wies außerdem noch unverbrannte Reste von Steinkohle auf, ein wichtiger Hinweis auf das verwendete Heizmaterial. Von der Lagerkammer führten jeweils links und rechts Luftschächte mit einem Querschnitt von 15 x 15 cm zu den Brennkammern. Zur Wärmeisolation war das gesamte Ofengemäuer mit einer mächtigen Erdschicht bedeckt. Einen Schornstein benötigten die Brennkammern nicht. An der Stirnseite, gegenüber dem Eingang jeder Brennkammer, befand sich der „Fuchs“, der Rauchabzug.

Das Füllen der Brennkammern musste sorgfältig von Hand vorgenommen werden. In welcher Form die genaue Füllung mit Kalkstein und Kohle vorgenommen wurde, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Auf jeden Fall wurde die Kalksteinfüllung bis zu einer



Die hintere Wand einer Brennkammer mit dem Rauchabzug (Fuchs)



Die Luftzuführung zur vermauerten Brennkammer erfolgte über einen Schacht von 15 x 15 cm. Die untere Öffnung führte zur Brennkammer. Die obere Öffnung ist nur eine Nische zur Aufnahme eines Klotzes, der zum teilweisen Verschließen des Luftschachtes diente

Höhe von 1,5 m vorgenommen. Es war eine schwierige und zeitraubende Arbeit, die nur beim Licht einer schwachen Ölfunzel vorgenommen wurde. In einer Brennkammer befand sich noch an der

Decke der Haken zur Aufnahme der Öllampe. Nach der Zugabe von Reisig und Holz konnte der Ofen gezündet werden und der Brennvorgang seinen Lauf nehmen. Es dauerte aber eine gewis-



Das Innere der Lagerkammer, an die sich die Vorkammer anschließt. Links und rechts befinden sich die Eingänge zu den Brennkammern

se Zeit, bis der Feuerzug in der Brennkammer in Richtung Rauchabzug ging. Die ersten kräftigen Rauchschwaden nach dem Anzünden zogen durch die Lagerhalle ins Freie und schwärzten, heute noch sichtbar, die Gewölbedecke. War die Steinkohle angebrannt, wurde der Kammereingang zugemauert, und lediglich durch den seitlichen Luftkanal bekam jetzt das Feuer die nötige Luft. Der Querschnitt des Luftkanals konnte durch Einlegen eines Holzklotzes verändert und somit durch Verringerung der Luftzufuhr die Ofentemperatur gesteuert werden. Zunächst wurde mit geringer Brenntemperatur gearbeitet, damit der Kalkstein seine natürliche Bergfeuchtigkeit verlor. Die Verbrennung der Steinkohle konnte sehr gezielt und langsam vor sich gehen unter voller Ausnutzung der Heizenergie. Durch die gute Isolierung der Brennkammern durch das aufliegende Erdreich ging nur geringe Hitze verlustig. Nach mehrtägigem Brand ließ man die Brennkammer mit ihrem Inhalt auskühlen und räumte danach aus. Während des Brennvorganges wurde die andere Kammer gefüllt und für den nächsten Brand vorbereitet. Es konnte so immer eine Ofenkammer zum Kalkbrennen betrieben werden. Über die genaue Brenndauer bei diesem Kalkofen kann nichts gesagt werden, da hierüber weder Daten existieren noch ein vergleichbarer Typ bekannt wurde. Aus gewissen Anzeichen kann geschlossen werden, dass der Zweikammer-Ofen um 1800 gebaut wurde. Er konnte sich aber gegenüber dem Trichterofen nicht behaupten. Die Zeit der handwerklich betriebenen Kalkbrennerei ist seit über 150 Jahren vorüber. Lediglich die Reste von Kalköfen, vielfach nur Ruinen, zeugen von dem früheren Gewerbe.

Manfred Schürmann

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn: 19.30 Uhr. Der Eintritt ist frei.

Gäste sind herzlich willkommen.

Die alte Truhe

Es war Herbsttag. Nach einer Wanderung durch die Lintorfer Wälder kamen mein Mann und ich in Lintorf „An den Banden“ aus. Himmlische Ruhe, ein paar Einfamilienhäuser, sonst Wiesen und Felder. Nachdem wir das Gelände des Lintorfer Tennisclubs passiert hatten, sahen wir das Gehöft der „Tant“, Groß-Diepenbroich. Die Tant wohnte alleine dort, der Hof wurde nicht mehr bewirtschaftet. War die Haustür verschlossen, ging man über den Hof durch den Pferde- oder Kuhstall und gelangte so in die Küche.

Diesmal gingen wir durch den Pferdestall. Die Boxen waren leer, neben der Treppe zum Getreidespeicher stand eine alte Truhe. Sie war aus massivem Eichenholz, seitlich mit handgeschmiedeten Griffen und einem schweren Deckel zum Öffnen. Die Truhe war zum Teil mit Holznägeln anstatt mit Stahlnägeln verarbeitet. Auf dem Truhendeckel standen eine alte Petroleumlampe und ein Ölkännchen. Die Truhe war schmutzig und zerkratzt, einige Macken hatte sie schon. Man konnte ihr ansehen, dass sie sehr alt war. Ich fragte meinen Mann, was das für eine Truhe sei. Er sagte mir, das sei die Haferkiste für die Pferde gewesen, gut zu schließen, damit Ratten und Mäuse nicht an das Futter kämen. Nun würde sie aber nicht mehr gebraucht, und man hatte allerhand Krempel darauf abgestellt. Ich fragte weiter, woher die Truhe käme. Das wusste er



Das Gütchen „Groß-Diepenbroich“ (heute an den Banden Nr. 30) im Jahre 1903

auch nicht, sie hätte schon da gestanden, als die Familie 1913 hier eingezogen sei. Nun fragte ich die Tant nach der Truhe. Die Tant wusste mehr und sie erzählte:

Die Eltern der Tant wohnten am Winkelshäuschen und lebten von der Landwirtschaft. Groß-Diepenbroich gehörte damals einem Onkel ihres Vaters, einem Peter Großhanten, in der Familie „Öhmke Pitter“ genannt. Von diesem Öhmke Pitter hatte ihr Vater 1912 Groß-Diepenbroich gekauft. Die Tant war zu dieser Zeit zehn Jahre alt und konnte sich noch an manches erinnern. Sie war das erste Enkelkind ihrer Großeltern und verbrachte viel Zeit mit der Groß-

mutter. Sie hatte bei der Taufe auch den Namen der Großmutter erhalten: Gertrud. Die Großmutter konnte nicht gut lesen und schreiben, aber gut erzählen, und deswegen wusste die Tant gut Bescheid:

Öhmke Pitter war der zweitälteste Bruder der Großmutter und der Sohn von Wilhelm Großhanten, jenes interessanten Mannes, der 1820 mit 24 Jahren die 64-jährige kinderlose Witwe Kleinrahm geheiratet hatte.¹⁾ Als dieser 1820 auf Groß-Diepenbroich einzog, stand die Truhe schon dort. Sie war in der Schlafkammer und diente zur Aufbewahrung wertvoller Dinge. Wahrscheinlich hatte seine Frau sie in ihre erste Ehe als Aussteuertruhe mitgebracht. Sie war aus massivem Eichenholz und konnte nur von zwei Personen transportiert werden. Die guten Kleidungsstücke wurden sorgfältig gefaltet und hineingelegt, ebenso die Aussteuerwäsche. Links oben befand sich eine Lade, darin lagen wichtige Schriftstücke, Geld, die Taschenuhr und Schmuck. Das war die „hohe Kante“, daher die Redewendung „Geld auf die hohe Kante legen“. Die Truhe war damals ein wichtiges Möbelstück, denn



Von links nach rechts: Gertrud Molitor, genannt „Tantan“ oder „die Tant“, Gretchen Molitor, geborene Großhanten, und Louise Ehrkamp, Maria Molitors Mutter. Die Aufnahme entstand bei der Hochzeit von Maria Molitors ältester Tochter

1) Siehe dazu: Maria Molitor „Am Winkelshäuschen – eine Lintorfer Familiengeschichte“ in „Die Quecke“ Nr. 74 vom Dezember 2004, S. 22-24

nicht jeder besaß einen Kleiderschrank. Man ließ sie früher als Aussteuertruhe von einem Schreiner anfertigen. Sie hatte ein handgeschmiedetes Schloss, so waren die wertvollen Dinge auch vor Dieben sicher.

Nach siebzehn Ehejahren verstarb Wilhelm Großhantens erste Frau, er war alleiniger Erbe. Vier Monate nach dem Tod seiner Frau heiratete er ein 20-jähriges Mädchen. Mit ihr zog wieder Leben auf Groß-Diepenbroich ein. Die Schlafstube wurde neu ausgestattet, und die Truhe wanderte in die Knechtengkammer. So konnte der Knecht seine Habseligkeiten sicher unterbringen. Margarethe, so hieß Wilhelms zweite junge Frau, schenkte ihrem Mann acht Kinder, der zweitälteste Sohn war Öhmke Pitter, und das sechste Kind war die Großmutter der Tant.

Jahre später zog Wilhelm Großhantens mit seiner Familie auf den elterlichen Hof zum Winkelshäuschen. Öhmke Pitter heiratete eine Josefine Frohnhoff vom Löken in Lintorf und zog 1875 nach Groß-Diepenbroich. Es wurde wieder aufgeräumt, und die alte Truhe fand fortan ihren Platz im Pferdestall und diente als Futterkiste. Im Jahr 1912 verkaufte Öhmke Pitter Groß-Diepenbroich an seinen Nefen Bernhard Molitor, meinen Schwiegervater. Die Truhe hatte Öhmke Pitter wie so manches andere bei der Hofübergabe stehen lassen, sie diente weiter als Futterkiste. Groß-Diepenbroich wurde nun renoviert. Das Wohnhaus war ein Fachwerkbau, die Wände und Außenmauern wurden durch Ziegelsteine ersetzt. Ein Keller



Die alte Truhe heute

wurde gebaut, das Haus bekam neue Fenster und eine neue Haustüre, die heute noch das Haus ziert. Ein neuer Backes wurde gebaut, was damals auf einem Bauernhof sehr wichtig war, die Stallungen wurden repariert, und 1913 zog Bernhard Molitor mit Frau und fünf Kindern dort ein.

Die Familiengeschichte interessierte mich, ebenso die alte Truhe im Pferdestall. Ich bat meinen Mann, falls die Tant die Truhe abgeben würde, sie zu holen, so gut es ging zu reparieren und sie als altes Familien-Erinnerungsstück bei uns in die Diele zu stellen. Aber erst die Tant fragen! „Wat wellste denn domet? Die es doch ault, on ne Fu-et es ooch aff.“ – „Och, dat kann ech all repariere“, meinte mein Mann. Darauf die Tant: „Minnettweje, hol se dech aff.“ Mit Ei-

fer machte mein Mann sich an die Arbeit. Zuerst wurde sie gereinigt und abgebeizt, der fehlende Fuß wurde ersetzt und eine neue Zierleiste angebracht. Das Schloss hat der Kunstschmied Karthol aus Angermund repariert. Die Truhe ist einfach und schlicht und hat früheren Generationen gute Dienste geleistet. Nicht der Wert macht die Bedeutung der Truhe aus, sondern alle Erinnerungen, die damit verbunden sind. Jetzt hat der Restaurator Baumgart aus Hösel sie noch einmal überholt, und sie erfreut mich alle Tage. Manchmal, wenn ich sie mir ansehe, werden alle diese Menschen, die sie benutzt haben, vor mir lebendig und ich lebe in einer längst vergangenen Zeit mit ihnen.

Maria Molitor

Kuschelsofas, Gästebetten, Schlafsofas –
alles in einem und
für alle Gelegenheiten.
Ein Angebot,
das Sie nicht
verschlafen sollten:
Quint von Brühl
in 4 Farben ab € 990,-
Sofort lieferbar.



Ich warte auf Sie!

molitors Haus für Einrichtungen
Hans-Böckler-Str. 3
40378 Ratingen
Tel. 02102 / 3899-0
Mo-Fr 10 - 19 Uhr
Sa 10 - 16 Uhr
www.molitors.de

brühl

molitors Haus für Einrichtungen

Wenn es um Ihre Drucksachen geht!

Flyer, Folder, Broschüren,
Programmhefte, Poster,
Festschriften, Werbebanner



Druckerei Preuß GmbH

Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen-Lintorf · Telefon 02102/9267-0 · Fax 02102/926720
ISDN (Leonardo) 02102/926750 · E-Mail: info@preussdruck.de · www.preussdruck.de



■ BayWa | Baustoffe **KÜPPERS**

www.kueppers.com

Erst schauen, dann bauen!



Informative Ausstellungen:

Bauen, Renovieren & Modernisieren. Baustoffe vom Keller bis zum Dach.

BayWa AG
Baustoffe Küppers
Siemensstr. 33
40885 Ratingen
Tel. (0 21 02) 93 69-0
Fax (0 21 02) 93 69-25

Öffnungszeiten
Mo – Fr 7.00 – 17.00 Uhr
Samstag 8.00 – 12.00 Uhr

BayWa

Ihr Partner vom Fach

Das Leben war hart und es troff der Schweiß in Lintorf „An den Banden“

Die Entwicklung des Standortes Lintorfer Tennis Club von 1757 bis 2007
35 Jahre LTC

Aus den Lintorfer Sportstätten und Freizeitanlagen kann man sich den LTC nicht fortdenken. Wie selbstverständlich hat sich die Tennisanlage ins Bild „An den Banden“ eingefügt. Dass der Schweiß hier nicht immer beim „Sporteln“ floss, erfahren Sie hier:

Das Leben in der Landwirtschaft war sicher hart und die Arbeit schwer für die 1757 geborene, kinderlose Witwe Katharina-Gertrud Kleinrahm. Sie lebte als alleinstehende Frau auf dem kleinen Bauernhof Groß-Diepenbroich in Lintorf, An den Banden. Es kam, dass sie den 40! Jahre jüngeren Wilhelm Großhanten heiratete. Er blieb nach ihrem Tod auf dem Hof, heiratete wieder (diesmal altersmäßig entsprechend) und bekam viele Kinder. Sein sechstes Kind, ein Mädchen, heiratete im Jahr 1871 den aus der Eifel kommenden Andreas Molitor. Die beiden gründeten den Lintorfer Stamm der Familie Molitor. Ihre 14 Kinder blieben alle der Landwirtschaft treu. Sie wirtschafteten zunächst im Winkelshäuschen, viele Jahre auf Hülchrath als Pächter und später im heutigen Lindenhof. Es wurde hart gearbeitet, Sparsamkeit

und Pflichtbewusstsein waren die Tugenden und es troff der Schweiß ... Der älteste Sohn Bernhard übernahm mit seiner Frau den Bauernhof des anfangs erwähnten Onkels Wilhelm Großhanten, das „Gütchen Groß-Diepenbroich“ an den Banden. Und wieder war das Leben hart und der Schweiß troff, denn bekanntlich ist der Lintorfer Boden karg und nicht besonders ertragreich. Die beiden hatten sieben Kinder und das Geld in diesen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg war knapp. Die Erbfolge trat die einzige Tochter, die unverheiratete Gertrud, vielen bekannt als „Tantan“, an. Und für sie war das Leben wieder hart und wieder troff der Schweiß. Sie wirtschaftete zäh und fleißig mit Hilfe ihres Bruders Josef, getreu der sparsamen Molitor'schen Familientradition. Bis in die 1960er-Jahre ging es hier an den Banden noch sehr traditionell landwirtschaftlich zu. Milchkühe, Schweinezucht, Ackerbau „on Jemü-es ut em Ja-ade on et Oobs ut em Bonget on vom La-ade wor dat Nüe-dichste“. Doch wurde die Landwirtschaft zunehmend unrentabler, und 1966 kam das Aus für die landwirt-

schaftliche Nutzung des „Gütchens Groß-Diepenbroich“ an den Banden.

Lintorfs Wachstum und Tennis als aufkommender Breitensport machten es dann möglich, einen Großteil der landwirtschaftlichen Nutzflächen umzunutzen. Dank der glücklichen Verhandlungen zwischen der Familie Molitor und Manfred Eigendorf kam es 1972 zur Gründung des LTC und damit zum Abschluss eines Erbpachtvertrages, worin die Nutzung an den LTC überging. Und wieder war das Leben hart und es troff der Schweiß, denn nun hieß es, in der Gemeinschaft der Mitglieder die Basis für eine sportliche und gesellige Gemeinschaft zu schaffen. Vielbejubelt begann im Juni 1974 der Sportbetrieb auf neun Freiluftplätzen, und schon im Oktober stand die Tennishalle, und der Spielwinter konnte beginnen. Provisorische Umkleidekabinen und Aufenthaltsräume waren in Eigenleistung von den Mitgliedern errichtet worden. Nicht nur dabei war das Leben hart und es troff der Schweiß, auch am Tag des Baumes wurde es hart, als die engagierten Mitglieder in Eigenleistung weit über 1.000 Pflanzen – Bäume, Blumen und Sträucher – setzten. 1975 war die Gesamtanlage fertig, das Clubhaus stand, die Gastronomie nahm den Betrieb auf und die ersten Clubmeisterschaften mit 200 Meldungen wurden ausgerichtet. Das Clubleben war aktiv, die Anlage wurde ständig vergrößert, 1985 wurde Platz 11 überbaut, 1990 kamen drei weitere Außenplätze hinzu, und ständig gab es Verschönerungen und die ersten Renovierungen. Dass dabei die sportliche Leistung auf hohem bis höchstem Niveau ablief, dokumentiert die Chronik mit Aufstiegen in Bezirks-, Verbands-, Ober- und Bundesliga und - auch erfolgreiches Sportlerleben ist hart und dabei triefft der Schweiß ...



Das Gütchen Groß Diepenbroich in den 1920er-Jahren

Übrigens: die Gebäude des „Gütchen Groß-Diepenbroich“ blieben im Familienbesitz. Ein Großneffe der letzten Inhaberin Gertrud Molitor baute mit sehr viel Liebe zum Detail und handwerklichem Geschick die ehemalige Hofanlage zur Wohnanlage um. Der ehemalige Obstgarten wurde zur

Wohnbebauung freigegeben. Die letzten Äcker werden vom einzigen Lintorfer Bauern noch heute als Ackerland bearbeitet.

Den aktiven Tennisspielern des LTC wünsche ich weiterhin viel Spaß und Erfolg bei den sportlichen Aktivitäten. Den Freunden

des LTC frohe gesellige Stunden und der Tennisanlage die Weiterentwicklung als gepflegte, ansprechende Sportstätte mit großem Wohlfühlwert, damit es heißt: In Lintorf „An den Banden“ ist das Leben hart, aber schön - und dabei soll der Schweiß tiefen ...

Helmy Sasse, geborene Molitor



Die Anlage des Lintorfer Tennis Clubs im Jahre 2007

FRANZ JÜNTGEN GMBH



**Heizung- +
Sanitärtechnik
Komplette Bäder**



K. - Adenauer - Platz 35 · 40885 Ratingen

Tel. 0 21 02 / 3 17 94 · Fax 0 21 02 / 3 52 04

Eine rheinische Familie kehrt aus der Fremde in die Heimat zurück

Chronik der Familie Jüntgen zum 100. Geburtstag
unserer Mutter Maria Frohnhoff, geborene Jüntgen

Ich möchte, zusammen mit meiner Frau Ello, in Gedanken an meine Mutter Maria Frohnhoff, geborene Jüntgen, zu ihrem 100. Geburtstag am 11. August 2007 aus der Familienchronik der Familie Jüntgen berichten.



Wilhelm Jüntgen sen. und seine Frau Katharina, geborene Uhr, auf einem Foto vom 11. November 1913



Reservistenkrug Wilhelm Jüntgens, den er nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst im Jahre 1901 mit nach Hause brachte

Wie fing alles an? Mein Großvater Wilhelm Jüntgen wurde am 1. Juli 1880 als ältestes von vier Kindern der Eheleute Wilhelm Jüntgen und Katharina, geborene Uhr, in Düsseldorf-Bilk geboren. Schon 1887 zogen seine Eltern (meine Urgroßeltern) aus beruflichen Gründen des Vaters nach Saaz in Böhmen, damals Kaiserreich Österreich-Ungarn, heute Tschechische Republik. Mein Großvater ging dort

noch bis zu seinem 14. Lebensjahr zur Schule und begann danach eine Lehre als Schlosser, die er am 18. Juli 1897 abschloss. Von 1899 bis 1901 wurde er als preußischer Staatsangehöriger zum königlich-preußischen Eisenbahn-Regiment Nr. 3 in Berlin eingezogen. Nach diesem Militärdienst in Berlin arbeitete er als Schlosser bis 1908 in Saaz, wo seine Eltern noch lebten.



Hochzeitsfoto von Wilhelm Jüntgen und Maria Jüntgen, geborene Nickler. Die Heirat fand am 19. August 1905 statt

Wohlverhaltens-Zeugnis.



Bürgermeisteramt der Stadt Saaz wird hiermit bezeugt, daß *Wilhelm Jüntgen* während *seiner* hierortigen *vierteljährigen* Aufenthalt nach hiesigen Umständen weder in moralischer, noch politischer Beziehung beanstandet erscheint, und daß gegen denselben in keiner Richtung etwas Nachsorgliches vorliegt.

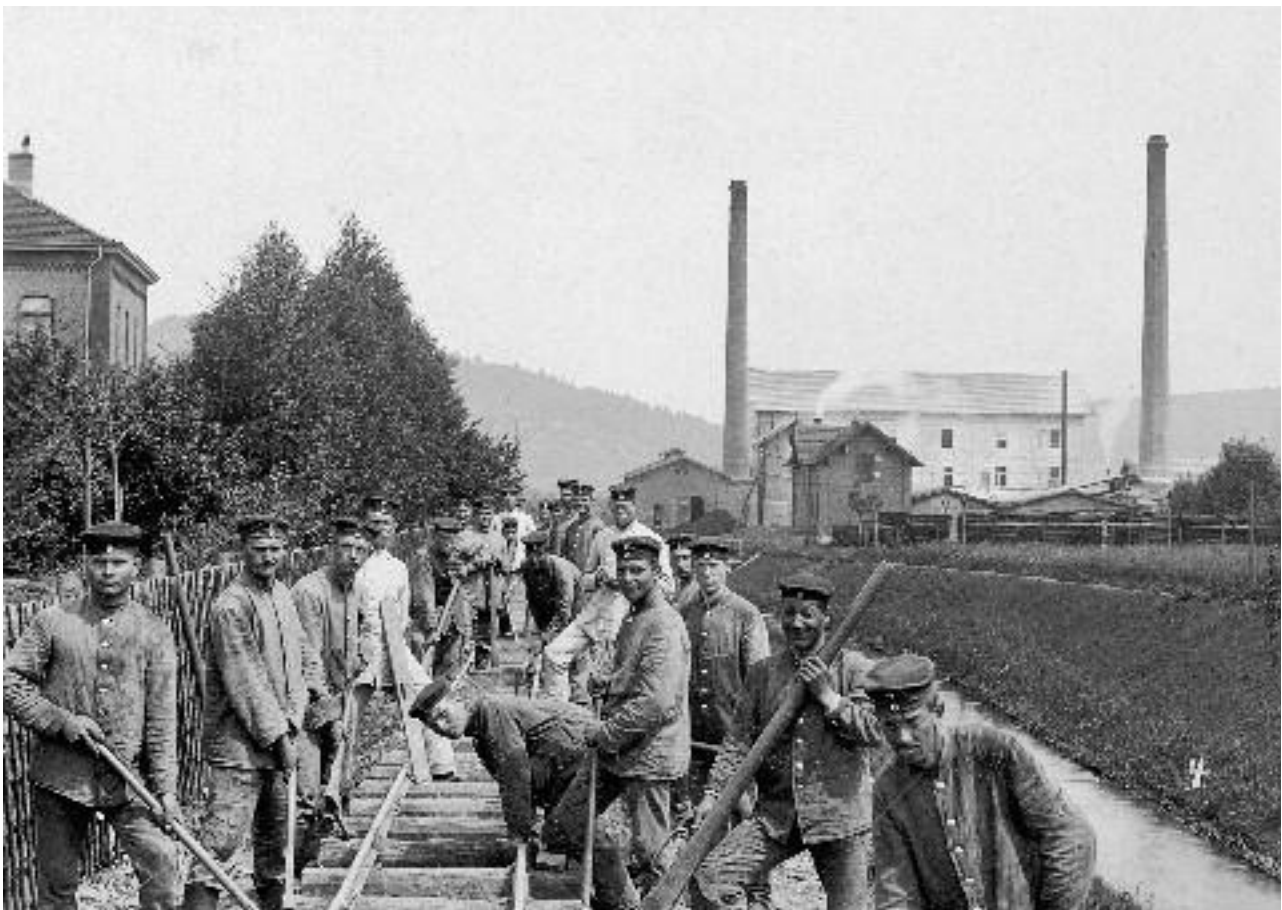
Saaz, den *7. Oktober* 189*8*



Der Bürgermeister *Albert Wöhrle*

Jüntgen

Polizeiliches Führungszeugnis („Wohlverhaltens-Zeugnis“) für Wilhelm Jüntgen jun., ausgestellt in Saaz, bevor er in Preußen seinen Militärdienst antrat




Militärdienst beim königlich-preussischen Eisenbahn-Regiment Nr. 3 in Berlin. Wilhelm Jüntgen jun. ist der dritte Soldat von rechts



Landwehrübung (Reserveübung) in Preußen im Jahre 1908. Wilhelm Jüntgen ist der Sechste von rechts

BECHERT & Co
 Draht-, Schraube- und Schrauben-Fabrik
 — SAAZ —

ARBEITS - ZEUGNIS

 Wir bestätigen, dass

Wilhelm Jüntgen

in unserer Draht-, Drahtstift- und Schrauben-Fabrik vom 7. Oktober
1901 bis 4. Feber 1908 als Schlosser beschäftigt war, und die ihm
 zugewiesenen Arbeiten zu unserer vollen Zufriedenheit ausgeführt hat.

Derselbe wurde heute auf sein eigenes Verlangen ent-
 lassen.

pt. pa. BECHERT & CO
Gregor

Saaz, am 4. Feber 1906.

Arbeitszeugnis der Firma Bechert und Co. in Saaz für die Zeit von Oktober 1901 bis Februar 1908



Maria Jüntgen, geborene Nickerl, mit ihren Kindern Maria und Fritz.
Die Aufnahme entstand um 1915 in einem Fotostudio in Ratingen

Zwischenzeitlich lernte er Maria Nickerl, eine echte Saazerin, kennen, die er dort am 19. August 1905 heiratete. Am 11. August 1907 wurde meine Mutter Maria als erstes Kind in Saaz geboren und am 18. August getauft. 1908 leistete er für kurze Zeit seinen sogenannten Landwehrdienst in Preußen ab. Im Jahre 1909 zog es meinen Großvater als gebürtigen Düsseldorfer wieder ins Rheinland, und er ließ sich mit seiner Familie in „Gerresheim bei Düsseldorf“ nieder. Hier war er bis August 1910 als Schlosser bei der Firma Dreher und Sohn beschäftigt. Im gleichen Jahr wurde sein Sohn Fritz als zweites Kind der Familie geboren. Fritz fiel 1943 in Russland.

Mit seiner Familie siedelte mein Großvater 1910 nach Lintorf um, wo er als Werkmeister bei der Firma Körting (Kranbau) auf der Birkenstraße arbeitete. Er wohnte am Thunesweg Nr. 32. Dieses Haus hat die vielen baulichen Veränderungen bis heute in Lintorf überlebt.

Meine Mutter besuchte von 1914 bis 1922 die Lintorfer Volksschule am Heintges.

1914, zu Beginn des Ersten Weltkrieges, wurde Wilhelm Jüntgen zur königlich-preußischen Festungseisenbahn-Baukompanie Nr. 7 in Fouday (Vogesen) eingezogen. Sein Kriegskamerad dort war Georg Stahl, Vater von Gustel



Feldpostkarte Wilhelm Jüntgens aus Fouday in den Vogesen an seine Familie in Lintorf vom 7. Dezember 1914.
Rechts Georg Stahl, ebenfalls Lintorfer und Wilhelm Jüntgens Kriegskamerad

Mentzen, der Frau von Jupp Mentzen sen. vom Beekerhof in Lintorf.

Die Firma Körting wurde zum Rüstungsbetrieb zur Herstellung von Granaten umfunktioniert. Für diese Umrüstung wurde mein Großvater 1915 vom Kriegsdienst befreit. Am 12. Juli 1917 bekam er das Verdienstkreuz für Kriegshilfe von „Seiner Majestät, dem König von Preußen“ verliehen.

Auf dem heutigen Gelände der Firma Blumberg, Kalkumer Straße, eröffnete Wilhelm Jüntgen nach dem Ersten Weltkrieg einen Betrieb zur Herstellung von Drahtstiften (Nägel zur Schuhbesohlung). In der Arbeitslosen- und Inflationszeit um 1923 musste er seinen Betrieb einstellen. Vom Verkaufserlös des Betriebes kaufte er ein Grundstück am Breitscheider Weg und baute am heutigen Kalter 1925 ein Haus für seine Familie. Wegen der großen Arbeitslosigkeit in Deutschland ging er 1927 mit seiner Familie in die Niederlande nach Den Haag, wo er als Werkmeister in der Holzschraubenfabrik Nettlefolds den Betrieb mit aufbaute. Das neu erbaute Haus in



Die Firma Körting, Maschinen- und Kranbau, an der Birkenstraße um 1910.
Im rechten der beiden Arbeiterhäuser am Thunesweg wohnte die Familie Jüntgen

ENTLASSUNGS-ZEUGNIS	
für	<i>Maria Jüntgen</i>
Schüler	<i>in der 4. Klasse 1. Abteilung, geboren den 11. März 1907</i>
zu	<i>Saar in Pölschen</i> Konfession <i>katol.</i>
Aufführung:	<i>sehr gut</i>
Fleiß:	<i>sehr groß</i>
<p>Auf Grund des vorstehenden Prüfungs-Zeugnisses wird obengenannte..... Schüler unter den besten Segenswünschen für die Zukunft hiermit aus der Volksschule entlassen.</p>	
<p><i>Präsident</i>, den <i>31. März</i> 19<i>22</i>.</p>	
Der Schulleiter:	Die Lehrer :
<p><i>Hartw. Klapp, Kriem, Breuker, Jungeling</i></p>	

Formularverlag von L. Schwann, Düsseldorf, 2007 10 2004

Entlassungszeugnis der katholischen Schule am Heintges für Maria Jüntgen vom 31. März 1922



Im Ersten Weltkrieg war die Firma Körting ein Rüstungsbetrieb zur Herstellung von Granathülsen. Ganz rechts Wilhelm Jüntgen



Für seinen Einsatz bei der Umstellung der Firma Körting auf Rüstungsproduktion wurde Wilhelm Jüntgen das Verdienstkreuz für Kriegshilfe verliehen



Das Wohnhaus der Familie Jüntgen-Frohnhoff am Breitscheider Weg 3 in den 1970er-Jahren



Maria Jüntgen und Jean Frohnhoff als Verlobte in Den Haag im Jahre 1928



Maria Jüntgens Hochzeit mit Jean Frohnhoff wurde 1930 in Den Haag gefeiert

Lintorf wurde in der Abwesenheit vermietet. Da seine Tochter Maria zu dieser Zeit schon mit Jean Frohnhoff¹⁾, meinem Vater, verlobt war, nahm er seinen zukünftigen Schwiegersohn mit nach Holland. Meine Eltern heirateten 1930 in Den Haag. Aus beruflichen Gründen zogen die Familien später nach Amsterdam, wo ich 1931 geboren wurde.

1933, als in Deutschland die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war es besser, als deut-



Obwohl das Fußballspielen auf dieser Wiese verboten ist, macht der kleine Werner Frohnhoff doch einen recht zufriedenen Eindruck.

Er wurde am 21. November 1931 in Amsterdam geboren

1) Siehe dazu: „Erinnerungen an einen liebenswerten Menschen“ in „Quecke“ Nr. 75 vom Dezember 2005, S. 123-126



Im Jahre 1955 feierten die Eheleute Wilhelm und Maria Jüntgen Goldene und die Eheleute Jean und Maria Frohnhoff Silberne Hochzeit im Haus am Breitscheider Weg. Im Hintergrund die Scheune des Hauses An der Heggen (Rosendahl)



Franz Jüntgen, Gründer des Lintorfer Heizungs- und Installationsbetriebes Jüntgen GmbH, beim Skifahren auf dem Breitscheider Weg. Die Aufnahme entstand um 1936. Auf Skiern mit dabei: Werner Frohnhoff

sche Staatsbürger die Niederlande zu verlassen. 1934 zog die Familie Jüntgen-Frohnhoff wieder ins eigene Haus am Breitscheider

Weg Nr. 3. Im Jahre 1955 feierten meine Großeltern dort ihre Goldene und meine Eltern ihre Silberne Hochzeit am gleichen Tag. Mein

Großvater starb am 9. Mai 1964 und meine Großmutter am 9. Dezember 1972.

Zu der Familie Jüntgen gehörte auch der am 9. November 1991 verstorbene Franz Jüntgen, der 1914 in Saaz geboren wurde. Er war der Sohn des Bruders Franz meines Großvaters, der schon im Ersten Weltkrieg gefallen war. Franz Jüntgen jun. hat seinen Vater nie kennengelernt. Er kam 1934 mit 20 Jahren nach Lintorf und hat auch eine kurze Zeit bei uns im Haus gewohnt. 1940 heiratete er Käthe Kruse aus Duisburg-Buchholz. Nach dem Zweiten Weltkrieg gründete er das heute noch bestehende Heizungs- und Installationsgeschäft, das sein Sohn Franz heute noch führt.

Es war meiner Frau Ello und mir ein Anliegen, über die Familie Jüntgen zu berichten, da sie heute noch in Lintorf ansässig ist.

Werner und Ello Frohnhoff
Am Kalter

Zur Erinnerung an Heinrich Fleermann

Am 16. November 2006 verstarb nach längerer Krankheit der bekannte Lintorfer Müllermeister Heinrich Fleermann, stolzer Besitzer des uralten Mühlengutes Helpenstein am Dickelsbach, im Alter von 89 Jahren. Als stattliche Persönlichkeit mit manchmal etwas knorrigem Humor und als Repräsentant des Lintorfer Brauchtums in den Aufbaujahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als hervorragender Fachmann und Unternehmer und vor allem als begeisterter Lintorfer war er ein fester Bestandteil des „alten Dorfes“, von dem er so gerne und oft in unserer „Quecke“ erzählt hat.



Die Familie Fleermann im Jahre 1936. Von links: Martha, Maria, Hilde, Heinrich, Hanna und Else. Vorne sitzend: Katharina und Johann Fleermann

Heinrich Johann Heitstumann, genannt Fleermann, wurde am 23. August 1917 auf Gut Helpenstein geboren. Sein voller Familienname dürfte den meisten Lintorfern kaum bekannt sein. Schon seine Eltern Johann und Katharina Fleermann hatten nur noch den heute üblichen Gebrauchsnamen Fleermann benutzt, als sie nach ihrer Heirat im Jahre 1910 das heimatliche Appelhülsen im Münsterland (heute ein Ortsteil von Senden) verließen, um sich am Niederrhein eine Existenz aufzubauen. In Friemersheim, im heutigen linksrheinischen Duisburger Stadtteil Rheinhausen, pachteten

sie eine Windmühle, die Müllermeister Johann Fleermann einige Jahre lang erfolgreich bewirtschaftete. In Friemersheim wurden Heinrich Fleermanns ältere Schwestern Else (1911), Martha (1913) und Maria (1915) geboren.

Im März 1914, wenige Wochen vor Beginn des Ersten Weltkrieges, kaufte Johann Fleermann das in Lintorf gelegene mittelalterliche Mühlengut Helpenstein mit dem 1789 errichteten Fachwerkhaus, dem Mühlengebäude, einem Backhaus, Ställen sowie mehreren

Scheunen. Alle Gebäude befanden sich zu diesem Zeitpunkt in einem schlechten baulichen Zustand. Ältestes Gebäude und einziges Relikt aus der Zeit des freideligen, mittelalterlichen Gutes mit Tortürmen, Wassergräben und einem schlossartigen Bruchsteingebäude war der heute noch erhaltene Taubenturm. Zum Gut gehörten 30 Morgen Land, Gärten, Obstwiesen und zwei Stauteiche.

Im Verlauf des Ersten Weltkrieges musste Johann Fleermann zunächst einmal Dienst in einer rüstungseigenen Großmühle in Soest leisten, während seine Frau und Töchter in einer Mietwohnung lebten. Erst im Winter 1915/16 konnten die alte Mühle und die dazugehörigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude renoviert und wieder bewohnbar gemacht werden. Im Frühjahr 1916 zog die Familie Fleermann in das Fachwerkhaus aus dem 18. Jahrhundert ein.

Das erste Kind (und dazu noch der einzige Sohn), das in Lintorf geboren wurde, war Heinrich Fleermann. Ihm folgten seine jüngeren Schwestern Hanna (1920) und Hilde (1923). Seine Kindheit und Jugend verbrachte der junge Heinrich in Lintorf. Er besuchte die katholische Volksschule, zunächst Am Heintges, später an der Speestraße. Seine Lehrer waren Hein-



Heinrich Fleermann
(1917 - 2006)



Heinrich Fleermann war von 1958 bis 1973 Oberst der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf

rich Schwarz und Emil Harte. Die Ferien verbrachte er dagegen gerne bei den Verwandten in Appelhülsen.

Nach dem Abschluss der Volksschule besuchte Heinrich Fleermann zwei Jahre lang eine Handelsschule in Düsseldorf, bevor er im Alter von 16 Jahren in der Weddingmühle in Überrauch/Wattenscheid die Müllerlehre begann, die er bis 1936 erfolgreich absolvierte.

Im Jahre 1938 leistete er seinen Reichsarbeitsdienst auf einer Staatsdomäne in Magdeburg. Von 1939 bis 1945 war er Soldat, zunächst in Polen, dann in Russland, in Italien und schließlich wieder in Russland, wo er im Sommer 1944 schwer verwundet wurde. Nach achtmonatiger Lazarettzeit in St. Pölten in Österreich kehrte er im Februar 1945 endlich nach Lintorf zurück.

Im April 1948 heiratete er Margret Bös, die Tochter des Schreinermeisters August Bös und seiner Frau Margret, geborene Weidle,

aus Ratingen. Im Mai 1949 legte er die Meisterprüfung als Müllermeister ab. Im Juni des gleichen Jahres wurde der Sohn Johannes geboren.

Die Übernahme des elterlichen Betriebes am 1. Januar 1953 erfolgte in einer Zeit des Umbruchs. Immer mehr Großmühlen sorgten dafür, dass kleinere Wasser- und Windmühlen ihrer Existenzgrundlage beraubt wurden. Man gab die Produktion von Speisemehl schließlich auch in der Helpensteinmühle auf und verlegte sich auf die Herstellung von Futtermitteln und auf den Großhandel mit Dünger und Getreide.

Im Februar 1954 wurde die Tochter Walburga geboren.

Heinrich Fleermann war zeitlebens ein geselliger Mensch. Mit einigen anderen alten Lintorfern gründete er im Juli 1945 den Stammtisch „Alde Lengtörper“, dessen Baas er jahrelang war. Schon kurz nach dem Wiedererstehen der Lintorfer St. Sebastianus-Bruderschaft trat er im Juli 1948 dem Stammkorps bei. Von 1958 bis 1973 ritt er als Oberst der Bruderschaft voraus, nachdem er vorher neun Jahre Adjutant von Oberst Fritz Füsgen gewesen war. Dieses Amt hoch zu Ross kam seiner lebenslangen Leidenschaft für Pferde sehr entgegen. Im Jahre 1960 errang er die Königswürde. Sehr früh wurde er auch Mitglied des Vereins Lintorfer Heimatfreunde, dem er bis zu seinem Tode freundschaftlich ver-



Als der Verein Lintorfer Heimatfreunde im Jahre 2000 sein 50-jähriges Bestehen feierte, fuhr eine Kutsche des Vereins im Festzug der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft mit. Als prominente und verdiente Vereinsmitglieder in der Ehrenkutsche: Maria Molitor und Heinrich Fleermann

bunden war und für dessen Jahrbuch „Die Quecke“ er viele interessante Artikel schrieb. Von 1985 bis zum Jahre 2001 berichtete er in 16 kürzeren und längeren Beiträgen über seine Mühle und die Müllerei, über die Entwicklung der Landwirtschaft in den vergangenen Jahrzehnten, über lustige und ernste Begebenheiten im alten Lintorf und über den Wandel seines Heimatdorfes von seiner Jugend bis heute.

Mit Hilfe seiner Frau Margret gründete Heinrich Fleermann 1963 das „Grüne Warenhaus Lintorf“ am Hülsenbergweg. Im Jahre 1968 wurde eine neue Getreide-Silo- und Trockenanlage in Betrieb genommen.

Nachdem Heinrich und Margret Fleermann ihr Unternehmen in den Folgejahren ständig ausgebaut hatten, übergaben sie es am 1. Januar 1980 an ihren Sohn Johannes. Dieser Schritt schmälerte aber keineswegs ihre Tatkraft und Energie. Bis in die 1990er-Jahre hinein waren beide täglich im Betrieb aktiv. Die Teiche, die Bachläufe und die Gärten blieben auch weiterhin Heinrich Fleermanns Domäne. Die Bewohner der Mühlen-



Am 7. März 1999 überreichte Bürgermeister Wolfgang Diedrich im Auftrag der Handwerkskammer den Goldenen Meisterbrief an Heinrich Fleermann



feine Möbel für draußen

Kettler · Heriag · Fischer · Barlow-Tyrre · Weishäupl · Rausch

fleermann

40885 Ratingen-Lintorf, Hülsenbergweg 11-15

Telefon 9 32 10 · Fax 9 32 14

www.fleermann.de

straße erinnern sich, dass er noch als alter Herr mit Sense und Wetzstein seine Wiesen bearbeitete.

Sohn Johannes hatte 1971 Hannelore Petscheck aus Bremen geheiratet, aus der Ehe gingen die Enkelsöhne Jan (1971) und Bastian (1978) hervor. Tochter Walburga heiratete 1984 Christian Dörrenberg aus Düsseldorf, es folgten die Enkelsöhne Philipp (1984) und Moritz (1987). Alle Familienmitglieder wohnten immer in unmittelbarer Nähe zum Vater und Großvater. Die letzten Lebensjahre verbrachte Heinz Fleermann inmitten seiner Familie in seinem 1992 neu errichteten Haus Zum Helpenstein 1a.

Die Renovierung der Mühle in den Jahren 1998/99 verfolgte er mit besonderem Interesse, die Erforschung der Geschichte von Gut Helpenstein lag ihm sehr am Herzen. Solange er konnte, unternahm er es gern, Besucher durch seinen Betrieb zu führen, ihnen die technischen Funktionen einer

Mühle zu erklären und sein kleines Privatmuseum landwirtschaftlicher Geräte zu zeigen. Am 12. September 1993 wurde in ganz Deutschland zum ersten Mal der „Tag des offenen Denkmals“ begangen. Der Verein Lintorfer Heimatfreunde bat Heinrich Fleermann, der Lintorfer und Ratinger Bevölkerung seine denkmalgeschützte Mühle vorzustellen. Etwa 200 begeisterte Besucher werden diesen Tag auf Gut Helpenstein sicher nicht vergessen.

Auch im hohen Alter verfolgte er noch das geschäftliche Treiben auf Helpenstein, fragte nach der Qualität des gelieferten Getreides oder unterhielt sich mit den Bauern der Umgebung über die aktuelle Ernte. Im März 1999 überreichte ihm der damalige Bürgermeister Wolfgang Diedrich im Auftrag der Handwerkskammer in Düsseldorf den Goldenen Meisterbrief.

Die Übernahme des Betriebes durch seinen Enkel Jan am 1. Ja-

nuar 2007 und den Umzug seines Enkels Bastian in das elterliche Gut Helpenstein im Dezember 2006 hat Heinrich Fleermann nicht mehr erleben dürfen. Am 20. November wurde er unter großer Anteilnahme der Lintorfer Bevölkerung auf dem Waldfriedhof beige- setzt. Die Trauerrede beim Seelenamt in der St. Anna-Kirche hielt Pfarrer i. R. Werner Koch aus Kaiserswerth, von 1952 bis 1958 beliebter Kaplan in Lintorf unter Dechant Wilhelm Veiders.

Seine Familie, deren Mittelpunkt Heinrich Fleermann stets war, wird ihn immer in liebevoller Erinnerung behalten. Die Lintorfer Heimatfreunde werden sich gern an sein offenes und gradliniges Wesen erinnern und ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Mit seinem Tod hat Lintorf eine starke Persönlichkeit verloren.

Manfred Buer

Twei aule Lengtörper

*We löpt dorch Lengtörp bee juder Tied,
mol es et e beske, mol es et wiet?
Dat es der Hannes met em Draut,
die hant jo Tied, die sinn schon ault.
Die Siebzig hant se lang henger sech,
aver sie sinn noch ju-et dobee on fresch.
Sie wollen die aule Knö-ek nit fleje,
die maken sech lieber op de Weje.
En Kaar, die stell steht, fängt an te roste,
lommer besser loupe on dann ene proste.
Denn wenn mer op de Been es,
jöft et Honger on Du-esch,
dann schmeckt e Bier on en Botter met Wu-esch.
De Kickkaste (Fernseher) maken se nit döck an,
anne Natur, do hant se Freude dran.
En Lengtörp, do jöft et su schü-ene Ecke,
do könne se noch aule Erennerunge wecke.*

*Dorch de Mühlebeek sinn se met
nackte Fü-et jejange
on hant als Kenger Feschkes jefange,
op em Fleermannsdiek hant se Schlittschuh jeloupe,
für e paar Penning jingen se Klömpkes koupe.
Nach de dicke E-ik (Eiche)
jingen se met em Lehrer Schmitz,
sie mieken manche Schabernack on Witz,
die ieschte Maiblume plöckten se am platte Steen,
doför liepen se et Morjens fröh en der Bosch eren.
Op Pengste (Pfungsten) jingen se dorch
Wiese on Blu-eme,
se besöckten die Tant on och der Uhme.
Dat es alles vorbee.
Jetzt maken se et Beste ut öhrem Leve
on hoffen, dat se noch e paar Jöhrkes
en Jesonktheet tesame bleve.*

Maria Molitor

„Lengtörper Platt“ – sein Wert und seine Vergänglichkeit

Zwei Bemerkungen vorab. Zum einen: Über Mundarten sind schon viele kluge Bücher verfasst worden, die von ihrer Entwicklung und Vielfalt und ihrem Wert handeln. Solchen Untersuchungen möchte ich keine weitere hinzufügen. Ich will hier vielmehr meine Empfindungen zum Lintorfer Dialekt – von den Alteingesessenen auch „Lengtörper Kall“ genannt – darstellen. Und zum anderen: Wer sich über Mundarten und ihren Wert äußert, kann dies überzeugender tun, wenn er selbst einen Dialekt beherrscht oder ihn früher einmal gesprochen hat.

Ich habe von meinem sechsten bis zum 16. Lebensjahr täglich außerhalb des Elternhauses einen der oberbergischen Dialekte (Nähe Gummersbach) gesprochen. In der Familie, bei den Verwandten und Bekannten einschließlich der meisten erwachsenen Ortsbewohner und natürlich in der Schule gebrauchte ich nur das Hochdeutsche. Während der Unterrichtspausen der Grundschule sowie am Nachmittag bei Freizeitaktivitäten mit Spielkameraden schaltete ich regelmäßig um auf die Verwendung unserer Mundart. Das war für unsere Clique eine Selbstverständlichkeit. Nach meinem 16. Lebensjahr verloren wir Jungen uns mehr und mehr aus den Augen; manche waren inzwischen in einer Berufslehre und einige, wie ich, besuchten das Gymnasium. Die Abnahme unserer Freizeit führte zu immer weniger Kontakten, und der Mangel an Sprechanlässen hatte den baldigen Verlust unserer Mundart zur Folge. „Verlust“ ist eigentlich ein unzutreffendes Wort, denn ich habe meinen Heimatdialekt auch nach über fünf Jahrzehnten nicht völlig verloren. Bemerkenswert ist übrigens, dass meine beiden jüngeren Brüder (im Abstand von drei und acht Jahren) den Dialekt nie gesprochen haben

– ein Zeichen für das plötzliche Abreißen einer Tradition.

Der Gebrauch lokaler Mundarten im täglichen Leben ist in weiten Teilen Deutschlands seit dem Zweiten Weltkrieg bekanntlich ständig und immer schneller zurückgegangen. Die Zahl derer, die ihre angestammte Mundart noch beherrschen, erst recht derer, die sie untereinander noch regelmäßig sprechen, ist in der hiesigen Region ebenso wie in meiner angestammten oberbergischen Heimat inzwischen verschwindend klein. Frau Maria Molitor sagte mir kürzlich, es gebe jetzt nach dem Tod von Hermann Hansmeier niemanden mehr, mit dem sie sich noch richtig auf „Lengtörper Platt“ unterhalten könne. Und es sei nun mal so, dass der lokale Dialekt aussterbe. Auch wenn nicht wenige ältere Lintorfer es bedauern mögen – es ist die Realität.

Dass dem totalen Vergessen vorgebeugt wird, dafür sorgen solche Mundart-Urgesteine wie Maria Molitor und Ewald Dietz mit ihren zahlreichen Beiträgen in der „Quecke“ und ihren Vorträgen im Verein Lintorfer Heimatfreunde. Hier kommt nun der Begriff Heimat als Grundwert ins Spiel. Immer wenn ich auf Veranstaltungen des Heimatvereins dem „Lengtörper Kall“ der beiden Mundartsprecher zuhöre, erlebe ich unmittelbar eine jener bedeutsamen Facetten dessen, was Heimat ausmacht: Ihre Erzählungen, oft mit Inhalten aus ihren jüngeren Jahren, malen Bilder von Dingen, die einen „langen Atem“ haben. Sie widerspiegeln das Hineinwachsen von Menschen in ihren familiären und örtlichen Lebenskreis, ihre Traditionen, ihren Gang durch ihre und unsere Zeit, das Verwurzelte in der Gemeinschaft, die sie geprägt hat und die sie mitgeprägt haben. Besonders wer, wie in meinem

Fall, seinen Dialekt einmal so selbstverständlich gesprochen hat, hat auch beim Hören einer anderen lokalen Mundart das Wohlgefühl der Identität, die wie ein Nährboden ist, auch wenn die Lebensumstände sich wandeln.

Genau darin sehe ich den Wert einer Mundart und der Bemühung, sie nicht achtlos dem Vergessen und dem Untergang preiszugeben. Umso schöner, wenn dann noch die Beiträge der äußerst wenigen Vereinsmitglieder, die das „Lengtörper Platt“ noch beherrschen, mit ihrem Humor und oft überraschenden Pointen Vergnügen bereiten! Und ich kann mir gut vorstellen, dass dies ebenso für solche Hörer und Leser gilt, die nie einen Dialekt praktiziert haben, aber ein Empfinden haben für die emotionale Wirkungskraft lokaler und regionaler Idiome.

Warum haben die Mundarten so rasch an Boden verloren? Es liegt auf der Hand: In den vergangenen sechs Jahrzehnten hat es unter den Deutschen viel Zuwanderung und Durchmischung gegeben. Die Zeit ist immer schnelllebiger geworden; so sesshaft wie frühere Generationen können wir längst nicht mehr sein. In der modernen Welt ist die sichere Beherrschung des Hochdeutschen (und zunehmend auch das Erlernen von Fremdsprachen) für Berufstätigkeit, soziale Kontakte, Tourismus und Völkerverständigung unabdingbar; da können Mundarten nichts bewirken. Wenn dann vielleicht sogar noch verächtliches Herabschauen auf Dialekte dazu kommt, ist es um deren Weiterleben geschehen. Wir müssen uns in diese Tatsache schicken.

Mundarten bereichern jedenfalls (noch) unsere Kultur. Erfreuen wir uns also an ihnen, solange sie nicht pure Erinnerung sind!

Hartmut Krämer

Lengtörper Kall

Besük	Besuch
Bludwuusch	Blutwurst
Brägieser	Brechstange
Doop	Taufe
drüsch	trocken
Emmer	Eimer
et jeht jet durch et Schiereoog	unkontrolliert entnommen oder verteilt
fu-el	faul
Hasseliere	Trinkgelage
Hippeschnieder	fröstelnde Person
jelenkisch wie ne Karrestipp	sehr steif, wie eine Karrenstütze
Jöck	Juckreiz
jrass-jrünes Obs	unreifes Obst
Kaar	ein- oder zweirädriger Karren
Knippstang/Stutstrang	Eisenstange
Kopp-Ping	Kopfschmerzen
Kribbeköpp	Wellenbrecher
Kroom	Kram
Läwerwursch	Leberwurst
linge-lahm	unkontrolliert beweglich
Mullfechter	Dauerredner
Nüschel	Kopf
pländer-siepe-naat	bis auf die Haut nass
Pogge	einige Wochen alte Schweine
pohl-haule	standhaft bleiben
Pöngel	z.B. ein Packen Wäsche
Reihn	Regen
rief ömjön	großzügig handeln oder verteilen
Ronkele	Zucker- oder Futterrüben
Schlabberlatz	Vorhängeserviette
Schlärfkes	Hausschuhe, Schlappen
Schmacht	großer Appetit / großer Hunger
Schmacht-Lapp	Hungerleider
Schnack	Peitsche
Schrapnell	hässliche Frau / oder Sprenggeschoss
schur-regele	zurechtweisen, schimpfen
spack	eng anliegend
Spoon	Span
Strickspöhn	Streichhölzer
Strongsläppke	Einstecktuch
Ströpke	Kleinkind
Stropp	Aufhänger z.B. an Mantel oder Jacke
Strünske	Ansteck-Sträußchen
Woot	Wort



Pääd	Pferd
Pluch	Pflug
Päädsling	Pferdeleine
Fuhr	Furche
Feil	Feld / Acker



Mest	Mist
Mestjaffel	Mistgabel
Hönner	Hühner
Schlachkaar	Pferdekarre zum Kippen



Sess	Sechs
Strüh-Schobbe	Stroh-bunde
te-same jesatt	zusammen-
to ner Gaast	gestellt zu
	einem Hocken
Strühware	Strohwagen

Lorenz Herdt

100 Jahre Löschzug Lintorf der Freiwilligen Feuerwehr

Eine kleine Zeitreise

Lassen Sie uns eine Zeitreise von 100 Jahren zurück in das Jahr 1907 machen. Es ist die so genannte „gute“ alte Zeit, in der Deutschland noch einen Kaiser Wilhelm hatte. In Deutschland träumte man von einer Weltmachtstellung. Um mit England und Frankreich mithalten zu können, wurden Kolonien in Afrika und Ozeanien gegründet. Das deutsche Reich baute an seiner Hochseeflotte, da die Zukunft von Deutschland noch auf dem Wasser zu liegen schien.

Diese ersten Jahre des 20. Jahrhunderts wurden geprägt durch die Gründerzeit und die fortschrittliche Industrialisierung. In diesen Boom-Jahren schossen neue Industrien wie Pilze aus dem Boden, und das Eisenbahnnetz als Hauptverkehrsmittel erreichte erst Jahre später seine größte Ausdehnung. In den anwachsenden Städten und Gemeinden stieg das Bedürfnis nach Sicherheit und Brandschutz. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts war Brandschutz ein Privileg der großen Städte, die sich die teuren, handgefertigten Feuerschutzmittel leisten konnten.

Die industrielle Revolution brachte im Laufe des 19. Jahrhunderts



Polizeikommissar Wilhelm Sonnen war in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts Chef der Polizei in der Bürgermeisterei Angermund



Die Gastwirtschaft Albert Kaiser (später Holtschneider) lag dem Bürgershof gegenüber auf dem heutigen Gelände der „Drupnas“. Sie war Gründungslokal der Lintorfer Feuerwehr

aufgrund einer Vielzahl von Erfindungen effizientere Produktionsverfahren und bessere Produkte hervor. Die Serien- und Massenfertigung führte zu einer deutlichen Preissenkung bei industriellen Produkten. So wurde die notwendige Technik für den Feuerschutz auch für kleinere Gemeinden erschwinglich.

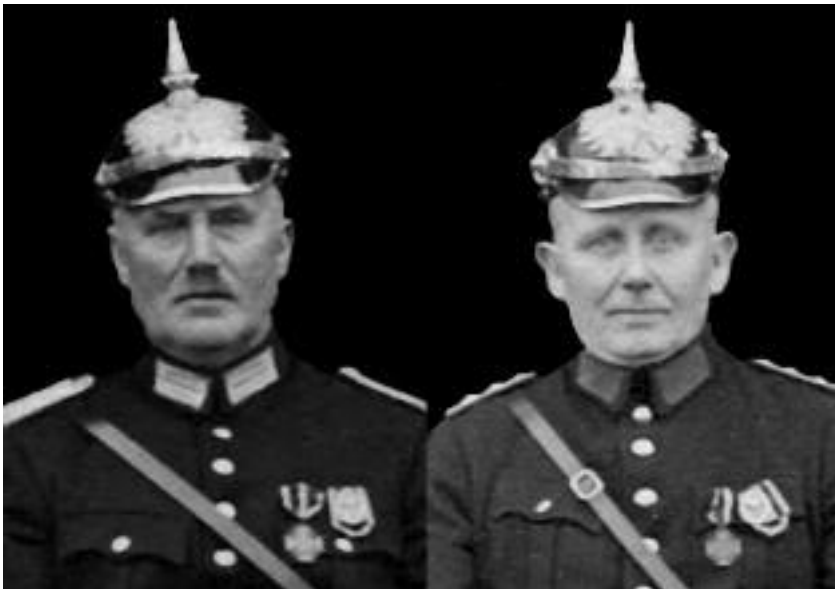
Diese Entwicklung ist an Lintorf mit seiner Nähe zum Ruhrgebiet, seiner Eisenbahnlinie, seinen Industrieansiedlungen und seiner Geschichte als ehemaliger Bergbaustandort nicht vorbeigegangen.

Polizeikommissar Wilhelm Sonnen, stationiert in der Bürgermeisterei Angermund, wirbt in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts eindringlich in den Gemeinden der Bürgermeisterei für die Gründung von freiwilligen Feuerwehren. Ihm liegt der Schutz der Bevölkerung und von Sachwerten am Herzen. Seiner Idee einer freiwilligen Feuerwehr kann sich auch die Lintorfer Bevölkerung auf Dauer nicht entziehen. Im Gegensatz zum derzeit geltenden Feuerschutz- und Hilfeleistungsgesetz waren damals die Gemeinden nicht verpflichtet, den Brandschutz sicherzustellen. Dies ge-

schah vielmehr durch eine persönliche und finanzielle Eigeninitiative der Bürger.

30 junge Lintorfer folgten dem Aufruf und gründeten am 1. August 1907 unter dem Wahlspruch „Gott zur Ehr – dem Nächsten zur Wehr“ die Freiwillige Feuerwehr Lintorf. Die Gründung der Löschgruppe fand in der Gastwirtschaft Albert Kaiser (später Holtschneider) statt. Die Gründungsversammlung bestimmte Schreinermeister Wilhelm Frohnhoff zum 1. Brandmeister und Schmiedemeister Karl Butenberg zum 2. Brandmeister.

Eine Einstellmöglichkeit für das Löschgerät war schnell gefunden. Die Stallungen hinter der Gaststätte Albert Kaiser wurden zum ersten provisorischen Gerätehaus der Löschgruppe Lintorf. Die Hauptaufgabe am Anfang war die Ausbildung der Wehrleute und die Beschaffung von Ausrüstung. Mit den zwei angeschafften Handdruckspritzen nebst Zubehör stand man einem Feuer nicht mehr hilflos gegenüber. Neben dem Löschgerät wurde auch intensiv mit tragbaren Leitern geübt. An die Steigerübung mit der legendären „Hakenleiter“ können sich die älteren Kameraden des Löschzuges



Wilhelm Frohnhoff (links) und sein Vertreter Karl Butenberg waren die ersten Zugführer des Löschzuges Lintorf

noch gut erinnern. Bis zur Errichtung des ersten Steigerturmes 1912 „Im kleinen Feld“ wurden die Steigerübungen im Saal der Gaststätte Mentzen „Am Kothen“ abgehalten. Die Empore für Musikkapellen, auch Musikantenstuhl genannt, war das Ziel so mancher Hakenleiterübung. Nebenbei bemerkt bieten sich in einer Gaststätte auch andere lohnenswerte Übungsziele an.

Die Übungen fanden damals am Sonntagvormittag statt und gingen nach Abschluss in den gemütlichen Teil über. Da sich der gemütliche Teil auch mal bis in die frühen Abendstunden hinzog, ver-

abschiedete sich so mancher Feuerwehrmann von zu Hause mit dem Satz:

„Wenn ich zum Mittagessen nicht zurück bin, brauchst du mit dem Abendbrot nicht auf mich zu warten!“

Im Jahr 1908 zog der Löschzug an seinen heutigen Standort „Im Kreuzfeld“. In der damaligen Polizeiwache konnte eine Garage als Gerätehaus genutzt werden. Hierzu ist eine kleine Anekdote bekannt:

Eines schönen Tages besuchte ein Drehorgelspieler Lintorf. Diese lustigen Gesellen zogen damals durchs Land, um den Dorfbewohnern eine kleine Abwechslung zu bereiten. So war es auch normal, dass man mit dem Drehorgelspieler einen feucht-fröhlichen Abend verbrachte. Für ihn war schnell eine Unterkunft gefunden. Aber wohin mit seiner Drehorgel? Das Musikgerät wurde kurzerhand im Gerätehaus der hilfsbereiten Feuerwehrleute verstaut. Es kam, wie es kommen musste: Mitten in der Nacht gab es Brandalarm. Vom gemütlichen Abend noch leicht angeschlagen, schwang sich der Hornist aufs Fahrrad und gab Alarm. Telefon, Sirene oder Funkmeldeempfänger gab es im Dorf noch nicht oder warteten noch auf ihre Erfindung. Die ersten an der Wache eingetroffenen Wehrleute rissen voll Elan das Tor auf und packten das erste Gerät, was ihnen in die Finger geriet. Zu ihrer Entschuldigung ist noch anzumer-



In einer Garage der alten Polizeiwache Lintorf an der heutigen Straße Im Kreuzfeld standen ab 1908 die Löschgeräte der Lintorfer Feuerwehr

ken, dass es noch kein elektrisches Licht im Gerätehaus gab und die Wahrnehmung durch den feucht-fröhlichen Abend noch etwas getrübt war. Zum Glück bemerkte ein neu hinzugekommener Kamerad bereits an der ersten Straßenecke, dass irgendetwas nicht stimmte: „Eh, seid ihr jeck! Wollt ihr mit Musik löschen?“

Die neu erworbene Schlagkraft konnte die Wehr noch im Jahr 1908 bei ihrem ersten Einsatz „Wohnhausbrand Am Sonnenschein“ unter Beweis stellen.

Bei den Großbränden der ersten Jahre wurde die Wehr an ihre Leistungsgrenze geführt: 1911 Brand im Konsum, Kruppenweger Straße (erster Einsatz mit Hakenleitern), 1911 Wohnhausbrände Speestraße und Rehhecke (Zonas und Steingen), 1912 Großbrand Bredt u. Co. (Schaufelfabrik, Fürstenberg).

Von der Leistungsfähigkeit heutiger Feuerwehren war man aber noch meilenweit entfernt, so dass das Feuer so manches Mal die Oberhand behielt. Aufgrund der beschränkten Mittel muss eine Feuerwehr halt improvisieren. Diese lösungsorientierte Einstellung vermittelt uns unser Ehrenzugführer Herbert Schneiders durch den Spruch „Feuerwehr ist beweglich“ bis heute. Dieses Talent stellten die Kameraden 1923 beim Brand auf dem Bauernhof von Derichs, Im Soestfeld, unter Beweis:

Aufgrund der lang andauernden Trockenheit konnte der Dickelsbach zur Löschwasserentnahme nicht genutzt werden. Eine Wasserversorgung mit Hydranten gab es noch nicht, und andere Teiche und Tümpel waren mit den verfügbaren Mitteln unerreichbar. Einzig und allein eine volle Jauchegrube war vorhanden. In diese wurden kurzerhand die Saugschläuche gehalten, und die „anrühige“ Brandbekämpfung konnte beginnen. Der Nachwelt ist leider nicht überliefert, ob Jauche löschtechnische Vorteile gegenüber Wasser hat.

Für den 31. Juli 1914 war eine Inspektion der Lintorfer Feuerwehr durch den Kreisbrandmeister angesetzt. Aber es kam anders. Der Hornist der Wehr, Josef Rasper, gab Alarm für den Beginn des Ersten Weltkrieges. Im Laufe der vier

Kriegsjahre wurden insgesamt 26 Kameraden einberufen, von denen vier (Andreas Fink, Heinrich Lückner, Johann Rosendahl und Rudolf Frohnhoff) nicht mehr zurückkehrten.

In der Zeit nach dem Waffenstillstand im November 1918 löste sich das Westheer auf und flutete in die Heimat zurück. Die geschwächte Löschgruppe wurde beim Großbrand auf Haus Hülchrath, Dezember 1918, stark gefordert.

Lintorf wurde Teil des von den Franzosen besetzten Brückenkopfes Düsseldorf. Bei den Besatzungsbehörden fand man wenig Verständnis für die Belange der Zivilbevölkerung, was sich auch auf den Brandschutz auswirkte.

Allen Widrigkeiten wie Besetzung, Inflation oder Weltwirtschaftskrise zum Trotz konnte die alte Schlagkraft erreicht und übertroffen werden. Der während des Krieges durch einen Sturm zerstörte Steigerturm „Im kleinen Feld“ wurde durch eine Steigeranlage an der evangelischen Schule 1927 ersetzt.

1932 während der größten Not in der Weltwirtschaftskrise feierte die Wehr das 25-jährige Bestehen und erhielt die erste Motorspritze. Die Motorspritze war zusammen mit der restlichen Ausrüstung auf einem Tragkraftspritzenanhänger verlastet, der anfangs noch von Hand gezogen werden musste. Bei einem Einsatz wurde der Tragkraftspritzenanhänger bis Krummenweg gezogen, so dass die Kameraden beim Eintreffen an der



Lintorfs erste Motorspritze wurde 1932 zum 25-jährigen Bestehen angeschafft

Einsatzstelle schon erschöpft waren. In der Folge wurden Besitzer von Automobilen, wie z. B. August Wurring vom Krummenweg, verpflichtet, ihre Fahrzeuge mit einer Anhängerkupplung auszurüsten, um im Einsatzfall den Anhänger zu ziehen.

In diese Zeit fällt eine Reihe von Großeinsätzen, die die Löschgruppe meistern musste:

- 1920 Brand Adler-Tonwerke
- 1922 Brand Firma Blumberg
- 1923 Brand Landwirt Derichs
- 1923 Waldbrand Krummenweg
- 1923 Fabrikbrand Christinenburg, später Tornado
- 1926 Fabrikbrand Odermath
- 1934 Brand Firma Blumberg

1935 erfolgte der erste Führungswechsel mit dem Erreichen der Altersgrenze der beiden Brandmeister und Mitbegründer der Wehr

Wilhelm Frohnhoff und Karl Butenberg. Neuer Brandmeister wurde Karl Mentzen, unter dessen Leitung das Kreisfeuerwehrfest 1936 in Lintorf veranstaltet wurde. 1939 übernahm sein Bruder Fritz Mentzen die Leitung der Löschgruppe und übte diese bis 1950 aus. Fritz Mentzen übernahm zudem die Funktion des Amtsbrandmeisters der im Amt „Ratingen-Land“ zusammengefassten Feuerwehren.

Die größte Bewährungsprobe kam mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges auf die Lintorfer Feuerwehr zu. Dieser Krieg zeichnete sich durch eine massive Flächen-Bombardierung von strategischen Zielen und insbesondere von Wohngebieten aus. Die durch Einberufungen fast aller wehrfähigen Kameraden geschwächte Löschgruppe wurde in einem heute nicht vorstellbaren Maß belastet. Die zahlenmäßige Ist-Stärke konnte nur durch Dienstverpflichtete und Mitglieder der HJ aufrechterhalten werden.



Haus Hülchrath nach dem verheerenden Brand gegen Ende des Ersten Weltkrieges, der durch den Leichtsinne einquartierter Soldaten entstand

Allein im Bereich des Dorfes sind im Laufe des Krieges 500 Spreng- und Brandbomben abgeworfen worden. Bereits am 9. Juni 1940 hatte Lintorf die ersten Opfer des Luftkrieges zu beklagen. Eine englische Fliegerbombe traf ein Haus An den Banden und tötete das Ehepaar Heinrich und Johanna Frohnhoff und deren einjährige Tochter Gertrud. Durch Bombenabwürfe wurden die Scheune bei Willi Haselbeck (15. Juni 1943), das RWE-Gebäude (31. Juli 1943), die Stallung bei Steingen Am Soestfeld (15. Oktober 1943), die Baracken der Firma Paas und das



Karl Mentzen (links) übernahm 1935 als Brandmeister die Leitung der Wehr. Ab 1939 bis 1950 war sein Bruder Fritz (rechts) Leiter der Löschgruppe

OT-Lager (Organisation Todt) im Haus Bethesda (12. Mai 1944, sechs Tote) getroffen sowie 16 Waldbrände ausgelöst.

Schwerwiegender waren die Einsätze in den Nachbarstädten Düsseldorf, Duisburg, Mülheim, Essen, Wuppertal, Köln und Ratingen (22. März 1945). Nach jedem großen Luftangriff wurden die Kameraden zu oft lebensgefährlichen Einsätzen herangezogen. Die Alliierten verwendeten Zeitzünderbomben, um die Lösch- und Rettungskräfte auch nach einem Luftangriff in den Bunkern zu halten. So sollte die Wirkung der Angriffe durch den gefürchteten Feuersturm noch vervielfacht werden. Bei Luftangriffen wurden über 100 Einsätze gefahren und an die

2.857 Mannstunden geleistet. Hinzu kommen mindestens genauso viele Stunden Bereitschaftsdienst bei den fast täglichen Fliegeralarmen. Parallel ging der normale Übungs- und Einsatzdienst natürlich weiter.

Aus diesem „totalen“ Krieg kehrten die Kameraden Peter Blumenkamp, Willi Frohnhoff, Toni Schröder, Walter Steingen, Fritz Molitor, Günter Mentzen, Günter Windgasen, Julius Stark, Heinz Rübenkamp, Helmut Lammertz und Hermann van der Heyden nicht mehr zurück. Ihre Namen, wie die der Kameraden des Ersten Weltkrieges, werden auf einer Gedenktafel in Ehren gehalten. Die Gedenktafel befindet sich heute in unserem Schulungsraum.

Während des Krieges im Jahr 1942 erhielt Lintorf sein erstes Feuerwehrfahrzeug. Das Fahrzeug, auch liebevoll „Alter Fritz“ genannt, hatte so seine Macken. Der kostengünstige Hartfaseraufbau quoll und dehnte sich je nach Temperatur und Feuchtigkeit, so dass sich die Türen zeitweise weder öffnen noch schließen ließen. Erst als die Schreiner des Zuges dem Problem mit einem Hobel zu Leibe rückte, konnte die volle Einsatzbereitschaft des Fahrzeuges sichergestellt werden.

Der personelle und materielle Aufbau der Wehr gestaltete sich nach der Zeit des Zusammenbruches bis zur Währungsreform ungeheuer schwer. Zudem verdoppelte sich die Einwohnerzahl durch Aufnahme von Vertriebenen gegenüber der Vorkriegszeit. Im Jahr 1950 löste Heinrich Kohmann Fritz Mentzen als Brandmeister ab und führte die Wehr bis 1956, als Heinrich Biesken das Amt übernahm.



Von 1950 bis 1956 war Heinrich Kohmann (links) Wehrleiter. Im Jahre 1956 übernahm Heinrich Biesken (rechts) das Amt, von dem er erst 1970 aus Altersgründen zurücktrat



Nach dem Luftangriff auf Ratingen am 22. März 1945 leistete die Lintorfer Wehr Nachbarschaftshilfe

Aus dieser Zeit ist vielen alten Lintorfern das Hochwasser von 1954 am Dickelsbach noch in Erinnerung. Der Gasthof Steingen („Bürgershof“), die Anna-Kirche, Fleermann und die gerade stattfindende Kirmes konnten nur noch mit dem Boot erreicht werden.

Am 1. August 1957 konnte das 50-jährige Bestehen gefeiert werden. Der Höhepunkt der Feierlichkeiten war die am 11. August stattfindende feierliche Übergabe der neuen Feuerwache mit Steigerturm. Der damalige Bürgermeister Füsgen konnte unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und aller Löschgruppen aus dem Angerland den Festakt durchführen.

Die anwachsende Bevölkerung der sich ausdehnenden Gemein-



Während des Schützenfestes 1954 trat nach einem Gewitter der Dickelsbach über die Ufer, eine große Herausforderung für die Lintorfer Wehr

den und die Erfahrungen aus den Großbränden wie Steinzeugwerk (15. 8. 1959), Gut Horst (19. 8. 1959) und Waldbrand am Zubringer (12. 10. 1959) veranlassten Heinrich Biesken Ende 1960, ein zusätzliches Tanklöschfahrzeug anzufordern. Dieses konnte am 19. Juni 1962 von Bürgermeister Wellenstein übergeben werden.

Noch im gleichen Jahr wurde der technische Zustand des alten LF8 „Alter Fritz“ als „dem Verfall nahe stehend“ beschrieben. Im Jahr

1963 wurde ein modernes Löschgruppenfahrzeug angeschafft. Der „Alte Fritz“ wurde in Hilden als Ersatzteillager für andere Fahrzeuge dieses Typs verwendet. Ein vergleichbares Löschfahrzeug ist heute noch im Feuerwehrmuseum Heiligenhaus zu bewundern.

Im Jahr 1967 erreichte die Einwohnerzahl Lintorfs die Marke von 10.000. Es wurde notwendig, die Wehr personell und materiell zu einem Löschzug auszubauen. Die Mannschaftsstärke musste auf 50

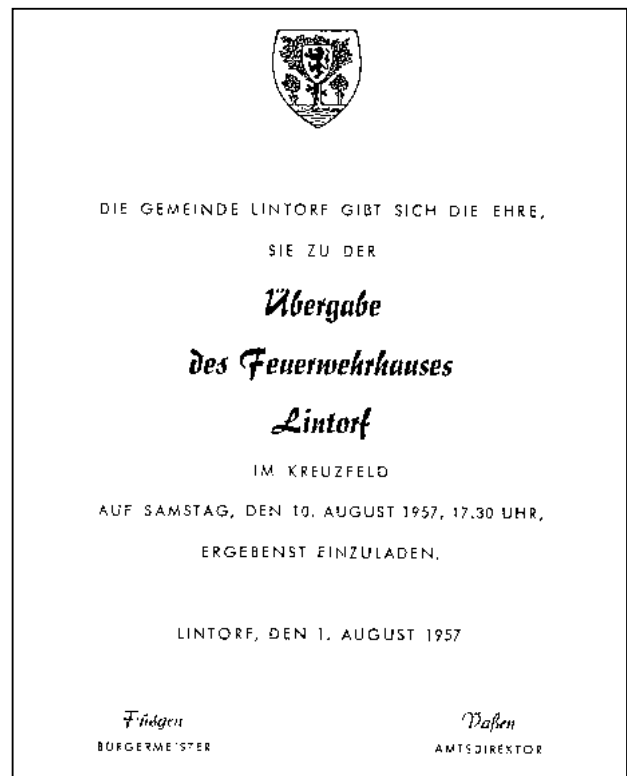
Mann erhöht und der Fahrzeugbestand erweitert werden. Im gleichen Jahr zeichnete sich durch die Beförderung von Herbert Schneiders zum 2. Wehrleiter des Amtes Angerland der nahe Führungswechsel ab. Im Januar 1970 trat Heinrich Biesken aus Altersgründen zurück und wurde zum Ehrenzugführer ernannt. Herbert Schneiders übernahm die Leitung des Löschzuges.

Das Amt Angerland richtete im Jahr 1971 einen hauptamtlichen Rettungs- und Krankentransportdienst in Lintorf ein. Bis zu diesem Zeitpunkt erfolgte der Krankentransport durch das Busunternehmen Schulz, dessen gebrauchter Krankenwagen übernommen wurde. Zehn Feuerwehrmänner versahen in der nun ständig besetzten Feuerwache Lintorf ihren Dienst. Zur Vervollständigung des Fahrzeugparks wurde noch ein zweiter Krankenwagen angeschafft und ein Tragkraftspritzenfahrzeug TSF vom Standort Hösel übernommen.

Mit dem Bau der Hochhäuser am Konrad-Adenauer-Platz bestand die Notwendigkeit, eine Drehleiter anzuschaffen. Die von der Gemeinde bestellte DLK 30 (30 m Steighöhe) wurde im Dezember 1972 ausgeliefert und im Januar 1973 in Dienst gestellt. Man hatte zwar eine funkelgelne Dreh-



Am 11. August 1957 wurde der Lintorfer Feuerwehr durch Bürgermeister Peter Füsigen das neu errichtete Gerätehaus übergeben





Übergabe eines neuen Tanklöschfahrzeugs durch Bürgermeister Wellenstein am 19. Juni 1962. Ganz links der legendäre „Alte Fritz“

leiter, aber keine Garage, um das wertvolle Gerät vor Wind und Wetter zu schützen. Ein mit Planen bespanntes Gerüst der Firma Hünnebeck war zu diesem Zeitpunkt die einzige Einstellmöglichkeit.

Die Wache Lintorf umfasste jetzt drei Löschfahrzeuge, eine Drehleiter und zwei Krankenwagen,



Im Januar 1970 übernahm Herbert Schneiders die Leitung der Lintorfer Wehr von seinem Vorgänger Heinrich Biesken (rechts). In seiner Amtszeit, die erst 1996 endete, wurde die Feuerwehr Lintorf als Löschzug Lintorf in die Freiwillige Feuerwehr Ratingen integriert

aber nur zwei große Garagen, die jedoch eine Drehleiter nicht aufnehmen konnten. Der längst überfällige Ausbau der Wache wurde im Jahr 1974 in Angriff genommen. Am 17. April 1975 konnte die Einweihung der neuen Rettungswache mit neuer großer Fahrzeughalle gefeiert werden. Besonderer Dank für den Ausbau der Feuerwache Lintorf gilt Amtsleiter Paul Elias, der sich bis zu seiner Pensionierung für den Löschzug stark gemacht hat.

Die Einweihung der neuen Wache erfolgte bereits durch den Leiter der Feuerwehr Ratingen, Helmut

Gansen. Ab dem 1. Januar 1975 war Lintorf ein Ortsteil von Ratingen, so dass der Löschzug Lintorf in die Feuerwehr Ratingen eingliedert wurde. Herbert Schneiders wurde bei der Zusammenlegung der Wehr Stellvertreter von Stadtbrandmeister Helmut Gansen für die hauptamtliche Feuerwehr.

Der Verlust der Selbstständigkeit fiel so manchem Kameraden nicht leicht, was sich in kleinen Sticheleien ausdrückte. So meldete man sich auf dem Heimweg zur Wache Lintorf gerne mal mit „Einsatzbereit Hauptwache Angerland“ über Funk ab. Auf die Retourkutsche durch den Zentralisten konnten dann Wetten abgeschlossen werden. Helmut Gansen fiel es zu, die verschiedenen Löschgruppen und -züge zu einer Feuerwehr zusammenzuschweißen. Seinem vehement vertretenen Standpunkt „Wir sind eine Feuerwehr“ konnte sich kein Feuerwehrmann auf Dauer

entziehen, denn nur gemeinsam konnten die wachsenden Aufgaben bewältigt werden. Helmut Gansen erinnert sich gerne an die Bemerkung von Stadtdirektor Dr. Dahlmann: „Eins muss man der Feuerwehr nachsagen, der kommunale Zusammenschluss hat nirgendwo in den Gemeinden so gut geklappt, wie bei der Feuerwehr.“ Der Löschzug Lintorf fand als LZ 4 (Löschzug 4) seinen festen Platz in der Feuerwehr Ratingen.

Die Modernisierung des Fahrzeugparks hatte eine hohe Priorität. So wurden 1978 das Tragkraftspritzenfahrzeug TSF und das Löschgruppenfahrzeug LF8 durch ein Löschgruppenfahrzeug LF16 der Firma Magirus abgelöst. Ein weiterer baugleicher LF16 ersetzte schon 1981 das alte Tanklöschfahrzeug TLF16 von 1962.

In der Aufbauphase des Fahrzeugparks wünschte man sich ein kleines Tanklöschfahrzeug TLF8 auf Unimog-Fahrgestell. Bei den Nachbarfeuerwehren schien sich das Fahrzeug bestens zum Einsatz bei schwer zugänglichen Waldbränden zu eignen. Da das Geld nicht vom Himmel fiel, aber die Wehr unbedingt ein solches Gerät ihr Eigen nennen wollte, wurde mehrere Jahre an einem alten, gebrauchten Unimog gearbeitet. Die Arbeiten wurden eingestellt, als der Bund im Rahmen der Zivilverteidigung einen TLF8 dem Löschzug zur Verfügung stellte.

Im Jahr 1982 konnte das 75-jährige Bestehen mit einem großen Festakt gefeiert werden. Dank der unermüdlichen Arbeit des Zugführers Herbert Schneiders war ein hoher Ausbildungs- und Ausrüstungsstand am Standort Lintorf er-



Die Feuerwache Lintorf verfügt 2007 über einen großen und modernen Fahrzeugbestand, der allen Anforderungen gerecht wird



Im Jahre 1996 wurde Franz-Josef Wiesenhöfer (rechts) Zugführer des Löschzuges Lintorf, da Herbert Schneiders das Amt wegen Erreichens der Altersgrenze abgab

zielt worden. Alle Gerätschaften, die irgendwie einer modernen Feuerwehr nützlich sein konnten, wurden beschafft. Man glaubt gar nicht, was man alles auf einem normbeladenen Fahrzeug noch zusätzlich unterbringen kann. Die wachsenden Ansprüche bei der technischen Hilfeleistung führten im Laufe der Zeit zu einem Überquellen der Gerätefächer, was die Notwendigkeit, einen speziellen Rüstwagen anzuschaffen, deutlich machte.

Im Jahr 1988 fasste man das Einsatzgerät zur technischen Hilfeleistung in einem Rüstwagen RW1 auf Unimog-Fahrgestell mit 5 t-Winde zusammen. Dieses Fahrzeug ist unentbehrlich bei Unfällen auf der Straße, bei Sturm-, Wassereinsätzen und beim Heben oder Bewegen schwerer Lasten.

Der Fahrzeugpark wurde seitdem durch zwei Mannschaftstransportwagen MTW erweitert. Die Fahrzeuge und die Beladung unterliegen bis heute einem stetigen Erneuerungsprozess.

Heute stehen ein TLF16/25 (Bj. 2003), ein LF16/12 (Bj. 2001), eine DLK 23/12 nb (Bj. 1990), ein RW1 (Bj. 1987), ein MTW (Bj. 2004), ein Erkw (Bj. 1980), ein DMF (Bj. 1980) zur Verfügung. Das älteste verwendete Gerät ist ein Anhänger aus dem Jahr 1935, der mit Material für Ölunfälle beladen ist.

Im Jahr 1996 schied Herbert Schneiders wegen Erreichung der



Derzeitiger Zugführer ist Uwe Schneiders, Sohn des langjährigen Chefs Herbert Schneiders. Er übernahm das Amt 2006

Altersgrenze aus dem aktiven Dienst aus und wurde bei seiner Verabschiedungsfeier zum Ehrenzugführer des Löschzuges ernannt. Bei Einsätzen und Übungen durfte er jetzt nicht mehr mit, aber den aktiven Dienst zum Ausbau der Wache und der Förderung der Kameradschaft setzt er unvermindert bis heute fort.

Bei der Ausbildung der Mannschaft, der Öffentlichkeitsarbeit und auch bei der Kameradschaftspflege hat Herbert Schneiders neue Maßstäbe gesetzt. Bis heute werden die Kameraden von ihm mit dem Spruch gefordert: „Da geht immer noch ein Schüppchen oben drauf.“

Neuer Zugführer wurde Franz-Josef Wiesenhöfer. Als Mitarbeiter des Tiefbauamtes nutzt er seine Nähe zu Rat und Verwaltung, um den Nöten und Wünschen der Feuerwehr Ratingen und insbesondere des Löschzuges Lintorf Gehör zu verschaffen. Für den Löschzug zahlte sich dieses Engagement beim weiteren Ausbau der Wache spürbar aus.

Der Schulungsraum in der alten Wache von 1957 war für einen Löschzug von 54 Mann Sollstärke zu klein geworden. Nach der Feier zum 85-jährigen Bestehen der Wehr wurde der Plan von Zugführer Franz-Josef Wiesenhöfer für einen neuen Schulungsraum angegangen. 1996 konnte dieser mit viel Eigenleistung fertiggestellt und eingeweiht werden. Mit dem Anbau einer weiteren Fahrzeug-

halle im Jahr 2002 wurde der heutige Gebäudeumfang erreicht.

In der jüngsten Vergangenheit haben sich die Ereignisse durch den Flughafenbrand im April 1996 und die Terroranschläge seit dem 11. September 2001 in das Bewusstsein der Wehr geprägt. So war der Löschzug Lintorf aufgrund der Nähe zum Flughafen einer der ersten freiwilligen Löschzüge vor Ort. Er wurde im Brennpunkt des Geschehens, im Terminal C, zur Suche und Bergung der Opfer eingesetzt. Seit diesem Ereignis verfügt die Feuerwehr Ratingen über Feuerwehreseelsorger, die solch traumatische Erlebnisse der direkt Betroffenen, aber auch der Einsatzkräfte verarbeiten helfen.

Am 11. September 2001 waren viele Feuerwehrleute aus New York unter den Opfern. An der weltweiten Sammlung von Spendengeldern für die Hinterbliebenen beteiligte sich auch der Löschzug Lintorf, denn Feuerwehrmänner kennen keine Grenzen. Die Ereignisse der Terrorangriffe holten die Feuerwehr Ratingen kurze Zeit später in Form der Milzbrandanschläge ein. Zum Glück stellte sich der achtstündige Einsatz in Breitscheid als schlechter Scherz heraus.

Im Jahr 2006 stand der vorerst letzte Führungswechsel des Löschzuges Lintorf an. Franz Josef Wiesenhöfer trat nach zehn Jahren als Zugführer zurück. Neuer und derzeitiger Zugführer ist Uwe Schneiders.

Der Löschzug heute und gestern

Die Anforderungen an den freiwilligen Feuerwehrmann haben sich in 100 Jahren grundlegend geändert.

1907 war es entscheidend, einen Brand zu entdecken, die Löschkräfte zu alarmieren und heranzuführen. So musste die Information, wo es brennt, erst einem Feuerwehrmann zugetragen werden. Dieser suchte den nächsten Kameraden auf, der über ein Brandhorn verfügte. Dazu waren vier Brandhörner an strategischen Punkten im Ort verteilt: Im Busch, Am Kothen, am Fürstenberg. Das Vierte war im Dorf bei Kamerad Raspel, dem Hornisten der Löschgruppe, stationiert. Dessen Signal

wurde akustisch von einem Standort zum nächsten weitergegeben. Mit der übergezogenen Uniform ging es zu Fuß oder mit dem Rad zur Wache, um die fahrbaren Handdruckspritzen und die Leiterwagen zu holen. Hier erfuhr man auch, wo es hinging. Stieß man unterwegs auf Kameraden, die bereits die Gerätschaften mitführten, schloss man sich diesem Zug an.

Heute erfolgt der Eingang der Brandmeldung per Telefon oder durch automatische Feuermeldeanlagen auf der Zentrale in Mettmann. Die Einsatzkräfte werden über die Funkmeldeempfänger nicht nur alarmiert, sondern auch über das Einsatzziel unterrichtet. In der Wache angekommen, rüstet der Feuerwehrmann sich aus und erhält per Fax bzw. über Funk zusätzliche Informationen zur Brandstelle. Wird eine ortsfremde Feuerwehr angefordert, wird diese über Funk und notfalls mittels GPS-Koordinaten zur Einsatzstelle geleitet.

Sehr früh vereinheitlichte man in Deutschland die Ausbildung der Feuerwehren durch Ausbildungsrichtlinien. Schwerpunkte bildeten

damals die Einsatzgrundsätze der Löschgruppe, Umgang mit Leitern, erste Hilfe und Unfallverhütung.

Heute erstreckt sich die feuerwehrtechnische Ausbildung vom Grundlehrgang für den Truppmann bis zur Führung von Verbänden. Es wird u. a. in den Bereichen Atemschutz, Fahrzeugmaschinist, technische Hilfeleistung, Funkerlehrgang, Umgang mit Gefahrstoffen, Unfallverhütung oder Messtechnik geschult. Heute ist ein ehrenamtlicher Feuerwehrmann, der Vollzeit einer Berufstätigkeit nachgeht, nur mit hohem Engagement in der Lage, sich das gesamte Wissen anzueignen und dieses im vierzehntägigen Übungsdienst aufrechtzuerhalten. Zudem werden die Ausbildungsrichtlinien ständig modernisiert und erweitert. Seit den 80er-Jahren wurden daher speziell geschulte Gruppen gebildet, die mit Sonderaufgaben betraut werden können. Heute verfügen wir über Spezialeinheiten zum Umgang mit Gefahrstoffen oder zur Abwicklung der Kommunikation bei Großschadenslagen.

Zurzeit erfolgt die Einführung und Schulung neuer Einsatzgrundsätze, die um die Aufgabenstellung einer koordinierten Eigensicherung erweitert wurde. Die festgelegten Einsatzgrundsätze erreichen heute eine Komplexität, die nur durch eine intensive Schulung der Abläufe in Fleisch und Blut übergeht.

Die persönliche Schutzausrüstung in den Gründerjahren musste häufig selbst angeschafft werden. Die Uniform war meist aus Wolle, die zwar schwer entflammbar, aber wenig geeignet war, die Einsatzkräfte wirkungsvoll vor den Gefahren der Einsatzstelle zu schützen. Ergänzt um ein Paar Stiefel, Handschuhe und einen Hakengurt war der Feuerwehrmann 1907 komplett. Am brennenden Gebäude angekommen, war meist an der Türe Schluss, da ein wirkungsvoller Atemschutz fehlte. Umluftunabhängige Atemschutzgeräte wurden erst in den 30er- und 40er-Jahren erschwinglich und ermöglichten auch Innenangriffe. Der Feuerwehrhelm der ersten Jahre war meist aus Leder und änderte

Verkauf Vermietung Finanzierung Baubetreuung

G · F · U

Gessler · Frisch · Ulrich
Immobilien OHG

kompetent · sympathisch · erfolgreich



Frank Gessler

Immobilienkaufmann, Verkauf von Grundstücken, Einfamilienhäusern, Mehrfamilienhäusern und Eigentumswohnungen, Finanzierungsexperte



Karin Frisch

Betriebswirtin, Planung und Verkauf von Neubaumaßnahmen, Baubetreuung und vorbereitende Durchführung von Bauvorhaben, kaufm. Leitung



Rüdiger Ulrich

Vermietung und Verpachtung von Wohn-/Gewerberäumen, Verkauf von Einfamilienhäusern und Eigentumswohnungen

www.g-f-u.de

☎ 02102 / 36000



Der Löschzug Lintorf der Freiwilligen Feuerwehr Ratingen im Jahre 2007

im Laufe von 100 Jahren sein Grundmaterial über Stahl, Aluminium bis zu den Kunststoffhelmen heutiger Bauart.

Das Material und der Schnitt der Einsatzuniform änderte sich bis in die 70er-Jahre nicht viel. Mitte der 70er-Jahre war der Löschzug Lintorf mit grauen Baumwolllatzhosen und orangefarbenen Baumwolljacken ausgerüstet. Ohne die Aufschrift „Feuerwehr“ und die mitgeführten roten Autos wäre es leicht zur Verwechslung mit der Straßenreinigung oder der Müllentsorgung gekommen. Zudem wärmte das Baumwollmaterial nicht, so dass man an kalten Wintertagen erbärmlich fror. Brennende, abtropfende Teerpappe brannte sich durch das Baumwollmaterial und fügte so dem Feuerwehrmann Verbrennungen zu. Abhilfe brachte eine in den 80er-Jahren zusätzlich angeschaffte schwarze Lederjacke, die gegen Kälte, Wasser und Feuer einen gewissen Schutz bot.

Heute sind wir fast rundum mit flammenbeständigem Nomex verpackt. Ergänzt um moderne Stiefel, Handschuhe, Helm, Gurt, Fangleine und Atemschutzgeräte kann heute ein Feuerwehrmann zu glutheißen Zimmerbränden vordringen und selbst Stichflammen oder Rauchgasverpuffungen überleben. Der Feuerwehrmann von heute rüstet sich zudem mit Handlampe, Funkgerät, Rettungshauben, Wärmebildkamera und Hohlstrahlrohr aus.

Die Ausrüstung gibt heute Einsatzmöglichkeiten, von denen unsere Gründungsväter nur geträumt haben. So wird heute bei der Suche nach Personen in verqualmten Räumen eine Wärmebildkamera eingesetzt, die die Rettungszeiten herabsetzt und die Überlebenschancen deutlich erhöht. Neueste Errungenschaft der Feuerwehr ist ein Rauchvorhang, der mit zwei Handgriffen in jeden Türrahmen montiert werden kann. Er minimiert die Verrauchung der Rettungswege und verhindert unnötige Rauchschäden in Gebäuden.

Auf der anderen Seite kann aufgrund der dicken Schutzkleidung und des Gewichtes der mitgeführten Geräte die körperliche Belastungsgrenze schnell erreicht werden. Damit die Kameraden dies leisten können, sind Sport, eine gesundheitliche Überwachung und das regelmäßige Training unter Einsatzbedingungen Grundvoraussetzung.

Kameradschaftspflege

Im Anschluss an jeden Übungs- und Einsatzdienst gehört auch der gemütliche Teil dazu. Es werden Veranstaltungen, Feiern und Ausflüge vom Löschzug organisiert. Daneben unternehmen die Kameraden Studienfahrten zu Brandschutzmessen, Werksfeuerwehren oder Fahrzeugherstellern. Neben der Erweiterung des Horizontes darf der Spaß natürlich nicht zu kurz kommen.

Die Alterskameraden, die Jugendfeuerwehr und die Familien sind stets fest eingebunden. Ohne deren Unterstützung, insbesondere der Frauen, geht es nicht. Veranstaltungen wie das traditionelle Martinsgansessen sind aus dem Jahresablauf nicht wegzudenken.

Die Kameradschaftspflege ist kein Selbstzweck, sondern ein Sicherheitsaspekt. Wir müssen uns in gefährlichen Situationen aufeinander verlassen können. Da sollte man den Kameraden neben sich genau kennen.

Öffentlichkeitsarbeit

Auf die Öffentlichkeitsarbeit wird besonderer Wert gelegt. Die Nähe zur Bevölkerung ist ein wichtiger Faktor. Zum einen wird der Bevölkerung Brandschutzverhalten vermittelt, zum anderen werden Behörungsängste für den Fall abgebaut, wenn der Bürger in Not gerät.

Alle zwei Jahre beim Speestraßenfest veranstaltet der Löschzug Lintorf einen Tag der offenen Tür, bei dem Jung und Alt sich von der Leistungsfähigkeit der Feuerwehr in Lintorf überzeugen kann. Die Vorführungen von typischen Einsatzabläufen, das Brandverhalten von Fettbränden oder auch die historische Übung sind vielen Lintorfern bekannt. Für Kinder wird ein feuerwehrtechnischer Parcours aufgebaut, der sich großer Beliebtheit erfreut. Jedes Jahr werden in der Lintorfer Feuerwache Besichtigungen für Kindergartengruppen und Schulklassen durchgeführt.

Der Kontakt zu anderen Vereinen, wie zum Schützenverein, wird gepflegt. So wird traditionell auf dem Schützenfest die Brandwache gestellt oder gemeinsam der Volkstrauertag gestaltet. Die Kooperation mit dem TUS 08 Lintorf zielt auf die körperliche Fitness (TUS-Fit) der Einsatzkräfte ab.

Fragt man einen Lintorfer nach der Feuerwehr, wird man schnell feststellen, wie tief der Löschzug in der Gemeinde verwurzelt ist.

Fortbestand des Löschzuges

Heute zum 100-jährigen Bestehen des Löschzuges Lintorf besteht die Wehr aus 13 Kameraden der Alters- und Ehrenabteilung, 15 Jugendfeuerwehrleuten und 54 aktiven Kameraden. Nachwuchssorgen braucht sich der Löschzug Lintorf nicht zu machen. Die wirkungsvolle Öffentlichkeitsarbeit und der eigene Nachwuchs lassen den Zustrom zur Feuerwehr nicht abreißen. Nur mit großer Mühe können alle interessierten Jugendlichen in die im Jahr 1990 gegründete Jugendfeuerwehr der Feuerwehr Ratingen aufgenommen werden. Allein vom Standort Lintorf werden derzeit 15 junge Ka-



Historische Feuerlöschvorführung auf dem Lintorfer Straßenfest

meraden/innen in der Jugendfeuerwehr an den späteren Feuerwehrdienst herangeführt. Im Alter von 18 Jahren werden die Jugendfeuerwehrleute in die aktive Wehr übernommen.

Wenn der Löschzug Lintorf auch in Zukunft den von den Gründervätern begonnenen Dienst am Gemeinwesen mit gleichem Eifer fort-

führt, brauchen sich die Bürger von Lintorf keine Sorgen über ihre Sicherheit zu machen.

Wir können immer noch ein „Schüppken“ oben drauf:

„Gott zur Ehr - dem Nächsten zur Wehr“

Andreas Jeziorek

Brennen – Jucken – Fremdkörpergefühl

Trockenes Auge

natürlich behandeln

- Stabilisiert die natürliche Schutzschicht (Lipidschicht) des Tränenfilms für Stunden
- Verbessert die Belichtung der Augen
- Klinisch getestet: bei 85% Besserung der subjektiven Beschwerden*
- Auch bei Kontaktlinsen geeignet
- Mit pflanzlichen Liposomen

Einfach auf das geschlossene Auge sprühen!

* Lee S, Saath S, Meinhold E, Dusch D. Ein neues Therapiekonzept zur Behandlung des Trockenen Auges – die Verwendung von Phospholipid-Liposomen. Gln Mexico Angewandte 2004, 2(1): 825-830

LINTORFER REFORMHAUS
INTELLIGENT GESUND LEBEN
 Speerstrasse 6 40986 Ratingen
 Tel: 02102/32332 Fax: 02102/32362
 e-mail: lintorferreformhaus@t-online.de

Reformhaus

Trockene Augen

Ursachen für trockene Augen können sein:

- klimatisierte oder beheizte Räume
- Einnahme von Medikamenten
- Zigarettenqualm
- Bildschirmarbeit
- Kontaktlinsen

Dagegen hilft
Trockenes Auge von hübner
 aus Ihrem



Aus dem Leben der Lintorfer Familie Laufs

Peter Laufs wurde am 13. Juni 1869 als Sohn von Caspar Laufs und Frau Gertrud, geborene Kohmann, geboren. Er war Fuhrmann und betrieb einen Fouragehandel auf dem kleinen Bauernhof „Am Pannschoppen“ an der Ecke Duisburger Straße/Breitscheider Weg gegenüber der Gaststätte Doppstadt „Zum Grunewald“. Peter Laufs legte großen Wert auf korrektes Aussehen, wenn er seine Kunden besuchte. Ging er auf „Geschäftsreise“ in den Duisburger Süden, zog er seinen Lodenanzug an, und aus der Jackentasche schaute seine Uhrkette hervor. In seinen Geschäften war er eher vorsichtig, für ihn kamen nur seriöse Kunden in Frage. Lintorfer Bauern, mit denen er in Geschäftsbeziehungen stand, waren Josef Mentzen vom Beekerhof, Hermann Kockerscheidt, Carl Rosendahl und Andreas Gronau.

Im Jahre 1897 heiratete Peter Laufs Katharina Mauracher, ihre Zillertaler Vorfahren brachten einst das Lied „Stille Nacht“ mit nach Lintorf.

Aus dieser Ehe wurden sieben Kinder geboren:

Gertrud *1898,
verheiratet mit Wilhelm Holtschneider



Das alte Haus der Familie Laufs an der Duisburger Straße 103.
Es wurde 1964 aufgestockt und umgebaut

- | | | |
|------------|---|---|
| Kaspar | *1899, verheiratet mit Maria Nüsser | Unser Vater August Laufs heiratete 1932 die aus Duisburg-Rahm stammende Maria Spicker. Die Familie Spicker stammte aus einer alten Duisburger Familie, der Familie Issel. |
| Margarethe | *1902, ledig, genannt Gretchen | |
| August | *1904, verheiratet mit Maria Spicker | |
| Karl | *1906, verheiratet mit Lisbeth Spiegel | Nun kam leider der Krieg, unser Vater wurde eingezogen, und die Mutter stand mit drei kleinen Jungen da. Das war nicht einfach! |
| Anna | *1908, verheiratet mit Willy Homeier | |
| Peter | *1913, verheiratet mit Käthe Sobkowiak. | Wie es damals auf vielen Höfen war, wurde unserer Familie ein |



Peter Laufs (1869-1965)



Die Hochzeit von August und Maria Laufs wurde am 30. Mai 1932 in Duisburg-Rahm gefeiert. In der ersten Reihe (sitzend): Zweiter von rechts: August Breuer, links neben ihm: Peter und Katharina Laufs, die Eltern des Bräutigams.

Zweite Reihe (stehend): Vierte von links: Gertrud Laufs, daneben: Karl und Lisbeth Laufs. Neben Karl Laufs steht seine Schwester Gretchen, direkt über dem Bräutigam sein Bruder Peter. Vierte und Fünfter von rechts: Maria und Kaspar Laufs. Ganz rechts: Schreiner Willi Molitor und Anna Homeier, geborene Laufs



Maria Laufs mit den Söhnen (von links) Günther, Gustel und Peter im Jahre 1943 oder 1944

Franzose (Alfons) zur Hilfe beige- stellt. Er war nicht nur eine Arbeitshilfe für unsere Mutter, sondern er hat die Familie auch gut beschützt, wenn nach Kriegsende die Russen auf den Hof kamen um zu plündern. Er schickte unsere Mutter mit den Kindern in den alten Gewölbekeller und sagte: „Madame nix da“. Nun war es ja auf einem Bauernhof so, dass eigentlich alle gut zu essen hatten, aber in der Kriegszeit durfte man ja nicht einfach schlachten. Und so hat sich bei uns Folgendes zuge- tragen: Es war Winter, die Fleisch- vorräte gingen zu Ende, und unsere Mutter hatte beschlossen, allein ein Kalb zu schlachten, aber das durfte niemand wissen. Sie schlachtete nachts das Kalb, schnitt es grob auseinander und packte es in einen alten großen Holzkoffer, der kam auf den Schlit- ten und wurde durch den Wald nach Rahm zu unserer Tante ge- zogen. Da wurde das Fleisch por- tioniert und eingekocht. Genau zu diesem Zeitpunkt klopfte jemand an die Türe. Zum Glück war es nur der Nachbar, Metzgermeister Fink (Vater von Liesel Mentzen, Bee- kerhof). Er hatte natürlich sofort gerochen, was da verarbeitet wurde. Er lachte und sagte: „Oh, Frau Echterbroch, da habt ihr aber einen leckeren Kuchen im Back- ofen.“

Die Einmachgläser wurden auf dem gleichen Weg wieder nach

Lintorf transportiert. Der alte Holzkoffer mit den Blutflecken ist noch heute auf dem Speicher in unserem Elternhaus.

Der Krieg ging zu Ende, er hat viel Elend gebracht, das jüngste der Geschwister Laufs, Peter (Vater von Peter-Helmut Laufs), ist im Krieg gefallen, und unser Vater kam in russische Gefangenschaft. Er hat uns später erzählt, dass er aber immer gut behandelt worden sei. Im Herbst 1945, kurz nach Kriegsende, kam unser Vater nach Lintorf zurück. Er konnte es kaum fassen, aber als er in Lintorf aus dem Zug stieg, stieg auch sein angeheirateter Cousin Ewald Fink aus. Die beiden hatten nicht gewusst, dass sie im gleichen Zug in die Heimat zurückkamen.

Der Vater war in so schlechter körperlicher Verfassung, dass er sich schämte und nicht wollte, dass seine Frau und seine Kinder ihn so sehen sollten. Deshalb ging er zu seinen Eltern zur Duisburger Straße 36, und unsere Mutter lief natürlich sofort dahin, als sie die Nachricht von Ewald Fink bekam. Der größte Wunsch, den unser Vater hatte, war: „Ich möchte in die Badewanne.“ Wie es früher üblich war, wurde der Humpott angefeuert, damit es warmes Wasser für das Bad in der Zinkwanne gab. Bedingt durch den Krieg und die Gefangenschaft war unser Vater sehr unterernährt, hatte große Rückenverletzungen und musste so einige Jahre ein für ihn speziell angefertigtes Stahl-Korsett tragen.

1946, als ich geboren wurde, ging es den Eltern schon etwas besser. Vater konnte auf dem Feld und im Stall arbeiten und auch wieder mit dem Pferdewagen Heu und Stroh bei den Bauern laden und zu den Kunden liefern. Die Eltern übernahmen 1947 den Heu- und Strohhandel sowie den kleinen Bauernkotten „Am Pannschoppen“ mit dem dahinter liegenden Feld „Lüttgenschießkoth“ und bewirtschafteten es zeitweise mit zwei Pferden, welche natürlich auch vor den Leiterwagen gespannt wurden, um Heu und Stroh zu liefern. Zu den damaligen Kunden, fast alle aus dem Duisburger und Düsseldorfer Raum, gehörten unter anderem

Tierpark Duisburg

Schutzpolizei Duisburg

Brotfabrik Tenter & Dehnen, Speldorf

Spedition Westermann, Duisburg

Heeresverpflegungsamt Duisburg

Papierfabrik Schulte und Zinken, Düsseldorf.

Inzwischen waren die Großeltern zur Duisburger Straße 36 gezogen, aber der Großvater kam natürlich jeden Tag zu uns, um nach „dem Rechten“ zu sehen und um etwas Holz zu hacken.

Wir Kinder wurden größer, und alle mussten tüchtig mitarbeiten. Auf unserem kleinen Kotten hatten wir damals außer den beiden Pferden noch Kühe und Schweine. Für



August Laufs als Soldat in Russland

Thepark				Duisburg			
Monat	Tag	Hic	Soll	Monat	Tag	Sal.	Haben
1933				1933			
Jan	1	100 kg Weizen	100	Jan	13	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Jan	27	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Jan	31	100	100
Feb	1	100 kg Weizen	100	Feb	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Feb	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Feb	30	100	100
Mar	1	100 kg Weizen	100	Mar	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Mar	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Mar	30	100	100
Apr	1	100 kg Weizen	100	Apr	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Apr	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Apr	30	100	100
May	1	100 kg Weizen	100	May	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	May	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	May	30	100	100
Jun	1	100 kg Weizen	100	Jun	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Jun	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Jun	30	100	100
Jul	1	100 kg Weizen	100	Jul	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Jul	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Jul	30	100	100
Aug	1	100 kg Weizen	100	Aug	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Aug	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Aug	30	100	100
Sep	1	100 kg Weizen	100	Sep	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Sep	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Sep	30	100	100
Oct	1	100 kg Weizen	100	Oct	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Oct	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Oct	30	100	100
Nov	1	100 kg Weizen	100	Nov	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Nov	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Nov	30	100	100
Dec	1	100 kg Weizen	100	Dec	1	100	100
"	15	100 kg Weizen	100	Dec	15	100	100
"	30	100 kg Weizen	100	Dec	30	100	100
			1500				1500

Eine Seite aus dem Konto-Buch von Peter Laufs aus dem Jahre 1939

wurde nicht sofort bezahlt, sondern in das kleine Buch eingetragen, und einmal im Jahr wurde abgerechnet. Wir brachten Getreide zu Fleermanns Mühle, dort wurde es gemahlen und das Mehl bekam Bäckermeister Rudolf Steingen.

Schön war es auch immer zur Erntezeit für uns Kinder. Wir mussten zwar viel arbeiten, und es war egal, ob es Wochentag oder Sonntag war. Wenn das Gras gemäht und getrocknet war, wurden die Heuhusten aufgesetzt und wir haben uns später oft darin versteckt. Ebenso in den zu kleinen Häusern aufgesetzten Getreidegarben. Uns Kindern wurde beigebracht, wie Getreidegarben mit dem Strohbund gebunden wurden. Und am Nachmittag gab es auf dem Feld die große Blechkanne mit Kaffee/Milch-Gemisch und leckeren „Bütterkes“, wie es die heutigen Kinder leider nur noch vom Fernsehen kennen.

Großmutter Katharina Laufs verstarb 1947 und der Großvater Peter Laufs im September 1965. Er war einer der letzten Lintorfer, die auf dem alten Friedhof an der Duisburger Straße beerdigt wurden.

Der Fouragehandel wurde von meinem Bruder Günther übernommen und später in eine kleine Spedition umgewandelt. Der kleine Bauernhof sowie die eigenen und

uns Kinder war es natürlich immer schön, wenn kleine Schweine geboren wurden und sie schon nach ein bis zwei Stunden im frischen Stroh rumliefen und spielten. Oder wenn es ein neues Kälbchen im Stall gab, welches erst das Trinken aus einem Eimer lernen musste. Dann haben wir auch immer am Kopf des Kälbchens gefühlt, ob schon die Hörner rauskamen. Es war eine schöne Zeit.

Wie auch in vielen anderen Bauernfamilien gab es bei uns kaum Bargeld, es wurde einiges in Naturalien bezahlt. Ich kann mich gut erinnern, dass während meiner Schulzeit bei uns in der Küche am Haken neben der Wanduhr ein kleines Schulheft hing. Zweimal in der Woche kam der Brotwagen der Bäckerei Steingen auf den Hof und brachte uns Graubrot und Schwarzbrot. Der Betrag dafür



August Laufs mit Pferd und Sämaschine auf seinem Feld am „Drüge Emmer“. In seiner Begleitung: Tochter Riele

die angepachteten Felder wurden vom Vater und meinem Bruder Gustel bewirtschaftet. 1964 wurde das Elternhaus umgebaut, und kurz darauf die Landwirtschaft aufgegeben. Nur die alte Scheune an der Duisburger Straße lässt heute noch erkennen, dass hier mal ein Bauernhof war.

Der frühere Feldname „Lüttgenschließkoth“ ist uns ein wenig erhalten geblieben im Namen der heutigen Straße „Am Schließkoth“.

Unseren Eltern sind wir sehr dankbar für all diese Erinnerungen. Maria Laufs verstarb 1969 und August Laufs 1975.

Riele Wenke, geborene Laufs



Gustel Laufs bei der Arbeit auf dem Hof



Nur die alte Scheune an der Duisburger Strasse weist heute noch darauf hin, dass hier einmal ein Bauernhof stand



**Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!**

Rolf Kögler



augenoptik
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf
Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

Polizeistunde in Lintorf

Angeregt durch den Artikel von Maria Molitor „Das Thuneser Haus“ (Quecke Nr. 76, Dezember 2006, Seite 95-97) will ich einige Zeilen zur Gaststätte Molitor und hier insbesondere zu dem Gastwirt Willi Becker beitragen. Es ist alles richtig, was Maria Molitor über die Zeit nach dem Krieg erzählt.

An dem im Gastraum aufgestellten Fernseher habe ich Mitte der 1950er-Jahre mehrfach bedeutende Fußballspiele verfolgt.

Mit meiner Braut bin ich 1960/61 zum Hähnchenessen dorthin gewandert.

Durch die Erweiterung im Jahre 1962 fanden dort auch Feste und Hochzeiten statt.

Und deswegen kam Willi Becker sehr oft zu mir ins Ordnungsamt, um die Verlängerung der Polizeistunde zu beantragen, wenn er

meinte, die Feier würde länger dauern.

Ja, das gab's damals noch. Ich habe dazu die Verordnung über die Hinausschiebung des Beginns und die Aufhebung der Sperrstunde in Gast- und Schankwirtschaften für das Gebiet des Amtes Angerland (Sie wissen: Angermund, Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel, Lintorf, Wittlaer) noch in meinen Unterlagen gefunden und lasse sie hier abdrucken.

Vielleicht werden Sie mit Erheiterung lesen, wie man diese Dinge damals regelte. – Heute ist die Sperrstunde landesweit abgeschafft. – Um 1 Uhr sollte die Wirtschaft geschlossen haben. Das wurde auch überwacht. Seinerzeit noch von der Polizei. In Lintorf hatte sich das Gerücht gehalten, dass vor einer solchen Kontrolle schon mal eine Warnung erfolgte. Auch war unter den Nachtschwärmern bekannt, welche der Gastwirtschaften man hinterherum über

Hof und Garten noch besuchen konnte, wenn vorne schon alles geschlossen und verriegelt war.

Und so komme ich wieder auf die Gaststätte Molitor zurück. In den Jahren 1964 bis 1969 feierte die Belegschaft des Amtes Angerland regelmäßig in den Räumen dieser Wirtschaft Karneval. Ein Fest, an das ich und andere Amtsbedienstete sich noch gern erinnern. Vom Amtsdirektor Johannes Overmans bis zum Straßenvorwarter Josef

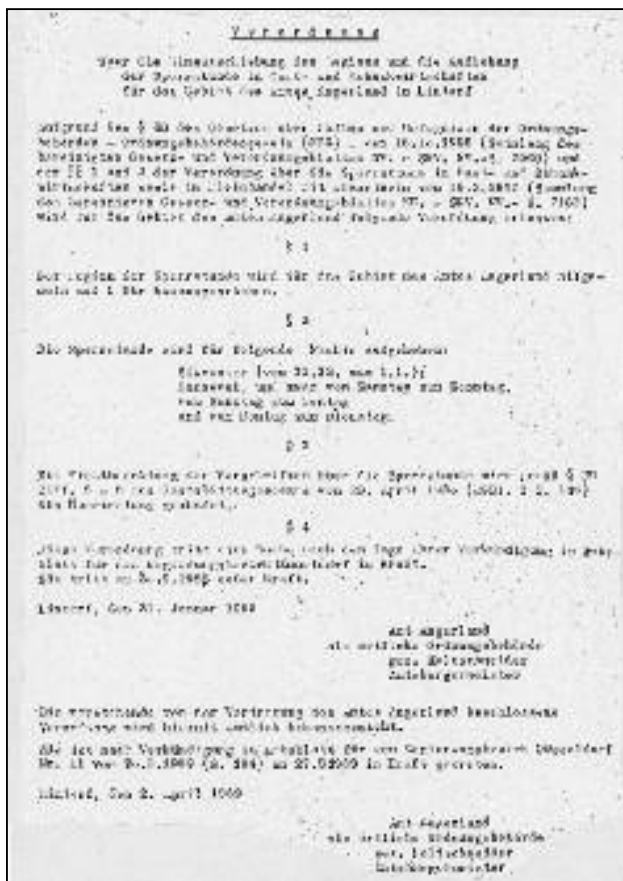
Kaufmann waren alle dabei. Wir lauschten den Büttenreden und Vorträgen der Kolleginnen und Kollegen, hörten die Musik- und Liedvorträge, wir tanzten, belagerten die Theke und fühlten uns wohl in dieser Gemeinschaft. Es ging zu wie bei einer Familienfeier. Das Amt war für uns eine große Familie, wie ich schon mehrfach geschrieben habe! Wir haben immer am Freitag vor Karneval gefeiert. Und weil an diesem Tag die Sperrstunde nicht aufgehoben war (siehe § 2), musste auch das Amt eine entsprechende Genehmigung haben für den Fall, dass wir das Ende nicht bis 1 Uhr schafften. Was oft genug vorkam. Es blieben immer einige hängen.

Und was hat das mit Willi Becker zu tun, fragen Sie? Dieser liebenswerte und korrekte Mann vertraute darauf, dass diese Genehmigung vorlag. In diesem Fall vertraute er mir. Irgendwann im Laufe des fortgeschrittenen Abends fragte er: „Haste die Verlängerung dabei?“ Ja, ich hatte sie. Meist in der Brusttasche des Hemdes, Jackett oder Ähnliches war an diesem Abend nicht angebracht. Gebühren? Ich muss zu meiner Schande gestehen, darauf hatte ich verzichtet. Wie kann man von seiner eigenen Familie Geld verlangen (es waren zwar nur 10 Mark)? So war das in der Großfamilie Amt Angerland damals. Eine Zeit, die es so nicht mehr gibt. Schade eigentlich!

Von 1970 bis 1974 feierten wir übrigens in der Gaststätte Freemann in Kalkum unseren Karneval, weil es bei Molitor zu eng wurde. Nach Kalkum wurden Busse eingesetzt, die uns hin und auch wieder zurück nach Lintorf brachten.

Mit der Neugliederung 1975, wo wir fast geschlossen am 2. Januar unseren Dienst in Ratingen aufnahmen, war auch das vorbei.

Joachim Zeletzki



A photograph of three professionals standing in front of a Dresdner Bank branch. On the left is a man in a grey suit and orange tie. In the center is a woman in a dark red blazer and white shirt. On the right is a man in a dark suit and striped tie. The bank's name 'Dresdner Bank' is visible on a sign above the entrance in the background.

Dresdner Bank

Profitieren Sie von der langjährigen Erfahrung unserer Experten bei Ihren Immobilienwünschen:

Bauen Sie auf die Dresdner Bank

Echte Kompetenz, systematische Analyse, individueller Rundum-Service:
Mit weniger sollten Sie sich nicht zufriedengeben.

Sprechen Sie uns an: (Foto von links nach rechts)

Markus Macha

Leiter Filiale Lintorf

Telefon 02102 3002-10

Gudrun Knott

Leiterin Filiale Hösel

Telefon 02102 6608-16

Achim Rockenhäuser

Leiter Filiale Ratingen

Telefon 02102 1008-90

sowie unsere Finanzierungsspezialisten:

Christina Steinkühler

Telefon 02102 1008-61

Michaela Riedel

Telefon 02102 1008-81

Dirk Steffens

Telefon 02102 1008-13



Dresdner Bank
Die Beraterbank

GLASEREI PETRIKOWSKI

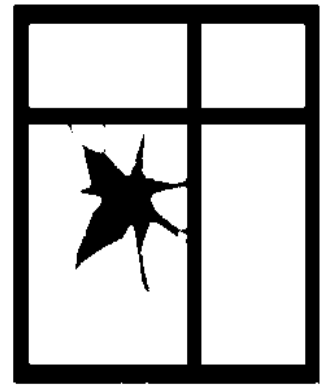
Inh. Jörg Petrikowski

● Reparatur- und Neuverglasung

- Ganzglastüren
- Spiegel
- Bildeinrahmungen
- Tischplatten
- Ganzglasduschen

Lintorfer Straße 30 · 40878 Ratingen · Telefon 0 21 02 / 2 65 64

Fax 0 21 02 / 2 29 88 · glaserei.petrikowski@t-online.de



Laufen wie auf Wolken

TRlactive-Einlagen bei Orthopädie Schmitz

Ratingen. „Das ist eines der besten Produkte, das ich in meinem Berufsleben je kennen gelernt habe“, sagt Orthopädie-Schuhmachermeister Matthias Schmitz. Gemeint sind die TRlactive-Einlagen, die er in seinem Geschäft an der Poststraße 22 anbietet und die er auch hier im Bild präsentiert. Bei der individuellen Anpassung dieser Einlagen kommt High Tech zum Einsatz.



ist diesen Einlagen, dass sie drei Zonen mit unterschiedlichen Funktionsbereichen haben, wobei die Übergänge fließend sind. TRlactive ist das ideale Vorbeugungsmittel gegen Fußbeschwerden jeglicher Art.

Bei der Anpassung wird kein herkömmlicher Abdruck erstellt, sondern der Fuß wird gescannt. So ist gesichert, dass das Produkt absolut auf die Bedürfnisse eines jeden einzelnen Kunden abgestellt ist. „Man geht wie auf Wolken“, sagt Matthias Schmitz und lädt ein: „Kommen Sie zu mir in die Poststraße, ich berate sie gerne!“

TRlactive run ist die Einlage für Laufsport-Aktivitäten, TRlactive play die Variante für Ballsport, und schließlich gibt es TRlactive walk für den Alltag und fürs Wandern. Gemeinsam



Orthopädie – Schuhmachermeister
Matthias Schmitz
Schuhe - Sport & Orthopädie

Poststraße 22 · 40878 Ratingen

Tel. 02102/26395 · Fax 02102/702986

Geschäftszeiten: Mo.-Fr. 8.30 - 18.30 Uhr · Sa. 9.00 - 13.00 Uhr

VOM BOVVERT

GmbH

- ▼ 3D-Badplanung
- ▼ Solartechnik
- ▼ Heizung, Öl + Gas
- ▼ Sanitär
- ▼ Brennwerttechnik
- ▼ Komplett-Bäder

Rosenstraße 23 · 40882 Ratingen

Tel. ☎ 02102/846558 · Fax 02102/846227

<http://www.vombovert.com>

24-Stunden-Notdienst

Die Teamwerker



*Der
Herrenausstatter
mit fachlich-
persönlicher
Beratung*

*Feinste Maßschneiderei, Modell-Maßkonfektion
für Damen und Herren*

*Ratingen, Lintorfer Straße 31 a
Telefon 2 88 33*

Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren

Bastelbedarf · Büropapiere · Geschenkartikel

40878 Ratingen

Düsseldorfer Straße 24
Telefon (021 02) 2 30 81
Telefax (021 02) 913869

Filiale Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 35
Telefon (021 02) 3 43 38
Telefax (021 02) 8938 13

VICTORIA

Geschäftsstelle **HOBERG**

Seit 1935 Ihr Partner für Versicherungen
und Finanzdienstleistungen in Ratingen

Poststrasse 22, 40878 Ratingen
Tel.: 0 21 02 / 10 50 - 0, Fax: 0 21 02 / 10 50 - 22
E-Mail: Georg.Hoberg@Victoria.de
Internet: www.georg.hoberg.victoria.de



HypoVereinsbank

ERGO People & Pensions



VVB



MEAG



Hospizbewegung
Ratingen e.V.

*Wir können dem Leben
nicht mehr Tage,
aber den Tagen mehr
Leben geben.*

nach C. Saunders

Die Hospizbewegung Ratingen begleitet schwerkranke
Menschen aller Altersgruppen, ihre Angehörigen und Partner
in der Zeit der Krankheit, des Sterbens und der Trauer

Hans-Böckler-Str. 20, 40878 Ratingen, Tel.: 02102 / 23847
Bürozeiten: Montag-Mittwoch-Freitag von 9.00-11.00 Uhr

Medizinische Fußpflege
Bettina Hellhammer
Podologin + Krankenschwester



Am Waldrand 12
40882 Ratingen
Telefon 0 21 02/70 87 98
Fax 0 21 02/70 87 99

Termine nach Vereinbarung



**Michael
Brüster**
Elektromeister

Licht-, Kraft- und Industrie-Anlagen
Reparaturen aller Art

40880 Ratingen · Am Söttgen 9a
Tel. + Fax: 0 21 02 / 47 57 62

Ihr Umzugspartner in Ratingen

Seit 1965 **Schmidt Umzüge**

Nah/Fern, International, Privat- und Büroumzüge,
Außenaufzug, Verpackung, Durchführung
aller Montagearbeiten u.a. auch
kompl. Küchenmontagen,
Handwerkerservice, Kabinenlagerung



Halskestraße 5 · 40880 Ratingen · Tel. (021 02) 47 03 96
Fax (021 02) 47 30 05 · info@schmidtumzuege.de

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

**Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“
weiterhin zu veröffentlichen.**

**Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes
und erfolgreiches Jahr 2008.**

Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Die St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen von 1433 feiert im nächsten Jahr Jubiläum

Ein Rückblick auf die Jubiläumsjahre von 1758 bis 1983

(1. Teil)

Das Jahr 2008 wird ein Jubeljahr für die altherwürdige St. Sebastiani - Bruderschaft Ratingen. Denn dann kann sie auf 575 Jahre ihres Bestehens zurückschauen. Wenn das nicht ein Grund zum Feiern ist? Das Jahr wird es zeigen.

Aus der Vergangenheit wissen wir, dass die Bruderschaft große Feste bestens zu organisieren und erst recht nicht nur für sich, sondern mit allen Ratinger Bürgern und vielen Gästen zu feiern weiß. Jedenfalls wurden die Jubeljahre der jüngeren Vergangenheit, das wissen wir aus den Erzählungen der Älteren oder auch aus eigenem Erleben, immer gebührend mit mannigfaltigen Veranstaltungen und einem besonders prächtigen Schützenfest, dessen Höhepunkt neben dem Königsschießen stets der prächtige Festzug war, großartig gefeiert.

Doch war das immer so in der weiter zurückliegenden Vergangenheit? Wer weiß das schon?

Da scheint es doch angebracht einmal zurückzuschauen, um der Frage nachzugehen und in alten Dokumenten zu recherchieren, wie denn die Bruderschaft ihre Jubiläumsjahre im 25-Jahre-Rhythmus erlebte und gestaltete.

Das letzte Jubiläum, das war 1983, ist ja vielen noch in guter Erinnerung. Das vorletzte 1958, daran erinnern sich nur noch die älteren Schützen und Bürger. 1933 – das 500-jährige Bestehen – da gibt es nur noch wenige, die davon aus eigenem Erleben berichten können.

Da das Wissen über das Geschehen der vergangenen Jubiläumsjahre, selbst das der Jüngeren, schnell verblasen wird und von dem der ferneren Vergangenheit allgemein gar nichts mehr bekannt ist, will ich im Folgenden von dem berichten, was Dokumente und Protokolle überliefert haben. In dokumentierender Berichterstattung, aber auch in auszugsweiser

Wiedergabe der Originaltexte, soll das Leben und Geschehen der Bruderschaft aus zehn zurückliegenden Jubiläumsjahren dem Leser nahegebracht werden. Die hier wiedergegebenen Originaltexte sind *-kursiv-* geschrieben, damit sie sich deutlicher vom übrigen Text unterscheiden. Orthographie und Grammatik sind beibehalten, um so den Ursprungscharakter zu erhalten. Lediglich Titel und Personennamen werden grundsätzlich mit Großbuchstaben begonnen, was im Ursprungstext der älteren Dokumente meistens nicht der Fall ist. Textkürzungen und Auslassungen werden durch Rundklammern kenntlich gemacht *-(...)-*. Einfügungen als Erläuterung durch den Verfasser werden in eckige Klammern gesetzt. - [Text]

Beginnen wir den Rückblick und schauen in das Jahr 1758.

Die Bruderschaft wird 325 Jahre alt. Das Protokollbuch beginnt mit den Eintragungen zur Hauptversammlung, die am Sebastianustag, dem 20. Januar, stattfand:



Der aus Silber getriebene Papagei stammt vom Ende des 16. Jahrhunderts. Er wurde gestiftet von Christian Clout (CC), dem damaligen Richter der bergischen Ämter Angermund und Landsberg

1758 festo patroni Sti: Sebastiani ist die rechnung der sämbtlicher Bruderschaft Vorgeleßen, und richtig befunden worden,(...) [Kassenbericht]

Aus der Rechnung, die der Brudermeister Arnold Mäyer vorlegte, ergab sich ein Überschuss von 6 Reichstalern und 95 Albus. Es war üblich, einen Rechnungsüberschuss an Ort und Stelle zu verzehren. Das tat man dann auch sofort beim Bruderwirt Joes Buschhausen, bei dem die Versammlung abgehalten wurde.

So beginnt dieses Jubiläumsjahr.

Nach der Satzung war der Sebastianustag von den Brüdern als Feiertag zu gestalten. Bereits am Vorabend wurde das Fest angekündigt mit feierlichem Glockengeläute und Böllerschüssen. Die Brüder versammelten sich zu einer Vorfeier im Bruderhaus.

Am folgenden Morgen traf man sich, um gemeinschaftlich zur Kirche zu ziehen und um den satzungsgemäß vorgeschriebenen drei Messen beizuwohnen. Danach zog man zur Versammlung ins Bruderhaus. Die wesentlichen Punkte der Versammlung waren die Rechnungslegung, die Kontrolle des Bruderschaftssilbers und die Übergabe an den neu anretenden Brudermeister. Weiter wurden bei der Gelegenheit die neu oder wieder zu besetzenden Dienstgrade und Ämter per Versteigerung zum Verkauf angeboten. Ebenso verfuhr man mit dem Grundeigentum der Bruderschaft, das als Gartenland erworben werden konnte.

Dem neuen Brudermeister Daniel Buschhausen wurde vom scheidenden das Silber übergeben. In diesem Jahr wird der Bestand wie folgt angegeben:

(...) ohne Vogel und st: georgy schildt und statt schild annoch ad 40, deßen ist ein stück Vor ein gantze gezehlet worden,(...)

Demnach bestand das Silber in diesem Jahr aus dem kleinen Papegi, dem Georgschild, dem Stadtschild und 40 Königsplatten, wovon eine gebrochen und nur noch zur Hälfte vorhanden war.

Der Bürgermeister Wolff ernannte sodann Jacobus Meistermann zum neuen Brudermeister. Es war üblich, dass der so Beamtete das erste Jahr als Zweiter galt und danach an die Stelle des Ersten Brudermeisters nachrückte und dieses Amt dann ein Jahr führte.

Ein besonderer Teil der Versammlung war die Bekanntgabe des Strafmaßes für straffällig gewordene Brüder. Für dieses Jahr wurde Folgendes festgehalten:

Hier folgen die strafen Von dem wax bis patroni Tag 1759. so Zu künftiger brudermeister Meistermann Zu Empfangen und Zu berechnen Hat. alß folget Zu bestrafen

Johan Busch Hausen und Daniel Busch Hausen auf st. patroni Tag auß der predig gegangen

Zu bestrafen jeder mit ¼ pfd. ad. ½ pfd wax

in festo Sebastiani Hr Schergands bestrafet wegen schelten [mit] Hr fendrich Degreck mit ¼

Wilhelm Stein Hof auß Hr Major [Mayer gest. 18. Januar 1758] meeß [gegangen] ¼ [pfd]

bey der Citation [Vorladung] auf die bahn [Schützenbahn, der Schießplatz] ist Zu spät kommen

Joseph Steinle, Adam Munk, Constant Ostertag, Wilh: Titz jeder ¼ ad. 1

auß Kraus Meeß blieben. Joh: Ostertag und Wilhelm Stein Hof jeder ¼ pfd½

Frantz Wilh Meyer Zu späth kommen ¼

Hlr Obrist Leütnant, Herr Hauptman und Hlr Fendrich Degreck

Zu späth kommen jeder ¼ pfd ad ¾ pfd.

Mit dieser Aufzählung enden die Eintragungen für das Jahr 1758.

Das 325-jährige Bestehen wird in der Protokollierung mit keinem Wort erwähnt. Das lässt vermuten, dass es noch nicht üblich war, das Alter der Bruderschaft zum Anlass

zu nehmen, um dem mit Feierlichkeiten zu gedenken.

Und wie war es 25 Jahre später?

Um es gleich vorweg zu nehmen - auch im Jubiläumsjahr 1783 findet sich weder in den Protokollen noch in anderen Dokumenten ein Hinweis darauf, dass des Geburtstages in irgendeiner Weise gedacht wurde. In diesem Jahr wird die Bruderschaft 350 Jahre alt.

Die Eintragungen im Protokollbuch beginnen mit der Abrechnung der vom Meister Nattmann neu gefertigten „Schießbruthe“¹⁾. Der Meister erhielt für seine Arbeit 3 Reichstaler und 38 Stüber. Wilhelm Nattmann war in der Bruderschaft in den Jahren 1774 bis 1804 als Sergeant im Vorstand der Bruderschaft aktiv. Gestorben ist Wilhelm Nattmann am 24. November 1808.

Am 20. Januar, am Tag des Hl. Sebastianus, wurde wie üblich das Titularfest gefeiert, verbunden mit der Jahresversammlung und den schon oben beschriebenen Formalitäten.

Jacob Kolkmann, der Zweite Brudermeister, legte anstelle des Ersten Brudermeisters Friedrich Ostertag die Rechnung vor. Jacob Kolkmann war Schützenkönig



Von Johann Wilhelm Schellscheidt gestiftete Königsplakette von 1792. Schellscheidt war von 1761 bis 1794 Hauptmann der Bruderschaft. In den Jahren 1775 und 1792 wurde er auch Schützenkönig. Der Bäcker und Wirt war 1778/79 für kurze Zeit Bürgermeister der Stadt Ratingen



Der Jubiläumsschützenkönig 1782/83, Steinhauermeister Theodor Scheer, stiftete diese Königsplatte nach seinem Königsschuss im Jahre 1782. Die Zeichen im Schild weisen auf seinen Beruf hin

1778 und als Zweiter Furier [Versorgungsoffizier] war er in den Jahren 1787 bis zu seinem Tod 1788 im Vorstand der Bruderschaft aktiv. Auch in diesem Jahr ergab sich wieder ein Überschuss, der 3 Reichstaler und 20 Stüber ausmachte. Wie das üblich war, wurde der sofort von den anwesenden Brüdern in Trinken und Essen umgesetzt, im Bruderhaus, in dem die Versammlung abgehalten wurde. Bruderwirt war in diesem Jahr Johann Wilhelm Schellscheidt, Bäcker und Wirt. Geboren in Eggerscheidt, wurde er am 24. Mai 1747 Ratinger Bürger, war Bürgermeister der Stadt 1778/1779. In der Bruderschaft war er Furier 1753 bis 1757, Leutnant von 1757 bis 1761, dann Hauptmann der Bruderschaft 1761 bis 1794. Er war zweimal Schützenkönig, und zwar in den Jahren 1775 und 1792.

Dem jetzt neu antretenden Ersten Brudermeister Jacob Kolkmann wurde das Bruderschaftssilber mit 46 Platten, Vogel, Stadt- und Georgi-Schild zur Pflege und Sicherung übergeben.

1) Die Schützenrute stand auf dem Gelände von „Gut Schützenhof“ am heutigen Schützenbruch in Höhe der Eschbachstraße. Hier wurde über Jahrhunderte das Königsvogelschießen durchgeführt

Wie es die Satzung vorschrieb, übergab der Schützenkönig des Jahres an diesem Tag der Bruderschaft seine Königsplatte. Schützenkönig war im Schützenjahr 1782/83 der Steinhauermeister Theodor Scheer. In der Bruderschaft war er in den Jahren 1778 bis 1812 als Grenadier - Corporal im Vorstand aktiv.

Zum Zweiten Brudermeister wurde Jacob Essersberg ernannt. Da der Zweite Fähnrich Jacob Bonrath verstorben war, musste diese Stelle neu besetzt werden. Bevor sie nun zum Ankauf angeboten wurde, fasste man folgenden Beschluss: Sollte der Erste Fähnrich sterben, so wird der Zweite automatisch nachrücken und Erster Fähnrich der Bruderschaft werden. Jedoch wird er dazu verpflichtet, der Bruderschaft $\frac{1}{2}$ Ahm Bier und den Offizieren eine ungeannte Menge Wein zu spendieren²⁾. Dann wurde die Stelle des Zweiten Fähnrichs angeboten zu ersteigern. Der Meistbietende mit 8 Reichstalern und 45 Stübern war Friedrich Ostertag. Er führte dieses Amt bis zu seinem Tod 1795. Von diesen Einnahmen wurden noch einige Außenstände beglichen. Den Rest von 2 Reichstalern und 38 Stübern spendete man für das neue Friedhofs Kreuz, das in diesem Jahr angeschafft, aufgestellt und eingeweiht wurde.

Wie man sieht, auch in diesem Jubiläumsjahr nimmt man keine Notiz vom 350-jährigen Bestehen der Bruderschaft. Von diesem Jahr ist uns die Schießliste zum Königschießen überliefert, die ich hier wiedergeben will, weil sie uns die personelle Struktur der Bruderschaft nahebringt. Außerdem begegnen uns beim Durchlesen überraschenderweise eine Reihe, heute in Ratingen noch bekannte Namen. Geschossen wurde nach der Rangfolge, d.h. den ersten Schuss tat der Hauptmann, dann folgten die weiteren Vorständler bis hin zum letzten Schützenbruder:

Lista der Hochloblichen S: Sebastiany Bruderschaft ex anno 1783 in 1784: wie folgt:

hl [Hochlöblicher] Hauptman Schelscheidt, hl Capitein Leutenant p Baur, hl Leutenant Anton Pollender,

hl Fenderich Janser,; hl Friedrich Fendrich Ostertag: hl Adgodandt Constandt Ostertag:

hl scharschandt Gernandt, hl Scharschandt Natman, hl Granadir Corporal Scher, hl Forir Friederich Scherr, hl Forir Adam Ostertag: hl Granadir Gefreider Hermans hl Granadir Gefreider Herm Hermans Vollonter³⁾

hl Adam Ostertag: hl Adam Monk: hl Jacob Steinly, hl Scheffen Foß, gestorben.

Granadir

Friedrich Cromscheidt, Wilhelm Schomacher, Mateias Bolten, Josep Steinly,

2 Tn

Jacob Kolkmann, Andreas Wisinger, Johan Lackner, Sebastiyen Schefer, Wilhelm Buschhaußen, Herman Kupper, Johan Ver Kamp

Gemeyny

Hendrikus Sträser Tot, Jacob Essersberg, Fridrig Scherr, Henrich Butman,

2

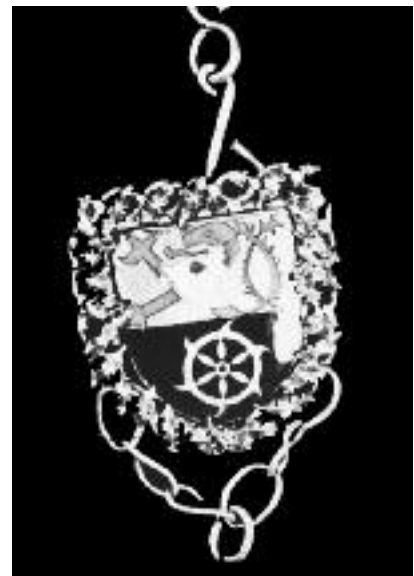
Godfrit Hoppen, Wilhelm Strassen, Henrich Raspels: Wilhelm Schlömer, Jacob Witten, Paulus Beütten, Adolf Nollen.

In die Liste sind 39 aktive Brüder eingeschrieben, das entspricht knapp dem Mittel von 40 Mitgliedern im 18. Jahrhundert.

Das nächste Jubiläumsjahr war dann **1808**.

Das Schützenjahr beginnt am 21. Januar mit der Feier des Sebastianitages und der Jahresversammlung. Die vom Brudermeister, der hier namentlich nicht genannt ist, vorgelegte Rechnung berichtet von einer schlechten Kassenlage. Es wurde ein Fehlbetrag von 15 Reichstalern und 14 $\frac{1}{2}$ Stübern festgestellt. Wie man diesen Minusbetrag ausgeglichen hat, darauf wird kein Hinweis gegeben. In anderen Jahren, die mit einem Minus abschlossen, wurde das jedenfalls per Umlage auf alle Brüder ausgeglichen.

Die Kontrolle des Königssilbers ergab den Bestand von 22 Königsplatten, neben der „Silbernen Mösche“, dem Stadt- und dem Georgi-Schild.



Das sogenannte Stadtschild gehört zu den wertvollsten Stücken des Königssilbers der St. Sebastiani-Bruderschaft. Inmitten eines Kranzes zeigt es das in Email gearbeitete Stadtwappen

Beschlossen wurde, dass die „außwendige[n] Brüder“⁴⁾ am Sebastianitag um 8 Uhr ebenfalls zum Glockenläuten anzutreten hatten. Bei Nichterscheinen sollten Strafen verhängt werden. Zwei neue Brüder sind der Bruderschaft beigetreten, die nach der Satzung je ein Pfund Wachs als Einschreibgebühr beizubringen hatten.

(...) die strafen Von 1808 sindt folgende weil zu spath beym Leuten erschienen als H[err]: L.[eutnant]: Krauß 1/4

Vom Neuen bruder Teodor Rengel [1] pfd (...) frantz Bremekamp [1] pfd wacks

Wilhelm Feldtman, Wilhelm Holsberg, Henrich Wahl, Augustin aufm Wasser am Vorabend und am bruder Tag [St. Sebastianitag] bestraft mit -- 1/2 pfd

2) Ahm = ein altes Volumenmaß, dessen Inhalt von Land zu Land unterschiedlich, nämlich zwischen 60 und 150 Litern festgesetzt war. Für das Bergische Land bzw. Ratingen gibt es keine näheren Angaben

3) Als Volontäre wurden altgediente, aus dem aktiven Dienst als Chargierte ausgeschiedene Brüder und auch Ehrenmitglieder geführt

4) „Auswändige Brüder“ waren diejenigen, die ihren Wohnsitz außerhalb der Stadtmauern hatten

Eine Gefreitenstelle musste neu besetzt werden und wurde zum Ersteigern den Brüdern angeboten:

da der Wilhelm Bröcker die gefreyter ställe der bruderschaft zurück gegeben undt begehrt als folontär bey der bruderschaft zu Verbleyben Mit dem fersprechen alle diensten der bruderschaft zu leisten undt Von Nichts frey als nur bey den aufzügen, also wirdt die gefreyter ställe außgesetzt Vor 5 Rhtlr [Reichstaler] undt dem Ludwig Honnen als letzt bietender Vor 7 Thltr [Reichstaler] 30 Stbr [Stüber] zugeschlagen worden

so geschehen d 21 Jenner 1808

Der Gefreite Wilhelm Bröcker erklärt seinen Rücktritt vom Amt und möchte als Volontär weiter der Bruderschaft angehören. Erklärt sich aber bereit, sich allen Anforderungen in der Bruderschaft zu stellen. Nur von den Aufzügen, deren es im Jahresverlauf etliche gab, wollte er freigestellt sein, was ihm auch zugestanden wurde. Sein Nachfolger im Amt wurde dann wie oben geschildert Ludwig Honnen.

Als Volontäre wurden die aus ihren Ämtern ausgeschiedenen Chargierten und Vorstandsmitglieder geführt. Daneben aber auch Ehrenmitglieder, sofern sie am Schießen teilnahmen.

Wie in den beiden vorher beschriebenen Jubiläumsjahren wird auch dieses hier mit keinem Wort als solches erwähnt. Vielleicht erklärt es sich auch dadurch, dass das Protokollieren bis dato bei weitem noch nicht so ausgeprägt geschah wie das heute für uns ganz selbstverständlich ist. Das lässt sich allein schon daran erkennen, dass selbst das Königsvogelschießen mit der Nennung des Schützenkönigs, eigentlich neben der Feier des St. Sebastianitages das nächstwichtigste Ereignis der Bruderschaft im Schützenjahr, unerwähnt bleibt. So liest man in den älteren Protokollen lediglich von den Dingen, die in direktem Zusammenhang zu sehen sind wie Führung, Verwaltung des Vermögens und der Finanzen, sowie persönliche Angelegenheiten wie Einsetzung und Änderungen von Ämtern und Dienstgraden. Alle anderen Dinge traten in den Hin-

tergrund, so dass trotz der nach heutiger Sicht etwas knappen Berichterstattung wir davon ausgehen können, dass man sich schon des Alters, der Tradition sowie der Bedeutung der Bruderschaft für die Stadt bewusst war und den Geburtstag doch in irgendeiner Weise gefeiert hat.

1833, die Bruderschaft wird 400 Jahre alt, ein runder Geburtstag, der eigentlich gebührend zu feiern wäre. Aber wie im Folgenden zu lesen steht, ist auch in diesem Jahr von einer Feier nichts überliefert.

Am 27. Januar trifft sich die Bruderschaft zur Jahresversammlung. Christoph Kürten war der Erste Brudermeister und legte der Versammlung Rechenschaft für das vergangene Jahr vor. Christoph Kürten war Bierbrauer und Bäcker am Markt. In der Bruderschaft war er als Zweiter und Erster Adjutant in den Jahren 1825 bis 1866 im Vorstand der Bruderschaft aktiv. Seine Rechnung schloss mit einem Fehlbetrag von 46 Talern, 25 Silbergroschen und 8 Pfennigen ab. Dieses Minus wurde mit je 5 Silbergroschen auf die 312 Mitglieder, die die Bruderschaft zu dieser Zeit zählte, umgelegt. Ein Umlageüberschuss von 5 Talern und 4 Silbergroschen wurde der Kasse der Kranken- und Sterbelade der Bruderschaft überwiesen.

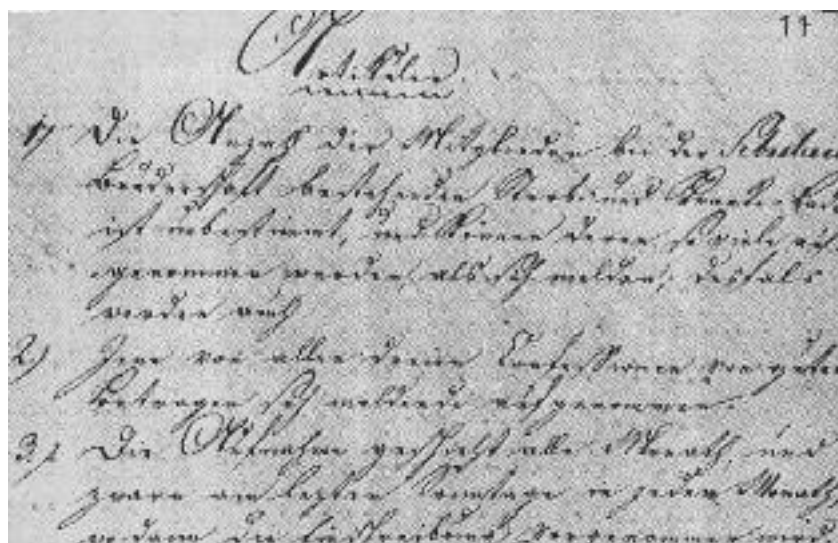
Ein weiterer Tagesordnungspunkt war die Neubesetzung frei gewor-

dener Dienstgrade und Ämter. Der Grenadier-Corporal Gottlieb verstarb 1832. Seine Stelle ersteigerte Johann Arretz für 20 Silbergroschen.

Den Adjutanten Nellesen hat man aus nicht genannten Gründen aus der Bruderschaft ausgeschlossen. Hier rückte der bisherige Zweite Christoph Kürten nach, und so wurde die frei gewordene Stelle zur Versteigerung ausgesetzt und ging an den meistbietenden Heinrich Strässer für 3 Taler und 20 Silbergroschen. Heinrich Strässer war in den Jahren 1829 bis 1833 als Erster Furier und dann bis 1848 als Zweiter Adjutant aktiv im Vorstand der Bruderschaft. 1848 ist er von Ratingen weggezogen. Jetzt wurde die von ihm innegehabte Furiere stelle frei, für die dann Franz Stürtzer 1 Taler 15 Silbergroschen bot und die ihm auch zugeschlagen wurde. Franz Stürtzer war 1820 bis 1822 Schützendienner der Bruderschaft und Erster Furier dann bis 1856. Ab dann wird er als Fahnenoffizier genannt. Wie lange er dieses Amt führte, ist nicht bekannt.

Eigenartig fällt die folgende Bemerkung im Protokoll auf, die unvermittelt zwischen den Aufzeichnungen eingeschoben scheint:

(...) bei ablegung dieser Rechnung ist vereinbart worden, das Fernhin auf St. Sebastiani Tag Kein Bier zum verzehr mehr gegeben werde. (...)



Die ersten drei Artikel der Satzung der im Jahre 1811 errichteten Kranken- und Sterbelade der St. Sebastiani-Bruderschaft

Schön wäre es gewesen, wenn der Chronist auch den Grund genannt hätte, der die Brüder zu diesem Entschluss geführt hat.

Für das Jahr 1833 war jetzt Johann Schlösser, Bauunternehmer in Ratingen und Stadtverordneter, Erster Brudermeister, und zum Zweiten wurde Johann Nattmann ernannt.

Oben wurde erwähnt, dass die Bruderschaft 1833 312 Mitglieder zählte. Die waren bei weitem nicht alle aktive Schützen. Vielmehr resultierte dieser Bestand zum größten Teil aus den Mitgliedern, die lediglich den Nutzen der von der Bruderschaft geführten Kranken- und Sterbelade beanspruchten, dadurch aber automatisch auch Bruderschaftsmitglieder waren. Diese Einrichtung wurde von der Bruderschaft 1811 gegründet und war in Ratingen ein Vorläufer der späteren gesetzlichen Kranken- bzw. Lebensversicherungen. Aufgrund dieses sozialen Engagements erfuhren viele Ratinger Bürger im Krankheitsfall oder bei Tod eines Angehörigen erhebliche Unterstützung und Hilfe.

Über Feierlichkeiten anlässlich des 400-jährigen Bestehens der Bruderschaft wurde nicht berichtet. Es bleibt also den Vermutungen überlassen, ob man überhaupt und wenn ja, wie man dieses Anlasses gedacht hat.

Das nächste Jubiläumsjahr, das zu betrachten wäre, ist **1858**. In diese Betrachtung muss schon die Vorstandsversammlung vom 27. Dezember 1857 einbezogen werden.

Zu dieser Zeit wird der beginnende Niedergang der Bruderschaft bis hin zu ihrer Erneuerung 1896 bereits spürbar.

Im Protokoll liest sich das so:

(...) Obgleich 27 Mitglieder geladen, erschienen leider nur 13, — weshalb von mehreren anwesenden der Wunsch geäußert wurde, man möge eine Strafe auf das Nichterscheinen späterhin setzen, (...)

Was jedoch das bevorstehende Jubiläumsjahr anbelangt, erfährt man unter Punkt 1 des Protokolls:



Oberer Teil der Oberstraße, wie er noch bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts aussah. Rechts das „Gasthaus zum Heiligen Geist“, Vorläufer des katholischen Krankenhauses, links die Gaststätte „Rheinischer Hof“
Zeichnung: Ernst Bierwirth (1926)

(...) 1) Zuerst wurde wegen der Anschaffung einer neuen Fahne gesprochen welches einstimmig angenommen wurde, da die alten so sehr schlecht wären und durchaus nicht mehr repariert werden könnten,

Es wurde deshalb beschlossen, eine neue Fahne anzuschaffen (...) alles dieses unter dem Vorbehalt der Genehmigung am nächsten Haupt, Rechnungstage --- (...)

Im weiteren Verlauf der Protokollierung wird detailliert die Beschaffung beschrieben und soll hier auch entsprechend wiedergegeben werden, weil der Ausgang des Ganzen für die Bruderschaft unbefriedigend, und mit Blick auf das Jubiläumsjahr kann man schon sagen, dass er unglücklich zu nennen ist.

Ob die Fahne auf Grund des Jubiläums angeschafft werden sollte oder nur deshalb, weil die alte Fahne ihre Zeit gedient hatte und ersetzt werden musste, bleibt so oder so nur zu vermuten.

Die Jahreshauptversammlung tagte am 31. Januar 1858 im Bruder-

haus des letzten Jahres, beim Wirt Hubert Buschhausen. Brudermeister im abgeschlossenen Jahr war Anton Clashausen. Er legte der Versammlung die Rechnung vor, die einen Barbestand von 8 Talern, 1 Silbergroschen und 3 Pfennigen für die Bruderschaft übrig behielt. Der ihm folgende neue Brudermeister war Jacob Gröhs. Gegen Quittung übernahm er den Barbestand.

Anton Clashausen war Wirt und Bäcker mit Geschäft auf der Oberstraße. In der Bruderschaft war er in der Zeit ab 1847 mehrmals Brudermeister und Fähnrichstellvertreter. 1861 schied er aus der Vorstandsarbeit aus. Jacob Gröhs, Schneidermeister, Mitglied der Bürgerwehr 1848, war in den Jahren 1851 bis 1876 im Vorstand tätig als Brudermeister und Fähnrich. 1878 ernannte man ihn zum Ehrenvorstandsmitglied.

Einstimmig stimmte die Versammlung dem Vorschlag des Vorstandes zu, eine neue Fahne anzuschaffen.

Im Bruderhaus des Jubiläumsjahres, beim Wirt Heinrich Reinert, traf sich am 3. Februar 1858 der Bruderschaftsvorstand, um den Versammlungsbeschluss, die Anschaffung der neuen Fahne, näher zu besprechen. Es wurde ein Komitee gewählt, das bevollmächtigt wurde, die Anschaffung im Sinne des Vorstands zu übernehmen.

Dem gehörten an:

(...) a. Oberpfarrer und Dechant Pfarrer Hr. Schnepfer zu Cöln,

b. Hr. Präses Wolff und

c. Hr. Strucksberg.

Diese genannten Herren erhielten die Vollmacht in Cöln bei dem bewußten Paramenten=Fahnenfabrikanten Hr. Düster eine schöne Fahne mit der Abbildung der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ähnlich einer der ältesten Fahne, zu bestellen.

Auch erhielt der Brudermeister die Vollmacht, um die Stange der im Jahre 1855 angeschafften Fahne [...] gleich der neuen machen zu lassen.

Am 22. März des Jahres versammelte sich der Vorstand:

(...) zur Anhörung des vorgenannten von der Reise nach Cöln zurückgekehrten Comitès und zur fernerer Beschlußnahme ---

Die zwei gegenwärtigen Herren Comitè = Mitglieder Wolf & Strucksberg gaben an:

a) daß der Vorstand noch zu wählen habe zwischen der Größe von 7 Fhs [Fuß] lg. und ebenso breit, oder 8 Fhs lg. und breit, erstere soll den Preis von 75 Thlrn. [Tälern], letztere von 80 Thlrn. haben.

b) daß die Fahne als Hauptbild die allerheiligste Dreifaltigkeit fast gleich unserem bekannten Altar-bilde bekommen, dem noch an einer passenden Stelle das Wappen der Stadt Ratingen nebst ein paar Worten in Bezug auf das Bild resp. Gemälde, sowie der St. Sebastiani=Bruderschaft nebst Jahreszahl 1858 hinzugefügt werden würde.

(...) Da die Fahne vor dem hohen Feste der allerheiligsten Dreifaltigkeit fertig sein soll, so wurde die Fahnenweihe an diesem Schützenfeste festgestellt, und dem zeitigen Brudermeister Grös aufge-

geben, sieben Musicanten zu accordieren (...) um die Fahne nebst der versammelten Bruderschafts=Mitglieder zur Kirche zu geleiten.

Am 15. Mai legte der Vorstand fest:

(...) a. Daß der Vorstand sich bei Zeiten im Bruderhause nebst den anderen Brüdern versammele, um von da aus die neue Fahne zur Weihe in die Kirche zu geleiten, ferner

b. daß am Tage, wie dem Brudermeister angegeben, 18 Böllerschüsse gethan werden sollen zur Verherrlichung des Festes.

Nach dieser schon festlich gestimmten Eintragung folgt gleich die ernüchternde. Für den 2. Juni 1858 hatte der Vorstand durch den Ladendiener zu einer Besprechung einladen lassen aus folgenden Gründen:

(...) Zur Anhörung des Comitès, warum die Fahne vor dem verflorenen Sonntage vom Hr. Düster nicht abgeliefert sei, um am genannten Tage, wie vorstehende Protokolle so fest bestimmen, nicht hat geweiht werden können. Laut erhaltenen Briefe war Krankheit des Malers schuld, in dessen Hände schon einige Zeit die Fahne ist; daß dieselbe nicht fertig geworden.

Da das gewählte Comitè bereits in verflorenener Woche dem Hr. Düster erklärt, daß die Bruderschaft die Fahne nicht nehmen werde, falls sie nicht am verflorenen Samstag, Nachmittags zu Abholen bereit sei, so hält der Vorstand für rathsam, den schriftlich abgegebenen Beschluß aufrecht zu erhalten. Zugleich gibt das Comitè sein Mandat wieder in Händen des Vorstandes und tritt bis zur Neuwahl zurück.

Man besprach sich nun, ob eine Abnahme der Fahne im nächsten Jahr angebracht wäre. Darüber wurde abgestimmt:

(...) und diese Abstimmung setzte fest, daß das bisherige Comitè die Vollmacht behalte, dem Hr. Düster in Cöln folgende Bedingungen zu stellen: Falls der Genannte sich verpflichte, wenigstens acht Tage vor Dreifaltigkeitssonntage künfti-

form
und
raum

Inneneinrichtung

Lintorfer Str. 31
Ratingen - Mitte
Tel.: 02102/2 70 37
www.form-raum.de
Parkhaus Grabenstr.



Innovation
und Können
für
Genießer.



Unsere
Innenarchitekten
beraten Sie gern.



Für
Sie
das
Beste.



gen Jahres und nicht früher die bestellte Fahne abzuliefern resp. zur Abholung bereit zu haben, so würde dieselbe acceptiert; sollte diese Zeit nicht inne gehalten werden seitens des Hr. Düster, so müsse derselbe alle diesjährigen und nächsten Fahnenweihkosten ersetzen.

Bis hierhin wurde von einer Feier des Jubeljahres mit keinem Wort berichtet. Auch die weiteren Protokolle erwähnen nichts dergleichen. Jedoch lässt die Anschaffung einer neuen Fahne und die Feier des Schützenfestes in diesem Jahr die Vermutung zu, dass das Jubiläum der Grund zu diesen Aktivitäten war. Aus den Protokollen der vergangenen Jahre ist bekannt, dass mehrmals das Schützenfest besonders wegen Geldmangel ausfallen musste. Der Grund dafür waren in erster Linie die finanziellen Verpflichtungen, die durch die Führung der Kranken- und Sterbelade der Bruderschaft auferlegt waren und absolut vorrangig befriedigt werden mussten. So ist es schon auffällig, dass gerade in diesem Jahr das Schützenfest mit einer neuen Fahne gefeiert werden sollte. Allerdings wurden zur Finanzierung des Festes einem jeden Bruder vier Silberroschen abverlangt.

Das 19. Jahrhundert geht dem Ende zu, die Bruderschaft steckt mit



Johann Kirchgäesser war 1864/65 und von 1879 bis 1901 Brudermeister der St. Sebastiani-Bruderschaft. Durch seine genauen Aufzeichnungen und Protokolle erwarb er sich große Verdienste. Er wurde 1902 zum Ehrenbrudermeister ernannt.

ihrer Kranken- und Sterbelade in der Krise. Die Mitgliederzahlen gehen rapide zurück und mit dem Jahr 1883 steht wiederum ein Jubiläumsjahr ins Haus. Die Bruderschaft wird 450 Jahre alt. Aber trotz aller schlechten Vorzeichen bereitet sich diesmal die Bruderschaft auf Feierlichkeiten zu diesem Anlass vor. Erstmals wird in den Protokollen davon berichtet.

So begann der Vorstand bereits in einer Versammlung am 19. November 1882 mit den Vorbereitungen. Ein Stiftungsfest sollte gefeiert werden, und wie schon vor 25 Jahren soll auch zu diesem Jubiläum eine neue Bruderschaftsfahne angeschafft werden.

Im Wortlaut wurde niedergeschrieben:

(...) Die anwesenden Vorstandsmitglieder waren darüber einig, daß das Bedürfnis einer neuen Fahne vorhanden sei, zu dem Zwecke hatte der Brudermeister Joh. Kirchgäesser Offerten bei der Bonner Fahnenfabrik zu Bonn, und bei der rheinischen Fahnen und Flaggenfabrik in Coblenz eingeholt, und der Vorstand dafür gestimmt hat, daß die letztere Offerte einstweilen fest gehalten werden sollte, es wurde aber die Frage aufgeworfen wo die dazu nöthigen Gelder herzunehmen seien, und wurde vorläufiges in der hiesigen Sparkasse liegende Geld von circa 500 Mark dafür ins Auge genommen, worüber aber kein definitiver Beschluß gefaßt, sondern beschloßen, daß der Beschluß bis zum Hauptrechnungstage [Generalversammlung] vertagt, und dann den Brüdern vorgelegt werden sollte.

Sodann wurde beschlossen, daß das nächste St. Sebastiani Fest ausfallen sollte um die Gelder für das Stiftungsfest zurück zu legen.

Das Jubiläumsjahr begann für die Bruderschaft am 21. Januar mit der Generalversammlung, dem sogenannten Hauptrechnungstag. Die üblichen Regularien wurden abgehandelt. Die Einnahmen und Ausgaben waren fast ausgeglichen, per Saldo blieb ein Minus von 8,32 M. Es wurde aber vermerkt, dass die Rente vom Gut Klotz in Lintorf, Pächter war die

Familie Roßkothen, vom letzten Jahr noch ausstand und dagegen mit 5 M aufzurechnen wäre.

Bei den Vorstandswahlen blieb bis auf eine Änderung alles beim Alten. Der Rendant der Kranken- und Sterbelade H. Gerigrath schied aus. Zu seinem Nachfolger wurde Jacob Kürten gewählt. Alle anderen Vorstandsmitglieder wurden in ihrem Amt bestätigt.

Tagesordnungspunkt war dann auch das anstehende Jubiläum. Die Versammlung kam zu dem Entschluss:

Da im Jahr 1883 die Bruderschaft 450 Jahre besteht, wurde beschlossen, dieses Fest am Allerheiligen Dreifaltigkeitstage, den 20. Mai d. J. in recht feierlicher Weise zu begehen. Für die Leitung des Festes wird der Vorstand Sorge tragen, zugleich wurde beschlossen, zu diesem Fest eine neue Fahne zu beschaffen, und die von der Coblenzer Fahnenfabrik gemachte, (vorgelegte = gestrichen) der Versammlung vorgelegte Offerte zunächst ins Auge zu fassen und die dazu nöthigen Gelder, soweit sie nicht durch freiwillige Gaben beigebracht werden, aus dem Sparkassenfond zu entnehmen.

Im weiteren Verlauf der Vorbereitungen versammelte sich der Vorstand am 15. April und der inzwischen gegründete Festausschuss am 25. des gleichen Monats.

Darüber berichten die Protokolle Folgendes:

Ratingen, den 15. April 1883

Heute versammelte sich der Vorstand um das 450-jährige Fest zu berathen u. zu besprechen. Erstens wurde die neu angekommene Fahne vom Vorstand empfangen und ist dieselbe in jeder Beziehung nach der Angabe der Coblenzer Fahnenfabrik korrekt u. kunstlich ausgeführt und sprach der Vorstand seine volle Befriedigung darüber aus; u. beschloß deshalb der Fabrik sofort die Rechnung der Fahne mit 307 M- auszuführen (...)

Von den Ehrenmitgliedern wurden nachstehende Herren zum Festcomitee vorgeschlagen: Herr Anton Gruitzen, Hr. Kirchgäesser,

Wilh. Nöckel u. Herrn Joh. Hub. Schlösser. das Festcomitee der Bruderschaft besteht aus dem Vorstand.

(...) Es wurde beschlossen, daß die in der Umgegend bestehenden St. Sebast. Bruderschaften eingeladen werden. Von den hiesigen Vorständen wurden eingeladen: die St. Peter und Paul Bruderschaft, der Vorstand u. Gesangsverein des Lesevereins, der städt. Gesangsverein, der Vorstand der Schützengesellschaft Eintracht, des Kriegervereins Wilh. I u. Krieger Landwehrverein & Vorstand des Turnvereins. (...)

Ratingen, den 25. April 1883

Bei der auf heute Abend bestellten Versammlung des Festkomittees (...) wurde beschlossen:

1.) Zu dem am Dreifaltigkeitssonntag stattfindenden 450 Jährigen Stiftungsfeste wurden eingeladen, außer den im vorigen Protokolle benannten hiesigen Vereinen, Die St. Sebastiani Bruderschaft von Düsseldorf, Flingern, Bilk, Derendorf, Rath, Gerresheim, Erkrath,

Calkum, Kaiserswerth, Huckingen, Angermund.

2.) Das Festprogramm wurde vorläufig wie folgt festgesetzt:

Am Vorabend Versammlung der Brüder im Bruderhause Zug durch die Stadt u. zum Festlokale, Glockengeläute und Böllerschüsse: Sonntag Morgens Abholen der geladenen Vereine Zug zur Kirche, Fahnenweihe: nach dem Gottesdienst Zug zum Festlokale. Nachmittags 1 ½ Uhr Versammlung der Festgenossen im Festlokale. Der König sowie die Jubilare schließen sich im Bruderhause an, Zug zur Schießbruthe mit Vorantragung der Preise beginn des Schießens um 2 Uhr, nachdem werden die Jubilare sowie die Fahnen zurück zum Festlokale zur Kaffeevisite gebracht woselbst Kaffeevisite stattfindet: Nach dem Schießen Zug durch die Stadt zurück in die Stadt zum Festlokale, Vertheilung der Preise unter Böllerschüsse; Honoration resp. Huldigung des neuen Königs später Festball. (...)

Auf den 6. Mai wurde die Bruderschaft zu einer Generalversammlung einberufen. Einziger Tagesordnungspunkt war die Vorbereitung auf die Jubiläumsfeier. Weiter tagte der Festausschuss am 9. Mai. In den Protokollen ist Folgendes davon überliefert:

Ratingen, den 6. Mai 1883

Bei der heute stattgehabten Generalversammlung wurden die anwesenden Brüder & Ehrenmitglieder mit dem Festprogramm bekannt gemacht (...) Es wurde beschlossen, daß der Fähnrich Wolf, als ältester Fähnrich die neue Fahnen tragen soll. Der frühere Ladendiener, jetziges Ehrenmitglied Heinr. Honnen übernahm es, wie in früheren Zeiten, den silbernen Papagei beim Umzug vorzutragen. (...) Ferner wurde beschlossen, daß für die drei Jubilare aus der Bruderschaft Herr Jac. Schneider, Jos. Kraus & Ad Rowers als Geschenk fünf Mark an jeden gezahlt wurde. (...)

Ratingen, den 9. Mai 1883



Exklusiv in dieser Anlage

Wir bieten Ihrem Auto in unserer neuen Waschanlage die sanfteste Wäsche, die es je gab!

Mit Softecs von



Unsere Leistungen auf einen Blick!

- 24 Stunden-Tank- und Shopdienst
- Kfz-Reparaturen
- Bremsendienst
- Inspektionen und Diagnosen
- TÜV-Vorbereitung und TÜV-Abnahme im Haus
- Reparaturen auch samstags nach Terminabsprache
- Lackaufarbeitung und Polierarbeiten

Wissenschaftlich bewiesen
und vom ADAC empfohlen
Garantiert keine Abriebspuren

Bei jeder Wäsche enthalten:
Eine 70 bar Shampoo-
Hochdruck-Vorwäsche

Auf Wunsch! Exklusiv:
Ein Sonax-Plus-Polierprogramm
(wie von Hand gewachst)

Huggins + Kroh GmbH

40885 Ratingen-Breitscheid · Am Krummenweg 2 (im Kreisverkehr)

Telefon 0 21 02 / 1 72 95 · Fax 18 53 57



Die Pfarrkirche St. Peter und Paul bis zum Jahre 1892, vor der Erweiterung

Der Wirt des Festlokals Chr. Jägers hatte die Musiker der Kapelle Hundshagen unter Vertrag genommen, für 120 M, davon übernahm er die Hälfte.

(...) Für die Preise beim Vogelschießen wurde nachstehendes festgestellt: Für den Königsschuß wurde eine Regulateuruhr angeschafft zu dem Preise von zwei & zwanzig Mark, für den Kopf eine Tischlampe von zehn Mark, für den Schwanz eine brittania Kaffeekanne von zehn Mark, für den rechten Flügel einen Garderobehalter von fünf Mark, für den linken Flügel eine Tischdecke von sechs Mark.

Da zu erwarten ist, daß von Seiten der eingeladenen auswärtigen Vereinen ein starker Besuch erfolgt beschließt das Comité, eine Stange zum Preisvogelschießen aufzustellen. (...)

Der 20. Mai war dann der Tag, an dem das Jubiläum verbunden mit dem Königsvogelschießen gebührend gefeiert wurde.

Die Niederschrift vom 27. Mai beschreibt das Ereignis:

Ratingen, den 27. Mai 1883

Am 20. Mai d. J. wurde das Fest des 450. jährigen Bestehens der St. Sebastiani Bruderschaft in ganz feierlicher Weise begangen. (...)

Eingeleitet wurde es am Vorabend mit feierlichem Glockengeläut, Böllerschießen und einem Umzug durch die Stadt.

Am Festtage wurden die mit dem Zuge 7.58 Minuten von Flingern ankommenden fremden Schützen (circa 100 Mann mit 8 Fahnen) nur etwas später die eingeladenen hie-

sigen Vereine durch das Festcomité mit Musik abgeholt und zur Kirche geführt, wo diese zum Fest angeschaffte Fahne kirchlich eingeweiht, und ein feierlicher Gottesdienst stattfand.(...) Nach dem Gottesdienst bewegte sich ein imposanter Zug, dem sich außer den obenangeführten Vereinen noch die inzwischen angekommene St. Seb. Bruderschaft von Oberbilk mit mehr [als] 100 Mann mit 7 Fahnen anschloß durch die Straßen, so daß nach dem Urtheile Aller ein großartiger Zug, wobei circa 30 Fahnen, noch selten hier gewesen. (...) Nachmittags 1/2 2 Uhr wurde unter den Klängen der Musik zur Schützenruthen marschirt, um nach dem dort aufgestellten Vogel zu schießen; für die fremden Schützen war ein Sternschießen veranstaltet woran dieselben sich auch recht fleißig beteiligten. (...) Während des Schießens, welches diesmal durch die Zähigkeit des Vogels und die etwas ungünstige Witterung länger wie gewöhnlich dauerte, fand Concert statt;(...) Um 7 Uhr fiel der Königsschuß auf Nr. [ist nicht angegeben] ausgeführt durch das Ehrenmitglied Herr Wilh. Nöckel für den Bruder Wilh. Fausten.(...)

Man zog zurück zur Stadt ins Festlokal, wo dann die Proklamation des neuen Schützenkönigs stattfand. Den Pfänderschützen wurden die Gewinne ausgehändigt, und in einer Festrede wurde den Gastvereinen für die Teilnahme am Fest gedankt. Gegen 9 Uhr verabschiedeten sich die auswärtigen Schützenvereine mit dem Dank an die Bruderschaft:

(...) für die den fremden Vereinen erwiesene freundliche Aufnahme und Unterhaltung [wurde] durch die verschiedenen Vorstände [uns] den besten Dank und die Versicherung ausgesprochen, daß sie noch lange mit Freuden an dies Fest zurück denken würden. Die hiesigen Vereine blieben aber in ganz gemüthlicher Stimmung bis spät in die Nacht zusammen, und hat auch bis zum Schluß kein Mißton das Fest beeinträchtigt.(...)

Noch sei der Namen der Schützen sowie der Preisen erwähnt, die bei dem diesjährigen Schießen gesiegt und die vertheilt worden sind:



Das im Jahre 1873 abgerissene Lintorfer Tor.
Zeichnung von Theo Sternberg (1910) nach einem Foto von 1873

Der "König" Wilh. Fausten erhielt ein Remontoir⁵⁾ für den Königschuß und eine brittania Kaffeekanne für den Schwanz. Wilh. Schwenzer eine bronze Tischlampe für den Kopf. Aug. Singendonk einen Garderobenhalter für den rechten Flügel. Wilh. Buschhausen eine Tischdecke für den linken Flügel. (...)

Bemerkenswert ist noch ein Nachtrag zu dieser Niederschrift:

Auf Anregung des Vorstandes der St. Seb. Bruderschaft wurde bei Gelegenheit der 450 jährigen Jubelfeier von Seiten des hiesigen Stadtrathes, in Anbetracht daß diese Feier eine gar seltene und wie aus den alten Akten zu ersehen

die Stadt in früheren Jahren der Bruderschaft jährlich eine gewisse Summe zu Festlichkeiten beige-steuert zur Verherrlichung dieses Festes Fünf und siebenzig Mark aus der Stadtkasse bewilligt, welcher Beitrag dankend angenommen worden. (...)

Hier endet der erste Teil des Rückblicks auf zehn Jubiläumsjahre der altherwürdigen Ratinger Bruderschaft. In der nächsten „Quecke“ werden wir über die Jubiläumsjahre 1908, 1933, 1958 und 1983 berichten. Vor uns liegt nun mit dem kommenden Jahr 2008 ein weiteres Jubiläumsjahr, in dem das 575-jährige Bestehen im gebührenden Rahmen gefeiert wird. Bestimmt geht die Bruderschaft gut

vorbereitet in dieses bedeutende Jahr und wird ihrem guten Ruf, den sie als Ratinger Traditions- und Brauchtumsverein genießt, wiederum gerecht werden, wenn sie mit unterschiedlichsten Veranstaltungen und Feierlichkeiten, in Gemeinschaft mit den Ratinger Bürgern und vielen Gästen, diesem Jubeljahr einen würdigen Rahmen verleiht.

Der Rückblick in vergangene Jubiläumsjahre weckt sicher bei dem einen freudige Erwartung, bei dem anderen weckt er die Erinnerungen an frühere Zeiten. Auch macht er spürbar, wie schnell die Zeit an uns vorüber- oder mit uns weiterläuft. Wie bald wird auch das Jubiläumsjahr 2008 durch den Zeitenlauf Vergangenheit und Geschichte sein, und irgendwann wird in einem Rückblick gesagt: „Im Jahr 2008 feierte die St. Sebastiani-Bruderschaft ihr 575-jähriges Bestehen ...“ Jetzt aber ist es noch Zukunft, und wir dürfen uns auf viele schöne Ereignisse freuen, die in zeitaufwendiger Arbeit vieler organisiert und vorbereitet werden. So will ich abschließend der Bruderschaft nicht nur zum Jubiläum Glück wünschen, sondern auch zum guten Gelingen aller Veranstaltungen und Feiern in diesem besonderen Jahr der 575-jährigen Bruderschaftsgeschichte. Darum ein von Herzen kommendes „Gut Schuss“.

Helmut Pfeiffer

5) Taschenuhr mit Krone zum Aufziehen und Stellen

... Wußten Sie schon?

**Wir halten zwei
Bundeskegelbahnen
für Sie bereit!**

Herzlich Willkommen im Ratinger Brauhaus
Bahnstraße 15 - 40878 Ratingen
Tel. 0 21 02 - 2 19 81 - www.poensgen.net



Ratinger Brauhaus®

Vor 100 Jahren schon und heute wieder: Ratingen war und ist eine kinematografische Hochburg in der Region

Als die Bilder laufen lernten und das Zeitalter der Kinematografie in den Kinderschuhen steckte, war Ratingen schon früh mit einem Filmvorführ-Angebot dabei. 1895 hatten die Gebrüder Max und Emil Skladanowski im „Wintergarten“ in Berlin den ersten Stummfilm gezeigt. Dann folgte die Zeit der Wandervorführungen von Filmen in Sälen von Gaststätten im Deutschen Reich. Auch in Ratingen kamen die Besucher in den Genuss der neuen Bildertechnik. Ein vom damaligen Bürgermeister Jansen (von 1899 bis 1919 in Ratingen) für die Zeit von 1899 bis 1910 erstatteter Verwaltungsbericht sagt dies aus. Unter der Ru-



Peter Jansen, Bürgermeister in Ratingen von 1899 bis 1919

brik „Lustbarkeiten“ werden im Jahr 1900 erstmalig die Vorführungen eines Kinematografen erwähnt. Damals kamen Kino-Wandertheater auf, die den staunenden Besuchern bewegte Bilder in Sälen vorführten. Allerdings war damals mehr ein Flimmern mit Aktionen zu erahnen. Ein Erklärer erläuterte die schemenhaften Handlungen auf der Leinwand. Mit Vorliebe gab es dabei schauriges Horror-Material zu sehen. Die Wandertheater nahmen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts

stetig zu. Aus dem Verwaltungsbericht ist zu entnehmen, dass 1907 bereits 19 Kinematografen in Ratingen gastierten. Auch in Hösel im Saal der Gaststätte „Boltenburg“ – heute ist dort ein Getränkeladen – sowie in anderen Stadtteilen von Ratingen gab es im Laufe der folgenden Jahrzehnte z. B. in kirchlichen Einrichtungen mobile Vorstellungen.

1910 eröffnete das erste Kino in Ratingen: die „Tonhallen-Lichtspiele“ an der Lintorfer Straße 35, im umgebauten Saal der Gaststätte Oberwinster. Eine elektrisch betriebene Orgel spielte die Begleitmusik zu den Stummfilmen. Später wurde in der „Kaiserburg“ an der Lintorfer Straße 31 ein weiteres Lichtspielhaus mit dem Namen „Schauburg“ eröffnet. „20 Pfennige kostete ein Sitzplatz in den ersten beiden Reihen“, erinnert sich Karl Schmidt, langjähriger Vorsitzender des Turnvereins Ratingen. „Wir haben uns in den Reihen tief geduckt und manchmal zweimal oder gar dreimal denselben Film geguckt, ohne dass jemand was gemerkt hat.“ Als Konkurrenz zur „Tonhalle“ eröffnete Otto Höhndorf das erste eigens für Kinozwecke gebaute Lichtspieltheater bereits 1912 mit dem „Lichtspielhaus“, dem späteren „Capitol“, an der Oberstraße 10. Im „Capitol“ begann für Ratingen 1930 auch das Tonfilmzeitalter mit einer Doppelapparatur.

Die bereits erwähnte „Schauburg“ fiel am 22. März 1945 bei dem furchtbaren Bombenangriff auf Ratingen in Schutt und Asche. Sie wurde nach dem Krieg 1949 im Saal des „Rheinischen Hofes“ zwischen Oberstraße und Karl-Theodor-Straße neu eröffnet. Ihr Inhaber Hubert Rosslensbroich war zugleich Eigentümer des imposanten „Metropol-Theaters“, das am 3. November 1950 mit einer Vorführung des Films „Schwarzwaldmädel“ an der Oberstraße 26 seine Pforten öffnete. Die Rosslensbroichs hatten das Trümmergrundstück von der Familie Strucksberg erworben und ein



Hubert Rosslensbroich



Leonie Rosslensbroich

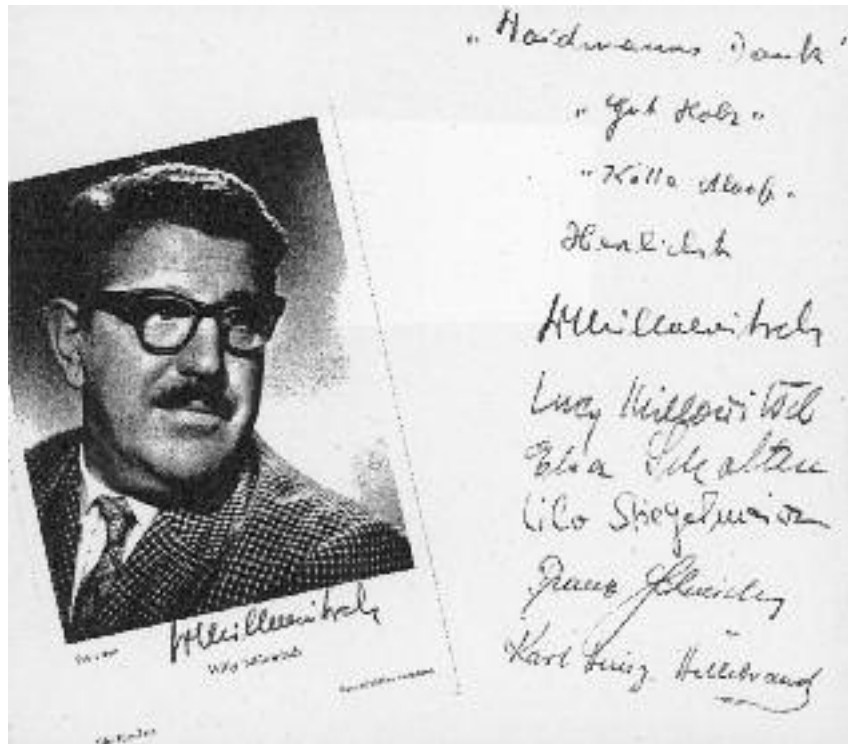
schickes Kino mit gediegener Einrichtung u. a. mit Wandbehang und verdeckter Beleuchtung errichtet. „Wir hatten nahezu jeden Abend ein ausverkauftes Haus“, erinnert sich Leonie Rosslensbroich, die mit ihrem Ehemann Hubert das Kino betrieb. Und dies trotz des großen Angebots von 750 Plätzen! 50 Pfennige kostete damals der Eintritt auf den vorderen und 1,20 Mark auf den hinteren Reihen. Für die Logenplätze

auf dem Balkon musste man zwei Mark zahlen. Bei den jungen Leuten waren gerade die hinteren Reihen in den Kinos wegen der möglichen Förderung zwischenmenschlicher Beziehungen – dank Tuchfühlung – besonders beliebt. Karl Schmidt erinnert sich, wie einmal im Krieg ein Soldat seinen Kumpel, der wie er mit einer netten jungen Dame dort saß, bezüglich der hinteren Plätze fragte: „Willste was erleben oder willst was sehen?“

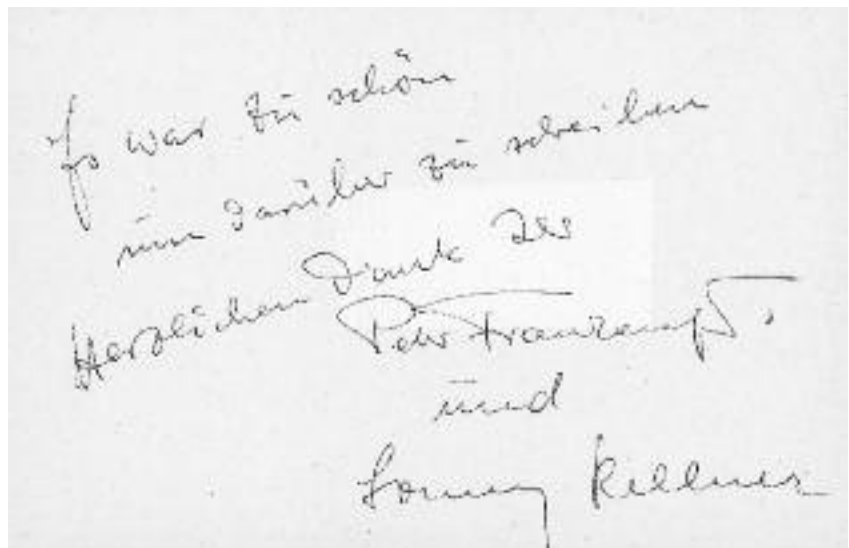
Spannend ging es nicht nur auf der Leinwand zu. Für die Kinos der Rosslbroichs in Ratingen und Mettmann stand nur eine Kopie mit den entsprechenden Filmrollen zur Verfügung. Die Rollen wurden mit dem Auto zwischen den beiden Kinos zeitabhängig hin- und hertransportiert. Und wenn damals an der Schwarzbachstraße die geschlossenen Schranken des dort zu dieser Zeit noch vorhandenen Bahnübergangs den Transport blockierten, musste von den Vorführern schon mal eine längere Pause eingebaut werden. Das „Metropol“ diente nicht nur zu Filmvorführungen, sondern war auch Schauplatz für Tourneetheater, Musikdarbietungen und Karnevalsveranstaltungen. Mit strahlenden Augen präsentiert die betagte Kinofreundin Leonie Rosslbroich die gesammelten Erinnerungen an diese Vorstellungen in einem Gästebuch mit hübschen Fotos aus der Nachkriegs- und Wirtschaftswunder-Zeit. In den „schlechten Zeiten“ hatten zum Beispiel alle Künstler eines Ensembles Hunger. Mit den von ihnen in der Würzburger Gegend am Vortag gehamsterten Erbsen und Bohnen hat Leonie Rosslbroich dann eine Suppe für die Truppe gekocht. „Bei einem Auftritt des Eilemann-Trios gab es die erste Gage in Naturalien – eine warme Mahlzeit“, erinnert sich die Theaterchefin schmunzelnd. Das Gästebuch kündigt mit launigen und besinnlichen Widmungen, Autogrammen und Erinnerungsfotos u. a. von Auftritten der Wiener Sängerknaben, Erich Kästner, Angele Durand, Bibi Johns, René Carol, Paul Kuhn, Lonny Kellner und Ehemann Peter Frankenfild, Kinderstar Conny Froboess und auch Willy Millowitsch. Theateraufführungen wie der „Hexer“ von Edgar Wallace schlugen die Besucher-scharen in ihren Bann.



Cornelia (Conny) Froboess mit ihrem Vater Gerhard Froboess



Das „Millowitsch-Theater“



Peter Frankenfild und seine Frau Lonny Kellner

Nach dem Tod des Vaters im Jahr 1972 übernahmen die Töchter Gabriele Rosslenbroich und Margarete Papenhoff die Geschäfte der Kinos der Familie in Ratingen, Mettmann und Erkrath. Seit 1976 – nachdem Ratingen zehn Jahre Kino-Diaspora war – führen die beiden in Ratingen erfolgreich Kino 1 und 2 im ehemaligen Minoritenkloster an der Lintorfer Straße am Markt. Sie haben die Räum-

glied in eine hochkarätig besetzte Jury der Filmstiftung NRW erfahren.

Der Großvater der jetzigen Betreiberinnen der Kinos, Johann Josef Rosslenbroich, hatte 1907 das Lichtspieltheater „Weltspiegel“ im Zentrum von Mettmann in seiner Gastwirtschaft „Schützenhof“ an der Düsseldorfer Straße 2 eingerichtet. Er hatte in seinem Lokal ei-

Rosslenbroichs. Die Familie kann deshalb 2007 in ihren Lichtspieltheatern auch in Ratingen mit Stolz ihr 100-jähriges Jubiläum als kulturbeflissener Kinoveranstalter feiern. Aus diesem Grunde beteiligte sich die Familie Rosslenbroich auch mit einem eigenen Wagen am diesjährigen Rosenmontagszug in Ratingen.

In Lintorf begann das Kinozeitalter am 25. März 1950 mit der Eröffnung der „Lintorfer Lichtspiele“. Die Familien Schmidt und Weyres hatten Wagemut und Unternehmergeist bewiesen und auf Lückers Acker auf dem Grundstück Duisburger Straße 29 bis 31 ein modernes Kino mit 300 Plätzen gebaut. Eröffnet wurde das Lichtspieltheater mit dem Film „Immer nur du“ mit Johannes Heesters in der Hauptrolle. Bis 1950 war Lintorfs Bevölkerung auf den Kinobesuch in den Nachbarstädten oder die wöchentliche Vorstellung der mobilen „Ringlichtspiele“ angewiesen. Nach Ratingen mussten Kinofreunde damals noch mit der Eisenbahn fahren. Ende der Fünfziger Jahre kam in der Angerlandmetropole das „Union“-Filmtheater im ehemaligen Saal der Gaststätte „Mecklenbeck“ am Lintorfer Markt hinzu. Ein Unternehmer, der schon in anderen Städten der Region Kinos betrieb, hatte sein kinematografisches Herz für Lintorf entdeckt. Auf die ausgezeichnete detaillierte Schilderung der Lintorfer Kinolandschaft von Autor Ewald Dietz in der „Quecke“ Nr. 69 sei hier verwiesen.



Margarete Papenhoff (links) und Gabriele Rosslenbroich mit dem Schauspieler Götz George anlässlich einer Preisverleihung in Essen im Jahre 2005. Die beiden Töchter von Hubert und Leonie Rosslenbroich betreiben seit über dreißig Jahren mit großem Erfolg die Ratinger Kinos 1 und 2 an der Lintorfer Straße

lichkeiten von der Stadt Ratingen gepachtet und bieten in dem mittlerweile einzigen Filmtheater von Ratingen neben aktuellen Filmen auch in Kombination mit der ebenfalls im Minoritenkloster untergebrachten Volkshochschule der Stadt Ratingen besondere Filmreihen. Die beiden Kino-Chefinnen sind mit der Zeit gegangen, haben aktuelle Filme im Programm und lassen sich immer etwas Neues einfallen wie im vergangenen Jahr ein Alternativ-Filmprogramm zur Fußball-Weltmeisterschaft oder eine Kinoreihe für Senioren. Mit schöner Regelmäßigkeit erhalten sie für ihre Kinoprogramme Preise des Bundesministeriums für Kultur und Medien, so auch 2006. Programmkinos aus ganz Deutschland hatten sich beworben, darunter viele aus Großstädten. „Wir sind stolz darauf, dass wir als kleine Kinos dabei sind“, freuen sich die beiden. Sie bekamen diesmal den Preis für ihr hervorragendes Kinder- und Jugendprogramm. Margarete Papenhoff hat zudem die ehrenvolle Berufung als Mit-

nen fahrenden Künstler auftreten lassen, der einen Kinematografen aufstellte. Als er die Saalmiete für seine Vorstellung nicht zahlen konnte, ließ er seinen Vorführapparat als Pfand zurück. Das war der Beginn der Kinodynastie der



Johann Josef Rosslenbroich, der Großvater von Margarete Papenhoff und Gabriele Rosslenbroich, richtete 1907 in seiner Gastwirtschaft „Schützenhof“ in Mettmann das erste Lichtspielhaus ein



Zum 100-jährigen Jubiläum des Weltspiegel-Theaters in Mettmann und der Filmdynastie Rosslenbroich beteiligte sich die Familie mit einem eigenen Wagen am Rosenmontagszug in Ratingen

Beide Kinos lebten in den nächsten Jahren wirtschaftlich mehr schlecht als recht nebeneinander her. Nach kurzer Zeit wurde das „Union“-Kino wieder zugemacht, von den Familien Schmidt und Weyres gekauft und dann wieder eröffnet. Ende der Sechziger Jahre schlossen erst die Lintorfer Lichtspiele und ein paar Jahre später die Pforten des Union-Kinos. Das neue Medium Fernsehen – im Volksmund bezeichnenderweise „Pantoffelkino“ genannt – war für das große Kinosterben in der Republik in den Sechziger und Siebziger Jahren ursächlich. Auch in Ratingen gingen die Lichter in den verbliebenen drei Kinos nacheinander aus: Das „Metropol“ schloss 1962, das „Capitol“ 1963 und die „Schauburg“ 1966. Ladenketten übernahmen die Kinosäle als Geschäftsräume. Heute sind in der Schauburg Schuhhaus Deichmann, im Metropol die Parfümerie Platen und im Capitol der DM-Markt.

In einer Rückschau auf die Kinolandschaft in Ratingen und der Umgebung darf natürlich auch das Autokino der Familie Dommel am Minidomm an der Kölner Straße in Breitscheid nicht fehlen. In den Siebziger und Achtziger Jahren war es in der Nachbarschaft der Modell-Miniaturen im Minidomm ein beliebter Freizeitspaß. Nach seiner Schließung dauerte es eine ganze Reihe von Jahren, bis dort die jetzige Bebauung mit Hotel, Möbelgroßvertrieb und Ausstellungsräumen etc. die Freilicht-



Das frühere Minidomm-Gelände an der Kölner Straße in Breitscheid. Ganz rechts das Freilichtkino mit den Standplätzen für die PKW's. Im Hintergrund die Pfarrkirche St. Christophorus

Kinobranche ablöste. Zwischenzeitlich gab es in den Achtziger Jahren in der Ratinger Kommunalpolitik erhebliche Diskussionen über die Planung eines Großkino-centers an dieser Stelle, wie sie zu der Zeit in Deutschland in Mode kamen. Aus Sorge um die Auswirkungen auf die Innenstadt und die verkehrlichen Probleme vor Ort durch ein solches Zentrum wurde das Projekt verworfen.

Auch über 100 Jahre nach Beginn der Kinovorführungen präsentiert sich Ratingen nach wie vor als kinematografische Hochburg des Kreises Mettmann – nicht so sehr,

was die Zahl und Größe der Kinos in Ratingen, sondern insbesondere, was die Programmgüteklasse sowie die Beschäftigung mit der Geschichte und Technik der Filmvorführung angeht. Zum einen führen, wie erwähnt, Gabriele Rosslenbroich und ihre Schwester Margarete Papenhoff Kino 1 und Kino 2 im altherwürdigen Minoritenkloster. Sie sind auch alljährlich im Sommer an den seit 2004 von ihnen und dem Stadtmarketing erfolgreich konzipierten und veranstalteten Open-Air-Filmnächten auf dem Rathausvorplatz beteiligt. Zum anderen hat der Ratinger Hans-Peter Schmitz in einem ausgezeichneten Digitalfilm mit dem Titel „Ratingen kinematografisch“ die Kinogeschichte in Ratingen aufgearbeitet. Und zum

dritten betreibt der Ratinger Albert Köster auf der Oberstraße im Zentrum der Dumeklemmerstadt ein Kinomuseum mit dem bezeichnenden Namen „Nostalgie Kino Capitol“.

Gleich mehrfach hat Hans-Peter Schmitz mit großem Erfolg seinen 2005 fertiggestellten Film über die Geschichte der Ratinger und Lintorfer Lichtspielhäuser in Verbindung mit weiteren Geschichten und Filmdokumenten wie den Film von der 650-Jahr-Feier der Stadt Ratingen im Jahr 1926 aufgeführt, u. a. im gut besetzten Hörsaal der Volkshochschule am Ratinger



Der Filmemacher Hans Peter Schmitz
in seinem Studio am Winternheimweg in Ratingen Ost



Albert Köster macht Werbung für sein
Kinomuseum auf der Oberstraße 8

Markt und im bis auf den letzten Platz gefüllten Saal des ehemaligen Lintorfer Rathauses. Auf die Idee der Spurensuche von den Kinos hatte den sympathischen Filmamateur aus dem Ratinger Osten Albert Köster gebracht: Als Aldi aus dem Laden an der Oberstraße ins frühere Gelände der ABB Calor-Emag wechselte und der Laden neu an Deichmann vermietet wurde, erinnerte sich Köster an die ehemalige „Schauburg“ an dieser Stelle und fand in dem leer geräumten Geschäft zu seiner Freude alte Strukturen und Relikte aus der stolzen Filmtheater-Zeit des Saales. Er wies Schmitz auf die einmalige Chance der Dokumentation dieser Reminiszenzen an die Zeit dieses Kinos hin. Hans-Peter Schmitz, der bereits 1997 einen ersten Film mit „Ratinger Geschichten“ auf Celluloid gebannt hatte, fing Feuer für das Thema Kinolandschaft und begab sich auf die Spurensuche weiterer Filmvorführstätten in Ratingen. Der Filmamateur, der beruflich Dienstgruppenleiter der Berufsfeuerwehr Düsseldorf an der Münsterstraße in der Landeshauptstadt ist und auf einer stadtgeschichtlich geprägten Straße wohnt – der Winternheimweg erinnert an den Heimatforscher und Mitgründer des Ratinger Heimatmuseums, Rektor Wilhelm Ernst Winternheim – hatte vor seinen Dreharbeiten ausgiebig recherchiert, Zeitzeugen befragt sowie aus der Lintorfer „Quecke“ und dem Stadtarchiv wertvolles Mate-

rial studiert. Schmitz: „Je länger ich mich mit dem Projekt beschäftigt habe, desto interessanter wurde das Thema.“ Dann wurde gedreht und zusammengetragen – Ergebnis: mehr als sieben Stunden Filmmaterial. Der Hauptbrandmeister, der über eine gute Technikausrüstung für sein Hobby verfügt, hat nach über zwei Jahren Arbeit seinen zweiten Teil der „Ratinger Geschichten“ mit dem Schwerpunkt Kino veröffentlicht. Seine Ehefrau und seine beiden Kinder dürften den Gatten und Vater wegen dessen filmischer Leidenschaft oft vermisst haben. Die Zahl der aufgewendeten Stunden ist enorm. Mit Albert Köster ist sich Hans-Peter Schmitz einig: „Wer einmal am Celluloid geschnuppert hat, der bleibt dran kleben.“

Direkt neben dem ältesten Ratinger Kino „Capitol“ ist Albert Köster – Jahrgang 1937 – im Haus Oberstraße 8 aufgewachsen. Was Wunder also, dass er schon früh von der Leidenschaft für den Film und alles, was mit Celluloid zu tun hatte, gepackt wurde. Schon als kleiner Junge ist er heimlich über das Dach zum Nachbarhaus ins Capitol-Kino geklettert und hat den Filmvorführer im Projektorraum besucht. Dem war das nicht unrecht, konnte er doch den jungen Gast die Vorführmaschinerie bewachen lassen und draußen eine Zigarette rauchen. Das wäre bei dem empfindlichen damaligen Filmmaterial Nitrofilm im Vorführraum zu gefährlich gewesen. Kinobesitzer Otto Höhndorf aller-

dings waren die Besuche Kösters gar nicht recht. Aber wenn der junge Mann auf Geheiß des Filmpioniers vorne das Haus verlassen musste, folgte er seiner Kinoleienschaft und kam hinten am Haus von der Brunostraße wieder hinein. Er assistierte mehr und mehr dem Vorführer und hätte selbst gerne einen zur Aufführung der Kunstwerke notwendigen Vorführschein bei der Bezirksregierung in Düsseldorf gemacht. Dafür war er aber noch zu jung – Mindestalter dafür war 18 Jahre. Aber die Filmtechnik ließ ihn dennoch nicht mehr los.

Seine Eltern eröffneten in dem Nachbarhaus 1932 eine Weinhandlung und produzierten auch schärfere alkoholische Getränke. Albert Köster machte eine Lehre als Drogist, führte später in dem Haus eine eigene Drogerie und hat selbst in der Wein- und Spirituosenhandlung an der Oberstraße 8 „tausende Liter Hochprozentiges“ angerührt. Aber jede Minute Freizeit frönte er seinem Hobby, dem Sammeln von Projektoren, alten Filmen, Plakaten und allem, was mit Kino zu tun hatte. Hunderte von Ausstellungsstücken hat er in annähernd 40 Jahren Sammlerglück zusammengetragen und im September 2005 sein eigenes privates Kinomuseum im Anbau des Hauses Oberstraße 8 eröffnet. Im Keller und auf zwei darüberliegenden Stockwerken sind wahre Schätze aus der Kinogeschichte zu sehen. So hat er beispielsweise in der Zeit des großen Kinoster-



Die Oberstraße im Jahre 1944. In dem noch unzerstörten Haus Nr. 8 rechts neben dem „Capitol“ befand sich die Weinhandlung der Familie Köster

bens in den Sechziger Jahren auf Reisen quer durch die Republik Raritäten ergattert. Vorführmaschinen aus vielen Jahrzehnten sind zu bewundern, so u. a. das älteste Stück – ein Ernemann I-Projektor von 1909 aus Dresden, Beispiel für den damals produzierten ersten Ganzstrahl-Projektor der Welt, der noch mit der Hand gekurbelt werden musste. Mit Gleichstrom wurde ein Kohlebogenlicht zur Vorführung der Filme betrieben, für das die beiden Kohlestifte immer wieder nachgedreht werden mussten, um eine entsprechende Helligkeit zu gewährleisten. Bei dem alten Glanzstück der Ausstellung und an etwa 15 weiteren Projektoren kann Köster, der sich die Kenntnisse der entsprechenden Techniken angeeignet hat, nach wie vor die Bilder zum Laufen bringen. Aus alten Beständen der UFA in Potsdam-Babelsberg konnte er sich nach der Wende einige Schätzchen sichern. Stolz präsentiert der Filmtechnik-Tüftler u.a. auch ein erstes „Heimkino“ von Liesegang aus Düsseldorf aus dem Jahr 1913. Diese Vorführgeräte standen damals – in recht kleiner Zahl produziert – in den Wohnzimmern von gut betuchten Leuten. Zu den Wochenschau- und Filmschätzen gehört u.a. eine tönende Wochenschau aus den letzten Kriegswochen des Zweiten Weltkrieges. Dazu passt natürlich die berühmte seltene 35mm-Ariflex-Kamera, mit der bis in die Gegenwart Dokumentarfilme gedreht wurden. In der zweiten Ebene seines Muse-

ums hat er ein kleines Privatkino gebaut, in dem 15 Besucher Platz finden. Hier ist dann auch der Film von Otto Höndorf von 1926 zu bewundern, der alle Festlichkeiten im Jahresverlauf zum 650-jährigen

Stadtbildjubiläum festgehalten hat. In die Restaurierung dieses filmischen Juwels hat Köster nach seinen Angaben schon 60.000 Mark investiert.

Aus dem alten „Capitol“ in der Nachbarschaft hat er u. a. in seiner kinotechnischen Sammlung einen Eintrittskartenspende in die Gegenwart gerettet. Der rührige Sammler plant für die Zukunft in seinem Nostalgiemuseum in zur Brunostraße hin gelegenen, mit alten Filmrollen hübsch gestalteten Hinterhof Kleinkunst-Vorführungen mit Bild und Ton zum Beispiel mit dem Auftritt von Theatergruppen und Chören und zeigt dann auch vielleicht alte Filme aus seiner kinematografischen Schatztruhe. Das Museum von Köster öffnet samstags und sonntags von 15 bis 18 Uhr und nach Vereinbarung (Telefon 0 21 02 / 2 31 38) seine Pforten.

Wolfgang Diedrich



Albert Köster erklärt dem Autor Wolfgang Diedrich in seinem kinotechnischen Museum die Funktion eines Groß-Filmprojektors

Ratinger und Lintorfer Kinos



Die Gastwirtschaft „Oberwinster“ an der Lintorfer Straße 35, in der die „Tonhallen-Lichtspiele“ eröffnet wurden, befand sich an der Straßenecke, an der heute das Museum der Stadt Ratingen steht



Die erste „Schauburg“ lag an der Lintorfer Straße 31. Sie wurde beim Bombenangriff auf Ratingen am 22. März 1945 zerstört. Heute befindet sich dort das Möbelgeschäft „Form und Raum“



Otto Höhndorf's Kino auf der Oberstraße 10 hieß zunächst „Lichtspielhaus“, als es 1912 eröffnet wurde



Das „Capitol“ um 1930



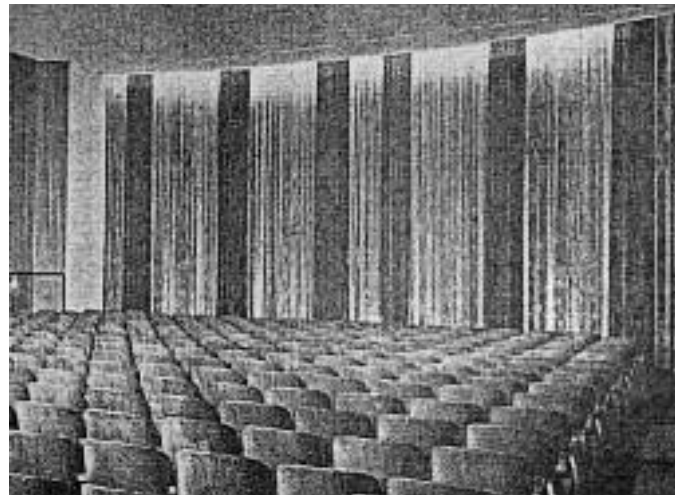
Der Zuschauerraum des „Capitol“-Theaters: Blick nach vorn zur Bühne



„Capitol“-Theater: Zuschauerraum



Die neue „Schauburg“ an der Karl-Theodor-Straße wurde 1949 von der Familie Rosslenbroich übernommen



Der Zuschauerraum der „Schauburg“



Das von Hubert Rosslenbroich erbaute „Metropol“-Theater auf der Oberstraße 26



„Metropol“: Kasse



„Metropol“: Sitzecke im Foyer



„Metropol“: Blick auf die Bühne vom Balkon aus



„Metropol“: Zuschauerraum mit 750 Plätzen



Das „Union“-Filmtheater an der damaligen Angermunder Straße in Lintorf (heute Lintorfer Markt) entstand im ehemaligen Saal der Gaststätte „Mecklenbeck“, direkt gegenüber der St. Anna-Kirche



Die „Lintorfer Lichtspiele“ an der Duisburger Straße wurden am 25. März 1950 eröffnet



„Lintorfer Lichtspiele“: Zuschauerraum



Im ehemaligen Minoritenkloster an der Lintorfer Straße, dem heutigen „Haus der VHS“, befinden sich seit 1976 die beiden kleinen Kinos 1 und 2, betrieben von Gabriele Rosslenbroich und ihrer Schwester Margarete Papenhoff



Kino 1: Zuschauerraum

Danach

Es wird nach einem happy end
in Film jewöhnlich abjblendt.
Man sieht bloß noch in ihre Lippen
den Helden seinen Schnurrbart stippen -
da hat sie nu den Schentelmen.
Na, un denn -?

Denn jehn die beeden brav ins Bett.
Na ja ... diß is ja auch janz nett.
A manchmal möcht man doch jern wissn:
Wat tun se, wenn se sich nich kissn?
Die könn ja doch nicht imma penn ...!
Na, un denn -?

Denn säuselt im Kamin der Wind.
Denn kricht det junge Paar `n Kind.
Denn kocht sie Milch. Die Milch looft üba.
Denn macht er Krach. Denn weent sie drüba.
Denn wolln sich beede jänzlich trenn ...
Na, un denn -?

Denn is det Kind nich uffn Damm.
Denn bleihm die beeden doch zesamm.
Denn quälñ se sich noch manche Jahre.
Er will noch wat mit blonde Haare:
vorn doof und hinten minorenn ...
Na, un denn -?

Denn sind se alt.
Der Sohn haut ab.
Der Olle macht nu ooch bald schlapp.
Vajessen Kuß und Schnurrbartzeit -
Ach, Menschenskind, wie liecht det weit!
Wie der noch scharf uff Muttern war,
det is schon beinah nich mehr wahr!
Der olle Mann denkt so zurück:
wat hat er nu von seinen Jlück?
Die Ehe war zum jrößten Teile
vabrühte Milch un Langeweile.
Und darum wird beim happy end
im Film jewöhnlich abjblendt.

Kurt Tucholsky, 1930



Füsgen
seit 1921



Kosmetik · Parfümerie
Paßbilder und Fotoarbeiten
Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen

Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/93394, Telefax 021 02/933 95
Internet: www.wir-fuer-sie-parfuemerie.de/fuesgen

„Niemals Gewalt!“ ASTRID LINDGREN zum 100. Geburtstag

„Niemals Gewalt!“ Mit diesen mahnenden Worten schließt die Rede, die Astrid Lindgren am 22. 10. 1978 bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in Frankfurt hielt, an der auch meine Vorgängerin Helga Kleingeist, die maßgeblich für die ersten Kontakte der Astrid-Lindgren-Schule mit der Schriftstellerin verantwortlich war, teilnahm.



Astrid Lindgren

Damit erhält zum ersten Mal eine Kinderbuchautorin, „eine Autorin, die behutsam, aber nachdrücklich zu Toleranz, Fairness, Verständnis und Verantwortung erzieht“¹⁾, die höchste Auszeichnung, die der Deutsche Buchhandel zu vergeben hat.

Astrid Lindgren wäre dieses Jahr 100 Jahre alt geworden, kurz vor dem Erscheinen der neuesten Ausgabe der „Quecke“ (Nr. 77).

Als ehemaliger Schulleiter der Rateringer Astrid-Lindgren-Schule komme ich gerne der Bitte des Schriftleiters nach, einige biographische Daten über Astrid Lindgren, die Verfasserin von über siebzig Kinder-, Bilder- und Jugendbüchern, sowie über unsere schulischen Kontakte mit Astrid Lindgren und Schulen in Vimmerby zusammenzutragen:

Biographische Daten aus dem Leben von Astrid Lindgren

Astrid Anna Emilia Ericsson wird am **14. November 1907** auf dem gepachteten Pfarrhof Näs bei Vimmerby, im schwedischen Småland, als zweites Kind von Samuel August Ericsson und seiner Frau Hanna geboren. Ihr Bruder Gunnar ist ein Jahr älter, ihre Schwester Stina wird **1911** und ihre jüngste Schwester Ingegärd **1916** geboren.

1931 heiratet Astrid Ericsson den Direktor des Königlichen Automobilclubs Sture Lindgren und zieht **1941** mit ihm, dem Sohn Lars und der Tochter Karin in die Wohnung in der Dalagatan 46 in Stockholm, aus der sie auch später die Korrespondenz mit der Rateringer Astrid-Lindgren-Schule führte und die bis an ihr Lebensende ihr Zuhause war.

1944 schreibt Astrid Lindgren die Geschichte von Pippi Langstrumpf als Geburtstagsgeschenk für ihre Tochter Karin auf und gewinnt im folgenden Jahr mit dieser Geschichte den 1. Preis des Verlages Rabén und Sjögren im Wettbewerb für Kinderbücher. Bereits ein Jahr später erhält sie für „Pippi Langstrumpf“ den Literaturpreis einer schwedischen Zeitung und den geteilten 1. Preis für „Meisterdetektiv Blomquist“.

1947/48 Erste Reisen nach England und in die USA.

1949 lernt der Hamburger Verleger Friedrich Oetinger Astrid Lindgren in Stockholm kennen. Er erhält die Option auf die deutsche Erstausgabe von „Pippi Langstrumpf“, die im Herbst 1949 erscheint.

Nun folgen in kurzen Abständen Ehrungen und Preise. Ich will hier nur die wichtigsten aufzählen: **1956** Prämie des Deutschen Jugendliteraturpreises, **1958** Hans-Christian-Andersen Medaille (Internationaler Jugendbuchpreis), **1965** Schwedischer Staatspreis für Literatur, **1970** Ehrenpreis „Das Goldene Schiff“ der Schwedischen Gesellschaft für Literaturförderung, und den holländischen Jugendbuchpreis: „Silberner Griffel“, **1971** Große Goldmedaille der Schwedischen Akademie für Literatur, **1973** den holländischen Jugendbuchpreis: „Silberner Griffel“, **1974** Medaille des schwedischen Buchhandels, den sowjetischen und polnischen Kinderbuchpreis „Medaille des Lächelns“, **1975** die königlich-schwedische Medaille für Literatur und Kunst.

1) Zitat aus der Begründung des Stiftungsrates anlässlich der Verleihung des Friedenspreises



Astrid Lindgrens Brief vom 1. 12. 1992



Astrid Lindgren inmitten der Klasse 4a der Astrid-Lindgren-Schule in „Sagobyn“²⁾.
Zweite von rechts: Susan Adib, dritte von rechts die damalige Schulleiterin Helga Kleingeist

Am **22. 10. 1978** erhält Astrid Lindgren als erste Kinderbuchautorin den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Neben weiteren deutschen und internationalen Preisen erhält Astrid Lindgren Medaillen aus Frankreich, Italien, Jugoslawien, Dänemark, Polen, der Sowjetunion und den USA.

1984 erhält sie die Dag-Hammarskjöld-Medaille.

1985 wird Astrid Lindgren der Orden der Schwedischen Regierung „Illis Quorum“ verliehen.

1986 gründet Astrid Lindgren mit ihrem Preisgeld aus der Verleihung des Selma-Lagerlöf-Literaturpreises die Stiftung „Solkatten“ (Sonnenkatze) für behinderte Kinder.

1987 Briefwechsel mit Michail Gorbatschow zum Thema Frieden. Astrid Lindgren wird mit dem sowjetischen Leo-Tolstoi-Preis ausgezeichnet.

Am **1. 7. 1989** weiht Astrid Lindgren den Freizeitpark „Astrid Lindgrens Welt“ in Vimmerby ein, der 1991 erweitert wird mit der Nachbildung des Stadtkerns von Vimmerby anno 1927.

1997 Astrid Lindgren wird 90, sie sagt in einem Interview, jetzt wolle sie sich vom Schreiben ausruhen.

28. 1. 2002 Astrid Lindgren stirbt mit 94 Jahren nach langer Krankheit in ihrer Stockholmer Wohnung in der Dalagatan 46.

In Schweden werden in diesem Jahr zum hundertsten Geburtstag viele Veranstaltungen wie Ausstellungen und Theatervorstellungen

durchgeführt und in Näs ein Astrid-Lindgren-Museum eingeweiht.

Außerdem erscheint in Deutschland im Hamburger Oetinger Verlag ein prächtiger Bildband:

„Astrid Lindgren. Bilder ihres Lebens“ von Jacob Forsell, Johan Erséus und Margareta Strömstedt.

Chronologie der Partnerschaft zwischen Astrid Lindgren, den Schulen in Vimmerby und der Astrid-Lindgren-Schule in Ratingen

1966 wurde in Berlin-Spandau die erste Schule in Deutschland nach Astrid Lindgren benannt.

2) „Sagobyn“ ist ein Abenteuerpark für Kinder bei Vimmerby mit Miniaturhäusern aus Astrid Lindgrens Geschichten

Am **11. 1. 1978** erhält die Grundschule Ratingen West II nach knapp fünfmonatigem Bestehen den Namen der „bekanntesten Kinderbuchautorin der Welt“³⁾. Heute tragen etwa 90 Schulen in Deutschland Astrid Lindgrens Namen.

Am **8. und 9. 4. 1980** nimmt die damalige Schulleiterin Helga Kleingeist Kontakt mit der Tullportskola in Vimmerby auf.

Am **25. 6. 1981** besucht zum ersten Mal eine offizielle Delegation aus Vimmerby die Astrid-Lindgren-Schule in Ratingen.

Vom **5. - 8. 12. 1981** besuchen uns die Lehrerinnen Stina Lindgren und Birgitta Öhman von der Tullportskola in Vimmerby.

1981 erhält Astrid Lindgren unseren ersten selbst gestalteten Kalender. Diese Tradition wurde beibehalten und unsere Schule schickte jedes Jahr bis in die Mitte der 90er-Jahre einen selbst hergestellten Kalender oder ein Geschenk, an dem die ganze Schulgemeinschaft der Astrid-Lindgren-Schule beteiligt war. 1982 zu ihrem 75. Geburtstag handeln die Kalenderblätter ausschließlich von ihren Büchern und 1987 zu ihrem 80. Geburtstag hieß das Thema: „Geschichten von Astrid Lindgren“.

Vom **17. - 29. 5. 1982** findet die erste Schweden-Reise einer Klasse der Astrid-Lindgren-Schule nach Vimmerby statt.

Susan Adib, eine Schülerin dieser Klasse, damals 10 Jahre alt, erinnert sich als Zeitzeugin:

„Astrid Lindgren lud uns alle ein, in das wunderschöne, typisch schwedische Wohnzimmer ihres Sommerhauses in Vimmerby einzutreten. Wir waren gespannt auf das, was die Schriftstellerin uns erzählen würde und was sie auf die vielen Fragen, die wir hatten, antworten würde. Ich erinnere mich sehr gut daran, wie geborgen ich mich trotz aller Spannung auf Anrieb fühlte. Die Atmosphäre, der lebendige und zugleich weise Ausdruck Astrid Lindgrens und eine Ahnung davon, wie „Madita“⁴⁾ sich zu Hause gefühlt haben musste, haben mich in den Bann gezogen.

Heute weiß ich um die Toleranz und um den Gerechtigkeitsinn Astrid Lindgrens. Spüren konnte ich ihren Blick auf die Menschen aber schon damals. Sie erlebt zu haben hat mich nachhaltig beeindruckt. Ihr Lebenswerk, ihr unermüdlicher Einsatz für den Frieden und das, was sie damit in der Welt bewegt hat, sind ein Geschenk für die Menschheit.“

1. - 6. 6. 1982 Gegenbesuch der Jahrgangsstufe 9 der Tullportskola aus Vimmerby in Ratingen.

24. - 27. 5. 1983 Besuch der Jahrgangsstufe 9 der Vimarskola aus Vimmerby in Ratingen.

7. - 12. 5. 1984 Besuch aus Vimmerby (30 Schüler und 6 Begleiter)

5. - 14. 10. 1984 (Herbstferien): Fahrt der Lehrerinnen und Lehrer der Astrid-Lindgren-Schule nach Vimmerby und Umgebung, um die Klassenfahrten nach Schweden im Mai 1985 vorzubereiten:

27. 4. - 7. 5. 1985 Klassenfahrt der 4a der Astrid-Lindgren-Schule nach Vimmerby.

7. 5. - 18. 5. 1985 Klassenfahrt der 4b der Astrid-Lindgren-Schule nach Vimmerby.

17. 5. - 28. 5. 1985 Klassenfahrt der 4c der Astrid-Lindgren-Schule nach Vimmerby.

26. 4. - 30. 4. 1985 Besuch einer schwedischen Schülergruppe aus Vimmerby mit Unterbringung in Ratinger Familien.

18. 4. - 29. 4. 1988 Klassenfahrt der 4b der Astrid-Lindgren-Schule nach Vimmerby

1. 5. - 10. 5. 1988 Klassenfahrt der 4a der Astrid-Lindgren-Schule nach Vimmerby

24. 5. - 28. 5. 1988 Besuch einer schwedischen Schülergruppe aus Vimmerby mit Unterbringung in Ratinger Familien.

Ab 1989 standen in Schweden keine ausreichenden finanziellen Mittel zur Unterstützung des Austausches mehr zur Verfügung. Außerdem war auf schwedischer Seite wegen der hohen Reisekosten der Wunsch geäußert worden, in Zukunft Kontakte zu nordischen Nachbarländern wie Dänemark und Norwegen zu suchen. Vor allem aber wurde bevorzugt, den Schüleraustausch mit Gleichaltrigen zu pflegen. So konnte leider der Schüleraustausch zwischen Schülern aus Vimmerby und unserer Schule nach 1988 nicht mehr fortgesetzt werden.

Nun lag es nahe, Kontakt zu gleichaltrigen Schülern in unserem direkten Nachbarland Frankreich zu suchen. In Daniel Riga, dem Rektor der Maubeuger Grundschule „École primaire de Joyeuse“, fand ich den geeigneten Partner. Über diesen Austausch werde ich in der nächsten Ausgabe der Quecke (Nr. 78) berichten.

Gunnar-Volkmar
Schneider-Hartmann



Astrid Lindgren mit der Klasse 4a der Ratinger Astrid-Lindgren-Schule in ihrem Garten im Mai 1982

3) Zitat aus „Die Zeit“

4) Die Gesamtausgabe von „Madita“ erschien im Verlag Friedrich Oetinger im Jahre 1980



Die Spanner und Greifer von Tünkers halten Produkte, die in Serie hergestellt werden – weltweit. Als Familienunternehmen halten wir außerdem seit 1962 am Standort Ratingen fest und sichern Arbeitsplätze für die Region. Technologieführerschaft – made in Ratingen: www.tuenkers.de



TÜNKERS®
Erfindergeist serienmäßig.

Tünkers hält.

Ratingen
Kreis Mettmann

200 Jahre Mauerschule im Schwarzbachtal

Im Jahr 2006 jährte sich die Gründung der Schwarzbacher Mauerschule (nach ihrem Standort am Mauerweg bzw. neben dem Gehöft „An der Mauer“ benannt) im Jahr 1806 zum 200. Mal. Schulbetrieb fand zum Geburtstag keiner mehr statt, da die Schule bereits 1959 aus dem Ursprungsgebäude auszog und schließlich im Schuljahr 1968/69 ganz geschlossen wurde. Dennoch gab es im Oktober 2006 eine kleine Feierstunde vor Ort: Über 30 ehemalige Schülerinnen und Schüler kamen zu einem Klassentreffen zusammen und spendierten ihrem alten Schulgebäude eine Gedenktafel, die seitdem an der Außenwand der heute als Wohnhaus genutzten Schule an Gründung und 149 Jahre Schulbetrieb von 1810 bis 1959 erinnert. Über die lange Geschichte dieser Schule existieren heute nur mehr bruchstückhafte Informationen. Eine Schulchronik gab es nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr, einer der ersten Nachkriegslehrer der Mauerschule, Helmut Entrop, der 1947 seinen Dienst dort antrat, begann jedoch während seiner langjährigen Tätigkeit, aktuelle Geschehnisse zu dokumentieren und Informationen über die Zeit vor 1947 zusammenzutragen. Entrop, der 1989 verstarb, ist es zu verdanken, dass zum 200-jährigen Schuljubiläum überhaupt ein Rückblick auf Entstehung, Blütephase und Ende dieser traditionsreichen Schule möglich ist.



Gedenktafel an der ehemaligen Mauerschule im Schwarzbachtal

Ihren Anfang nimmt die Geschichte der Mauerschule kurz nach dem Beginn des 19. Jahrhunderts, als die französische Regierung im Jahr 1806 die Eröffnung einer Honschaftsschule in Schwarzbach genehmigte, damals noch mit dem Namen „Schule an den Mauren“. Im Volksmund war später aber auch der einfache wie bezeichnende Name „Schwarzbachschule“ weit verbreitet. Der Schulbetrieb begann noch im gleichen Jahr, mangels Gebäude aber zunächst in Räumlichkeiten anliegender Bauernhöfe. Nach vier Jahren Wartezeit konnten Schüler und Lehrer endlich in das neue Gebäude am Mauerweg einziehen, das gleichzeitig die einzige Gemeinschaftsschule im Umkreis darstellte. Aufgrund der geringen Schülerzahl konnten alle acht Klassen in einem Raum gemeinsam unterrichtet werden. Die Schule wurde von Schülern beider Konfessionen besucht, welche direkt aus Schwarzbach, aber auch aus weiter entfernt gelegenen Ortschaften am Stadtrand von Ratingen und Düsseldorf kamen. Die Schulwege, die in der Regel zu Fuß zurückgelegt wurden, waren weit und führten zum Teil einsam durch das Schwarzbachtal. Da die meisten Kinder aus Bauernfamilien stammten, war die Begrenzung der Schulzeiten über lange Jahre ein stetes Diskussionsthema, sollten sie doch nach der Schule noch im elterlichen Bauernhof mit anpacken.

Erster in der Schulchronik verzeichneter Lehrer war Peter Johann König, der am 29.2.1788 auf dem Holz bei Wald geboren wurde und von 1810 bis 1859 fast sein gesamtes Berufsleben an der Mauerschule wirkte. Er verstarb am 14.5.1862 in Krefeld. Am 28.9.1890 schenkte der Enkel von Peter Johann König, Herr Prof. Dr. Adam König, der Schule ein Porträt ihres ersten Lehrers aus dem Jahr 1855. Die Widmung ist auf das 80-jährige Jubiläum der Schule bezogen, woraus der Chronist und einstige Lehrer an der Mauerschule, Helmut Entrop, die Einweihung des neuen Schulgebäudes im Jahr

1810 (andere Quellen sprechen von 1819) ableitet.

Die Verhältnisse des Schulbetriebes im frühen 19. Jahrhundert wurden u.a. in der Verordnung der Königlich-Preußischen Regierung vom 30. 10. 1825 „über Schulbesuch, Schulgeld und Schulzucht“ geregelt. Hier heißt es u.a.: „An Anträgen: das Schulgeld gänzlich abzustellen, und statt desselben dem Lehrer eine feste Einnahme auf andere Weise zu sichern, hat es nicht gefehlt; allein, wollten wir auch davon absehen, dass den Lehrern, nach der Zahl der ihnen anvertrauten Kinder, eine größere oder geringere Belohnung gebühre; dass der Wetteifer durch das Schulgeld mit belebt werde, und diese Einnahme dem Lehrer unter allen Zeitumständen gesichert werden kann; so müsste doch ein Hinblick auf die schweren Lasten, welche jetzt den Grundbesitzer drücken, uns abhalten, durch Abstellung des Schulgeldes die Gemeinde-Kasse noch mehr zu belasten.“ Eine 182 Jahre alte Aussage, die fast ein wenig an die aktuelle Debatte über die Einführung von Studiengebühren an den Hochschulen erinnert...

Weiter heißt es in der königlichen Verordnung: „Über die Frage: ob ein Lehrer, welcher einen höheren Gehalt als das Minimum des Normal-Gehaltes von 66 Reichstalern bezieht, auch auf Erhöhung des monatlichen Schulgeldes zum Betrage von 3 Silbergroschen Anspruch machen könne, behalten wir uns in der Art die Entscheidung vor, dass über jeden einzelnen Fall besonders berichtet werden muss.“ Weiterhin hält die Verordnung für einen Lehrer ein typisches Jahreseinkommen von 186 Talern zuzüglich freier Wohnung und Garten fest und konstatiert: „Ein solches Einkommen kann wohl nicht als zu hoch erscheinen.“

Weit weniger komfortabel erging es dem ersten Lehrer der Mauerschule, für den die Schulchronik um 1850 trotz zwischenzeitlich eingeführtem Grundgehalt neben der kostenlosen Dienstwohnung lediglich folgendes Einkommen nachweist:



Die Schülerinnen und Schüler der Mauerschule mit ihrem Lehrer Helmut Entrop (1921 - 1989) zu Anfang der 1950er-Jahre.

Die Kleinen des 1. und 2. Schuljahres fehlen auf dem Bild, so auch Autor Siegfried Zirr. Im Hintergrund der Hof „An der Mauer“, von dem die Schule ihren Namen bekam

„Normalgehalt: 65 Taler,
18 Silbergroschen, 9 Pfennig,
Schulgeld: 40 Taler,
Heizungskosten 19 Taler“

In einem Schreiben des Bürgermeisters der Gemeinde an den „Wohlloblichen Schulvorstand“ weist dieser sogar darauf hin, dass „mancher Lehrer mit verstärkten Nahrungsfragen zu kämpfen habe.“ Die Gemeinderäte wurden daher um eine Unterstützung im Fall ihres Lehrers gebeten, zumal den Lehrern per Verordnung vom 23. 11. 1848 ausdrücklich verboten war, ihre finanzielle Lage durch den Verkauf von Schulbüchern oder Schreibmaterialien aufzubessern.

Mit dem Verfahren über die Bestrafung von Schulversäumnissen beschäftigt sich der Erlass im Amtsblatt der Regierung zu Düsseldorf vom 30. 6. 1836. Danach hatte der Lehrer dem Pfarrer eine monatliche Versäumnisliste einzureichen. Nach der Überprüfung durch den Pfarrer leitete dieser die Liste weiter an den Bürgermeister. Die Eltern der säumigen Kinder wurden mit einer Geldstrafe von einem Silbergroschen bis zu einem Reichstaler bestraft. Für den Fall der Zahlungsunfähigkeit wurde eine Gefängnisstrafe verhängt, wobei fünf Silbergroschen einer vierstündigen Gefängnisstrafe gleichzusetzen waren.

Im Jahr 1903 wurden erstmals Zeugnisse an der Mauerschule ausgegeben, da der Schulvor-

stand gemäß Sitzungsprotokoll „die Zweckmäßigkeit von Zeugnisheften“ erkannt hatte. In dieser Zeit hatte die Schule sehr viele Schüler zu betreuen, so dass zum Teil „Halbtagesunterricht“ eingeführt wurde: Die älteren Schüler kamen von 8 bis 12 Uhr, um nachmittags bei der Feld- und Gartenarbeit aushelfen zu können, die jüngeren Schüler wurden erst nachmittags unterrichtet, damit sie in dieser Zeit unter Aufsicht waren und die Mutter der Feldarbeit nachgehen konnte.

Rund 50 Jahre später (über die Zwischenzeit gibt es kaum überlieferte Informationen) hatte sich die Schülerzahl auf 50 bis 60 Kinder gesteigert. Im Schuljahr 1949/50 konnte laut Schulchronik der erste eigene St. Martins-Umzug von der Mauerschule mit ihren 57 Schülern organisiert werden, der vom Homberger Posaunenchor musikalisch unterstützt wurde. Im Schuljahr 1951/52 erreichte die Schülerzahl erstmals die Marke 60, sodass es zu einem Mangel an Schulbänken kam. Nachdem man sich zwischenzeitlich mit Gartenmobiliar behelfen musste, konnten schließlich von einer benachbarten Schule einige überzählige Schulbänke übernommen werden. Auch die nicht mehr zeitgemäße Toilettenanlage wurde in diesem Jahr neu gebaut.

Bauliche Maßnahmen prägten auch das Folgeschuljahr 1952/53. Da man für die Vorbereitung auf

die Bundesjugendspiele keinerlei Trainingsmöglichkeiten an der Schule hatte, wurde kurzerhand im Garten der Schule eine eigene Weitsprunggrube errichtet. Offensichtlich mit Erfolg, denn laut Schulchronik erzielte die Mauerschule bei den Wettkämpfen ein besseres Ergebnis als in den Vorjahren. Für das Jahr 1954 verzeichnet die Chronik eine Verfügung, dass alle Kinder des Abschlussjahrganges der achten Klasse, die bis Ostern noch über keine Lehrstelle verfügen, auf Antrag ein freiwilliges neuntes Schuljahr absolvieren können. Im Jahr 1954 machte davon aber kein Schulabgänger der Mauerschule Gebrauch, da alle Kinder eine Lehrstelle gefunden hatten, was auch als Beleg für die hohe pädagogische Qualität an der Mauerschule gewertet werden kann.

Bis 1954/55 sank die Schülerzahl aufgrund von Umzügen und Übergängen auf höhere Schulen auf 42 Kinder. Am 12. 3. 1955 wurden im Rahmen moderner Lehrmethoden zwei Schulfunkgeräte beschafft. Schüler aus dieser Zeit berichten, dass diese Radiogeräte nicht bei allen Schülern für Freude sorgten: Während die höheren Klassen dem Schulfunk im Radio lauschen mussten, um später einen Aufsatz darüber zu verfassen, saßen die unteren Klassen im gleichen Raum nicht selten an verzwickten Matheaufgaben und durften sich durch das Radio nicht ablenken lassen. Typisch für den Einklassenunterricht von acht Schuljahren war auch die Kontrolle der Rechenaufgaben jüngerer Schüler durch Schüler höherer Klassen. So hatte der Lehrer selber lediglich die Aufgaben der achten Klasse nachzusehen, bei den anderen Schülern wurde nur die Fehleranzahl per Aufzeigen abgefragt.

Ein großer Erfolg war der Schulausflug am 15. 7. 1955, der mit zwei Omnibussen zum Laacher See führte und erstmals die Eltern einbezog. Künftig sollte so ein gemeinsames Ereignis in jedem Jahr wiederholt werden, um „eine ersprießliche Förderung der Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus“ zu ermöglichen.

In den fünfziger Jahren wurde vom Lehrkörper zunehmend der inzwischen schlechte bauliche Zustand



Die Rückseite der alten Mauerschule mit dem Schulhof Ende 1957

des Gebäudes beklagt. Vor allem Feuchtigkeitsschäden wurden zum Problem, außerdem vermerkt die Chronik das Fehlen eines Gruppenarbeitsraumes und eine zu kleine Garderobe. Weiter heißt es: „Der kleine Schulhof lässt einen geordneten Turnunterricht und Spiel der Kinder während der Pause nicht zu. Hinzu kommt, dass die Decke des Hofes nicht befestigt ist. Dies hat zur Folge, dass der Hof bei Regen- und Tauwetter knöcheltief aufweicht. Die Kinder müssen dann die Pause in der Klasse verbringen“, heißt es weiter. Bei einer erneuten Besichtigung des Schulgebäudes durch Oberregierungs- und Baurat Blasberg am 10. 4. 1956 wurde dessen Ende im Schulbetrieb besiegelt, nachdem feststand, dass eine Instandsetzung nicht mehr lohnend sei und stattdessen ein Neubau errichtet werden sollte.

Am 6. Februar 1958 wurde schließlich der Grundstein für die neue Mauerschule auf einer ehemaligen Landwirtschaftsfläche südlich der alten Schule gelegt, die der Landwirtin Hilde Behmenburg für drei DM pro Quadratmeter abgekauft worden war. Der Plan, die alte Schule abzureißen und an gleicher Stelle durch einen Neubau zu ersetzen, war aus Kostengründen verworfen worden. Als Baukostenbudget für die neue Schule wurden 190.000 DM festgelegt. Da die Gemeinde nur einen Eigenanteil von 40.000 DM aufbringen konnte, der vom Kreis um 34.200 DM ergänzt wurde, musste das Land mit 115.800 DM den größten Teil der Baukosten auf-

bringen. Die Gemeinde finanzierte ihren Eigenanteil im Wesentlichen durch den Verkauf der alten baufälligen Schule an den Düsseldorfer Elektromeister Goßmann, der hierfür 35.000 DM bezahlte. Mit der Bauausführung wurden die Firmen Brix (Hasselbeck-Schwarzbach) und Jung (Düsseldorf) beauftragt. Unter anderem wegen eines Rechenfehlers in der Baukostenplanung beliefen sich die endgültigen Baukosten der neuen Schule auf 243.000 DM, 53.000 DM mehr als geplant. Aufgrund des Rechenfehlers bewilligte die Regierung nochmals einen Zuschuss in Höhe von 9.000 DM, die anderen Mehrkosten verblieben bei der Gemeinde.

Am 27. Juni 1958 wurde das Richtfest der neuen Schule gefeiert, im Dezember 1958 konnte die Dienstwohnung der neuen Schule bezogen werden. Da die Klassen-

räume der neuen Schule aufgrund von Verzögerungen beim Bau (u.a. widrige Witterungsverhältnisse) noch nicht fertig waren, fand der Unterricht übergangsweise noch weiterhin im schon verkauften alten Schulgebäude statt, dessen ehemalige Dienstwohnung zu diesem Zeitpunkt bereits der neue Eigentümer bewohnte. Am 29. April 1959 wurde die alte Schule endgültig geräumt und der Unterricht fand ab diesem Tag im neuen Schulgebäude statt. Den Umzug erlebten nur 26 Kinder, weniger als die Hälfte der Schülerzahl, die hier noch sieben Jahre zuvor zu verzeichnen war.

Die neue Mauerschule, von der Presse als „die schönste Schule im Amt Hubbelrath“ gefeiert, überlebte unterdessen nicht mal zehn Jahre. Richtet man sich nach den Aufzeichnungen von Helmut Entrop, waren dies aber sozusagen die Blütejahre der Mauerschule, fallen doch viele schöne Ereignisse und Erfolgserlebnisse in diese kurze Periode der Schulgeschichte. 1959 errangen die Kinder der Mauerschule bei den Bundesjugendspielen den Wanderpokal des Amtes Hubbelrath, obwohl sie wegen der noch nicht fertiggestellten Außenanlagen der neuen Schule kaum Trainingsmöglichkeiten hatten. Am 20.12.1959 wurde im Rahmen der traditionellen Weihnachtsfeier das neue Schulgebäude offiziell übergeben und eingeweiht. Jedes Kind erhielt eine Weihnachtstüte mit Süßigkeiten und zwei Fotos: Das eine zeigt die gerade fertiggestellte neue Schule mit Kindern auf dem Schulhof, das



Die neue Mauerschule wurde am 29. April 1959 bezogen



Die „Gründungsschüler“ der neuen Mauer Schule bei einer Gruppenaufnahme im April 1959.

Sitzend von links nach rechts: Waltraud Meinberg, Brigitte Land, Elke Mick, Rosemarie Zirr, Margot Kuschel, Manfred Hahn, Heinz-Günther Niehaus, Günter Henning
 Stehend von links nach rechts: Inge Kröll, Johanna Meinberg, Magdalene Betting, Dieter Kuhnert, Helene Jachertz, Dieter Nikolai, Ke-Huo Yeh, Werner Wenk, Brigitte Nölle, Erika Nölle, Anneliese Zirr, Lehrer Helmut Entrop, Irmgard Zirr, Brigitte Kuschel, Maria Bernhofen, Erika Henning, Wolfgang Gerrits, Ingrid Jachertz, Bodo Friedel, Adalbert Zirr, Helmut Bernhofen

zweite die „Gründungsschüler“ des neuen Gebäudes auf einer Gruppenaufnahme. Einige der damaligen Schüler erinnern sich noch heute an das idyllische Schulleben, das auch im neuen Gebäude der Schwarzbachschule Bestand hatte. Vor allem der Blick durch das Klassenraumfenster direkt auf eine Kuhweide dürfte allen Schülern in Erinnerung geblieben sein.

Im Jahr 1960 errang die Mauer Schule bei den Bundesjugendspielen erneut den Wanderpreis als beste Schule im Amt Hubbelrath. Von den 13 Teilnehmern der Mauer Schule erhielten zwölf eine Urkunde, fünf von ihnen sogar eine Ehrenurkunde. Überschattet wurde das Jahr 1960 von einem Todesfall; der Schüler Wolfgang Gerrits verstarb infolge eines tragischen Verkehrsunfalls, als er von einem Traktor fiel und vom nachfolgenden Wagen überfahren wurde.

Im Schuljahr 1961/62 besuchten 37 Kinder die Mauer Schule, der große Schulausflug mit Elternbeteiligung führte per Omnibus in den Westerwald. Bei den Bundesjugendspielen 1962 errangen die Kinder der Mauer Schule zum dritten Mal in Folge den Wanderpreis, damit gelangte dieser endgültig in den Besitz der Mauer Schule. Die Schulentlassungsfahrt des Jahres 1963 führte mit einem Sonderzug

der Deutschen Bundesbahn nach Rotterdam. Im gleichen Jahr wurde die Mauer Schule bei den Bundesjugendspielen mit knappem Abstand zweiter Sieger. Am 24. Juli 1964 konnte der Wanderpreis aber erneut von der Mauer Schule gewonnen werden.

Im Laufe des Jahres 1965 wurden die ersten neuen Häuser der im Schulbezirk der Mauer Schule entstehenden sogenannten „NATO-Siedlung“ an der Bergischen Landstraße fertig, dadurch stieg die Anzahl der Schüler auf 41 an, 1966 wurden aus gleichem Grund sogar 50 Schüler in der Mauer Schule angemeldet, weshalb beim Schulamt die Genehmigung einer neuen Planstelle beantragt wurde. In den Osterferien 1966 wurde die Holzwand zwischen Klassenraum und Mehrzweckraum so versetzt und schallisoliert, dass zwei gleich große Klassenräume entstanden. Die Wegeverbindung von der NATO-Siedlung zur Mauer Schule wurde ausgebaut, so dass die Schüler nicht mehr über schlammige Landwirtschaftswege zur Schule laufen mussten. Für den 15. Mai 1966 verzeichnet Entrop 56 Schüler, von denen allein 17 aus der neuen NATO-Siedlung stammen. Der Schulausflug des Jahres 1966 führte wiederum per Charterbus in die Eifel. Auch bei den Bundesjugendspielen war die

Mauer Schule erneut erfolgreich, so dass nun zwei Wanderpreise dauerhaft im Besitz der Schule sind.

Nach der Räumung der Hubbelrather Kaserne durch das britische Militär und die Übernahme der Anlagen durch die Bundeswehr zogen im Jahr 1967 zahlreiche weitere junge Familien - vor allem Bundeswehrangehörige - in den Umkreis der Mauer Schule zu, so dass der Ansturm an neuen Schülern kaum mehr zu bewältigen war. Kurzfristig wurde daraufhin ein Gebäude (Baracke Nr. 16 der ehemaligen „Gort Barracks“) der Kaserne mit Hilfe der Bundeswehr in eine vierklassige Volksschule umgebaut und im September 1967 in Betrieb genommen. Nebenan entstand ein Kindergarten, zudem wurde ein neuer Zufahrtsweg direkt von der NATO-Siedlung zur neuen Behelfsschule gebaut. Diese „Kasernenschule“, die natürlich allen Kindern des Umkreises offen stand, unterstand formal der Mauer Schule, da sie in ihrem Schulbezirk lag.

Im September 1967 ergab sich kurz nach Eröffnung der Behelfsschule folgendes Bild: Das 1. bis 4. Schuljahr der Schwarzbacher Schüler wurde im bisherigen Gebäude der Mauer Schule unterrichtet, um den jüngsten Kindern aus Schwarzbach nicht den weiten Weg zum Erweiterungsbau zuzumuten. In der „Kasernenschule“ gab es zunächst drei Klassen: die Schuljahre 1 und 2, die Schuljahre 3 und 4 sowie die Schuljahre 5 bis 8. Zu Weihnachten 1967 wurden der Mauer Schule 1.000 DM Zuschuss für die Beschaffung eines Tonschmalfilmprojektors bewilligt, für die damalige Zeit eine kleine Sensation bei der Einführung zukunftsweisender Lernmittel.

1968 besuchten bereits 177 Kinder die „Kasernenschule“; ohne die schnelle Behelfslösung hätte die Mauer Schule diese Schülerzahl niemals bewältigen können. Im gleichen Jahr wurde der Bereich der NATO-Siedlung und der Kasernenschule vom Gemeinderat Hasselbeck-Schwarzbach in „Ortsteil Knittkuhl“ umbenannt, der später nach Düsseldorf eingemeindet wurde.

Nach einem Erlass des Amtsdirektors Büscher vom 30. März 1968

sind im Amt Hubbelrath im Zuge der Schulreform künftig nur noch vierklassige Schulen möglich, alle kleineren zweiklassigen oder ein-klassigen Schulen sollten verschwinden. Damit war das Ende der Mauerschule an ihrem traditionellen Standort besiegelt. Schon 1969 wurde die Mauerschule in Schwarzbach endgültig geschlossen, ihre Aufgaben vollständig an die Behelfsschule in Knittkuhl übergeben. Die Behelfsschule auf dem Kasernengelände wurde wiederum im Oktober 1972 durch einen Schulneubau im Zentrum von Knittkuhl ersetzt, der mit acht Klassenräumen und weiteren Nebenräumen endlich ausreichend Platz und gute Unterrichtsbedingungen für die große Schüleranzahl bot. Diese war aufgrund der Räumung der Engländersiedlung 1969/1970, in deren Folge weitere 138 Wohnungen deutschen Familien zur Verfügung standen, erneut angestiegen. Über 1,3 Mio. DM Investition waren für die neue Schule in Knittkuhl geplant worden.

1975 gelangte diese Schule über die Gemeindegebietsreform, bei der das Amt Hubbelrath aufgelöst wurde, zu Düsseldorf und existiert im Stadtteil Knittkuhl bis heute. Der Behelfsbau auf dem Kasernengelände besteht schon lange nicht mehr. Sowohl das alte wie auch das neue Mauerschulengebäude in Schwarzbach befinden sich heute im Eigentum der Textil-



Das Gebäude der alten Mauerschule im heutigen Zustand

fabrikantenfamilie Steilmann. Beide Gebäude bilden gemeinsam mit ausgedehnten Gartenflächen ein ansehnliches Areal, das größtenteils eingezäunt ist. Das neue Mauerschulengebäude ist daher kaum von außen zu sehen. Lediglich das alte Mauerschulengebäude, an dem sich auch die Gedenktafel befindet, ist vom Mauerweg her noch gut zu erkennen und erinnert an 163 Jahre Schwarzbacher Schulgeschichte.

Torsten Lux/Siegfried Zirr

Quellen:

Baumann, Richard: Von der Lateinschule zum Klick ins Internet: Sieben Jahrhunderte Ratinger Schulgeschichte

Entrop, Helmut: Schulchronik der Schwarzbachschule (unveröffentlicht)

Zirr, Siegfried: eigene Aufzeichnungen und Erinnerungen (unveröffentlicht)

Manche Eltern kümmern sich nicht um die Kinder. Sie machen es wie der Strauß, der seine Eier auf die Erde legt und weggeht. Sie lassen es dabei bleiben, dass sie Kinder gezeugt haben, nicht mehr tun sie dazu. Solche Kinder wachsen ungezogen auf und sind den anderen Kindern Gift und Schmeiße, so daß sie zuletzt die ganze Stadt verderben.

Viele Eltern sind leider zu ungeschickt, die Kinder zu lehren. Sie haben selbst nichts gelernt außer den Bauch zu versorgen.

Einige Eltern wären geschickt genug und wollten ihre Kinder

lehren, aber ihre Geschäfte und Haushalte geben ihnen weder Zeit noch Raum dazu. Wenn sich jeder von ihnen einen eigenen Hauslehrer halten müsste, würde es oft um der Armut willen nicht möglich sein.

Darum soll es dem Rat und der Obrigkeit gebühren, die allergrößte Sorge um das junge Volk zu haben. Sie täten nicht redlich vor Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen nicht suchten mit allem Vermögen, Tag und Nacht.

Nun liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein darin, dass man große Schätze sammle, feste

Mauern baue und schöne Häuser. Sondern das ist einer Stadt bestes Gedeihen, dass sie feine, gelehrte, ehrbare und wohl erzogene Bürger hat.

Es ist eine unmenschliche Bosheit, so man nicht weiter denkt denn so: „Wir wollen jetzt regieren, was geht es uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen.“ Nicht über Menschen, sondern über Säue und Hunde sollten solche Leute regieren.

Martin Luther

Aus dem Sendschreiben „An die Ratsherren aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen“ (1524).

Friedrich-Ebert-Schule

Die älteste städtische Realschule im Herzen der Stadt Ratingen

Wer im vergangenen Jahr die Schule auf der Philippstraße oder am Stadionring passierte, hat sicherlich die vielen bunten Fahnen gesehen, auf denen zu lesen war: „Die FES wird 50“ oder „Those were the days, my friend ... 1956 – 2006“.

In der Tat haben wir 2006 den 50. Geburtstag dieser Realschule mit diversen Feierlichkeiten begangen: Ein Konzertabend, eine „Oldie Night“ für alle ehemaligen Schüler/Schülerinnen und Lehrer/Lehrerinnen dieser Schule, ein großes Schulfest nach einer vorangegangenen Projektwoche, ein ökumenischer Gottesdienst und natürlich auch eine hochoffizielle Geburtstagsfeier waren Höhepunkte unseres „Jubiläumjahres“, an die wir alle uns gern erinnern.

Mit Freude, Stolz und Dankbarkeit durften wir erleben, dass es eine tiefe Verbundenheit mit unserer Jubilarin gibt, die weit über die aktive Zeit an dieser Schule hinausgeht, denn Hunderte von Ehemaligen nutzten die Gelegenheit für ein fröhliches Wiedersehen.

Natürlich waren diese Geburtstagsfeierlichkeiten auch Anlass, einmal zurückzublicken und nach-

zuforschen, wie alles begann. Werfen wir also einen kleinen Blick auf die bewegte Geschichte dieser Schule:

Die Vorbereitung der Gründung der ersten städtischen Realschule in Ratingen reicht zurück in den Dezember 1952. Hubert Rath gibt dabei den Anstoß, und sein Brief an einen Rater Ratsherren sorgte für die Initialzündung.

Dazu muss man sich an die Situation der weiterführenden Schulen in Ratingen erinnern: Außer den Volksschulen gab es 1952 nur ein Gymnasium in Ratingen, sodass Schüler, die eine Realschule besuchen wollten, beschwerliche Wege in die Nachbarstädte in Kauf nehmen mussten. Um den Gedanken der Gründung einer Realschule vorantreiben zu können, gründeten einige namhafte Persönlichkeiten im März 1953 die „Vereinigung der Freunde und Förderer der Realschule“. Einmalig in der Geschichte in NRW hat eine Schule somit einen Förderverein, bevor sie überhaupt existiert. Dieser Förderverein wird nun zur treibenden Kraft. Am 26.4.1955 beschließt dann schließlich der Rat der Stadt, die neue Realschule Ostern 1956 zu eröffnen.

Am 12. April 1956 ist es dann endlich soweit: Paul Hagen als erster Schulleiter, Maria Bächler (die übrigens zu unserer großen Freude bei unserem Festakt im letzten Jahr anwesend war) und Herbert Lehmann eröffnen mit zwei Klassen und insgesamt 78 Kindern das erste Schuljahr der neuen städtischen Realschule in Ratingen. Einige Monate lang ist sie in der Gemeinschaftsschule an der Minoritenstraße untergebracht. Das bedeutet, dass die beiden Schulen schichtweise im wöchentlichen Wechsel von vor- und nachmittags arbeiten müssen.

„Das Hofgebäude an der Minoritenschule wurde mehrere Jahre raumweise an verschiedene Schulen nach dem jeweiligen Bedarf verteilt. 1956 baute man das obere Geschoß aus, so daß zwei Räume und behelfsmäßig geschaffene Nebenräume für die neu gegründete Realschule zur Verfügung standen. Ab Herbst 1957 waren es vier, ab 1958 alle sechs Räume, die die Realschule benutzen konnte. Im Januar 1959 entschließt man sich, auf dem Hof Holzbauten zu errichten, 1961 wird auch das Vordergebäude durch die Realschule übernommen.“¹⁾



Um die ersten beiden Klassen der neuen Realschule aufnehmen zu können, wird das alte Hofgebäude der ehemaligen Katholischen Schule I an der Minoritenstraße 1955 mit einem zusätzlichen Stockwerk versehen

Die „Unterbringungsprobleme“ der neuen Schule dauerten an, bis dann – am 8. Juli 1965 – die Grundsteinlegung für das neue Gebäude erfolgte (zeitgleich zur Grundsteinlegung für das „Doppelgymnasium“). Ein Jahr später erhält die Realschule ihren heutigen Namen, und seit Juli 1967 befindet sie sich in den bekannten Räumlichkeiten an der Philippstraße. Aber selbst dieses Gebäude entpuppte sich viel zu schnell als viel zu eng und machte auf Dauer zwei „Tochterschulen“ notwendig, die eine 1969/70 in Lintorf, die andere 1979/80 in Ratingen West.

1) Otto Samans „Geschichte der katholischen Schule an der Minoritenstraße“, „Die Quecke“ Nr. 57 vom Oktober 1987, S.6

Urkunde

Im Jahre eintausendneunhundertfünfundsechzig, als Dr. Heinrich Lübke Bundespräsident war, Prof. Dr. Ludwig Erhard Bundeskanzler, Dr. Franz Meyers Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen, Peter Kraft Bürgermeister der Stadt Ratingen und Josef Kortendick Stadtdirektor, als die Stadt Ratingen 38.564 Einwohner zählte, wurde zu diesem Bau einer Realschule, die seit der schwierigen Gründung im Jahre 1956 notdürftig in Baracken an der Minoritenstraße untergebracht war, der Grundstein gelegt.

Der Bau dieser Schule wurde am 22. Juni 1962 vom Rat der Stadt beschlossen und wird nach den Plänen des Diplom-Architekten Heinz Kuhl aus Eilen ausgeführt. Die Baukosten sind für den 1. Bauabschnitt auf rund 3,7 Millionen DM veranschlagt.

Die Realschule zählt im Jahr dieser Grundsteinlegung 468 Schüler und Schülerinnen.

Dieses Bauwerk soll der Jugend dienen in künftigen Zeiten, von denen wir hoffen und wünschen, daß es nur Zeiten des Friedens sein mögen.

Ratingen, den 8. Juli 1965

Der Bürgermeister:

Schmitt

Der Stadtdirektor:

Kortendick

Die Grundsteinlegungsurkunde vom 8. Juli 1965

Und so ist die Friedrich-Ebert-Schule heute eine von drei staatlichen Realschulen in Ratingen. Sie hat sich – wie Bürgermeister Birkenkamp in seinem Grußwort schrieb – „zu einer leistungsfähigen, lebendigen und kreativen Bildungseinrichtung entwickelt, die einen guten Ruf in der Öffentlichkeit und bei Arbeitgebern genießt“.

Lehrer und Lehrerinnen dieser Schule sehen sich in der Tradition engagierter und kompetenter Vorgänger und sind intensiv bemüht, dem geforderten Bildungs- und Erziehungsauftrag – manchmal auch unter schwierigen Bedingungen – gerecht zu werden. Wir werden dabei – wie auch schon in den Jahrzehnten zuvor – durch die tatkräftige Hilfe vieler Eltern und besonders auch des immer noch lebendigen Fördervereins unterstützt. Wir haben allen Grund, auf viele unserer Schülerinnen und Schüler stolz zu sein, die das po-

sitive Bild dieser Schule maßgeblich mitgeprägt haben, sei es durch ihr soziales Engagement, durch die erfolgreiche Teilnahme an unterschiedlichen landes- und bundesweiten Wettbewerben, sei es durch eine Vielzahl an sportli-

chen und künstlerischen Erfolgen oder einfach dadurch, dass sie zuverlässig und kompetent Verantwortung als Streitschlichter, im Sanitätsdienst, als Mitglied des Jugendrates der Stadt Ratingen etc. übernehmen.

Wir wollen auch weiterhin ein Ort sein, an dem die Schülerinnen und Schüler ihre Kräfte entwickeln, ihre Zukunftsperspektiven entdecken und die dafür notwendigen Fähigkeiten, Kenntnisse und Einsichten erwerben. Diese Zielsetzung findet in dem 1999 entstandenen und immer wieder aktualisierten Schulprogramm seine konkrete Umsetzung. Und so liegen unsere besonderen Akzente u. a. in folgenden Bereichen:

- Individuelle Förderung im unterrichtlichen und außerunterrichtlichen Bereich
- Kooperation mit der Stadt Ratingen als Wirtschaftsunternehmen mit der Zielsetzung einer Verbindung zur Arbeits- und Berufswelt (ein entsprechender Kooperationsvertrag wurde 2003 im Rahmen einer kleinen Feierstunde im Ratssaal unterzeichnet)
- Differenzierte Beratungsangebote u.a. durch eine Sozialpädagogin an unserer Schule, deren Arbeit wir durch regelmäßige Sponsorenläufe selbst finanzieren
- Aufbau sozialer Kompetenz durch unterschiedlichste Maßnahmen und Projekte



Das Kollegium der Friedrich-Ebert-Schule im Jubiläumsjahr 2006



Gebäude der Friedrich-Ebert-Schule an der Philippsstraße

Und wie geht es in den nächsten Jahren weiter mit der „FES“, wie sie von den Insidern liebevoll genannt wird?

Pünktlich zum Geburtstag unserer Jubilarin gab es im vergangenen Jahr auch eine Vielzahl von „Geburtstagsgeschenken“ seitens des

Schulträgers, über die wir alle uns riesig gefreut haben: Unser gesamter Haupttrakt wurde renoviert und erstrahlt in neuem Glanze, der Fachtrakt wird noch in diesem Jahr erneuert – und in diesem Jahr erfolgt auch der Spatenstich für das schönste Geschenk: ein neuer An-

bau, der die alten, maroden Pavillons ersetzen wird und uns die Chance gibt, den Schulhof kinder- und bewegungsfreundlich zu gestalten.

Wir sind der Stadt Ratingen als Schulträger sehr dankbar, dass sie stets bemüht war und ist, die sachlichen Voraussetzungen für die Arbeit in unserer Schule zu erfüllen und dafür Sorge zu tragen, dass Kinder und Jugendliche sich in den Räumlichkeiten dieser Schule wohlfühlen können.

2008 soll der Anbau fertiggestellt sein – und wir werden dies sicherlich gern wieder zum Anlass für eine gemeinsame Feier dieser Schule nehmen. Wenn Sie dann die Schule auf der Philippsstraße oder am Stadionring passieren und bunte Fahnen sehen, dann wissen Sie, unsere „Jubilarin“ hat ihre „Schönheitsoperation“ erfolgreich überstanden und freut sich in „jugendlicher Frische“ auf ihren nächsten Geburtstag.

Angelika Melzer



Uns faszinieren Blumen...

...und die Möglichkeiten ihre besonderen Anlässe mit außergewöhnlichen Ideen unvergesslich zu gestalten.

blumen
enk

Zentrale & Showroom:

Kullbeeksweg 9a
40885 Ratingen-Lintorf
Tel. +49 (0) 2102.18164
Fax +49 (0) 2102.18196
info@blumenenk.de

enk eventstyling

Ratingen-Lintorf

enk blumen & co

Ratingen-Lintorf
Ratingen-Tiefenbroich

enk gartencenter

Ratingen-West

www.blumenenk.de

Rätselhaftes Ratingen

Die Gewinnspiele des Jugendamtes der Stadt Ratingen erfreuen sich seit Jahren großer Beliebtheit

Seit 2001 - Anlass war das Stadtjubiläum „725 Jahre Stadt Ratingen“ - bietet das Ratinger Jugendamt zu unterschiedlichen Themen Preisrätsel an, um Kindern und Jugendlichen auf spielerische Art mehr Wissen zu vermitteln. In den Fragenkatalogen mit zum Teil bis zu 60 Fragen geht es um Geschichte, Kunst, Literatur, Geografie, bedeutende Persönlichkeiten und Themen zu aktuellen Anlässen.

Die Nachfrage ist groß. Mittlerweile hat sich in der Dumeklemmerstadt eine Rätselgemeinschaft gebildet, die sich im Rathaus regelmäßig nach neuen Gewinnspielen erkundigt. Die Fragebögen liegen im Rathausfoyer, im Medienzentrum und in verschiedenen öffentlichen Einrichtungen zur Mitnahme aus und werden auf Anfrage nach Hause versandt. Schulen und Jugendeinrichtungen erhalten die Vordrucke über den städtischen Verteiler. Bei Bedarf wird nachgedruckt. Rund 9.000 Rätsel-freunde aus Ratingen und anderen Städten haben sich bisher am städtischen Ratespaß beteiligt.

„Das war ganz schön schwierig.“ Diesen Kommentar bekommen die städtischen Initiatoren gelegentlich zu hören. Doch zu leicht möchten es die Frage(n)steller den Teilnehmern nicht machen. Schließlich sollen Wissenslücken geschlossen werden. Darüber hinaus gibt es Hilfsmittel wie Literatur



Preisverleihung für das Gewinnspiel „Politik“ im Rathaus der Stadt Ratingen am 15. November 2006. Ganz links Michael Baaske vom Jugendamt, die Erste Stellvertretende Bürgermeisterin Anne Korzonnek und (mit Blumenstrauß) Gisela Peitz-Adenauer, eine Enkelin des ersten Bundeskanzlers Konrad Adenauer, die die Preisverleihung vornahmen

oder das Internet, mit denen Informationsdefizite ausgeglichen werden können. Notfalls fragt man bei Familienangehörigen und Freunden nach und regt damit die eine oder andere Diskussion an. Preisrätsel im Multiple-Choice-Verfahren haben für Kinder und Jugendliche einen besonderen Reiz, sich mit dem jeweiligen Thema zu beschäftigen. Zusätzlich locken interessante Preise, die der Bürgermeister der Stadt Ratingen oder seine Vertretung im Rathaus überreicht. Die spielerische Wissensvermittlung stößt bei vielen Pädagogen auf positive Resonanz.

Die Schulleiterin der Friedrich-Ebert-Realschule, **Angelika Melzer**, die das Preisrätsel zum Thema „Judentum“ in ihrem Religionsunterricht eingesetzt hat, äußert sich in einem Artikel der in Berlin erscheinenden Jüdischen Allgemeinen vom 29. September 2004 wie folgt: „... Besonders interessant fanden die Schüler alles, was einen Bezug zu Ratingen hatte. Es hat viele Schülerinnen und Schüler zum Nachfragen angeregt. Nun gilt es darauf aufzubauen und einzelne Begriffe und Themen des Rätsels näher zu beleuchten. Damit kann der Unterricht anschaulich gestaltet werden ...“



Firmen-, Vereins-, Schul- und ähnliche Festveranstaltungen
Für eine optimale Betreuung Ihrer Kinder sorgt das Spielmobil „Felix“ des Ratinger Jugendamtes
Fernruf 02102-5505660
www.ratingen.de/kinder&jugend



*Wir haben von Dresden & Felix auf Ratingen & geliebt
Original Druckgraphik (Kulturverbreitung) von Stefan Fiedler*

Gerade die Vielfalt der Fragen aus den unterschiedlichsten Bereichen macht den Reiz der Rätsel aus, und auch bei der Auswahl der Alternativantworten, unter denen die Rater wählen müssen, hat es sich das veranstaltende Jugendamt nicht leicht gemacht: auch über die falsche Antwort lässt sich Wissen vermitteln.

Ole von Beust, Erster Bürgermeister von Hamburg, bemerkt in einem Schreiben vom 27. April 2004 an die Stadt Ratingen: „... Ich habe mit großem Interesse gelesen, wie Sie auf spielerische Weise Kindern und Jugendlichen Wissen vermitteln. Ihnen ist bekannt, dass sich die Politik derzeit intensiver denn je mit Fragen der Bildungspolitik beschäftigt. Wissen und Qualifikation sind die Voraussetzung unseres Industriestandortes (...) Um das Ziel, unsere Jugend erstklassig auszubilden, müssen wir uns in Deutschland alle bemühen. (...) Ich freue mich daher besonders über Ihre Initiative und wünsche dabei Erfolg und Freude.“

Und der Regierende Bürgermeister von Berlin, **Klaus Wowereit**, lobt die Rater in einem Grußwort vom 28. September 2005: „... Die Preisrätsel des Ratinger Jugendamtes haben eine gute Tradition und die unterschiedlichsten Themen zum Inhalt. (...) Ich bin sicher, viele von euch werden das schaffen, denn die Rater, das beweisen die vorangegangenen Quizrunden, sind helle ...“

Anerkennung auch von allerhöchster Stelle: Bundeskanzlerin



Klaus Wowereit,
Regierender Bürgermeister von Berlin



Einige Preisrätsel und Gewinnspiele aus den letzten Monaten

Dr. Angela Merkel, die den Ehrenpreis für das Politik-Gewinnspiel gestiftet hat, lässt in einem Schreiben vom 10. November 2006 an die Stadt Ratingen anmerken: „... Last but not least gilt Ihnen, lieber Herr Baaske, ein besonderes Wort des Dankes für Ihren seit Jahren ungebrochenen Einsatz, mit dem es Ihnen ganz offensichtlich immer wieder gelingt, Jugendliche zu motivieren und sie für eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung zu interessieren ...“

In der Ratinger Presse wird regelmäßig und gerne über die städtischen Gewinnspiele berichtet, und wenn überregionale Zeitungen (unter anderem Jüdische Allgemeine, Berliner Zeitung) über den Ratinger Ratespaß schreiben, erhalten die Initiatoren Rückmeldungen aus dem gesamten Bundesgebiet. Im Ratinger Jugendamt stapeln sich die Aktenordner mit den Preisrätseln und lesen sich wie ein „Who is Who?“.

Hier nun einige herausragende Preisrätsel in chronologischer Reihenfolge und die jeweiligen Stifter der Hauptpreise:

- 2001 Stadtjubiläum „725 Jahre Stadt Ratingen“
- 1. Berlin-Gewinnspiel (Hauptpreis: Bundeskanzler Gerhard Schröder)
- Rügen und die deutsche Ostseeküste (Hauptpreis: Wirtschaftsministerium des Landes Mecklenburg-Vorpommern)
- 1903 - 2003: 100 Jahre Harley-Davidson (Hauptpreis: Harley Davidson GmbH)

- Brandenburg und Beelitz (Hauptpreis: Brandenburgs Wirtschaftsminister Ulrich Junghanns)
- Europäische Baustilkunde von der Antike bis zur Gegenwart (Hauptpreis: Bundesminister Dr. Manfred Stolpe)
- Deutschsprachige Lyrik aus fünf Jahrhunderten: von Luther bis Loriot (Hauptpreis: Bundeskanzler Gerhard Schröder)
- Jüdische Geschichte, Religion, Tradition und Leistung (Hauptpreis: Dr. h. c. Paul Spiegel)
- Letzte Worte bedeutender Persönlichkeiten: „Es geht zu Ende - rasch das Dessert!“ (Hauptpreis: Bundespräsident Horst Köhler)



Dr. Angela Merkel, Bundeskanzlerin

- Fußball: Die Welt zu Gast bei Freunden (Hauptpreise: Bundesminister Otto Schily und Regisseur Sönke Wortmann)
- 2. Berlin-Gewinnspiel „Berlin: Gestern - Heute - Morgen“ (Hauptpreise: Klaus Wowereit und Hotel Adlon)
- Politik (Hauptpreise: Dr. Angela Merkel, Dr. Helmut Kohl und MdB Kerstin Griese)

In einer biografischen Gewinnspielreihe, die das Ratinger Jugendamt seit 2004 anlässlich von Jubiläen veröffentlicht, wurden bisher folgende Persönlichkeiten vorgestellt (Auswahl):

Johann Peter Melchior, Ludwig Mies van der Rohe, Ludwig Richter, Heinrich Heine, Karl Friedrich Schinkel, Caspar David Friedrich, Hauptmann von Köpenick, Auguste Rodin, Käthe Kollwitz, Max Liebermann, Paul Gerhardt, Carl Gotthard Langhans und Friedrich vom und zum Stein.

Zu den Preisstiftern zählen unter anderem Prof. Klaus Staack, Bischof Dr. Wolfgang Huber, Klaus Wowereit, MdB Kerstin Griese, diverse Museen (Eintrittsgutscheine) und Buchverlage.

Interessenten an ehemaligen und aktuellen städtischen Gewinnspielen erhalten Auskunft im Jugendamt der Stadt Ratingen: Telefon 02102-5505660 oder per E-Mail: info@spielmobilfelix.de

Michael Baaske
Jugendamt Stadt Ratingen
www.spielmobilfelix.de

„Gott aus, froh Herz, und suchte Freud...“
So schöne Kränze hader, so ein schickiges Diakoniker...


Preisfrage: Wer ist gemeint?

Als Preise wirken Bücher, Tonträger und Sonderbriefmarken.

Viel Spaß bei dem biografischen Ratespiel (Teil 2) wünscht das Jugendamt der Stadt Ratingen!

Der Gesuchte wurde am 12. März 1607 – vor 400 Jahren – als Sohn eines Bürgermeisters in Grünhainichen nahe Wittenberg im Kurfürstentum Sachsen geboren. Mit 14 Jahren war er bereits Volkswaise. Das elterliche Vermögen reichte, um die angesehenste Fürstenschule in Grimma zu besuchen, danach studierte er in Wittenberg Theologie. Er wollte Pastor werden, doch vorher kam sein dichterisches Talent zur Geltung. Er kämpfte für die Freiheit des Wortes und konnte wie kein anderer trösten. Seine besonderen Begabungen waren für ihn Gottes Gnade und Fügung.

Bedient du dich Weige und nimm dich Herz frohlich der ehrentuenden Pöppe das, den du Altmal rockt. Der Wölke, Lüft und Winder god Weige Lauf und Gehen, der wald auch Weige Andes, de dein Fuß geben kann.



Während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde der Gesuchte (Abb. links) als Pfarrer in und um Berlin. Die evangelische Kirche verstand ihm bis heute ihre bekanntesten Lieder.

Vor allem aber ist der Gesuchte dafür bekannt, wie er sein persönliches Schicksal thematisiert und verarbeitet hat. Spät mit 40 Jahren, hatte er geheiratet. Von seinen fünf Kindern starben vier sehr früh. Nach 15 Jahren Ehe verstarb 45-jährig seine Ehefrau Anna.

Ach, es ist ein bitter Leben und ein rechter Mynsternack, sich von seinen Kindern scheiden durch des schwarzen Todessengels Übergesicht ein Herzensbrechen, das kein Abend rockt kann ausgesprochen.

Von 1627 bis 1668 war der "Star des Protestantismus" leitender Pfarrer an der Berliner Hauptkirche St. Nikolai, nachdem er zuvor sechs Jahre in Mittelwalde wirkte und dort die Hälfte seiner 120 Kirchenglieder diente.

Nach Auseinandersetzungen mit dem Kurfürsten – Hintergrund war sein Widerspruch gegen das Toleranzedikt, das ihn als lutherischen Pfarrer die Kollé an reformierten Pfarrern verbot – verließ er Berlin und trat 1668 eine Pfarrstelle im brandenburgischen Lützen (Spreewald) an. Dort verstarb der Gesuchte am 27. Mai 1676 und wurde im Altarraum seiner Kirche begraben – nicht ahnend von seinem späteren Ruhm. Wie heißt der bedeutende Theologe und Kirchenliederdichter, über den sich Dietrich Bonhoeffer nach seiner Verhaftung durch die Gestapo 1943 in einem Brief an seine Eltern wie folgt äußerte: "... es ist gut, P.-G.-Lieder zu lesen und auswendig zu lernen, wie ich es jetzt tue...?"

Ist Gott für mich, so erste gleich alle wider mich, so ist ich auf und bereit, weicht alles hinter sich. Hab ich des Haupt zum Freunde und bin gewiß bei Gott, was sagt mir den der Fekede und Widersacher Rott?


Lösung: _____

Einwandschluss: 31. März 2007

Name, Vorname: _____

Anschrift: _____

Bitte im Rathaus abgeben oder einsenden an: Der Bürgermeister der Stadt Ratingen - Jugendamt - Postfach 101740 - 40857 Ratingen



Info: Michael Baaske
Gestaltung: Angela Schmidt
Jugendamt, Stadt Ratingen
Tel.: 02102 / 550 - 6600

Eines der biografischen Gewinnspiele aus dem Jahre 2007

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 1. und 2. Dezember 2007 vertreten.

- Wir bieten an:**
- Die neue Quecke Nr. 77 / Quecken Nr. 1–76 / Quecke-Sammelbände
 - Lintorfer Dokumente Nr. 1–5
 - Foto-Motive aus Alt-Lintorf / Postkartenheft „Spaziergang durch Alt-Lintorf“
 - Bücher von Theo Volmert: „Lintorf – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte“, Bände 1 und 2
 - „Eine bergische Pfarrgemeinde“ / „Mehr Heiteres als Ernstes“
 - Neuerscheinung: „Mühlengut Helpenstein in Lintorf“ von Dr. Bastian Fleermann

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland !

Jugendkulturjahr 2007:

Mixed Pickles, Mode, Make up und Musik „50 Jahre Jugendkultur“ - eine Ausstellung im Stadtmuseum

Der Ratinger Stadtrat hatte im Jahr 2006 den Beschluss gefasst, dass 2007 ein Jugendkulturjahr stattfinden solle. Es war gewünscht, dass das Stadtarchiv und das Stadtmuseum eine gemeinsame Ausstellung zum Thema „50 Jahre Jugendkultur“ durchführen sollten.

Vor diesem Hintergrund erwies es sich schon in der Planungsphase als tragfähige Entscheidung, dass wir ein Konzept erarbeitet hatten, welches vorsah, mit Hilfe eines Presseaufrufs die Bürgerschaft an diesem Ausstellungsvorhaben zu beteiligen. Dadurch wurde der Aufwand für die zeitraubende Exponatbeschaffung etwas verringert. Wir versuchten, Fotos, Dokumente und Objekte für die Ausstellung von Ratinger Bürgern zu gewinnen. Auf diese Weise wollten wir, da das Thema selbst keine spezielle regionale und lokale Rückbindung hat, vor allem die Erinnerungen der Zeitzeugen sowie eine schriftliche Überlieferung für die Stadtgeschichte bergen. Auch sollte auf diese Weise eine Verklammerung zwischen allgemeiner Geschichte und individueller Erfahrungsgeschichte sowie eine Kommunikation darüber erfolgen.

Auf den Aufruf hin meldeten sich zahlreiche Bürger in Museum und Stadtarchiv, um Fotos und Dokumente, dreidimensionale Objekte und auch ihre mündlichen Berichte als Zeitzeugen einzubringen. Natürlich konnte für die Ausstellung nur eine geringe Auswahl exemplarisch aufgenommen werden, so z.B. ein komplettes Jugendzimmer (Mädchen) einschließlich Dekorationen aus den 1950er-Jahren sowie ein Jugendzimmer aus den 1970er-Jahren, das aus Ratingen West stammte und auf der Grundlage von Fotos komplett nachgebaut wurde. Die 1960er- und 1970er-Jahre bildeten eine Schlüsselzeit in der Entwicklung von Jugendkulturen, sei es in Bezug auf Kleidung,



Das auf der Grundlage von alten Fotos komplett nachgebaute Jugendzimmer von Klaus Mönch aus den 1970er-Jahren

Musik, Auseinandersetzung der Generationen und mit der politischen Vergangenheit. Dies bestätigte sich aufgrund der Zeitzeugenberichte auch für Ratingen.

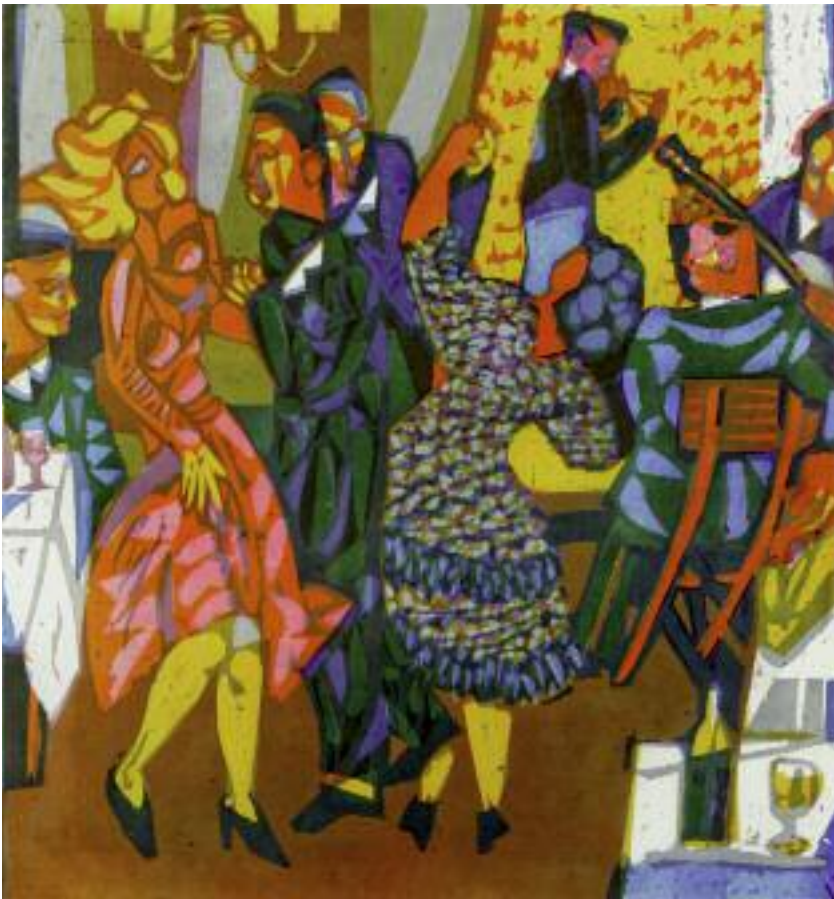
Ausgangspunkt für die Ausstellungskonzeption war die Frage: „Jugendkultur – was ist das?“ Nachfolgend werden die konzeptionellen Überlegungen benannt, die für die Ausstellungsvorbereitung eine Rolle spielten.

Nicht erst seit den 1950er-Jahren lässt sich von einer „Jugendkultur“ sprechen. Schon im Kaiserreich gab es Jugendvereine. Kindheit und Jugend waren aber noch nicht so scharf voneinander abgegrenzt, das „Erwachsenenalter“ dagegen war deutlicher festzumachen und begann eher. Mit dem Abschluss der Volksschule und dem Eintritt in das Erwerbsleben, dies war etwa im Alter von 15 Jahren, begann der sogenannte „Ernst des Lebens“.

Die eher offene Jugendbewegung der 1920er-Jahre, beflügelt durch eine Demokratisierung der Gesellschaft, zeichnete sich durch Naturverbundenheit („Wandervogel“, Pfadfinder) aus. Kino, Kabarett und Tanz waren attraktive Veranstaltungen für junge Erwachsene.

Tendenzen, die sich bereits in der „bündischen Jugend“ gezeigt hatten, griffen die Nationalsozialisten, neben militaristischen Elementen, in den Jugendorganisationen „HJ“ und „BDM“ wieder auf. Als Gegenbewegung gab es aber in den 1930er-Jahren auch schon eine Jugendkultur, die eng mit Musik verbunden war, die „Swingjugend“, die sich der Jazzmusik verschrieben hatte. Diese Jugendlichen wurden verfolgt und teilweise sogar mit KZ-Strafen belegt, da die Musik als „undeutsch“ galt und den Vorstellungen militärischer Disziplin widersprach. Die Jazz-Musikszene der frühen 1950er-Jahre knüpfte daran wieder an, doch geriet die Jazzmusik selbst bald eher in den Hintergrund (Musik der „intellektuellen Jugend“).

Als einer der frühesten Jugendproteste der jungen Bundesrepublik artikuliert sich der Protest gegen die Wiederbewaffnung im Zuge der Einbindung des Landes in die NATO (1955). Die Studentenbewegung, die Frauenbewegung, die ökologische Bewegung und die Friedensbewegung waren spätere politische Jugendbewegungen, die jeweils als Folie für die sich entwickelnden Subkultu-



Karl-Heinz Krauskopf: „Tanzcafé Ruwwe“, Linolschnitt, Mai 1958

ren zumindest ansatzweise in der Ausstellung mitthematisiert werden sollten, um eine Kontextgebundenheit herzustellen.

Ein neuer Jugendlichen-Typus, der sich vom eher „tradierten“ Jugendbild (korrekte Kleidung, kurzer Haarschnitt) stark unterschied, war seit den 1950er-Jahren entstanden: Der Halbstarke. Die Halbstarcken waren Vorreiter eines neuen jugendkulturellen Selbstbewusstseins, das sich nicht länger mit der vorherrschenden Orientierung an Fleiß und Sparsamkeit, Ordnung und Disziplin, Prüderie und sexueller Enthaltsamkeit identifizieren konnte. Besonders interessant ist das sich dazu parallel entwickelnde Frauenbild (vom „Fräulein-Typ“ zum Hippie-look).

Die neuen Helden waren Johnny Cash, James Dean, Elvis Presley. Die Halbstarcken wurden in gewisser Weise „Trendsetter“ für die Zukunft. Sie dienten als Vorbilder für spätere Jugendbanden, die als „Rocker“ auftraten. Jugendliche Protestformen glitten hier nicht selten in kriminelle Verhaltensformen ab. Jugendliche und Musikkultur waren eng miteinander ver-

bunden. Es war vor allem der Rock'n Roll, der die jungen Leute faszinierte. Die Beatles oder die Rolling Stones elektrisierten ganze Generationen von Jugendlichen.

Vergegenwärtigt man sich den hier skizzierten historischen Hintergrund, so lässt sich über die lokalgeschichtliche Analyse der Jugendkultur in Ratingen auf der Basis der Zeitzeugenberichte und von Zeitungsartikeln Folgendes sagen:

Jugendkultur in Ratingen war immer sehr stark beeinflusst von dem vielfältigen Angebot der umliegenden Großstädte, vor allem Düsseldorf: Dort gab es Kaufhäuser und Geschäfte, in welchen man die neueste Mode erwerben konnte; es gab Kinos und Tanzlokale; es gab eine Kunst- und Intellektuellenszene.

In der Philipshalle in Düsseldorf oder in der Grugahalle in Essen traten in den 1960er- und 1970er-Jahren die berühmtesten Musikbands der Popszene auf – die Beatles, die Rolling Stones oder Frank Zappa. Im Fernsehen sah man Bilder aus Berlin: Protestie-

rende Studenten, Polizisten mit Wasserwerfern, politische Diskussionen aus den Hörsälen der Universitäten.

In Ratingen war alles etwas ruhiger: Die Gymnasiasten, mit Hornbrille und dunkler Kleidung, saßen im Café Feit. In den Kinos an der Oberstraße konnte man die gerade populären Filmstars auf der Leinwand bewundern. In den Tanzlokalen gab es Live-Musik, und die ersten Diskotheken kamen auf.

Besonders beliebt war das Tanzlokal Ruwwe an der Stelle, an der sich heute das Fotogeschäft Irschik befindet. Manche Eltern fürchteten allerdings um den Ruf ihrer Töchter, wenn sie dort hingingen. Lockere Kleidung in der Disco, Krawatte und korrekte Kleidung bei Tanzveranstaltungen wie dem Schützenfest oder bei Karnevalsfesten: Dieser Wechsel war für viele Jugendliche der 1960er-Jahre nichts Ungewöhnliches. Andere Treffpunkte waren die Milchbar an der Becherner Straße, gegenüber dem heutigen „Auferbeck“, oder die erste italienische Eisbar von Pietro Baruffolo auf der Oberstraße. Auch fast food war neu: Neben Pommes frites war vor allem Schaschlik sehr beliebt.

Ratingen war in den 1950er- und 1960er-Jahren eine Stadt, in welcher das kirchliche Milieu noch intakt war. Es gab zahlreiche Jugendliche, die bei den Pfadfindern aktiv waren, dem CVJM oder auch dem Bund Neudeutschland. Es wurden gemeinsame Fahrten unternommen, Diskussionsabende zu Theologie und Philosophie



durchgeführt, oder man traf sich ebenfalls zu lockeren Tanzabenden.

In Ratingen hatte sich seit 1965 eine starke Rock-Musikszene entwickelt. Schon damals fiel Franz Benton (bürgerlich: Böntgen), der noch heute als Profi-Musiker regelmäßig Konzerte im Stadttheater gibt, als Musiker mit eher sanften Tönen auf. Dagegen standen Bands wie die „Tickets“, „The Exciting Extremes“ oder „Lemon Squash“, die die rauen Songs eines Jimi Hendrix oder anderer Rockmusiker nachspielten. Das Jugendzentrum im evangelischen Haus am Turm oder das „Haus Anna“ in Lintorf waren Orte, die Auftrittsmöglichkeiten für die Bands anboten. Die Konzerte waren eintrittspflichtig, aber sie kosteten nicht mehr als 99 Pfennig. Teuer war der Erwerb der Musikinstrumente, vor allem, wenn es sich um ein Schlagzeug oder eine aufwendige Verstärkeranlage handelte. Oftmals mussten die jungen Musiker auf Raten kaufen. Aber sie brachten für die Musik, die ihnen so ungeheuer viel Spaß machte, gern Opfer.

Ein weiteres Thema für Jugendliche war die Motorisierung. Ein Auto konnte sich noch kaum jemand leisten – höchstens ein ganz kleines. Ein Moped oder ein Motorrad waren eher möglich. Neu war in den 1960er-Jahren, dass es Motorradgruppen gab, die sich oftmals „Rocker“ nannten. Die „Ratinger Rockers“ wurden auf traurige Weise überregional bekannt: Sie waren eine Jugendgang, die kriminelle Delikte wie Einbrüche begingen und einmal sogar einen Martinszug überfielen. Ihre Taten beschäftigten jahrelang die Gerichte. Alle diese Themen konnten in der Ausstellung durch Fotografien angesprochen werden. Neben den zeitgenössischen Zeitungsartikeln lösten sie vielerlei Erinnerungen bei denjenigen Besuchern aus, die heute etwa 50 bis 60 Jahre alt sind und hier ihre eigene Jugendzeit in Ausschnitten dokumentiert fanden.

Jugend und Kleidung – dies war und ist bis heute ein großes Thema. Waren es einst Latzhosen und Strickpullover (1970er-Jahre), die eine eigene Jugendkultur in Abgrenzung zu der Eltern- bzw. den Erwachsenenenerationen ver-

deutlichten, so ist heute die Markenbekleidung für Jugendliche von größter Bedeutung.

Hier knüpfte das Begleitprogramm für die Ausstellung an:

Wir hatten Walburga Dörrenberg als Pädagogin sowie Karin Schrey und Bettina Dorfmann als Sammlerinnen und Modespezialistinnen engagieren können, die mit Schülerinnen und Schülern der Heinrich-Heine-Hauptschule sowie der Liebfrauenschule ein ganz besonderes Eröffnungsprogramm erarbeitet und mit den Lehrerinnen Frau Augustiniak, Frau Brocksboth, Frau Köntgen und Frau Mund-Marek auf großartige Weise umgesetzt hatten.

Die Schülerinnen und Schüler führten eine Modenschau mit Originalkleidern der einzelnen Jahrzehnte vor (ausgeliehen bei dem Düsseldorfer Verein „Aktion und Kultur mit Kindern e.V.“), die zu zeittypischer Musik moderiert wurde. Dabei sollte bei den Be-

trachtern die Frage aufgeworfen und selbst eine Antwort gegeben werden: Was ist das Besondere an Jugend? Wären die jungen Leute von heute als Jugendliche der 1950er-Jahre glaubwürdig, oder sind sie ganz anders?

Auch das Schminken gehörte dazu.

Wie war der Look der Zeit? Wie sah das Gesicht der 50er aus? Hatten die damals eigentlich schon Make-up? Wenn ja, wann kam der Lidstrich auf? Trug Audrey Hepburn schon falsche Wimpern? Oder doch erst Twiggy? Schülerinnen der Liebfrauenschule gingen diesen Fragen nach und verwandelten sich mit Puder und Lippenstift in junge Frauen aus den dargestellten Jahrzehnten. Eine Fotoschau – die Fotos wurden durch den Ratinger Fotografen Achim Blazy angefertigt und wenig später in die Ausstellung aufgenommen – dokumentierten die Verwandlung.



Katja und Alexander – zwei Models der Heinrich-Heine-Schule in Lintorf, die bei der Eröffnungsmodenschau mitmachten. Alexander trägt die offizielle Kleidung der deutschen Mannschaft bei den Olympischen Spielen 1972 in München

Keine Party ohne Snacks - auch nicht im Museum: Schülerinnen der Heinrich-Heine-Schule bereiteten ein leckeres Büfett mit Russisch Ei, Käsehäppchen und Toast Hawaii. Mixed Pickles wurden selbstverständlich auch gereicht und fanden großen Anklang.

Politische Aspekte der vergangenen 50 Jahre wurden von uns in Texttafeln dargeboten, um einen allgemeingeschichtlichen Kontext nachvollziehbar zu machen. Da Schwerpunkte gesetzt werden mussten, die es bei der Exponatbeschaffung zu bedenken galt, konnten wir hier nicht auf dreidimensionale Objekte zurückgreifen.

Um aber auch diesen Bereich noch stärker einzubeziehen und um mehr darüber zu erfahren, wie es „damals“ war, luden das Museum und das Stadtarchiv am 1. Juni um 18 Uhr zu einem öffentlichen Zeitzeugengespräch ein. Ratinger Bürgerinnen und Bürger, die Jungen von damals, erinnerten sich und nahmen Stellung zu den Aspekten „Generationenkonflikt“, „Jugend und Politik“, „Zeitgeist und Jugendarbeit“ und „Musik“. Auch an diesem Abend gab es Musik als verbindendes Glied zwischen den Generationen: Es spielten die Black River Jazz Band aus Wittlaer und Phatt Hatt, die Musikgruppe des Carl-Friedrich-von-Weizsäcker-Gymnasiums. Etwa 50 Zuhörerinnen und Zuhörer beteiligten sich lebhaft mit ihren Erinnerungen an diesem Gespräch.

Als die Entscheidung, eine solche Ausstellung durchzuführen, im Frühjahr 2007 fiel, war noch nicht absehbar, dass dieses Projekt nur unter erschwerten Bedingungen würde umgesetzt werden können. Zum Januar 2007 übernahm ich, neben der Archivleitung, zusätzlich die Leitung der Stadtbibliothek. Im Stadtmuseum hatte sich etwa zum gleichen Zeitpunkt die Personalsituation insofern deutlich verschlechtert, als die dortige Leiterin Frau Dr. Mildner erkrankt und ein weiterer, langjähriger Mitarbeiter in Pension gegangen war und alle Aufgaben weitgehend nur noch durch den stellvertretenden Museumsleiter Klaus Thelen allein wahrgenommen werden konnten. Ein kontinuierlich besetztes Ausstellungsbüro stand damit nicht zur Verfügung. Joachim Schulz-Hönerlage, der stellvertretende



Vitrine mit Party-Snacks der 1950er-Jahre, zubereitet von Schülerinnen und Schülern der Heinrich-Heine-Hauptschule Lintorf



Die Gruppe „Phatt Hatt“ des Carl-Friedrich-von-Weizsäcker-Gymnasiums

Leiter des Stadtarchivs, unterstützt durch Auswahl und Einscannen von Archivalien die Ausstellungsvorbereitung in starkem Maße, und ohne Frau Fleermann-Dörrenberg, Frau Schrey und Frau Dorfmann hätten wir es nicht geschafft. Auch die Museumstechniker Herr Litfin und Herr Eiche waren pausenlos im Einsatz. Die Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten war sehr fruchtbar.

Gerade die Begleitveranstaltungen zu der Ausstellung haben gezeigt, dass sich Besucher in das Stadtmuseum locken lassen. Die Ausstellung selbst, als Mitmach-

Ausstellung für Bürger konzipiert, erbrachte Kommunikation und Erfahrungsaustausch über die Stadtgeschichte – sicher ein wichtiger Aspekt, den es zu bedenken gilt, wenn an einem „Runden Tisch“ unter Bürgerbeteiligung über das zukünftige Profil des Stadtmuseums nachgedacht werden soll. Die Möglichkeit, mit Zeitzeugen zu arbeiten, ist allerdings nur für einen sehr überschaubaren Themenbereich im Rahmen der Stadtgeschichte möglich – und sie ist sehr personalintensiv. Und sicherlich kein Garant für hohe Besucherzahlen.

Dr. Erika Münster-Schröer

Spielzeug als Lebensmodell? Oder mehr?

Rückblick auf zwanzig Jahre Puppen im Museum der Stadt Ratingen

Anfang der achtziger Jahre setzte das ein, was die Sammler später als „Puppenboom“ bezeichneten. Der Preis für echte alte Exemplare aus Biskuitporzellan stieg rapide, das Angebot in den Antiquitätengeschäften war knapp, die Nachfrage groß. Viel Andrang herrschte bei den wenigen Börsen, die es damals gab. Schon vor Öffnung der Börsen warteten lange Schlangen vor den Eingängen, viele Damen in Pelzmänteln - alle jagdbaren Tiere der Erde waren hier vertreten. Puppensammeln war und ist ein exklusives Hobby. Heute wieder mehr als früher, denn inzwischen sind wir wieder wenige. Es gibt Menschen, die Trends machen und andere, die ihnen folgen. Anfang der achtziger Jahre folgten viele dem Trend. Wer sich keine alten Puppen leisten konnte, kaufte sich billige Imitationen aus Fernost oder machte selbst welche. Ein Pionier des neuen, raumgreifenden Hobbys war Mathias Wanke. Als Schüler trödelte er in Frankfurt auf Flohmärkten. Hier wurde er immer wieder nach Ersatzteilen für alte Puppen gefragt. Durch gute Kontakte seines Vaters in die damalige DDR reiste er nach Thüringen und traf auf die Nachfahren der traditionsreichen Puppenhersteller, die sich

über sein Interesse freuten und dem smarten Jungen aus dem Westen gern nicht nur ihr Wissen vermittelten, sondern auch die originalen Puppen und Formen überließen, die sich noch in ihrem Besitz befanden.

Zurück zu Hause, begann Mathias Wanke mit der Herstellung von Repliken der Porzellankopfpuppen, die seinerzeit, Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts, deutsche Exportschlager waren. In seiner Firma in Limburg wurden Puppenkurse abgehalten; hier trafen sich auch die ersten Puppenkünstler, die eigene Modelle entwarfen. Damals war alles noch irgendwie eins. Kursteilnehmer wurden zu Kursleitern ausgebildet, die nach dem Schneeballsystem selbst wieder Kurse gaben. Flächendeckend. Keine Stadt, keine Volkshochschule ohne Puppenkurs. Auch nicht in Ratingen.

Ich hatte meine erste Puppe 1978 in Holland modelliert. Der erste Kopf aus luftthärtendem Modellier-ton wanderte direkt von der Arbeitsfläche in den Abfalleimer. Der nächste wurde schon besser und bekam einen Namen: Gertrud. Es machte großen Spaß, aber dass die Puppen mein Leben umkrempeln würden, hätte ich damals nicht gedacht. Zunächst wollte ich nur Puppen für Kinder zum Spielen machen. Im Kindergarten meines Sohnes gab ich den ersten Puppenkurs. Weitere folgten, und irgendwann rief die VHS bei mir an und bat mich, einen Kurs zu übernehmen. Meine Fachbereichsleiterin war Dr. Inge Röhnelt, damals noch nicht promoviert. Von ihr hörte ich irgendwann 1987 von einer Antikpuppensammlung, die das Stadtmuseum übernommen hatte und demnächst ausgestellt werden sollte. Ich war sehr gespannt und freute mich auf die Ausstellung. Allerdings tat sich zunächst nichts. Inge Röhnelt meinte, ich sollte mich dort einmal melden, die könnten sicher jemanden brauchen, der sich mit alten Puppen auskennt. Ich rief an und bekam einen Termin. Zusammen mit Dr. Ursula Mildner ging ich in den Museumskeller, der bis zur Decke

mit Kartons vollgestellt war. Ein Karton war ausgepackt, und obenauf lag eine wundervolle, 70 cm große Nr. 117 von Kämmer und Reinhardt, der Traum eines jeden Antikpuppensammlers! Sie trug ein weinrotes Samtcape, mit „echtem“ Hermelin aus Kaninchenfell verbrämt. Traumhaft schön! Ich erfuhr, dass es sich um die Sammlung einer Düsseldorferin handelte, die verstorben war. Ihre Tochter hatte die Puppen geerbt und wollte den Wunsch ihrer Mutter erfüllen, die immer ein Museum einrichten wollte. Seit Jahren wollte ich mit Karin Jockel, einer Sammlerfreundin aus Düsseldorf, die später dem Museum einige Exemplare geschenkt hat, Frau Saddeler besuchen - es hatte nie geklappt; nun sollte ich also ihre Sammlung betreuen.

Zusammen mit Carla Rauser, die auch Puppen machte und später mit ihren eigenen Entwürfen internationale Erfolge erzielte, erhielt ich den Auftrag, die Sammlung Saddeler für die Ausstellung herzurichten, aufzubauen und - falls notwendig - zu restaurieren. Aufwendige Reparaturen gingen an Ralf Knedel, einen ausgesprochenen Spezialisten aus Frankfurt, den ich seit Jahren kannte. Er



Ein Sammlertraum: die Nr. 117 von Kämmer & Reinhardt in hermelinverbrämt Samt, stolze 70 cm groß!



Über einen Meter groß ist diese Puppe von Simon & Halbig. Der Kopf sitzt immer noch fest auf dem Körper

scheut sich nicht, selbst hochkomplizierte Mechanismen zu reparieren und ist meiner Meinung nach der Beste seines Fachs.

Carla Rauser und ich untersuchten die Puppen und entschieden, was gemacht werden musste. Dabei mussten wir uns von Zeit zu Zeit über die Vorgaben hinwegsetzen. Für eine über einen Meter große Puppe von Simon und Halbig hatten wir z.B. keinen Reparaturauftrag. Die Gummis, die den schweren Porzellankopf mit den Gliedern verbanden, waren jedoch so brüchig, der Kopf hing so locker herunter, dass wir das Risiko, alles zu belassen, wie es war, nicht eingehen wollten. Wir nahmen den Kopf ab und stellten fest, dass der Gummi fast durchgescheuert war. Der Kopf hing wirklich nur noch an dem buchstäblichen seidenen Faden. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn wir nicht gehandelt hätten! Das Museum hätte seinen ersten Versicherungsfall mit der Sammlung Saddeler gehabt. Die Puppe war gerade in ihre Einzelteile zerlegt, als wir Schritte auf der Treppe hörten. Herein kamen die Museumsleiterin mit der Erbin Pia Saddeler im Schlepptau. Geistesgegenwärtig ließen wir den Riesenkopf in den Styroporflocken eines großen Kartons verschwinden. Weder Frau Saddeler noch Frau Dr. Mildner haben etwas gemerkt. Als beide wieder weg waren, haben wir die Puppe zusammen aufgezo-gen - ein Kraftakt bei einem so großen Modell, für den früher in den Fabriken nur Männer zuständig waren.

Es machte viel Spaß, die Vitrinen mit ihrem puppigen Personal zu beleben. Die Abteilung ist als Kindermuseum konzipiert. Mit den Spielzeugen der Kaiserzeit soll Kindern von heute das Leben damals vermittelt werden. Es gibt ein Wohnzimmer, eine Küche, ein Schlafzimmer und ein Kinderzimmer - alle in Gewächshäusern, die den Eindruck eines kleinen Dorfes entstehen lassen, wenn man zwischen ihnen hindurchgeht. Alles ist übrigens in Augenhöhe von Kindern aufgebaut. Erwachsene, die die Stücke betrachten wollen, müssen sich bücken. Die erklärenden Texte der jeweiligen Szenen habe ich in einen kurzen, allgemein gehaltenen historischen Teil, einen die Exponate der Szene be-



Die Wohnküche aus der Puppensammlung des Museums

schreibenden und einen kleinen Kindertext unterteilt. Der Kindertext ist farblich umrahmt; hier kommt Luise, die Leitpuppe der Ausstellung, selbst zu Wort. Erwachsene, die mit kleinen Kindern die Ausstellung besuchen, können diesen Text den Kindern vorlesen. Luise ist eine Replik einer Nr. 114 von Kämmer und Reinhardt, einer bei Antiksammlern beliebten und sehr begehrten Puppe, die Carla Rauser und ich insgesamt zehnmal in identischer Ausstattung und Aufmachung hergestellt haben. Sie steht als einzige neue Puppe unter all den antiken Schätzchen und macht immer etwas Szenentypisches: Im Wohnzimmer feiert sie Geburtstag mit ihren Freunden, in der Küche liest sie in einem Kochbuch, im Kinderzimmer spielt sie mit ihrer Puppe, und im Schlafzimmer - dem Brautzimmer mit einem original gekleideten Brautpaar von ca. 1880 - streut sie Blumen. Aus dem gleichen Stoff wie Luises Kleid hat eine Freundin zwei verschieden große Kinderkleider gearbeitet, die leicht an- und auszuziehen sind. Kinder dürfen sie anziehen und sich wie Luise fühlen.

Über der Wohnzimmer-Vitrine gibt es einen Dachboden, dessen vorderen Bereich Kinder bei Führungen auch betreten dürfen. Hier steht eine große Truhe voll mit alten Kleidern, mit denen man Verkleiden spielen kann. Dazu enthält sie viele Hüte, von Besuchern für diesen Zweck gespendet. Wenn Schulklassen kommen, lasse ich die Hüte von zwei Schülern herunterwerfen, bis jeder Junge einen

auf dem Kopf hat. Wir üben nämlich „Umgangsformen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts“: Mädchen lernen, dass man früher einen Knicks machte, wenn man Erwachsenen die Hand zur Begrüßung gab, Jungen, dass man den Hut vom Kopf nahm, wenn man einen geschlossenen Raum betrat. Begeistert reißen sie sich die Mütze bzw. den Hut vom Kopf, knallen die Hacken zusammen und machen einen formvollendeten „Diener“, eine Verbeugung, wenn sie mir die Hand geben. Einige versteigen sich sogar zu einem Handkuss! Manche Mädchen versinken in einem tiefen Hofknicks. Es gibt dabei immer viel zu lachen, besonders, wenn die Lehrerinnen auch knicksen müssen.

Dass Spielzeug Lebensmodell ist, wurde mir einmal bei einer solchen Schulklassenführung besonders deutlich. Die Kinder waren an Puppenstuben vorbeigeführt worden, in denen Leben vergangener Epochen dargestellt war. Nun gab es damals einen Kaufladen, der Ralf Knedel gehörte. Er hatte ihn zeitweise dem Museum als Ausstellungsstück zur Verfügung gestellt. Der Laden war als Puppenklinik eingerichtet. Im Schaufenster lagen und hingen verschiedene Puppenglieder, Köpfe und fertige Puppen lagen auf den Regalen und auf dem Verkaufstresen. Neben der Puppenklinik stand damals die Fischrösterei der Sammlung Saddeler. Nun kam ein kleiner Junge angelaufen und starrte verblüfft, ja geradezu entsetzt auf die Puppenklinik. Schließlich drehte er sich zu seinen Klassenkameraden

um und rief laut und empört: „Kommt einmal her! Ihr glaubt nicht, was es hier zu sehen gibt: einen Menschenmetzger!!!“ Tja! Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Eigentlich logisch.

Ich muss oft schmunzeln, wenn ich an die vergangenen zwanzig Jahre zurückdenke. Beim Aufbau der Sammlung Saddeler habe ich auch Dr. Wouter Kotte kennengelernt, den damaligen Bräutigam und späteren Ehemann von Dr. Ursula Mildner. Die Zeit war knapp, am nächsten Tag sollte die Eröffnung sein, und es mussten noch einige Arbeiten erledigt werden, u.a. sollten Samtvorhänge über den Glaskästen mit den Papiertheatern angebracht werden. Carla Rauser und ich warteten händeringend auf den neuen Hausmeister, der uns avisiert war. Irgendwann kam ein Mann mit Bart zu uns und fragte: „Kann ich helfen?“ Wir waren erleichtert und drückten ihm Leiter, Hammer und Nägel in die Hand. Er ließ sich auch brav von uns hierhin und dorthin schicken. Irgendwann kam uns die Sache aber doch spanisch vor und wir fragten: „Sind Sie denn der neue Hausmeister?“ Er stand oben auf der Leiter, hörte auf zu hämmern und antwortete ganz freundlich: „Nein, ich bin der Museumsdirektor aus Utrecht“. Er hat später trotzdem weiter mitgeholfen und sogar einige Vitrinen dekoriert. Zum Glück habe ich später noch einmal kontrolliert. Ich hatte so ein komisches Gefühl....

Unten wartete schon der Bürgermeister, das Foyer war voller Menschen, der Kinderchor war schon da, gleich würde die Ausstellung eröffnet werden. Besser, ich schaue noch einmal, ob alles in Ordnung ist und nicht etwa ein Hammer in einer Vitrine liegt. Ganz allein ging ich durch die Ausstellung. Endkontrolle. Und da - mich traf beinahe der Schlag! - sah ich in einer Vitrine eine Weight-Watchers-Küchenwaage, von Wouter Kotte liebevoll auf einem Spitzendeckchen dekoriert! Frau Saddeler hatte zeitlebens mit ihrem Übergewicht zu kämpfen. Nach ihrem Tod war einfach alles eingepackt worden, auch die Diätwaage. Weil sie so klein war, hatte Wouter sie wohl für ein Kinderspielzeug gehalten. Ich riss die Waage aus der Vitrine - und da waren die ersten



Ein begehrtes Sammelstück:
Die Hilda von Kestner

Besucher auch schon oben. Ich habe dann bei der ersten Führung die ganze Zeit die deplatzierte Waage auf dem Rücken gehalten.

Hinterher kam eine Besucherin auf mich zu und fragte, ob auch Puppen der Thüringer Firma Kestner in der Ausstellung seien. Wie sich herausstellte, stammte ihr Mann aus der Familie Kestner. Ihre Schwiegermutter lebte damals noch und konnte sich an viele Begebenheiten in Waltershausen erinnern, wo die Firma zu Hause war. Ich vereinbarte einen Besuch mit ihr im Museum und lud dazu die Redaktion der Zeitschrift „Puppen & Spielzeug“ des Verlagshauses Wohlfarth in Duisburg (Mercator) ein. So lernte ich Dr. Ulrike Asche-Zeit kennen, die damals Chefredakteurin bei Wohlfarth

war. Später gründete sie ihren eigenen Verlag, Arachne, in dem etliche Publikationen des Museums erschienen. Arachne ist auch der Verlag, in dem meine eigenen museumspädagogischen Jugendbücher erscheinen.

Bei einem Gang durch die Ausstellung nach einer Führung traf ich eines Tages Dr. Hubert Begasse, Künstler und Kunsthistoriker aus Düsseldorf, der für seine Celluloidausstellung auf der Suche nach Puppen aus diesem Material war. „Rotperl und Cubana“ hieß schließlich seine große Ausstellung im Museum Volk und Wirtschaft in Düsseldorf. Hier wurde zum ersten Mal Celluloid in seiner ganzen Bandbreite - vom Kinderspielzeug über Galanteriewaren und Musikinstrumente, Tischtennisbälle und Füller bis zum Industrieprodukt und Kunstwerk - präsentiert. Das dazu herausgebrachte Video entstand mit meinen Celluloidpuppen im Atelier Hubert Begasses.

Nach der Eröffnung war die Puppenabteilung des Museums nur etwa ein Jahr lang zu besichtigen, dann wurde das Museum umgebaut, die Vitrinen mit dicker Folie verhängt, hinter der die Puppen geduldig warteten. Während dieser Zeit lernte ich Prof. Dr. Heinz Peters kennen, der nach seiner Emeritierung von Berlin nach Ratingen gezogen war, und nahm ihn mit zu Dr. Mildner ins Museum. Zu dritt standen wir im Bauschutt und -staub und machten Pläne. Dort, vor den verhängten Vitrinen mit den Puppen, sagte Dr. Mild-



Das Lädchen von Hertwig & Co., ein Geschenk des Vereins Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde an das Museum

ner: „Das Museum braucht eine Lobby. Ich habe noch keinen Museumsverein“. Wir kamen überein, dass Prof. Peters sich bemühen wollte, Interessenten für einen Freundeskreis zusammenzubringen, der sich besonders der Kunst annehmen würde, während ich aus meinen VHS-Kursteilnehmern und Sammlerfreundinnen einen Verein für die Puppenabteilung gründen würde. Im Januar 1990, noch während der Bauphase und ein Jahr vor den „Freunden und Förderern“, entstanden die „Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde“, die die Puppenabteilung pflegen und der Stadt Ratingen seither Sachspenden im Wert von ca. 20.000 Euro zukommen ließen. Unsere erste Schenkung war eine Blechlokomotive des späten 19. Jahrhunderts zum Aufziehen; wir haben damals, bei der Wiedereröffnung des Museums 1990, bereits 3.500 D-Mark dafür bezahlt. Unsere letzte Schenkung an die Bürger Ratingens ist eine seltene Käthe Kruse Puppe I mit Mohairhaaren, die nur ein Jahr lang in den zwanziger Jahren von Käthe Kruse hergestellt wurde. Die übrigen Schenkungen sind an den jeweiligen Exponaten in der Ausstellung vermerkt. Der damalige Bürgermeister Hugo Schlimm war übrigens Mitglied unseres Vereins und versäumte es niemals, darauf hinzuweisen, wenn er im Museum eine Ansprache hielt.

Einmal im Jahr hält unser Verein „Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde“ eine eigene Börse in den Räumen des Museums ab. Der „Museumsmarkt rund um Puppen und Spielzeug“ ist im Laufe der Zeit zu einer bedeutenden Veranstaltung dieser Art in unserer Region geworden, zu der Händler wie Besucher gern kommen; dazu trägt sicher auch die gute Bewirtung seitens unseres Vereins bei. Fast alle unsere Mitglieder kochen und backen ganz vorzüglich. Ein Service, den auch die Händler und Besucher der Barbie-Börse schätzen, die ebenfalls einmal im Jahr im Museum stattfindet. Hierfür kommen die Händler aus Frankreich, der Schweiz, Holland, England und Skandinavien angereist, viele fahren die Nacht durch und sind entsprechend hungrig, wenn sie ankommen. Meistens ist unser Kuchenstand um drei Uhr nachmittags restlos abgeessen!

Einmal fand sogar der Weltkongress der „Global Doll Society“ in Ratingen statt. Die Delegierten kamen aus der ganzen Welt – Europa, Kanada, USA, Japan, Australien, Neuseeland – hierher, um die Puppenabteilung, zu der inzwischen auch die Sammlung Wanke gehörte, zu besichtigen. Im Museum herrschte regelrecht babilonisches Sprachengewirr. Für mich hieß das, mehrere Führungen zweisprachig - deutsch und englisch - zu machen. Das hatte man mir vorher allerdings nicht gesagt. Zusammen mit Frank Wohlfarth, dem Chef des Verlagshauses Wohlfarth, der mir ab und zu hilfreich zur Seite sprang, hat aber alles prima geklappt. Die Gäste waren zufrieden und haben anschließend, wie sie mir in Briefen und Faxen berichtet haben, viel Geld in Ratinger Geschäften gelassen. Aus der Zusammenarbeit mit Wohlfarth resultiert übrigens auch die Beziehung zur Firma Käthe Kruse, für die ich über zehn Jahre lang als verantwortliche Redakteurin der Clubzeitung tätig war. 1995 war Frau Christenson, die Geschäftsführerin der Firma Käthe Kruse, an Frank Wohlfarth herantreten mit der Bitte um ein Buch über eine Käthe Kruse-Puppe. Er bat mich, das Buch zu schreiben. „Ringelrosenpuppenreigen“ wurde für mich persönlich ein großer Erfolg. Inzwischen sind die Filmrechte vergeben worden.

Aufgrund meiner umfangreichen Recherchen im Archiv der Firma habe ich die vielfältigen Verflechtungen Käthe Kruses mit der Berliner Kunstszene der Jahrhundertwende zum 20. Jh. entdeckt. Käthe Kruses Ehemann Max Kruse war Mitglied der Berliner Secession, zu seinen Freunden gehörten u.a. Max Liebermann, Gerhard Hauptmann u.v.a., sein Schwiegersohn war Igor von Jakimow. Max Kruse selbst leitete mehrere Jahre lang die Bildhauerklassen der Studienateliers für Malerei und Plastik von Arthur Lewin-Funcke, Lovis Corinth war zur gleichen Zeit Leiter des Malateliers. Lewin-Funckes Einfluss auf die Puppenentwicklung ist bekannt: Von ihm stammt die Bronzestatuette „Lachendes Baby“, die Vorlage für die erste Charakterpuppe, die Serien-Nr. 100 von Kämmer und Reinhardt, das sogenannte „Kaiserbaby“, war. Die Originalplastik wurde vor

einigen Jahren vom Museum der Stadt Ratingen angekauft und ist in der Puppenabteilung zu besichtigen. Diese Verflechtungen in einer Ausstellung publik zu machen, reizte mich. Der hundertste Geburtstag der Käthe Kruse-Puppe war dafür der richtige Anlass. „Ein Kind für das Kind. Hundert Jahre Käthe Kruse-Puppe. Käthe Kruse und die Berliner Secession“ war 2005 im Museum der Stadt Ratingen ein großer Erfolg. Die Ausstellung wurde ein Jahr später im Stadtmuseum Gütersloh gezeigt, wie bereits vorher die Ausstellung „Busy Girl - Barbie macht Karriere“, die ich ebenfalls konzipiert und zusammen mit Bettina Dorfmann, der Düsseldorfer Spezialistin und vereidigten Sachverständigen für diese Puppe, die Deutschlands einzige Barbie-Klinik betreut, realisiert und auf den Weg gebracht habe. Sie hat inzwischen – von Ratingen ausgehend – mit dem Stadtmuseum Köln ihre achte Station erreicht. Bis zu diesem Augenblick haben etwa 20.000 Menschen die Ausstellung gesehen, und sie ist bereits bis Ende 2010 gebucht. Dann wird sie Deutschland verlassen und in der Schweiz gezeigt werden.

„Ringelrosenpuppenreigen“, das Buch für Käthe Kruse, hat übrigens noch ein Ausstellungsstück nach Ratingen gebracht, an dem ich sehr hänge und dessen „Schicksal“ ich Besuchern bei Führungen immer erzähle: Petzl. Petzl ist ein Teddybär aus den zwanziger Jahren, der eines Tages, kurz vor Weihnachten, in einem Paket bei mir zu Hause ankam, zusammen mit einem Brief, aus dem ich seine Geschichte erfuhr: Petzl war der Teddy eines kleinen Jungen aus Ostpreußen, der zusammen mit seiner Mutter in den letzten Kriegstagen fliehen musste. Eine rührende Geschichte, Besucher können sie in der Jungenausstellung der Puppenausstellung nachlesen. Petzl sitzt dort auf dem Pferd eines Gespanns; er freut sich auf Besuch. Die Dame, der er gehörte, hatte „Ringelrosen“ gelesen und mir Petzl, der ein ganz ähnliches Erlebnis hatte, wie in dem Buch erzählt wird, geschickt. Zwei- bis dreimal im Jahr schreiben wir uns, ich schicke ihr immer ein Foto von Petzl mit und sie freut sich, wenn sie hört, dass er viele Freunde hat.

Zum 10-jährigen Bestehen unseres Puppenvereins hat die Firma Käthe Kruse übrigens – streng limitiert auf jeweils 80 Exemplare weltweit – die drei Charaktere meines Kinderbuches „Melchior's Michel und seine Reise in die heutige Zeit“ als Käthe Kruse-Puppen exklusiv für unseren Verein herausgebracht. Während der Melchior-Ausstellung 1997 kam es zu einem weiteren ungewöhnlichen Zusammentreffen zwischen Puppen und Kunst: Weltbekannte Puppenkünstlerinnen trafen sich auf Einladung im Museum der Stadt Ratingen zum Modellierwettbewerb. Sogar eine Künstlerin aus Israel war gekommen. Normalerweise Konkurrentinnen bei ihrer Arbeit, saßen sie dicht nebeneinander in der Kaffeestube und ließen sich von Melchior's Büste von Maximiliane von Bayern zu einem eigenen Kunstwerk inspirieren, schufen eigene Modelle aus Ton, den das Museum zur Verfügung gestellt hatte. Später wurden Porzellanbüsten daraus angefertigt, die während der Dauer der Melchior-Ausstellung im Museum gezeigt wurden.

Überhaupt ist die Puppenabteilung des Museums über all die Jahre immer ein Ort der Begegnungen gewesen: Eltern, Großeltern und Kinder (jeden Alters!) stehen vor den Vitrinen und erzählen sich: „Weißt du noch...?“ Einige begegnen den Spielsachen, die sie selbst als Kinder hatten. Kinder begegnen staunend einer Welt ohne Handys, ohne Computer, ohne MP3-Player, sogar ohne Elektrizität. Wenn in Schulklassen der 3. Schuljahre das Thema Elektrizität



Modellierwettbewerb renommierter Puppenkünstlerinnen in der Kaffeestube des Museums anlässlich der Melchior-Ausstellung 1997

durchgenommen wurde, kamen früher die Lehrer immer in die Puppenabteilung. Hier lassen sich die Auswirkungen der Elektrizität auf das Leben anschaulich nachvollziehen. Wie kocht bzw. wäscht man ohne Strom? Wie lebt man ohne Fernsehen? Wie funktioniert ein Karussell ohne Strom? Wie machte man früher Nahrung haltbar, als es noch keine Kühlschränke gab und keine Flugzeuge, die frisches Obst aus aller Welt in kürzester Zeit herbeibringen?

Vor einiger Zeit sagte mir einmal eine Lehrerin auf meine Frage, warum die Schulen heute so wenig Interesse an Museumsbesuchen haben: „Mit den Kindern von heute kann man nicht mehr in ein Museum gehen!“ Ich glaube das nicht. Meine Erfahrungen mit den Besuchen von Kindern beweisen etwas anderes. Es gibt Spielabteilungen in der Puppenabteilung.

Ich habe damals selbst meine eigenen Spielsachen hingegeben, damit Kinder damit spielen können: meinen Puppenwagen, den ich bekam, als ich fünf war. Ein Puppenbett, einen Schrank, eine Wickelkommode, die ich mit Puppen, Kleidung und diversen Accessoires ausstattete. Man sagte mir: „Das geht bestimmt bald kaputt oder es wird gestohlen“. Ab und zu muss ich dort ein bisschen Ordnung machen. Statt eines Puppenwagens stehen dort jetzt drei, statt zwei Puppen liegen dort fünf oder sechs in den Bettchen – alle von Besuchern gebracht. Einige sind ganz klein – Püppchen für die Babys, die die Kinder den Puppen schenken, wenn sie ins Museum kommen. Absichtlich kaputt gemacht hat noch niemals ein Kind dort etwas.

Die Puppenabteilung des Museums der Stadt Ratingen ist in der ganzen Welt bekannt. Fachzeitschriften haben international über sie berichtet. Sie zieht bis heute Besucher aus aller Welt an, wie sich aus den Gästebüchern entnehmen lässt. Während der ganzen Zeit ihres Bestehens hatte sie eine enorme Außenwirkung und war Ausgangspunkt für viele Entwicklungen, die das Museum und die Menschen, die mit ihm zu tun haben, betreffen. Ratinger, die sie noch nicht kennen, sollten sich beeilen, denn im Zuge der Umstrukturierung des Museums wird sie in der jetzigen Form und dem jetzigen Umfang wohl nicht mehr lange zu sehen sein. Irgendwann ist eben alles Geschichte.




Besucher bei einer Führung durch die Puppenabteilung des Museums

Karin Schrey

*Qualität zeichnet
uns aus:*



Lintorf · Speestraße 24 · Ulenbroich 5 · Tel. 0 21 02 / 3 12 90


Buchhandlung : an der Speestraße

Romane : Taschenbücher : Kunst
Kinderbücher : Reise : Sachbücher : Hobby : Geschenkbücher
Sprachen : Schulbücher : Buchbestellservice

Speestraße 35 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102 732181 Fax 732182
lintorfer-buchhandlung@t-online.de

Stammbaum und Familiengeschichte Johann Peter Melchiors

Ein Beitrag zu seinem 260. Geburtstag

Bei der Diskussion im Anschluss an einen Vortrag über das Leben und das künstlerische Schaffen Johann Peter Melchiors, der am 14. Oktober 2003 im Rathaussaal als Abschlussveranstaltung der Lintorfer Heimatfreunde zum Stadtteil-Kulturprojekt Lintorf 2003 stattfand, stellte sich die Frage, ob wohl noch Nachkommen Melchiors in München lebten und ob sie gegebenenfalls etwas über ihren berühmten Verwandten wüssten. Schon damals beschloss ich, dieser interessanten Frage nachzugehen und bis zum 180. Todestag Melchiors im Jahre 2005 oder bis zum 260. Geburtstag im Jahre 2007 alles über Melchiors Nachkommen in Erfahrung zu bringen und seine Familiengeschichte einmal für die „Quecke“ aufzuschreiben. Da sich die Recherche schwieriger und zeitaufwendiger gestaltete als ich dachte, konnte erst in diesem Jahr das Ergebnis meiner Nachforschungen vorgelegt und der vollständige Stammbaum Johann Peter Melchiors aufgezeichnet werden.

Dass die Suche nach Melchiors Nachkommen in München beginnen musste, ergab sich aus dem Studium der 1921 erschienenen Melchiorbiografie **Friedrich H. Hofmanns**¹⁾, bei der es auf Seite 157 im leider fehlerhaften und unvollständigen Stammbaum Melchiors heißt: „Nachkommen (des Enkels Johann Wilhelm) leben jetzt noch in München“. Außerdem war Johann Peter Melchior bis 1822 an der Porzellanmanufaktur in Nymphenburg als Modellmeister tätig. Er verstarb dort am 13. Juni 1825 und wurde zwei Tage später auf dem Friedhof in Neuhausen beerdigt. Nymphenburg (seit 1900) und Neuhausen sind heute Stadtteile von München.

Aus dem Internet ließen sich 18 Münchnerinnen und Münchner mit dem Namen Melchior ermitteln. Natürlich war es klar, dass nicht alle diese Münchner Bürger Nachkommen Johann Peter Melchiors sein konnten. Der Name ist in



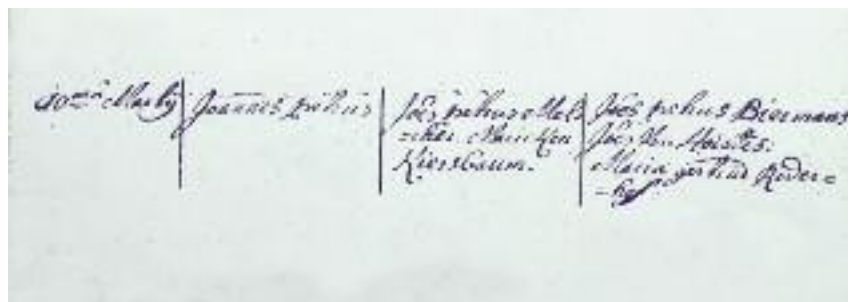
Porträt Johann Peter Melchiors, nach 1800, Ölgemälde von Johann Georg Edlinger, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

Deutschland relativ häufig. Schauen wir einmal im 2005 erschienenen Duden-Lexikon der Familiennamen nach, woher der Name stammt und seit wann er in Deutschland verbreitet ist. Dort lesen wir: „Auf den gleichlautenden Rufnamen hebräischen Ursprungs (hebr.*Melki'or, zu hebr. Mäläk = König und or = Licht, etwa „König ist Licht“) zurückgehender Familienname. In Deutschland fand Melchior im Mittelalter als Name eines der Heiligen Drei Könige Eingang in die Namensgebung. Die Legende, der Reliquienkult (in Köln seit 1164) und die Dreikönigsspiele trugen zur Verbreitung der Ruf-

namen Melchior, Kaspar und Balthasar bei. Ableitungen von Melchior sind u.a. die Familiennamen **Melcher, Melchers, Melchert** und **Malcher**.“²⁾ Die Namen Melcher und Melchert sind heute noch in Lintorf verbreitet, was auf eine weitläufige Verwandtschaft mit Johann Peter Melchior hinweisen könnte, denn auch im Taufregister der St. Anna-Pfarre ist der Name von Melchiors Vater durch Pfarrer **Engelbert Löwenich** mit „Johannes Petrus Melcher“ niedergeschrieben worden. Im Sterberegister der Nymphenburger Hofkirche ist der verstorbene „Inspektor der Porzellan-Manufaktur“ dagegen als „Peter Melchior“ eingetragen. Die Schreibweise von Familiennamen wurde im 18. Jahrhundert oft unterschiedlich gehandhabt.

Durch den Internetauszug kannte ich nun auch die Adressen und Telefonnummern aller Melchiors in München. Ich verfasste ein Anschreiben, in dem ich Johann Peter Melchior als Sohn Lintorfs vorstellte, und fügte alle biografischen Einzelheiten aus seiner Familie und seinem Leben bei, die bereits bekannt waren. Dann kam ich zu unserem Anliegen und bat um die Beantwortung von drei Fragen:

- 1) Friedrich H. Hofmann „Johann Peter Melchior“, Verlag für praktische Kunstwissenschaft F. Schmidt, München, Berlin und Leipzig, 1921
- 2) Duden – Familiennamen –, Herkunft und Bedeutung, bearbeitet von Rosa und Volker Kohlheim, Dudenverlag, Mannheim 2005



Eintrag im Familienregister der St. Anna-Pfarre in Lintorf

- 1) Wissen Sie, ob Sie von Melchior's Enkel, dem 1860 in München verstorbenen Maler **Johann Wilhelm Melchior**, und seiner Frau Anna, geborene Lichtenauer, abstammen?
- 2) Verfügen Sie über einen Stammbaum, der bis zu Johann Wilhelm Melchior zurückreicht oder sogar über Fotos oder Bilder Ihrer Vorfahren?
- 3) Wussten Sie bisher etwas über Johann Peter Melchior und seine künstlerische Bedeutung und haben Sie je Werke von ihm in der Porzellanmanufaktur Nymphenburg bewundert?

Dem Anschreiben legte ich jeweils eine Kopie meines Artikels „Vom Hütējungen zum Hofbildhauer – Zum 250. Geburtstag Johann Peter Melchior's“ aus der „Quecke“ Nr. 67 vom November 1997 bei. Anschließend sandte ich meine Anfrage an alle 18 Münchner Melchior-Namensträger.

Das Ergebnis meiner Anfrage war enttäuschend. Einige Tage später kamen zwei meiner Briefe zurück mit dem Vermerk „Unbekannt verzogen, Empfänger nicht zu ermitteln“. Am nächsten Tag teilte mir eine Frau Melchior telefonisch mit, dass der Vater ihres geschiedenen ersten Mannes aus Wiesbaden nach München gekommen war. Seine Vorfahren seien Hugenotten gewesen. Eine Verwandtschaft liege wohl nicht vor.

Als dann nach einigen Tagen zwei Briefe aus München eintrafen, schöpfte ich wieder neue Hoffnung. Doch auch hier ließ sich keine verwandtschaftliche Beziehung zu Johann Peter Melchior feststellen. Ein junger Mann, der für sich und seine Mutter (auch sie hatte ich angeschrieben) antwortete, hatte meinen Brief zum Anlass genommen, sich mit seinen Vorfahren zu beschäftigen. Ein Blick in den Ahnenpass seines Großvaters aus der NS-Zeit zeigte, dass seine Familie Melchior väterlicherseits aus der Gegend von Merzig im Saarland stammte. Im zweiten Brief erfuhr ich von einem Herrn Melchior, der vor dem Zweiten Weltkrieg von Münsterschwarzach bei Würzburg nach München übersiedelt war.

In einem weiteren Anruf einige Tage nach Eintreffen der beiden Briefe berichtete ein anderer Na-

mensträger von seinem Vater, der aus Siebenbürgen stammte. Bei einem Blick in das „Allgemeine Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart“, den berühmten „Thieme-Becker“, fand ich einen **Thomas Melchior**, der im 17. Jahrhundert als bekannter Goldschmied in Kronstadt/Siebenbürgen gelebt hatte. Möglicherweise stammte mein Gesprächspartner von ihm ab.

Weitere Reaktionen erfolgten zunächst nicht. Von 18 angeschriebenen Personen hatten damit nur **fünf!** spontan geantwortet. Ich ließ jedoch nicht locker und versuchte, die übrigen Namensträger auf meiner Liste telefonisch zu erreichen. Das gelang mir jedoch nur bei **drei** weiteren Melchior's. Bei den übrigen stimmte die Telefonnummer nicht mehr oder meine auf Anrufbeantworter gesprochene Bitte um Rückruf wurde nicht beachtet. Von den drei Angerufenen war eine Frau nicht an einem Gespräch über Johann Peter Melchior interessiert, eine weitere teilte mir mit, die Vorfahren ihres Mannes seien ebenfalls aus Merzig im Saarland nach München gekommen. Der zuletzt angerufene Herr Melchior bedauerte, mit Johann Peter Melchior nicht verwandt zu sein, und wussten von Vorfahren aus der Aachener Gegend zu berichten. Er teilte mir außerdem mit, dass der Bayrische Rundfunk vor einigen Jahren schon einmal eine ähnliche Umfrage zu Melchior durchgeführt habe.

Damit war meine Befragungsaktion heute noch in München lebender Personen mit dem Familiennamen Melchior ergebnislos im Sande verlaufen. Es schien in München keine Nachkommen Johann

Peter Melchior's mehr zu geben. Was nun? Ich entschloss mich zu einer Anfrage beim Stadtarchiv München. Ein Blick auf den Stadtplan der Landeshauptstadt Bayerns zeigte, dass es im Stadtteil Solln ganz im Süden Münchens eine „Melchiorstraße“ gibt. Sie ist verhältnismäßig lang, und in der näheren Umgebung gibt es weitere Straßen, die den Namen bildender Künstler tragen. Ich fragte also beim Stadtarchiv München nach, ob diese Straße nach dem Nymphenburger Modellmeister Johann Peter Melchior benannt worden sei. Gleichzeitig bat ich um Auskunft über die Enkel Melchior's, von denen wir ja aus Hofmann's Biografie wissen, dass sie in München lebten, und über eventuelle Nachkommen dieser Enkel. Schon nach kurzer Zeit erhielt ich Antwort aus München – die freundliche Mitarbeiterin des Stadtarchivs hatte ganz unbürokratisch und sehr gründlich recherchiert und schickte mir die Meldeunterlagen des Sohnes, der Melchior überlebt hatte, eines Enkels und der beiden Urenkel als Kopien zu. Dem Protokoll eines Stadtratsbeschlusses der Stadt München vom 22. April 1947 hatte sie außerdem entnehmen können, woher die „Melchiorstraße“ in München-Solln ihren Namen hat: Das bis dahin selbstständige Solln war am 1. Dezember 1938 nach München eingemeindet worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten in München nicht nur viele Straßenbenennungen mit nationalsozialistischem Hintergrund wieder rückgängig gemacht werden, sondern es galt auch, viele Straßendoubletten in den zahlreichen eingemeindeten Ortsteilen zu ändern, um Verwechslungen zu



Die Melchiorstraße in München-Solln – Ausschnitt aus dem Stadtplan

304. Ringstr.	Melchiorstr.	Joh. Peter M. Bildhauer u. Modell- meister Georg Wilkela M. Maler Johann Wilkela M. Georg- u. Pfefferkaler Joh. Wilkela M. Pfefferkaler u. Idtger.
305. Tannengstr.	Eugenstr.	Bildschaitzer

Durch Stadtratsbeschluss vom 22.4.1947 wurden in München etwa 650 Straßen umbenannt. Aus der Ringstraße in Solln wurde die Melchiorstraße. Auszug aus dem Verzeichnis der zu ändernden Straßennamen

vermeiden. So wurde die alte „Ringstraße“ in Solln zur „Melchiorstraße“, eine Benennung nicht nur nach unserem Lintorfer Johann Peter, sondern nach der Künstlerfamilie Melchior, bestehend aus dem Bildhauer und Modellmeister Johann Peter, seinem Sohn Georg Wilhelm und seinen Enkeln Joseph Wilhelm und Johann Wilhelm, die alle drei bekannte Maler waren. Ich wusste nun auch, warum ich bei meiner Befragungsaktion keinen lebenden Nachkommen Johann Melchiors hatte ausfindig machen können: Die beiden Urenkel Melchiors waren 1935 und 1937 in München ehe- und kinderlos verstorben.

Im Folgenden soll nun einmal die Familiengeschichte Johann Peter Melchiors nach den schon bekannten sowie den neu herausgefundenen Fakten aufgeschrieben werden. Basis ist die bereits erwähnte Melchiorbiografie Friedrich H. Hofmanns, die allerdings an einigen Stellen korrigiert bzw. ergänzt werden muss.

Johann Peter Melchiors Vater trug die gleichen Vornamen wie sein später so berühmter Sohn. Er wurde im Oktober 1719 in Lintorf geboren. Sein genaues Taufdatum ist leider unleserlich. Am 30. Juli 1741 heiratete er **Maria Christina Kirschbaum** (Kiersbaum) in der St. Anna-Kirche zu Lintorf. Sie war am 3. November 1720 in dieser Kirche auch getauft worden. Das Ehepaar hatte fünf gemeinsame Kinder, von denen drei schon kurz nach der Geburt wieder verstarben. Am 14. Oktober 1742 wurde als erstes Kind ein Sohn namens **Johann Peter** zur Taufe getragen, den Friedrich H. Hofmann in seiner Biografie für den späteren Künstler hielt, ein Irrtum, der leicht anhand der Tauf- und Sterberegister der

Lintorfer St. Anna-Kirche widerlegt werden kann. Das vermutlich am 12. Oktober 1742 geborene Kind (die Taufe erfolgte zur damaligen Zeit in der Regel zwei Tage nach der Geburt) verstarb nämlich bereits am 27. Oktober 1742, also fast zwei Wochen später. Diese Tatsache hat Hofmann übersehen. Leider wurde das falsche Geburtsdatum von einem großen Teil der Melchiorliteratur übernommen, ja, sogar „Meyers Grosses Taschenlexikon in 26 Bänden“ bringt in der 9. Auflage von 2003 immer noch das falsche Geburtsdatum. In anderen Arbeiten über Melchior wurde dagegen das korrekte Datum wiedergegeben.³⁾

Das zweite Kind der Melchiors, **Maria Gertrud**, wurde am 8. Oktober 1743 getauft. Als 23-Jährige heiratete sie 1766 **Johann Wilhelm Steingen**, den zweitältesten Sohn von **Heinrich („Hinrich“) Steingen**, der Scheffe am Landgericht In der Brück war und 1747 den Bürgershof erwarb. Aus dieser Ehe entstammen alle heute in Lintorf lebenden „Steingen“.



Die spätromanische, 1877 abgerissene erste St. Anna-Kirche, in der Johann Peter Melchior getauft wurde

Am 10. März 1747 wurde dann der „richtige“ Johann Peter Melchior in der St. Anna-Kirche getauft. Wir können also annehmen, dass er am 8. März geboren wurde.

Drei Jahre später, am 8. Oktober 1750, verzeichnet das Taufregister die Taufe eines Bruders **Johann**, über dessen weiteres Schicksal aber weiter nichts gesagt wird. Vermutlich starb er schon bald nach der Geburt.

Die Geburt des letzten Bruders, **Jakob**, führte zum frühen Tod von Johann Peter Melchiors Mutter. Sie starb am gleichen Tag an Kindbettfieber, an dem der kleine Jakob getauft wurde, am 25. September 1754. Johann Peter war sieben Jahre alt, als er Halbwaise wurde. Sein jüngster Bruder starb acht Tage nach dem Tod der Mutter.

Etwa drei Monate nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete Johann Peter Melchiors Vater zum zweiten Mal. Am 8. Januar 1755 schloss er die Ehe mit **Gertrud aus der Bäck**. Der neuen Verbindung entstammt die am 21. Januar 1756 getaufte **Maria Catharina**, also eine Halbschwester Johann Peters.

3) z.B. Michael Oppenheim „Johann Peter Melchior als Modellmeister in Hoechst“, Lothar Woeller Verlag, Frankfurt a.M., 1957, S.18, und „Johann Peter Melchior 1747 - 1825“, Katalog zur Ausstellung im Museum der Stadt Ratingen, Arachne Verlag, Gelsenkirchen, 1997



Der Mainzer Dom St. Martin und Stephan

Am 12. Januar 1758 stirbt Johann Peter Melchior's Vater. Der 10-Jährige ist jetzt Vollwaise. Er lebt bei seiner Stiefmutter, die ein Jahr später den Witwer **Johann Karl Henning** heiratet. Aus den Aufzeichnungen des Pfarrers **Andreas Esch** wissen wir, dass Johann Peter Melchior 1761 im Pfarrhaus wohnte. Der neue Pfarrer (seit 1759) hatte sich wohl wie sein Vorgänger **Engelbert Lövenich** des künstlerisch begabten und verwaisten Knaben angenommen.

Mit 14 oder 15 Jahren verlässt Melchior nach einer armseligen und freudlosen Jugend sein Hei-



Heinrich Anton Melchior
„Sitzende Frau mit drei Kindern“
Signierte Federzeichnung, 1788
Münchener Stadtmuseum, M IV/189

matdorf Lintorf, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Nach einer Ausbildung bei dem Bildhauer **Gebhard Boos** in Aachen und Zwischenstationen in Köln und Koblenz kommt er als 18-Jähriger nach Mainz und erhält schon bald eine Anstellung an der kurmainzischen Porzellanmanufaktur in Hoechst. Im Jahre 1770 wird er sogar zum Hofbildhauer ernannt. Er erfreut sich der Protektion des Kurfürsten **Emmerich Joseph**, Erzbischof von Mainz.

Am 27. November 1770 heiratet er im Dom zu Mainz **Maria Barbara Patz**, eine Schwester des Geistlichen Heinrich Anton Patz, Vikar an der Kirche St. Albanus in Mainz, der auch das erste Kind des jun-

gen Paares taufte. Johann Peter und Maria Barbara Melchior hatten sieben Kinder, von denen aber nur vier älter als ein Jahr wurden. Nur ein Kind, der letztgeborene Sohn **Georg Wilhelm**, überlebte seine Eltern.

Am 24. September 1771 wurde **Heinrich Anton Melchior**, der erstgeborene Sohn, in Höchst getauft. Wie sein Vater zeigte er schon als Knabe ein großes Talent als Zeichner und Modellierer. Er wurde Schüler der Mannheimer Zeichenakademie. Im Jahre 1793 verließ er Mannheim und ging auf Reisen. Über München kam er 1794 nach Berlin. Er wurde an den preußischen Hof berufen. Dort schuf er ein Porträt des Königs Friedrich Wilhelm II. und erteilte dessen Frau Luise von Hessen-Darmstadt Zeichenunterricht. Im Jahre 1796 erhielt er als Historienmaler den „Preis der Berliner Akademie der Bildenden Künste“. Heinrich Anton Melchior soll im Dezember 1796 in Berlin verstorben sein. Belegen lässt sich dieses Datum nicht. Die Kirchenbücher der damals einzigen katholischen Pfarre in Berlin, St. Hedwig, enthalten jedenfalls keinen Eintrag über den Tod des Künstlers. Möglich ist aber, dass Heinrich Anton Melchior zum reformierten Glauben übergetreten war. Von Melchior's ältestem Sohn sind heute nur einige wenige Zeichnungen überliefert.

Johann Peter Melchior's zweites Kind, die Tochter **Maria Franzis-**



Heinrich Anton Melchior „Die Mannheimer Bürger huldigen der Kurfürstin im Schlosshof (zum 50-jährigen Regierungsjubiläum Karl Theodors 1793)“
Nach einem Gouache-Bild aus dem Münchner Nationalmuseum aus:
Friedrich Walter „Geschichte der Stadt Mannheim“, Band I, Mannheim 1907

ka, wurde am 11. Januar 1773 in Höchst getauft, starb aber bereits fünf Monate später am 21. Juni. Noch im gleichen Jahr, am 13. Dezember 1773, wurde eine weitere Tochter zur Taufe getragen: **Maria Eva Katharina Melchior**. Sie wurde 33 Jahre alt und starb unverheiratet am 20. März 1806 in Nymphenburg. Vermutlich hat sie die ganze Zeit über im Haushalt der Eltern gelebt. Nach dem Tod von Johann Peter Melchiors Frau wird sie ihrem Vater in Mannheim und Nürnberg, wo er sich nach der Schließung der Porzellanmanufaktur in Frankenthal als freischaffender Künstler niedergelassen hatte, den Haushalt geführt haben.

Seinen zweiten Sohn, **Peter Anton**, ließ Johann Peter Melchior am 16. August 1775 in Höchst taufen. Peter Anton wurde jedoch nur zwei Monate alt und starb bereits am 31. Oktober des gleichen Jahres.

Auch der dritte Sohn, **Johann Wolfgang**, starb ein Vierteljahr nach seiner Taufe, die am 2. Dezember 1776 in Höchst stattfand. Taufpate war kein Geringerer als der Dichterst Johann Wolfgang von Goethe. Er war zwar nicht persönlich anwesend, doch hob Melchiors Arbeitskollege **Joseph Dichtell** den kleinen Wolfgang im Namen Goethes aus der Taufe.

Goethe hatte im Jahre 1775 die Porzellanfabrik in Höchst mehrmals besucht und sie sogar skizziert. Es ist anzunehmen, dass er gelegentlich auch in der Familie



Johann Peter Melchior, Porträt des Dichters Johann Wolfgang von Goethe, Gipsrelief, Frankenthal 1785, Goethemuseum Weimar

Melchiors zu Gast war. Johann Peter Melchior hat sowohl Goethe als auch dessen Eltern auf Biskuitmedaillons porträtiert.

Das letzte Kind, das Maria Barbara Melchior in Höchst gebar, trug den Namen **Anna Maria Josepha** und wurde dort am 9. Januar 1778 getauft. Auch sie wurde nicht sehr alt. Sie starb als 19-Jährige unverheiratet entweder in Nürnberg, wo der Witwer Johann Peter Melchior zu dieser Zeit noch mit den ihm verbliebenen Kindern lebte, oder in der Oberpfalz, denn Melchior hatte die Absicht, „in der Oberpfalz seine beiden Töchter unterzubringen“⁴⁾, was immer er auch darunter verstand.

Bereits in Frankenthal wurde der jüngste Sohn und das letzte Kind der Familie Melchior, **Georg Wilhelm**, geboren, und zwar am 21. März 1780. Er war das einzige Kind, das den Vater Johann Peter überlebte. Nachdem Georg Wilhelm als 7-Jähriger am 10. April noch in Frankenthal seine Mutter verloren hatte, siedelte er mit seinem Vater im Herbst 1797 nach Nymphenburg über, als dieser dort eine Stelle als Oberaufseher und Modellmeister antrat.

Friedrich H. Hofmann berichtete in seiner Melchiorbiografie, Georg Wilhelm sei wie sein Bruder Heinrich Anton ebenfalls ein talentierter Maler gewesen. Am 30. Oktober 1809 habe er in Nymphenburg **Katharina Legrand** geheiratet, die Tochter eines Weißdrehers aus der Nymphenburger Porzellanmanufaktur. Wahrscheinlich habe er 1818 Nymphenburg verlassen und ein unstetes Wanderleben geführt. Erst wenige Wochen vor dem Tod seines Vaters am 13. Juni 1826 sei er nach Nymphenburg zurückgekehrt. Schon bald danach aber habe er seine Heimat wieder verlassen und sei am 30. Dezember 1826 in Mainz an einem Lungenleiden gestorben. Bei seiner Auskunft über den Tod Georg Wilhelm Melchiors stützt sich Hofmann auf einen Aufsatz zur Geschichte der Stadt Mainz von 1912, bemerkt aber, dass dort der Vorname fälschlich mit Joseph wiedergegeben wurde.⁵⁾

Der Meldebogen („Fremdenbogen“) der Stadt München von 1825, der mir in Kopie vorliegt, scheint Hofmanns Angaben je-



Georg Wilhelm Melchior „Porträt des Königs Max I. von Bayern“, Lithografie, Münchner Stadtmuseum, M I/1947

doch zumindest in einigen Punkten zu widerlegen. Aus den Eintragungen ist zu ersehen, dass sich Georg Wilhelm Melchior mit seiner Familie am 7. November 1825, von Nymphenburg kommend, in München angemeldet hat, um dort seinen Wohnsitz zu nehmen. Er hat offensichtlich vorher in Nymphenburg gewohnt, denn unter „Besondere Bemerkungen“ steht: „Zeigt Domicils-attest vom königlich-baierischen Landrathsamt München vor und verrichtet Kunstgeschäfte“. Nymphenburg war damals eine Landgemeinde vor den Toren der Stadt München. Und unter der Rubrik „Zeit der Abreise von hier“ ist vermerkt: „Am 9. Oktober 1826 wieder nach Nymphenburg gezogen.“ Die biografischen Angaben auf dem Meldebogen lauten: „Melchior, Georg Wilhelm, Porträtmaler und Lithograph, verheirathet, 45 Jahre alt, katholisch. Geburtsort: Frankenthal in Rheinbaiern. Heimaths-Ort: Nymphenburg, königlich-baierisches Landrathsamt München“. Über seine Frau sagt der Meldebogen, sie sei 1791 in Frankenthal geboren und reformierten Be-

4) Siehe Felix Joseph Lipowsky „Baierisches Künstlerlexikon“, München 1810, 1. Band, S. 202 (Zitiert nach Friedrich H. Hofmann)

5) Heinrich Schrohe „Aufsätze und Nachweis zur Mainzer Kunstgeschichte, Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz“, 2. Heft, Mainz 1912, S. 227 (Zitiert nach Friedrich H. Hofmann)



Georg Wilhelm Melchior „Landschaft mit Wasserfall, nach Dörner“,
Lithografie, Münchner Stadtmuseum, M II/2396

kennntnisses. Laut Meldebogen hat das Paar zu diesem Zeitpunkt zwei Kinder: Joseph, geboren 1810 in Nymphenburg, „Eleve in der königlichen Akademie“, und Wilhelm, acht Jahre alt, geboren in Nymphenburg, „zu Haus“. Ein späterer Eintrag auf dem Meldebogen besagt, dass Georg Wilhelm Melchior erst am 18. August 1854 verstorben ist. Er wäre dann 74 Jahre alt geworden, fast so alt wie sein Vater.

Von Georg Wilhelm Melchior's Werken sind erhalten: 40 Lithos für das Werk „Anfangsgründe zur Landschaftszeichnung“ von 1817 (heute in der Staatsbibliothek München, Lith. Nr. 235) sowie zwei einzelne Lithos: „König Maximilian Joseph I. von Bayern“ und „Landschaft mit Wasserfall nach Dörner“, die sich in der Maillinger-Sammlung des Münchener Stadtmuseums befinden.⁶⁾

Das Ehepaar Georg Wilhelm und Katharina Melchior hatte insgesamt drei Kinder, von denen die letztgeborene **Friederike Josepha** (geboren am 24. Dezember 1818, gestorben am 31. Dezember 1818) nur eine Woche alt wurde.

Die beiden bereits erwähnten Söhne traten dagegen in die Fußstapfen ihres Vaters und ihres Großvaters und wurden bildende Künstler. Beide besuchten die Münchener Kunstakademie.

Wilhelm Joseph wurde am 10. Januar 1810 in Nymphenburg geboren. Als Künstler widmete er sich

vor allem der Genre- und Pferdemalerei. Bekannt sind von ihm zwei Pferdezeichnungen, die sich ebenfalls in der Maillinger-Sammlung im Stadtmuseum München befinden. Joseph Melchior scheint sein Leben lang in Nymphenburg geblieben zu sein. Er starb dort unverheiratet am 8. Juni 1883. Diese Angaben stammen nach Friedrich H. Hofmann vom Einwohnermeldeamt der Stadt München. Leider konnte der Meldebogen Joseph Melchior's im Stadtarchiv nicht mehr gefunden werden. Dagegen liegt der ausführliche Familienbogen des zweiten Sohnes, **Johann Wilhelm**, als Kopie vor. Wilhelm Melchior wurde am 27. Juli 1817 in Nymphenburg geboren und betätigte sich nach seiner Akademieausbildung als Tier- und Landschaftsmaler. In den Jahren 1850/51 hielt er sich in London auf. Nach seiner Rückkehr aus England heiratete er im Sommer 1851 **Anna Lichtenauer**, „Tafelwirthstochter“, geboren am 24. Januar 1829 in München. Auf dem „Familienbogen“ des „Kunstmalers und Insassen“⁷⁾ Wilhelm Melchior lesen wir dazu Folgendes:

Wilhelm Melchior, ein Portraitmalerssohn aus Nymphenburg(en),

- 6) Joseph Maillinger „Bilderchronik der Kgl. Haupt- und Residenzstadt München“, Bände I und II, München 1876
- 7) Ein „Insasse“ war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts im juristischen Sinn der Einwohner einer Gemeinde ohne volles Gemeindebürgerrecht („Brockhaus Konversationslexikon in 16 Bänden“ von 1908)



Joseph Melchior „Abdul Meschir, Hengst, dem Kunstreiter Carré gehörig“,
Federzeichnung, Münchner Stadtmuseum, MII/4461



Wilhelm Melchior „Kühe und Lamm“, Farblithografie,
Münchner Stadtmuseum, MII/4298

Kunstmaler, wurde zufolge rechtskräftigen Beschlusses vom 15. April 1851 vom hiesigen Stadt-Magistrat unterm 27. Mai 1851 als Insasse dahier aufgenommen und ihm die Bewilligung zur Verehelichung mit Anna Lichtenauer, Tafern-wirthstochter, von hier ertheilt.

*Er hat 2.000 fl⁸⁾
Sie hat 1.000 fl Vermögen
31./6./51*

In Friedrich H. Hofmanns Biografie ist dagegen als Jahr der Eheschließung 1850 angegeben.

Von Wilhelm Melchior sind zwei Jagdbilder im Besitz der Neuen Pinakothek, einige Zeichnungen und Lithografien findet man in der Maillinger-Sammlung des Stadtmuseums München.

Wilhelm Melchior starb als 43-Jähriger am 9. September 1860 in München. Seine Frau überlebte ihn um 59 Jahre. Sie starb am 29. März 1919, ebenfalls in München. Das Paar hatte zwei Söhne. **Georg Wilhelm** wurde am 9. Mai 1852 in München geboren. Er durchlief eine Ausbildung zum Uhrmacher und Optiker. Am 19. Februar 1870 wird ihm nach beendeter Lehre ein Arbeitsbuch ausgestellt. Von der königlichen Regierung wird er später mit der Bronzenen Medaille des Bayrischen Verdienstordens vom heiligen Michael ausgezeichnet, einem Zivilorden mit der Aufschrift: „Dem Fürsten treu, dem Vaterlande dienstbar“.

Der zweite Sohn, **August**, wurde am 2. März 1856, ebenfalls in München, geboren. Er begann im Jahre 1870 eine Lehre bei dem Münchner Vergolder A. Stützing, erlernte aber später auch noch den Beruf des Glasmalers. Auch der Urenkel Johann Peter Melchior hatte damit wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater einen künstlerischen Beruf ergriffen.

Georg Wilhelm wurde am 15. Juni 1912, August am 29. Januar 1913 vom Stadtmagistrat das volle Bürgerrecht der Stadt München verliehen. Nach dem Tod ihres Vaters im September 1860 lebten die beiden Söhne mit ihrer Mutter Anna Melchior im gleichen Haushalt. Beide blieben unverheiratet. Am 2.

Oktober 1891 zogen sie mit ihrer Mutter in die Augustenstraße 28, in die Nähe des Königsplatzes und nur einige Meter weit entfernt vom Mittelpunkt der Bildenden Kunst in München mit der Antikensammlung, der Glyptothek und der Alten und Neuen Pinakothek, in der Bilder ihres Vaters ausgestellt waren. Die beiden Brüder blieben dort auch wohnen, als ihre Mutter im März 1919 verstarb. Sie erlebten den Sturz der Monarchie, die Münchner Räterepublik und wurden Zeitzeugen des Hitlerputsches vom 9. November 1923. Auch die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten mussten sie miterleben sowie die Deklaration ihrer Heimatstadt München zur „Hauptstadt der Bewegung“. Die Schrecknisse des Zweiten Weltkrieges blieben ihnen dagegen erspart. August Melchior starb am 5. Juli 1935. Sein älterer Bruder Georg Wilhelm gab daraufhin am 2. Dezember 1935 die gemeinsame Wohnung in der Augustenstraße auf und zog in das Altenheim des Heilig-Geist-Spitals. Dort verstarb er 85-jährig am 15. April 1937. Da beide Urenkel Johann Peter Melchiors unverheiratet und kinderlos blieben, gibt es keine heute noch lebenden Nachkommen des großen Porzellanbildhauers aus Lintorf mehr.

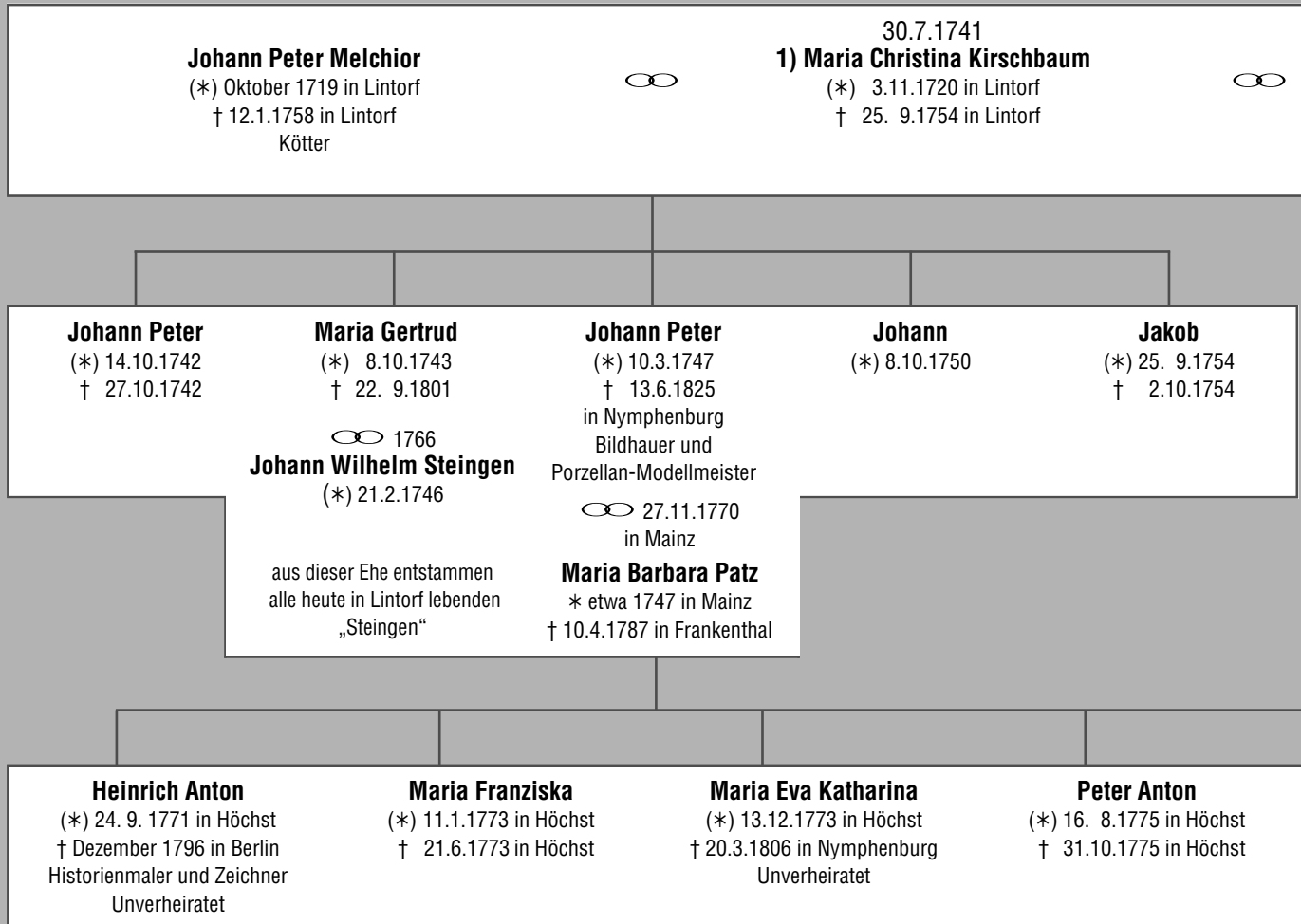
Manfred Buer

8) = Gulden (Ein bayerischer Gulden zu 60 Kreuzern entsprach 1,17 Mark des Deutschen Reiches ab 1873, für einen Gulden konnte man damals in Bayern etwa 54 kg Rindfleisch erwerben)

1 Mark des Deutschen Reiches = etwa 180 €



Von 1891 bis 1935 wohnte die Familie Melchior auf der Augustenstraße 28 im Zentrum von München – Ausschnitt aus dem Stadtplan



(*) getauft
 * geboren

Quellen

- | | |
|---|---|
| <p>1) Friedrich H. Hofmann, „Johann Peter Melchior“, Verlag für praktische Kunstwissenschaft F. Schmidt, München, Berlin und Leipzig, 1921</p> <p>2) Ulrich Thieme/Felix Becker „Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart“, Bd. 23/24, Unveränderter Nachdruck der Originalausgaben Leipzig 1929 und 1930, E.A. Seemann, Leipzig 1999</p> <p>3) Theo Volmert, „Eine bergische Pfarrgemeinde vor 250 Jahren“, herausgegeben von der katholischen Pfarrgemeinde St. Anna, Ratingen-Lintorf, 1980</p> <p>4) „Johann Peter Melchior“ in Theo Volmert „Lintorf – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815“, herausgegeben vom Verein Lintorfer Heimatfreunde, Ratingen, 1982</p> | <p>5) Manfred Buer, „Vom Hütejungen zum Hofbildhauer – Zum 250. Geburtstag Johann Peter Melchiors“ in „Die Quecke – Ratinger und Angerländer Heimatblätter“ Nr. 67, November 1997</p> <p>6) Manfred Buer, „Zum 180. Todestag von Johann Peter Melchior“ in „Die Quecke – Ratinger und Angerländer Heimatblätter“ Nr. 75, Dezember 2005</p> <p>7) Meldebögen und Karteikarten des Einwohnermeldeamtes der Stadt München (heute: Stadtarchiv München)</p> <p>Besonderer Dank gilt Frau Angela Stilwell vom Stadtarchiv München für ihre freundliche Hilfe bei der Suche nach den Nachkommen Johann Peter Melchiors in München sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Münchener Stadtmuseums, Sammlung Grafik und Gemälde</p> |
|---|---|

Stammbaum der Familie Melchior

8.1.1755
2) Gertrud aus der Bäck
 (*) 22.1.1735 in Lintorf

Maria Catharina
 (*) 21.1.1756
 † 10.5.1783
 Halbschwester von
 Johann Peter

Johann Wolfgang
 (*) 2.12.1776 in Höchst
 † 6. 3.1777 in Höchst
 Taufpate:
 Johann Wolfgang von Goethe

Anna Maria Josepha
 (*) 9.1.1778 in Höchst
 † 1797 in Nürnberg oder
 der Oberpfalz
 Unverheiratet

Georg Wilhelm
 * 21.3.1780 in Frankenthal
 † 18.8.1854 in München
 Porträtmaler und Lithograph

∞ 30.10.1809
Katharina Legrand
 * 1791 in Frankenthal

(Wilhelm) Joseph
 * 10.1.1810 in Nymphenburg
 † 8.6.1883 in Nymphenburg
 Tier- und Genremaler
 Unverheiratet

(Johann) Wilhelm
 * 27.7.1817 in Nymphenburg
 † 9.9.1860 in München
 Tier- und Landschaftsmaler

Friederike Josepha
 * 24.12.1818 in Nymphenburg
 † 31.12.1818 in Nymphenburg

∞ Sommer 1851
Anna Lichtenauer
 * 24.1.1829 in München
 † 29.3.1919 in München

Georg Wilhelm
 * 9.5.1852 in München
 † 15.4.1937 in München
 Optiker und Uhrmacher
 Ehe- und kinderlos verstorben

August
 * 2.3.1856 in München
 † 5.7.1935 in München
 Glasmaler und Vergolder
 Ehe- und kinderlos verstorben

Entwurf: Manfred Buer

Johann Wolfgang von Goethe

* 28. August 1749
Frankfurt

† 22. März 1832
Weimar



Das einzige authentische Bild des toten Goethe. Gezeichnet hat es Friedrich Preller d.Ä. (1804 - 1878). Die Zeichnung ist im Besitz des Düsseldorfer Goethe-Museums.

Repro: Goethe-Museum

Wanderers Nachtlied

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Ruhen Sie sanft, Herr Geheimrat

Als ich Ihnen vor acht Jahren zu Ihrem 250. Geburtstag meine Aufmerksamkeit gemacht habe, war wegen der vielen Gratulanten in der Fürstengruft kaum bis zu Ihnen durchzukommen. Sie selbst schienen mir total erschöpft von dem Rummel in Ihrem Umfeld, und Ihre Stimme war wegen der Hintergrundgeräusche gar nicht mehr vernehmbar.

Heute ist das, Gott sei Dank, anders. Weimar ist wieder zur Ruhe gekommen, aber ich will Sie trotzdem nicht zu sehr mit unnützen Fragen bedrängen. Dafür, dass in diesem Jahr ihr 175. Todestag ist, beobachte ich seltsamerweise überall gähnende Leere. Ist das Volk der Dichter und Denker seiner großen Geister überdrüssig geworden? Wenn, woran mag das liegen? Ihre unsterblichen Werke sind uns doch noch alle gegenwärtig. Na gut, bei den jungen Menschen ist das Interesse an der klassischen Literatur vielleicht nicht mehr so groß wie früher. Schon meine Eltern waren diesbezüglich viel gebildeter als ich. Die vielen Unterrichtsausfälle in der Schule während des Krieges sind sicher zum Teil auch für meine Wissenslücken verantwortlich. Ansonsten werden die Bildungsdefizite der heutigen Schüलगeneration wohl nur zu gern den angeblich ungerechten Beurteilungen der Pisastudien in die Schuhe geschoben.

Doch im Gegensatz zu dieser buchstäblichen Friedhofsruhe um Ihre Person erstaunt mich das große Interesse der Germanisten, Kunsthistoriker und Psychologen an ihrem Liebesleben. Müssen diese neugierigen Burschen denn überall ihre Finger hineinstecken und jeden alten Tratsch wieder aufwärmen?

Am 30. und 31. März 2007 werden in Weimar beim ersten interdisziplinären Goethe- und Anna-Amalia-Symposium dreizehn wissenschaftliche Vorträge gehalten. Alle befassen sich mit der hochbrisanten Frage: Hatten Sie, verehrter Herr Geheimrat, ein „Krösken“ mit der so früh verwitweten Fürstin Anna-Amalia? Ich bitte um eine

ehrliche Antwort: Hatte Sie – oder hatten Sie nicht? Haben Sie doch bitte Verständnis dafür, dass die Nachwelt das unbedingt wissen muss! Stellen Sie sich doch mal vor, eine prominente Schauspielerin oder auch so ein kleines hübsches Dummerchen bekäme ein Kind oder würde mal wieder heiraten, vielleicht sogar den Vater ihres Kindes, und wir wüssten nichts davon, hätten keine Ahnung wer, wann, wo, wie, mit wem ..., das wäre ja entsetzlich!

Nichts ist so schwer zu ertragen wie Ungewissheit!

Und Sie neigen ja nun mal zu Geheimniskrämereien!

Ich erinnere da nur an die Geschichte mit der Frau von Stein. War nun was, oder war nichts? Es heißt ja wohl – nein, aber gibt es Zeugen? Auch zu Ihren Lebzeiten gab es schon abschließbare Türen und eine diskrete Dienerschaft, die allzu neugierige Besucher fernhielt.

Was glauben Sie wohl, wieviele Millionen literarisch interessierter Menschen diese Unsicherheit belastet hat und noch immer belastet.

Und Ihr Interesse an schönen Frauen war ja wohl auch in Ihren späten Lebensjahren bemerkenswert, falls die betreffenden Damen nicht schon die Siebzehn überschritten hatten.

Oder sollten Ihnen, verehrter Herr Geheimrat, die Bosheiten des Herrn Professor Wilson geschadet haben? – kaum zu glauben!

Bei uns ist die Todesstrafe doch längst abgeschafft, Sie sind schon seit zweihundert Jahren nicht mehr Minister, und das Konsilium ist Geschichte. Was glauben Sie wohl, wie happy der Mister Dabbelju wäre, wenn Sie noch in militärischen Dingen das Sagen hätten und er Ihnen ein paar Infanteriedivisionen abkaufen könnte, um den Afghänen, Irakern und möglichst auch noch den Iranern die Demokratie mit Nachdruck schmackhaft zu machen?

Und der agile Herr Schreiber in Kanada hätte die notwendigen Waffen besorgen können, falls er

nicht, was aber kaum zu erwarten ist, doch noch in den Knast muss.

Sorry, Mister President – zweihundert Jahre zu spät!

Doch nun Schluss mit der Polemik!

Dass Ihrem Todestag so wenig Beachtung geschenkt wird, hat vermutlich nur finanzielle und organisatorische Gründe. Wenn mit der Sache kein Geschäft mehr zu machen ist, haben Kunst und Pietät schlechte Karten!

Aber die Medien berichten über Sie, allerdings mehr über den Tag und die Umstände ihres Hinscheidens, als über Ihr langes, wechselvolles Leben, das allerdings schon vor acht Jahren ausgiebig kritisiert wurde.

Leider sind mir keine Werke von Ihnen bekannt, die darauf hinweisen, dass Sie auch post mortem noch literarisch aktiv gewesen wären.

Doch nun, verehrter Herr Geheimrat, muss ich mich leider von Ihnen verabschieden.

Sie werden mich nicht mehr wiedersehen – Verzeihung, wiederhören. Für weitere Jubiläen reicht mein Vorrat an reproduktionsfähigen Bindegewebszellen nicht mehr aus.

Ich bedanke mich sehr herzlich für den außerordentlich freundlichen Empfang und die große Geduld, mit der Sie meinen Worten gefolgt sind.

Doch mit welchen guten Wünschen verlässt man einen so berühmten und allseits hoch verehrten Mann wie Sie, der seit 175 Jahren tot ist?

Ich habe so gar keine Erfahrung mit Jubilaren in Ihrer Situation!

Ich finde auch keinerlei Beispiele in der Literatur.

Bleibt mir also nur der seit unzähligen Generationen auf unzähligen Grabmälern zu lesende, immer wiederkehrende lapidare Spruch:

**Ruhe sanft!
Verehrter Herr von Goethe.**

Werner Beutling

Verwirklichung von Wirklichkeit

Edith Dreyer-Dowe, Malerin und Kunstpädagogin

In den 50er-Jahren lernte ich Edith Dreyer beim Ratinger Volkstanzkreis kennen und schätzen. So habe ich mich jedes Mal gefreut, wenn in der Ratinger Jugendherberge am „Götschenbeck“ ein Volkstanzwochenende stattfand und ich die Gelegenheit hatte, mit Edith zu tanzen. Damals leitete noch Ferdi (Ferdl) Treimer mit meiner Schwester Solvejg diesen Kreis (siehe auch den Bericht: „Volkstanz in Linnep“ von Bruno Schleuter in dieser Ausgabe).

Später pflegten wir unser gemeinsames Hobby als Tanzpartner im Tanzkursus beim Ratinger Urgestein Elly Hastrich. Nach dem Abschlussball im großen Saal des Ferdinand-Cremer-Hauses an der Angerstraße - im Ratinger Volksmund war es auch unter dem Namen „Bullenkloster“ bekannt, weil hier katholische Junggesellen wohnten, (damals: vom 1.4.1955 - 30.9.1960 unter Theo Klinkenberg, auch „Klinkes“ genannt, heute: Hotel Anger) - verloren sich unsere Wege, da ich später in Niedersachsen studierte und dort auch meinen ersten Lehrauftrag als Volksschullehrer (Klasse 1-10) bekam.

Auch Edith schlug den Berufsweg der Volksschullehrerin (dies entspricht der Ausbildung zur heutigen Grund- und Hauptschullehrerin) ein, und nachdem ich von der Mittelpunktschule in Lemförde am Dümmer wieder in heimatliche Gefilde an die Ratinger Anne-Frank-Schule wechselte, trafen wir uns, inzwischen beide verheiratet, als Kollegen wieder.

So ist es für mich heute eine besondere Ehre, die Tradition der „Quecke“ fortzusetzen, über eine Künstlerin aus dem hiesigen Umfeld berichten zu dürfen: über die künstlerische Laufbahn und das Oeuvre von Edith Dreyer-Dowe.

Edith Dreyer erlebt ihre Kindheit in einem naturnahen Umfeld im Ratinger Osten, in der Nähe des Angertales und der Auermühle. Sie findet bereits als Kind großen Ge-

fallen am Malen und erhält die rückhaltlose Bestätigung ihrer Eltern und besonders ihres Großvaters mütterlicherseits, zu dem sie eine besonders innige Verbindung hat.

Später in der Schule wird ihr zeichnerisches Talent auch von ihren Lehrerinnen und Lehrern erkannt und gefördert. Auch ihr bastlerisches Können wird bereits in der Quinta, bei der damals noch üblichen Fackelausstellung an der Speestraße in der Turnhalle des Ratinger Gymnasiums (heute: Poststraße und „Ferdinand-Trimborn-Saal“, siehe auch Bericht in der Quecke Nr. 71, 2001, Seite 173 und Nr. 76, 2006, Seite 169), bestätigt. Edith Dreyer erhält 1956 den 1. Preis für die beste Fackel und 1957 für ihre selbst gebastelte Martinslaterne sogar den Sonderpreis der Stadt Ratingen.

Nach dem Abitur studiert Edith Dreyer Pädagogik und auch Kunsterziehung bei Professor Rosche an der Pädagogischen Hochschule in Essen (1960 - 1964).

In den folgenden Jahren fließt ihre künstlerische Fähigkeit in den Gesamtunterricht ein und prägt so ihre Schülerinnen und Schüler.

Selbst kommt sie während dieser Zeit kaum zum Malen, da sie in ihrem Beruf als Lehrerin und gleichzeitig als Hausfrau und später auch als Mutter zweier Söhne stark gefordert ist.

Erst 1984 beginnt Edith Dreyer-Dowe an der Ratinger Volkshochschule bei Václav Snop, systematisch das Malen mit Ölfarben zu lernen. Es geht ihr zuerst um möglichst naturgetreues Malen und um den Hell-Dunkel-Kontrast von Gegenständen, Blumen und Landschaften.

Die Protagonistin hat aber neben ihrer Malerei noch eine weitere Leidenschaft: die Natur. Daher finden wir in dieser Schaffensphase bei ihr vor allem Motive wie Blumen und Landschaften.

Später wird nach und nach ihr Malstil immer freier.

Von 1989 bis 1994 studiert Edith Dreyer-Dowe an der Fachhochschule in Krefeld bei Professor Crumbigel und Professor Arnold „Plastik und Relief“.

Während dieser fünf Jahre entstehen neben Bildern auch viele Plastiken. Ihre gattungsübergreifende Vielfalt konnte ich im Schaufenster



„Rosen“, Öl auf Pappe, 1987

ihres Elternhauses in Ratingen an der Industriestraße und später bei einem Besuch in ihrem eigenen Haus in der Nähe des „Grünen Sees“ bewundern.

Während ihres Studiums bildet sie sich auch während der Semesterferien künstlerisch weiter. So belegt sie 1992 Kurse an der „Kunstschule Bodensee“ und in Trier an der „Europäischen Akademie für Bildende Kunst“ bei Mario Radina. 1993 besucht sie die „Malschule Nantle Sea“ in England.

Auch nach dem fünfjährigen Studium in Krefeld bildet sie sich künstlerisch weiter. Sie belegt von 1994 bis 1995 einen Abendkurs an der „Malschule Hubbelrath“. Seit 1996 nimmt sie an Workshops an der „Novalis Hochschule“ in Kamp-Lintfort teil und studiert dort seit 2002 Malerei bei Jens Kilian, bei dem sie 2007 ihr Diplom macht.

Neben ihrer Haupttätigkeit als Grundschullehrerin an der Karl-Arnold-Schule in Ratingen-Eckamp und später an der Lintorfer Johann-Peter-Melchior-Schule (hier investiert sie ihre künstlerische Schaffenskraft unter anderem in den Bau der schulischen Karnevalswagen des Kinderkarnevalszuges in Lintorf und erntet auch hier wieder Preise für den schönsten Wagen) widmet sich Edith Dreyer-Dowe wieder intensiv der Malerei.

Bald entdeckt die Künstlerin die Aquarellmalerei als eine Kunst des Weglassens. Sie reduziert ihre Malerei, wobei sie mit sehr feinen Pinseln mit Aquarellfarbe zeichnet.



„Plastik“, Ton, 1994

Später wird ihr das Eingebettetsein der Naturgegenstände in das Ganze des Umfeldes immer wichtiger. Sie vereinfacht die Gegenstände ihrer Malerei immer mehr auf die Formen der Geometrie, vernetzt in Umweltstrukturen, die sie ebenfalls auf diese grundsätzlichen Formen reduziert.

Bei ihrer Ausstellung 2002 im Medienzentrum deutete Edith mir ihre neuesten Werke wie folgt:

„Ich versuche die innewohnenden Gesetzmäßigkeiten der Natur in meinen Darstellungen zum Klingen zu bringen und auf diese Weise für den Betrachter einprägsame Bildgestalten zu malen.

Ebenso reduziere ich die Farben auf ein Minimum. Ich male ausschließlich mit den drei Grundfarben Gelb, Blau und Rot. Ihr gezieltes Neben- und Übereinander zeigt konkret die naturwissenschaftlichen Phänomene der Lichtwirkung von Farbe.“

Edith erläuterte weiter: „Ihr Wechselspiel, ihre nebeneinander liegende Steigerung der Komplementärfarben, ihre transparente Übereinanderschichtung und dadurch erzeugte Vielfalt der Mischfarben, liefern mir alle Möglichkeiten der physischen Lichtwirkung von Farben.“

Die Gesetzmäßigkeit des Lichts wird erlebbar. Gleichzeitig erzeuge

„Ich sehe was,
was Du nicht
siehst ...“

Kunst-Taxi



SeniorenKulturBegleitung

Walburga Dörrenberg Tel. 02102/33386
Mühlenstraße 11 Fax 02102/33592
40885 Ratingen E-Mail wd@kunst-taxi.de
www.kunst-taxi.de

ich Dreidimensionalität bei flächigem Auftrag.

Damit will ich auf tiefere Aussagen und Hintergründe meiner Malerei hinweisen. Es sollte in meiner Malerei zu einer reflektierten Darstellung von Außen- und Innenwelt kommen. Immer mehr wird meine Malerei Ausdruck meines Inneren. Es geht mir nicht mehr um möglichst perfekte Darstellung.

Jedes meiner Bilder ist ein Stück von mir und trägt meine Handschrift.“

Seit 2005 ist sie Meisterschülerin bei dem in Basel lebenden Schweizer Maler Andreas Durrer.

Ich beobachtete, dass Ediths Bilder immer abstrakter werden. Sie arbeitet jetzt mit verschiedenen Materialien wie Acryl, Gouache, Pigmenten und Kohle. Sie malt die Dinge, wie sie sie denkt, nicht wie sie sie sieht.

Anfang des 20. Jahrhunderts, in einer ständig komplexer und schneller werdenden Welt, die immer weniger fassbar wurde, besannen sich die bildenden Künstler auf sich selbst, auf ihr Inneres, statt auf die äußere Realität.

Aus diesem Zusammenhang entwickelte sich eine Malerei, die keine Abkehr von Weltwahrnehmung ist. Sie nannte sich „Abstrakte Kunst“, abgeleitet vom lateinischen „abstrahere“ = trennen oder abziehen. Gerade über die Reduktion soll eine klare Einsicht in das Wesen der Welt gewonnen werden.

„Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar“, sagte Paul Klee. Diesen Grundsatz vertritt auch Edith Dreyer-Dowe. Es geht ihr um Aneignung von Wirklichkeit, um die Wirklichkeit, die sich zwischen Abbild und autonomer Bildwelt als dritte Möglichkeit einer bildnerischen Wirklichkeit etabliert.

Edith Dreyer-Dowe glaubt, dass es irgendwo da draußen eine wirkliche Welt gibt, eine Wahrheit. Diese Wahrheit findet sie nicht in der naturwissenschaftlichen Sicht auf die Natur, sondern in ihrer künstlerischen Transformation durch die Malerei.

„Die Wiedergabe dieser Wirklichkeit ist“, so sagt sie, „wirklicher und lebendiger als die Wirklichkeit der registrierenden Augen. Ich



„Haus zum Haus“, Aquarell, 1997

kann nichts machen! Ich gehe vom Gegenständlichen oder von einer Vorstellung, von ETWAS aus und immer auch wieder vom Wesen der Farbe.“

Gegenständliches, Vorstellungen oder Farbkompositionen werden in einem Prozess des ständigen Aufbaus und Wiederzerstörens einem Transformationsprozess unterzogen. Gegenständliches und Darstellungen von Vorstellungen verlieren jeden Bezug zur sinnlich erfahrbaren Wirklichkeit.

Die Arbeiten von Edith Dreyer-Dowe werden zu autonomen Kom-

positionen, deren Deutung der Fantasie des Betrachters überlassen bleibt. Vermeintliche abstrakte Strukturen und Formen können, bei der ständigen Beschäftigung mit ihren Werken, am Ende Verwandtschaft mit der Realität offenbaren.

Bei ihrer zweiten großen Ausstellung vom 18. August bis 16. September im letzten Jahr im Medienzentrum am Peter-Brüning-Platz - sie lief unter dem Titel „**Verwirklichung von Wirklichkeit**“ - erläuterte Edith mir ihre neue Maltechnik und technischen Hintergründe.



„Mohnblumen“, Aquarell, 2002



„Im Cromfordpark“, Acryl auf Leinwand, 2006

phernartige Formsprache möglicherweise verschüttete Bereiche im Unterbewusstsein des Betrachters anzutasten, die ihn durch das gleichzeitige Nebeneinander unterschiedlicher Realitätsebenen irritieren mögen.

Durch ihre vielen Auslandsreisen nach Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich und England - sie besuchte dort Seminare und stellte dort auch ihre Werke aus - wurde sicherlich ihr Malstil stark beeinflusst.

Auch hier in Ratingen und der nächsten Umgebung konnte man in den letzten Jahren in vielen Einzel- und Gruppenausstellungen die große Bandbreite der künstlerischen Arbeiten und Techniken der Protagonistin bewundern.

Nach ihrer Pensionierung bleibt Edith Dreyer-Dowe ihrer schönen Leidenschaft treu. Neben ihrer künstlerischen Tätigkeit erteilt sie in ihrem Haus „Am Lehmberg“ Nr. 27 außerdem Malunterricht für Kinder. In ihrem Oeuvre ist eine stetige künstlerische Weiterentwicklung festzustellen. Sie wird ihre experimentalen Techniken fortsetzen. Ihre neuesten Bilder sind momentan im „Kunsthaus“ an der Mülheimer Straße 19 zu sehen.

Gunnar-Volkmar
Schneider-Hartmann

Als Bildmotiv wählt sie Alltagsgegenstände -, eine Tasse, Vasen, Flaschen u. a. -, die dem Betrachter auf den ersten Blick vertraut erscheinen. Doch auf den zweiten Blick wird dieses spontane Wiedererkennen neu in Frage gestellt.

Die Vielschichtigkeit der künstlerischen Mittel, der gestische Pinselstrich und vor allem die Technik der Collage, d. h. das Einarbeiten von Papieren unterschiedlicher Art und Beschaffenheit verfremden das Dargestellte und stellen es in einen neuen Kontext.

Der Betrachter kann nicht umhin, in einen direkten Dialog mit dem Bild zu treten, in ihm zu wandern, zu verweilen, zu sehen, zu entdecken und für sich selbst Inhalte zu erschließen.

Die Absicht von Edith Dreyer-Dowe liegt darin, durch eine meta-



Die Künstlerin in ihrer zweiten Ausstellung im Medienzentrum, 18. 8. 2006

www.handwerker-in-ratingen.de



BAUCONCEPT PLANUNGS- UND BAULEITUNGS GmbH

Baiausführung von:

- Neubauten aller Art
- Um- und Anbauten
- Fliesenarbeiten
- Fassadensanierung
- Altbausanierung
- Trockenbauarbeiten
- Rohbau- u. Putzarbeiten
- und vieles mehr

Duisburger Str. 17

40885 Ratingen

Telefon: 02102-55 89 14

Telefax: 02102-55 89 16

Mobil: 0163-26 46 100

E-Mail: info@bauconcept-bau.de

www.bauconcept-bau.de

Den Himmel auf die Erde holen

Der Ratinger Kirchenarchitekt Kurt Schweflinghaus

(Schluss)

Nach den eher allgemeinen Überlegungen zum Werk von Kurt Schweflinghaus wollen wir nun an den Kirchen, die er gebaut hat, versuchen, sein Konzept zu konkretisieren:

Von der Fabrikhalle zum Kreuz: St. Suitbertus in Ratingen Süd

St. Suitbertus in Ratingen, die erste Kirche, die Kurt Schweflinghaus baute, ist vom Bild der Industriearchitektur bestimmt, eine lange, nüchtern wirkende Halle, die aber in ihrer Konzeption frühchristliches Kirchenbauverständnis erkennen lässt und vor allem den franziskanischen Geist der hier wirkenden Minoritenpatres übermitteln möchte. Dabei konnte er an eine alte Ratinger Tradition anknüpfen, indem er das Konzept der Minoritenkirche am Marktplatz (im ehemaligen Minoritenkloster) mit modernen Mitteln realisierte. Auch damals vor 350 Jahren bauten die Minoriten eine Saalkirche. Die ungefähren Ausmaße kann man heute noch erkennen, wenn man am Bau der ehemaligen Kirche in der Minoritenstraße entlanggeht. Ein ähnliches Konzept schwebte Kurt Schweflinghaus



Farbige Betonglasfenster geben dem Hauptschiff und den Seitenschiffen von St. Suitbertus gedämpftes Licht

vor Augen, als er die Suitbertuskirche plante. Sie hat einen langgestreckten Baukörper. Tragende Elemente sind Betonpfeiler. Die Zwischenräume sind mit rotem Ziegelstein vermauert. Eine Besonderheit dieser Kirche ist die leichte Neigung des Kirchenschiffes nach vorne zum Altare hin, was eine Verbesserung der Sichtverhältnisse bringt. Am Ende des langen Hauptschiffes, etwa im letzten Viertel, erhebt sich der wuchtige Altar: Zentrum des Raumes und der Liturgie, die hier gefeiert wird. Entsprechend frühkirchlichen Bauten sollte der Sängerchor im Chorraum agieren. Der Name deutet ja auf eine entsprechende Nähe hin. So plante Kurt Schweflinghaus zunächst eine Chorgrube hinter dem Altar. Rechts und links im Chorraum wurden auch schon die Bühnen für die Orgel eingebaut. Auf Fotografien aus der Frühzeit dieser Kirche kann man diese Situation noch gut erkennen. Licht fiel durch zwei große seitliche Fensterbänder und durch die verglaste Rückwand der Kirche in den Raum. Im Kirchenschiff war das Licht aber eher gedämpft, was durch den dunklen Klinker noch verstärkt wurde. Die Nähe von Sängerchor und Altar hat sich dann aber in der Praxis nicht bewährt, wenn auch die Idee alt war.

Da in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Bevölkerung im Ratinger Süden stark zunahm, wurde die neue Kirche bald zu klein. Kurt Schweflinghaus griff jetzt bei der Erweiterung stark in den Grundriss ein. Aus der Halle wurde ein Kreuz. Denn die großen Fensterdurchbrüche in der Nähe des Chores wurden geöffnet. Hier wurde jeweils ein Seitenschiff mit Empore angebaut. Die Kirche bekam auch zur Straße hin eine „Verlängerung“, sodass hier die neue Orgel und das Podest für den Kirchenchor ihren Platz fanden. Damit war ein „klassischer“ Grundriss, die Kirche in Kreuzform, in modernem Gewand erreicht. Farbige Betonglasfenster geben jetzt dem langen Kirchenschiff und den Seitenschiffen gedämpftes Licht. Im Chorraum hat man bis heute auf die bunte Verglasung verzichtet, um dem Raum mehr Licht zu geben.

Von Symbolen und Zeichen: St. Marien in Tiefenbroich

Die St. Marienkirche ist „Zeichen“ der Zeit, ein „Haus der besonderen Art“ mitten im Ortsteil Tiefenbroich. Der Architekt Kurt Schweflinghaus hat bewusst ein „Zelt Gottes“ geplant. Er greift damit auf einen theologischen Gedanken zurück, der im Alten Testament



Das Hauptschiff der Suitbertuskirche im heutigen Zustand nach der Kirchenerweiterung

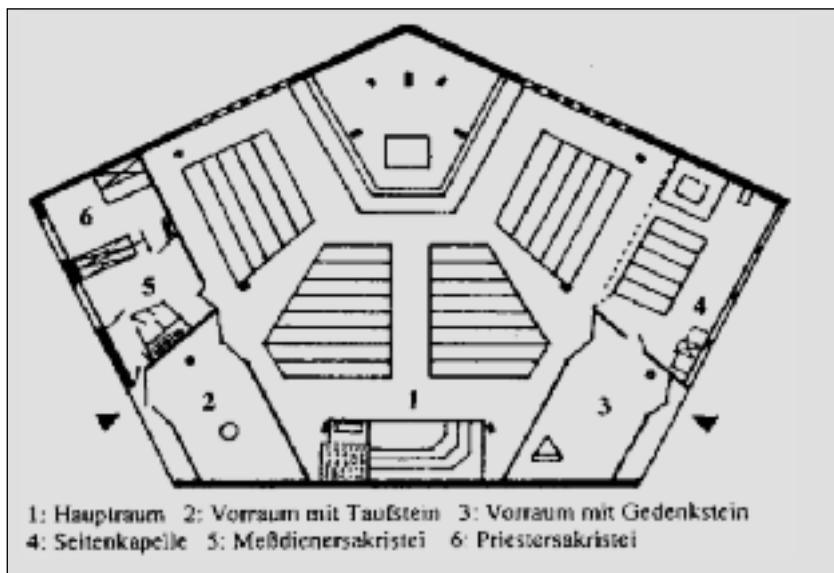
seine Wurzeln hat, als die Israeliten auf ihrer Wanderung, bevor sie sesshaft wurden, Gottes Anwesenheit im Zelt „erlebten“, welches sie auf ihren Rastplätzen aufbauten, um hier die Bundeslade, das Zeichen für die Gegenwart Gottes, aufzubewahren und zu verehren. Später wurde das Zelt Gottes zum festen Standort im Tempel von Jerusalem mit dem Allerheiligsten als Mittelpunkt. Die Kirche hat diesen Gedanken im Tabernakel (lat. tabernaculum = Zelt) übernommen, wo Christus in der Gestalt des Brotes anwesend ist.

So ist der Zeltgedanke bei der St. Marienkirche im doppelten Sinne zu verstehen. Zunächst ist der Kirchenbau selbst als „Zelt“ zu deuten. In diesem Zelt ist der Tabernakel wiederum Ort der Anwesenheit Gottes hier vor Ort. Das „ewige Licht“ ist dafür das Erkennungszeichen.

Das Bild vom Zelt liegt in der Zeit, als Kurt Schweflinghaus die Tiefenbroicher Kirche konzipierte, förmlich „in der Luft“. Er selbst hat bei mehreren Kirchenbauten diesen Gedanken realisiert. Aber auch bei anderen Kirchenneubauten in diesen Jahren finden wir dieses „Zeichen“ unter den Menschen, um zum Ausdruck zu bringen, dass der Mensch trotz des Wunsches nach Sesshaftigkeit auch immer unterwegs ist. Die Häuser der Menschen signalisieren Bodenständigkeit, Verwurzelung.



Der dreigeteilte Turm von St. Marien scheint wie ein Dachreiter aus der Kirche herauszuwachsen



Die St. Marienkirche hat einen unregelmäßigen fünfeckigen Grundriss

lung. Die Kirche als „Zelt“ gibt den Hinweis auf den Lebensweg und die Pilgerschaft des Menschen durch die Zeit.

Die Symbolik der Tiefenbroicher Marienkirche findet auch ihren Ausdruck in den Zahlen, die das Bauwerk kennzeichnen.

Auffälliges Merkmal und nach außen weit erkennbar ist der Turm, der wie ein Dachreiter aus der Kirche herauswächst und aus drei Trägern in eine gemeinsame Spitze mündet. Der dreigeteilte Dachreiter durchbricht förmlich die Decke und ist somit sichtbares Zeichen der Kirche. Er zeigt damit einen wesentlichen Unterschied zu den Häusern von Tiefenbroich. Es bildet sich so ein Mittelpunkt für den Ort heraus, den es früher nicht gegeben hat. Der dreigliedrige Turm stößt umgekehrt von oben nach unten in den Kirchenraum und bildet auch hier den Mittelpunkt. Unter dem „Baldachin“, der so im Innenraum entsteht, befindet sich der Altar, das Zentrum jeder Kirche. Die Zahl Drei, die diesen Mittelpunkt bestimmt, hat höchsten Anspruch auf Heiligkeit und damit tiefe symbolische Bedeutung. Es kommt auf diese Weise zum Ausdruck, dass Gott wesentlich in der Dreieinigkeit existiert und damit der Welt als Schöpfung seine Prägung gibt.

Diese „Dreierheit“ des Turmes korrespondiert mit dem unregelmäßigen fünfeckigen Grundriss der Kirche. Über die Zahl Fünf kann man jetzt wiederum spekulieren. Fünf

ist die Zahl der „Hoch-Zeit“, zwei unterschiedliche „Elemente“ bilden die Fünf, nämlich die Zwei und die Drei (weiblich und männlich, wie man in der Symbolik früherer Zeiten nachlesen kann). Fünf ist damit eine zutiefst menschliche Zahl. Fünf hat aber auch einen biblischen Hintergrund, etwa in den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen, die ihren Bräutigam Christus erwarten. In der Zahl werden also Lebenswege und -entscheidungen angedeutet. Letztendlich – Zufall oder ganz bewusst so gedacht (?) – besteht der Name Maria aus fünf Buchstaben. Für eine Marienkirche eine nachvollziehbare Erklärung. Der Grundriss wäre dann so etwas wie ein Monogramm von Maria.

Auffällig an diesem fünfeckigen Grundriss ist, dass eine Seite nicht parallel zur Marienstraße liegt, sondern eine der Ecken zur Straße weist. Die Eingänge in die Kirche sind von hier nicht erkennbar. Man muss also ein Stück um die Kirche herumgehen, um die Zugänge zu finden. Es ist einerseits ein „Abschotten“ gegenüber der Straße, aber auch eine Einladung, „um die Ecke zu schauen“. Die Ecke zur Straße hin, hier mag ein weiterer Grund für die eigenwillige Lage des Grundrisses sein, ist die Ausrichtung nach Osten, die Ecke „zeigt“ nach Osten auf die aufgehende Sonne. Osten ist in den meisten alten Kirchen die Gebetsrichtung. Im Osten steht der Altar. Die Lage des Grundrisses greift damit die alte Idee auf. Die Mauern



Die Altarinsel der St. Marienkirche befindet sich unter einem „Zelthimmel“, der aus acht Segmenten besteht

zur Straße hin sind darüber hinaus nicht gänzlich ohne „Fenster“. Kleine farbige Betonglasfenster lockern die Wandfläche auf, ebenso durchdringen die zwölf Apostelleuchten die Außenmauer und geben so ein weiteres Gliederungsmuster. Die quadratischen Steine und die farbigen Fenster machen sogar „neugierig“, hinter die Mauer zu schauen. Die Fenster vermitteln bei Dunkelheit, wenn die Kirche innen erleuchtet ist, ein Bild von „kostbaren Edelsteinen“.

Das Fünfeck des Grundrisses wiederholt sich im Inneren der Kirche in der Altarinsel. Gehen wir noch ein wenig weiter in der Zahlensymbolik. Fünf Wege gehen zwischen den Bankreihen nach vorne zum Altar. Zwischen der Drei und der Fünf kommt auch die Vier vor. Die Anordnung der Bankreihen übernimmt nämlich diese Zahl. Im Gegensatz zur „göttlichen“ Drei ist die Vier Bild der Erde, der Schöpfung, Vier als „geerdetes“ Bild darum, weil es zum Beispiel vier Himmelsrichtungen gibt, vier Elemente oder vier Jahreszeiten. Die Zahl hat darüber hinaus auch wiederum eine theologische Dimension in den vier Evangelien, die von diesem Ort in der Kirche verkündet werden. Auch das Kreuz, das dem Betrachter an entscheidenden Punkten in der Kirche mehrfach vor Augen geführt wird, ist durch die vier Ecken von der Vierzahl be-

stimmt. Gleichzeitig ist es aber auch durch die Horizontale und die Vertikale zwischen „Himmel und Erde“ gestellt.

Der fünfeckige Raum wird überspannt von der „Acht“, ein „Zeltdach“, das eine kreisrunde Mitte genau über dem Altar hat. Von dieser Mitte gehen acht Strahlen (Segmente) aus und bilden den „Himmel“. Acht ist in der Symbolsprache die Verdopplung der Vier und damit die Überhöhung des Schöpfungsgedankens, die in der kreisrunden Mitte ihr eigentliches „göttliches“ Zentrum findet.

Der Kreis ist das Symbol der Vollkommenheit, der Einheit, und damit – ähnlich wie die Drei – ein Hinweis auf Gott, der die Mitte ist. Die Strahlen, die von dieser Mitte ausgehen, sind wie die Sonnenstrahlen. Somit haben wir ein christologisches Zeichen am „Himmel“: Christus, die Sonne, die alles erleuchtet. Nicht zufällig ist dieser „Mittelpunkt“ in der Nähe der Spitze der Kirche, die nach Osten weist. Hier begegnet uns die aufgehende Sonne, die den Tag von der Nacht trennt. Es ist Symbol des auferstandenen Christus: „Und in der Frühe am ersten Wochentage kamen sie an das Grab, nachdem die Sonne aufgegangen war.“ (Mk 16,2)

Auch das Material, aus dem die St. Marienkirche errichtet wurde, hat seine symbolische Bedeutung. „Ehrliches Material“ sollte es sein, aus dem die neue Kirche gebaut werden sollte, nicht mehr das Material vergangener Zeiten, sondern Material, aus dem auch Fabriken und Wohnhäuser gebaut werden. Stahl, Beton, Holz, Glas, Ziegelstein sind die „Grundstoffe“ der St. Marienkirche. Dabei gibt es selbstverständlich das traditionelle Aufmauern der roten Ziegelsteinwände (die aber keine tragende Funktion haben) und den Einsatz von Glas als Lichtquelle. Neu sind vor allem Stahl und Beton sowie Betonglas als Gestaltungs- und Lichtelemente. Wenn man sich die Bilder vom Bau der Kirche ansieht, dann erkennt man, dass in wenigen Tagen, nach entsprechender Vorbereitung, das Grundgerüst aus Stahl da war: Das neue „Zelt Gottes unter den Menschen“.

Vom Schiff, das sich Gemeinde nennt: Heilig Geist in Ratingen West

Die Heilig-Geist-Kirche in Ratingen West entstand in den Jahren von 1972 bis 1974. Wer die Kirche am Ende einer großen Wiese mitten zwischen den Hochhäusern sieht, wird sofort an ein Schiff erinnert, das hier mitten im Stadtteil „vor Anker liegt“. Die Menschen können hier im „Meer ihrer Wohnungen“ die Welt des Glaubens erleben. Die Kirche im Bild des Schiffes fällt einem spontan ein, aber auch Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testament, in denen vom Schiff die Rede ist. Die Kirche in Ratingen West erinnert an die Arche des Noah, die Rettung in der großen Sintflut gewährt. Von Christus kennen wir die Geschichte, wie er vom Schiff aus zu den Menschen am Ufer predigt oder wie er den Sturm auf dem See stillt. All das kann man mit dieser Kirche mitten in einem modernen Wohnort assoziieren. Die Spitze des Schiffes zeigt nach Osten, der traditionellen Gebetsrichtung. Diese „Ostung“ der Kirche verweist auf die aufgehende Sonne und damit auf Christus selbst, ihm „fährt“ das „Gemeineschiff“ entgegen.

Geht man durch ein relativ kleines „Westportal“ in die Kirche hinein, öffnet sich ein weiter Raum, der den Blick direkt nach vorne zieht. Das Dach steigt vom Eingangsbereich bis in den Altarraum an, führt



Die Heilig-Geist-Kirche in Ratingen West erinnert an einen Schiffsbug

den Besucher ganz allmählich ohne Sichtbehinderung durch Säulen oder Stützen in die Tiefe des Raumes. Ganz vorne in der Spitze empfängt Christus den Besucher mit weit ausgebreiteten Armen. Die Spanne der Arme scheint sich in der Architektur fortzusetzen.

Wenn man sich den Grundriss der Kirche ansieht, so deutet er auch eine Taube an, ein offenkundiges Friedenssymbol, auch ein naheliegender Gedanke für eine Heilig-Geist-Kirche. Auffälliges Merkmal in dieser Kirche ist das umlaufende Lichtband aus Betonglas, das den Raum in ein geheimnisvolles Licht taucht. Durch diesen architektonischen „Kniff“ entsteht auch der Eindruck, dass das Dach nicht auf den Mauern lastet, sondern „abgehoben“ ist und die Mauern entlastet.

Eine Besonderheit hat diese Kirche. Links in einer Seitenkapelle führt eine Treppe in die Unterkirche. Ungewöhnlich, eine Krypta in einer modernen Kirche. Ursprünglich hatte der Architekt hier die Taufkapelle geplant. Es sollte ein symbolisches Eintauchen in das Wasser der Taufe sein. Bild für die Taufe Christi am Jordan. Hinabtauchen und wieder aufsteigen. Die frühe Kirche kannte eigene Taufkirchen, Baptisterien. Das war die ursprüngliche Idee des Architekten. Heute ist die Unterkirche ein Ort für Gottesdienste mit kleineren Gruppen, nachdem sie 2002 entsprechend umgebaut wurde. Ein Segel aus Holz an der Decke hat die stilisierte Form einer Taube, ähnlich wie beim Grundriss der gesamten Kirche.

Die drei Ratinger Kirchen von Kurt Schweflinghaus sind auf ganz unterschiedliche Weise Zeichen der Zeit:

St. Suitbertus erinnert an die Arbeitswelt des Menschen im industriellen Zeitalter (Fabrikarchitektur).

St. Marien betont die Rolle des pilgernden Menschen: Sie ist „Zelt Gottes unter den Menschen“.

Heilig Geist thematisiert die Friedenssehnsucht (Taube), aber auch die Glaubensgewissheit im „Meer der Zeit“ (Schiff).

Alle drei Kirchen sind nicht rückwärtsgewandt, sie wollen zeitgemäß den Glauben mit Hilfe der Architektur formulieren. Alle Kirchen sind mit modernen Kunstwerken



Die Heilig-Geist-Kirche verfügt über eine Unterkirche, die ursprünglich als Taufkapelle gedacht war, heute aber als Gottesdienstraum für kleinere Gruppen dient

ausgestattet, die von zeitgenössischen Künstlern geschaffen wurden. Kurt Schweflinghaus hat als Architekt oftmals den Kontakt hergestellt und die Kunstwerke in „seinen“ Bau integriert. Was wir für die Ratinger Kirchen beobachten, findet auch in den anderen Kirchen, die Kurt Schweflinghaus geplant hat, seinen Niederschlag. Der Vollständigkeit halber wollen wir sie hier vorstellen:

Pfingsten oder von Durchbrüchen in der Wand

Einen auffälligen Grundriss hat die Kirche St. Hedwig in Wuppertal-Hahnerberg, die 1959 von Kurt Schweflinghaus geplant und gebaut wurde. Anders als die Kirche in Ratingen West liegt sie eher am Rande des Wohngebietes direkt neben einem großen Park. Auffällig ist der Grundriss. Der Raum für die Gemeinde ordnet sich fächerförmig um den Altarbereich, der selbst einen Halbkreis bildet. Der Fächer ist in sechs Segmente eingeteilt, die annähernd einen zweiten größeren Halbkreis bilden. Die Mauer dieses größeren Halbkreises ist im oberen Teil durch zahlreiche Betonglasfenster durchbrochen, die aufeinander zugeordnet sind und eine Mitte haben. Sie bilden über die ganze Wandfläche verteilt eine stilisierte Taube. Nach unten verteilen sich bunte Glasdreiecke wie „Feuerzungen“ in den Kirchenraum.

Der Priester, der vom Altar oder Ambo aus auf die vor ihm sitzende

Gemeinde schaut und ihr das Wort Gottes verkündet, hat dieses übergroße Betonglasbild immer vor Augen. Die Gemeinde dagegen hat das Symbol für Frieden, das Symbol für den Heiligen Geist im Rücken und über sich. Erst wenn die Menschen durch das Hauptportal die Kirche verlassen, haben sie das Bild im Blick und nehmen es mit.

Vielleicht wollte der Architekt folgenden Gedanken zum Ausdruck bringen: Der Geist Gottes schenkt Erkenntnis. Der Geist Gottes ist Geschenk. Der Geist Gottes lässt die Welt in einem anderen Licht erscheinen. Der Geist Gottes durchdringt Mauern, macht die Räume hell. Der Geist Gottes öffnet Türen und Fenster zum anderen und auch zu sich selbst.

Ein Teil der Kirche ist normalerweise für die Besucher der Kirche nicht zugänglich. Es ist ein Raum, der in einem Halbkreis den Altarraum umfängt. Heute ist hier die Sakristei. Es ist aber denkbar, dass er ursprünglich eine andere Funktion haben sollte. Denn er ist wie ein Prozessionsgang um die Kirche. Dessen wichtigster Schmuck sind ausdrucksstarke farbige Betonglasfenster, die zur niedrigen Decke hin das ganze Halbrund begleiten. Der Raum ist so in ein meditatives Licht getaucht. Ihre Wirkung kann man vor allem abends erkennen, wenn das bunte Fensterband in die Dunkelheit hineinleuchtet. Im Inneren geht die

Wirkung, die der Umgang haben könnte, durch die Einrichtung der Sakristei stark verloren.

Die Kirche steht direkt neben dem „Von-der-Heydt-Park“ und leitet so über zur Wohnbebauung. Nicht weit von der Kirche weg steht ein Denkmal zur Erinnerung an Heinrich Heine, das um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert von der Baronin Selma von der Heydt gestiftet worden war. 1933 wurde es zerstört und 1958 wieder erneuert – also im engen zeitlichen Zusammenhang mit dem Bau der St. Hedwigs - Kirche. Das Denkmal zitiert den Dichter: „Auf die Berge will ich steigen, / wo die dunklen Tannen ragen, / Bäche rauschen, Vögel singen / und die stolzen Wolken jagen.“ So entsteht – eher ungewollt - ein Dialog zwischen der Friedenstaube als Bild in der Kirche und der Friedenssehnsucht, wie sie in den Versen des Dichters zum Ausdruck kommt.

Beim Blättern in der Pfarrchronik, die auch sehr detailliert den Bau fortgang festhält, fällt mir plötzlich ein bekanntes Gesicht auf: Pater Chris Aarts, bis zum Sommer 2006 Pfarrer in Lintorf, war hier in den 70er-Jahren des vorigen Jahrhunderts Pastor. Die Zeichen der Kreuzherren sind nicht zu übersehen, zum Beispiel auf dem Türgriff zur Kirche. Sie waren hier viele Jahre lang Seelsorger in der Gemeinde.



Die Kirche St. Hedwig in Wuppertal-Hahnerberg. Pater Chris Aarts, bis 2006 Pfarrer von St. Anna und St. Johannes in Lintorf, war hier in den 1970er-Jahren Pastor



Der rechte Türgriff des Kirchenportals von St. Hedwig zeigt das Wappen des Kreuzherrenordens

Ein Schiff am Rhein

Direkt hinter dem Rheindeich in Neuss-Uedesheim eine Kirche zu planen und zu bauen, die einem Schiffsbug gleicht, liegt nahe. Das Kirchenschiff ist hier am Fluss „vor Anker gegangen“. 1960 entstand diese neue Kirche, nachdem der Vorgängerbau, eine neuromanische Dorfkirche, zu klein für die stark gewachsene Gemeinde geworden war. An die alte Kirche aus dem 19. Jahrhundert erinnert heute noch der Kirchturm, der sich an den Neubau anlehnt. Innerhalb des Ortsbildes dieses alten Rheindorfes ist die heutige Kirche mit dem großen Schlepplach aber auch ein „Haus“ zwischen den anderen Häusern. Vielleicht ist aufgrund des großen Daches auch der Vergleich mit einer Scheune nicht unpassend, in die die Ernte eingefahren wird. Die Bauform ist dem Menschen, der hier lebt, nicht fremd. Die Scheune ist wichtiger Ort für das Sammeln und Aufbewahren der Früchte, die im Laufe des Jahres geerntet werden. Eine Kirche mitten im Lebensraum der Menschen. Der Platz vor der Kirche ist Treffpunkt, „Marktplatz“, auch Platz der Begegnung mit der Geschichte.

Kurt Schweflinghaus hat aus der alten Kirche „Erinnerungsstücke“ übernommen, die sich in die neue Umgebung integrieren.

Ein Charakteristikum dieser Kirche sind die „Nebenkapellen“, die mit wandhohen farbigen Glasflächen gestaltet sind. Jede dieser Kapel-

len, die aber nicht abgetrennt vom übrigen Kirchenraum sind, kennzeichnet ein bestimmtes liturgisches Thema. Taufe, Beichte und persönliches Gebet finden hier ihren Platz.

Die „Weg“-Kirche

Eine weitere große Kirche baute Kurt Schweflinghaus in den Jahren 1956/57. Eigentlich waren es eher eine Erweiterung und ein Umbau. Am Ende war es dann doch eine ganz neue Kirche: St. Michael in Düsseldorf-Lierenfeld. Die neobarocke Kirche aus dem Jahre 1912 war viel zu klein geworden.



Auch die 1960 erbaute neue Dorfkirche St. Martin in Neuss-Uedesheim, direkt am Rhein gelegen, gleicht einem Schiffsbug

Der Architekt veränderte die bauliche Situation so, dass er die alte Kirche zum Querschiff umfunktionierte und das neue Hauptschiff diese alte Kirche durchdringen ließ. Der ehemals 36 m hohe barocke Turm wurde um 6 m erhöht und ist mit dem aus Kupferblech verkleideten Glockenstuhl mit vier sich durchdringenden Giebeln ein markantes Wahrzeichen im Stadtteil. Auffällig gestaltet ist auch die Fassade zur Straße hin. Das Eingangsportal ist bis zum Giebel von einem Betonglasfensterband eingerahmt. Der Zugang von der Straße öffnete sich im Innern zu einem langen „Weg“ auf den Altar hin. Wenn hier in der Vergangenheit geschrieben wird, so heißt das, dass die Kirche zurzeit zurückgebaut wird und zwar ungefähr auf die Größe der ursprünglichen Kirche von 1912. Die Straßensicht mit der auffälligen Betonverglasung und der Turm werden erhalten bleiben, so dass sich am Straßenbild kaum etwas ändert. Der ursprüngliche große Kirchenraum wird dagegen zu einem Garten im Innenhof umgestaltet, so dass der Grundriss der Schweflinghaus-Kirche auch weiterhin zu erkennen ist. Die deutlich veränderte Bevölkerungssituation in diesem Stadtteil und die hohen Heizkosten in der riesigen Kirche machten diesen erneuten Umbau nötig, so die Begründung von Pfarrer Joachim Decker.

Eine gelungene Verbindung von Alt und Neu

Am 12. Dezember 1959 feierte die Pfarrgemeinde Petrus Canisius in Wülfrath-Rohdenhaus Kirchweihe. Architekt Kurt Schweflinghaus hatte auch hier die Planung, die neugotische Kirche zu erweitern. Der ursprüngliche Stil ist noch an den gotischen Fensterformen im Längsschiff zu erkennen, die aber eine neue künstlerische Note durch den Glaskünstler Jochem Pönsngen bekamen. Die Fenster wurden damals als so schön empfunden, dass zwei von ihnen auf einer Ausstellung in München gezeigt wurden, bevor sie in Rohdenhaus eingesetzt werden konnten. Ansonsten veränderte Kurt Schweflinghaus den Raum total. Er nahm die Gewölbe heraus und gab der Kirche ein Spitzdach. Er erweiterte den Chorraum und betonte die „Grenze“ zwischen Wand und Giebel durch ein Lichtband. Mehrfach berichteten die Tageszeitungen über den Umbau. An einer Stelle heißt es: „Blickfang ist ein breites Lichtband am neu errichteten Giebel. In leuchtenden kräftigen Farben bricht sich vielfältig das hereinfallende Tageslicht. Den gleichen Lichteffect erlebt man von außen bei Dunkelheit und bei von innen erleuchteter Kirche.“ Mittelpunkt des Chorraumes und damit der ganzen Kirche ist der mächtige Steinaltar, der ebenfalls von Kurt Schweflinghaus entworfen wurde.

Als ich bei der Vorbereitung für diesen Aufsatz auch nach Rohdenhaus kam, um die siebte „Schweflinghaus“-Kirche kennenzulernen, fand ich hier einen anderen Ratinger. Die Gemeinde hatte sich nämlich 1963 entschieden, eine Pietà, von Johannes Tefert aus Basalt-Lava geschaffen, als Denkmal für die Verstorbenen der Gemeinde aufzustellen.

Kurt Schweflinghaus hat mit einer Reihe von bekannten Künstlern seiner Zeit zusammengearbeitet, die mit ihren Mitteln die Kirchen künstlerisch ausstatteten und bis heute beachtenswerte Werke geschaffen haben: Zu nennen sind u.a. die Bildhauerin Hildegard Bienen aus Marienthal bei Wesel, die Paramentikerin Helly Driesen aus Dyck, der Bildhauer Karl Franke aus Meerbusch, die Bildhauerinnen Maria Fuss aus Düsseldorf und Helene Lüdenbach aus Bonn, der Glasmaler und Zeichner Hans Menekes aus Weeze, der Glasmaler Jochem Pönsngen aus Düsseldorf und wie schon erwähnt der Bildhauer Johannes Tefert aus Ratingen. Die Tiefenbroicher St. Marienkirche ist unter diesem Aspekt vergleichbar einem aufgeschlagenen Bilderbuch und damit ein gutes Beispiel für das Zusammenspiel von Kirche und Kunst.

Hans Müskens



Die in den Jahren 1956/57 von Kurt Schweflinghaus erweiterte Kirche St. Michael in Düsseldorf-Lierenfeld wird mittlerweile schon wieder zurückgebaut, weil sie für die kleiner gewordene Gemeinde zu groß ist und hohe Kosten verursacht. Pfarrer an dieser Kirche ist der Lintorfer Joachim Decker



Die kleine neugotische Kirche St. Petrus Canisius wurde 1959 von Kurt Schweflinghaus erweitert



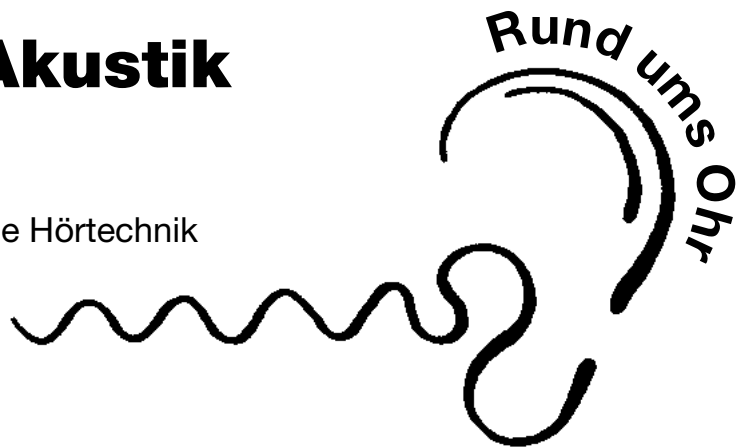
Die Pietà als Denkmal für die Kriegsopter der Gemeinde St. Petrus Canisius stammt von dem Ratinger Künstler Johannes Tefert

Hörgeräte-Akustik Witteck

Meisterbetrieb für moderne Hörtechnik

Ralf Wittek

Hörgeräteakustikermeister
Pädakustiker · Audiotherapeut



- Kostenloser Hörtest
- Unverbindliche Hörberatung
- Tinnitusberatung / Therapie (Ohrgeräusche)
- Eigenes Labor und eigene Werkstatt
- Vorträge und Schulungen
- Hausbesuche

Speestraße 27 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 0 21 02 / 15 58 80 · Fax 0 21 02 / 15 58 82

Öffnungszeiten: Montag - Freitag 9.00 bis 13.00 Uhr und 14.30 bis 18.00 Uhr
Samstag 9.00 bis 13.00 Uhr und nach Vereinbarung

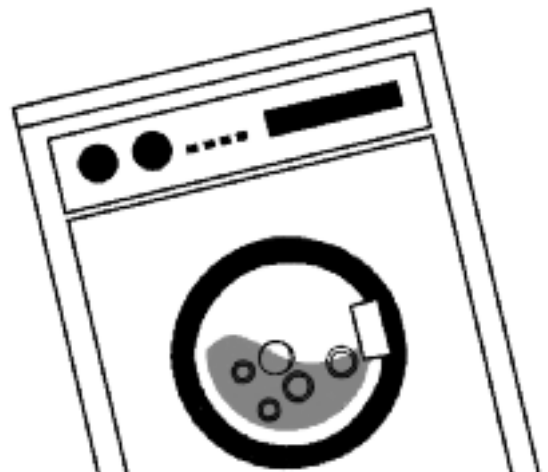
D.LIERE

Hausgeräte • Ersatzteile • Einbaugeräte

Energiesparen ist angesagt!

Unser Service für Sie:
kostenlose Beratung
und Montage von
Einbaugeräten!

Speestr. 26 • 40885 Lintorf
Tel. 35655 • Fax 35653



Schmitz & Ohligs GmbH



Sanitär

Heizung

Marmor

Granit

Fliesen

Silikonfugen

Krummenweger Straße 50c · 40885 Ratingen

Tel.: 0 21 02 / 70 31 32 · Fax: 0 21 02 / 70 32 32

Der erste Siedlungsbau in Lintorf nach dem Krieg

Als gebürtiger Lintorfer will ich über die Entwicklung der ersten kleinen Siedlung in Lintorf nach dem Kriege berichten. Ich wurde im Dezember 1945 in Lintorf An den Dieken 11 geboren, kann also aus eigener Erinnerung wenig über die Anfänge dieser Phase beitragen. Aus den Erzählungen meiner Eltern, den alten Bauunterlagen unseres Hauses und mit Hilfe des Stadtarchivs Ratingen habe ich ein paar Dinge zusammengetragen, an die sich der eine oder andere Lintorfer sicher auch noch erinnert oder die er mit weiteren Gegebenheiten vervollständigen kann. Für ergänzende Hinweise wäre ich dankbar.

Unmittelbar nach Kriegsende, noch bevor die erste Kommunalwahl stattfand und weit bevor die Beschlüsse des Marshallplanes zu einer Wiederbelebung der am Boden liegenden Strukturen in

Deutschland führten, berieten die von den Alliierten ernannten Gemeindevertreter über Möglichkeiten der Verbesserung der vorhandenen Notsituation. Gleich in der ersten und zweiten Lintorfer Gemeindevertretungssitzung am 26.2.1946 und 18.3.1946 wurden als erste Maßnahmen der Wohlfahrtsausschuss, der Wohnungsausschuss und der Bauausschuss gebildet. Die Ernährungs- und Wohnungsnot war sehr groß, so reiften schnell Überlegungen, den Bürgern Gemeindefläche pachtweise zur Bebauung und zur Selbstbewirtschaftung zur Verfügung zu stellen. Der erste Siedlungsgedanke nach dem Kriege in der Gemeinde Lintorf reifte schnell und unbürokratisch. Interessierte Bürger sollten Grundstücke erwerben können, die in Eigenleistung mit einfachen Mitteln so ausgestattet wurden, dass durch Klein-

viehhaltung und Nutzgarten-Landwirtschaft eine größtmögliche Eigenversorgung gegeben war.

Konkret sollte im Lintorfer Norden der Bereich im Dreieck Rehhecke/Speestraße hierfür parzelliert werden.

Zunächst waren einige Grundstücke unmittelbar angrenzend an das Gelände der ehemaligen Gärtnerei Busch (entlang der Straße „Am Kämpchen“) vorgesehen. Der Landvermesser Otto Doerpinghaus aus Düsseldorf erstellte die Flurkarte mit der Aufteilung der Grundstückspartellen. Der Architekt Franz Rosen aus Hösel verfasste die Bauantrags- und Bauausführungspläne für den einheitlich vorgesehenen Kleinhäusertyp. Für die Häuser war gemäß Baubeschreibung ein Gebäudetyp einfachster Struktur mit Stall und ohne Unterkellerung geplant.

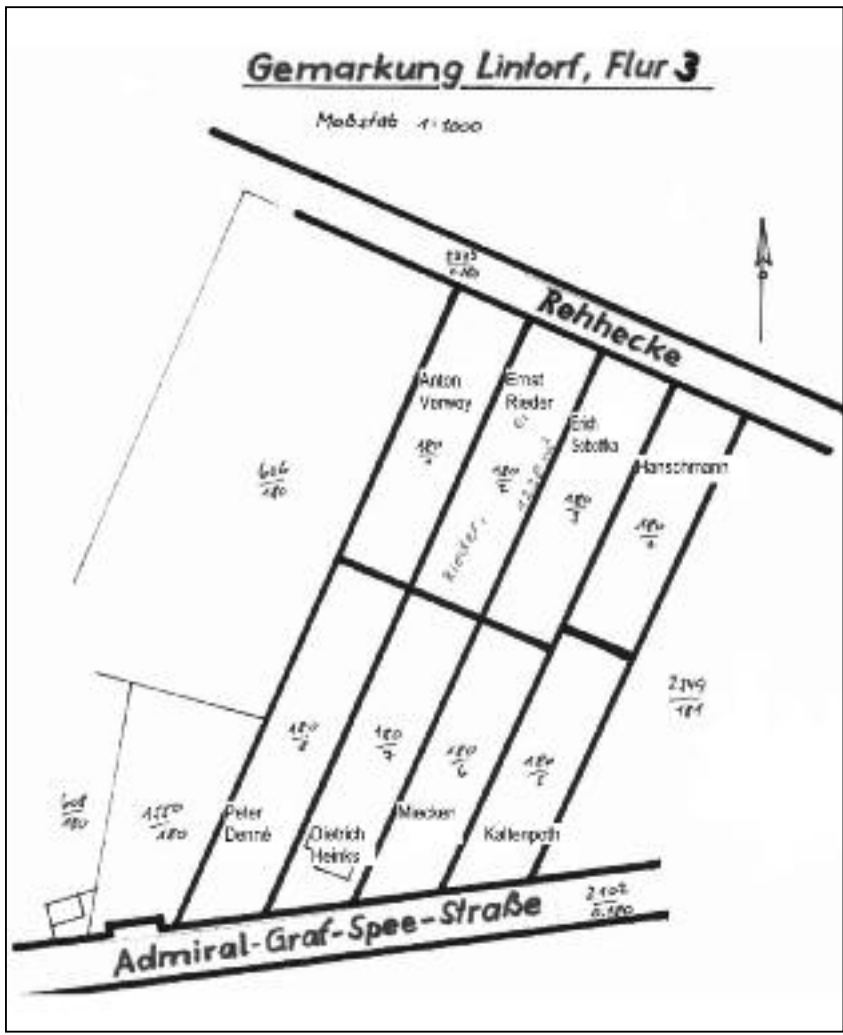
Protokoll und Beschluss der zweiten Gemeinderatssitzung der Gemeinde Lintorf nach dem Krieg vom 18.3.1946 unter Bürgermeister Theo Blumberg

Anwesend	Beschluss
Bürgermeister Blumberg (<i>Theo</i>) Thiele (<i>Hermann</i>) Bom (<i>Johann</i>) Rexrodt Laufs (<i>August</i>) Frohnhoff (<i>Josef</i>) Seul (<i>Peter</i>) Esser (<i>Kläre</i>) Fink (<i>Ewald</i>) Grosshanten (<i>Johann</i>) Doppstadt Heinks (<i>Dietrich</i>) Duscheck (<i>August</i>) Stölting (<i>Cläre</i>) Zerres (<i>Hermann</i>) Windisch (<i>Friedrich</i>) Rieder (<i>Ernst</i>) Kaufmann (<i>Walter</i>) entschuldigt fehlen: Röschmann (<i>Max</i>)	In den Bauausschuss wurden die Herren Seul, Fink, Heinks und Windisch gewählt. Gemeindevertretung stimmt der Verpachtung der Grundstücke von der Ecke Rehhecke / Graf Speestraße zu den vorgetragenen Bedingungen an die Bewerber Grundmann, Verwey, Buch, Becker, Denné, Heinks, Lickfeld u. Rieder zu, ebenso der Veräußerung der Grundstücke an der Duisburger Straße an Wilhelm Kühne und zwar auf jederzeitigen Widerruf, Pachtpreis 25,- RM je Morgen u. Jahr. In den Gründungsausschuss wurden die Herren Thiele, Reineke und Kaufmann sowie Frau Esser gewählt. Der Wohlfahrtsausschuss wird aus den Gemeindevertretern Kaufmann, Röschmann, Frau Stölting, Laufs, Rieder, Frau Esser gebildet. Die Umbenennung der Hindenburgstraße in Friedrich Ebert Straße wird mit 11 zu 7 Stimmen verabschiedet, die Umbenennung der Admiral Graf Spee Str. in Speestraße wird mit 11 zu 7 verabschiedet.

Gezeichnet: als Bürgermeister: Blumberg

als Ausschussmitglieder: Walter Kaufmann, Thiele

Quelle: Stadtarchiv Ratingen, Protokolle der Gemeindevertretung Lintorf 1946 (P597)



Lageplan
Lintorf, Bereich Rehhecke / Speestraße / Am Kämpchen

Die Terminaufzeichnungen im Amtsbuch für Bauanträge decken sich nicht genau mit den tatsächlichen Terminen, denn die Arbeiten wurden teilweise schon vorab aufgrund vorläufiger, mündlicher Zusagen in Angriff genommen. Ab 1951 konnte die Bebauung auch abweichend von dem ursprünglich vorgegebenen vereinheitlichten Kleintyphaus vorgenommen werden.

Darum wichen die Häuser Rehhecke 45, 49 und Speestraße 119 von den übrigen Bauten ab. Auch die Typenbauten erhielten Veränderungen, die aber baupolizeilicherseits augenzwinkernd hingenommen wurden. Diverse Anbauten, Unterkellerungen und Satteldächer, die in der Planung nicht vorgesehen waren, machten aus den Bauten individuelle, auf die Bedürfnisse der jeweiligen Bauherren abgestimmte Häuser.

Die ursprüngliche Regelung über die Verpachtung der Grundstücke wurde später (1949) umgewandelt in einen Verkauf. Mir liegt der alte notarielle Kaufvertrag vom 4. Juli 1949 vor, in dem die Zivilgemeinde Lintorf meinen Eltern das Grundstück Parzelle 180/2 mit 1.238 qm zum Kaufpreis von 80 Pfennig pro Quadratmeter, also für insgesamt 990,40 DM verkauft. Die Zahlung erfolgte in monatlichen Raten von 20 DM (zinsfrei bis Ende Juli 1951).

Für alle betroffenen Bauherren war der Hausbau nur in Eigenleistung möglich. Hier zeigte sich deutlich der starke Gemeinschaftssinn, denn jeder half dem anderen, soweit es irgendwie machbar war.

Mein Vater war Schmelzer in der Eisengießerei Sistig. Neben diesem harten Job errichtete er nach Feierabend unser Haus an der

Baubeschreibung:

Zur Ausführung steht der bekannte Kleinhaustyp mit Stall ohne Unterkellerung. Die Bauausführung beschränkt sich auf einfachste Gestaltung und Ausbau. Außen- und Innenwände in Ziegelmauerwerk, Decken in Holz, Dachflächen in Hohlpfanne. Die Wohnräume sind geputzt und mit Holzdielen ausgebaut, die Wirtschaftsräume nur mit Flachsichtbelag versehen. Fenster einfach, Außentüren mit Blendrahmen, Türblatt verbrettert. Innentüren wie vor.

Architekt
Franz Rosen
Hösel

Es handelte sich hier nicht um einen organisierten Siedlungsverband. Obwohl für alle Parzellen der gleiche Haustyp vorgesehen war, wurde es notwendig, dass der Bau jedes Hauses als Einzelmaßnahme beantragt und durch das Kreisbauamt in Mettmann genehmigt wurde.

Einige der ursprünglichen Bewerber sprangen ab, andere kamen hinzu. Zug um Zug reichten die acht Bauwilligen die Anträge ein.

Parzelle	Straße / Hausnr.	Bauherr	Baugesuch	Bauerlaubnis
180/7	Speestr. 121	Dietrich Heinks	01.03.1946	01.07.1946
180/2	Rehhecke 47	Ernst Rieder	01.05.1946	10.09.1946
180/6	Speestr. 123	Miecken	05.04.1950	02.05.1950
180/4	Rehhecke 43	Hanschmann	?	11.07.1950
180/5	Speestr. 125	Kaltenpoth	?	11.07.1950
180/3	Rehhecke 45	Erich Sobottka	16.10.1950	05.01.1951
180/1	Rehhecke 49	Anton Verwey	12.03.1951	07.05.1951
180/8	Speestr. 119	Peter Denné	02.03.1950	08.05.1951

Rehhecke 47. Baumaterial beschaffte er sich aus Kriegstrümmern. Bauschutt aus zerbrochenen Hohlblocksteinen setzte er mühsam mit Mörtel zu neuen Steinen zusammen. Stromversorgung



Ernst Rieder als Schmelzer in der Lintorfer Eisengießerei Sistig

existierte auf diesem Teil der Rehhecke noch nicht, darum bat er die Lagerleitung des gegenüberliegenden Ausländerlagers um Hilfe. Bei anbrechender Dunkelheit wurde dann die Baustelle notdürftig vom Lager aus ausgeleuchtet, und die Arbeiten konnten auch spät-abends und nachts fortgeführt werden.

Die Holzbalken für die Zimmermannsarbeiten im Dach bestanden aus selbstgeschlagenen Bäumen, die mit dem Pferdewagen von Jupp Jostkleigrewe, dem „Wilden Mann“, ins Sägewerk Kaiser geschafft und dort zu Balken verarbeitet und entsprechend hergerichtet wurden.

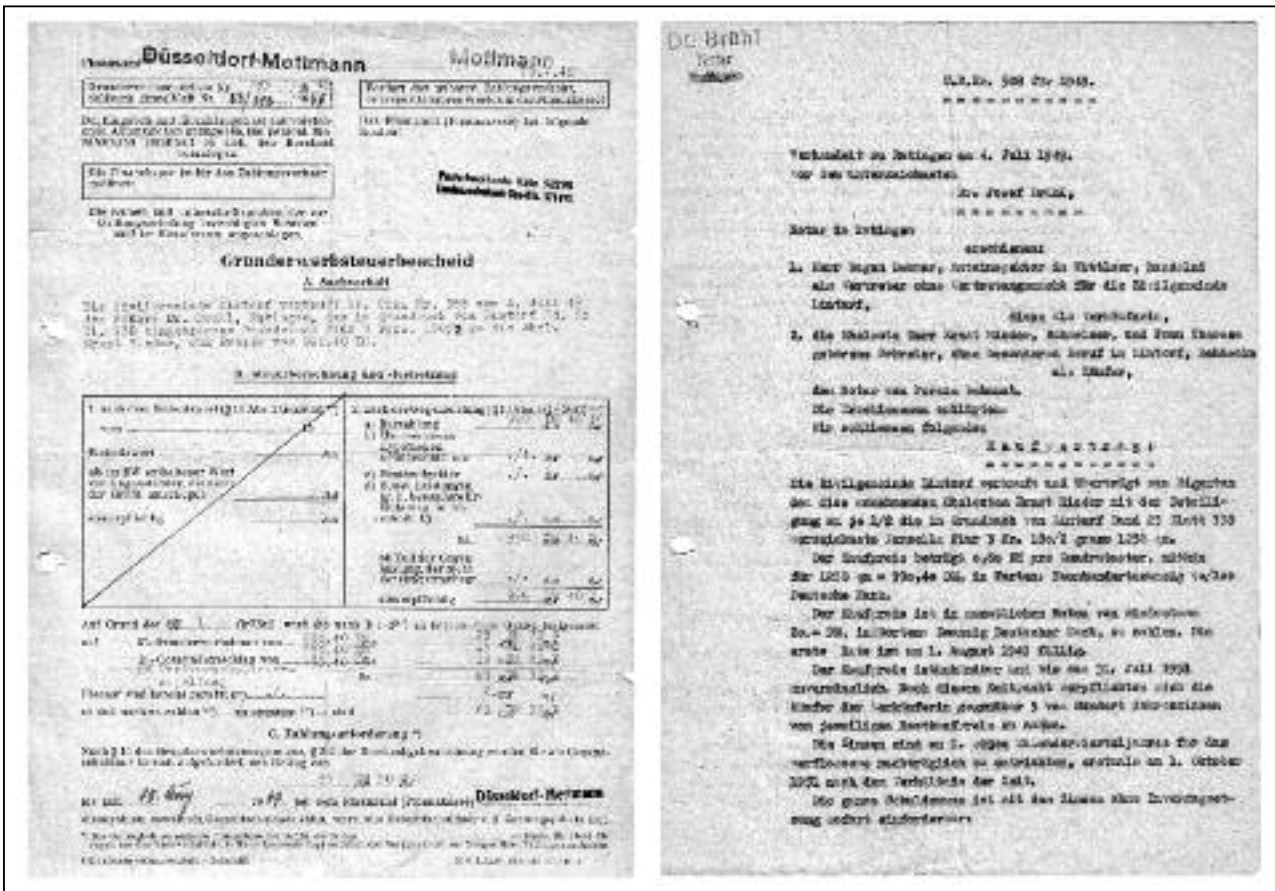
An Bagger, Baukräne oder ähnliches Großgerät war schon aus finanziellen Gründen nicht zu denken. Wir hatten Glück, dass unser Haus komplett unterkellert werden konnte. In einigen Nachbarhäusern war dies wegen des teilweise felsigen Untergrundes nicht möglich.

Unser Haus an der Rehhecke 47 war zu diesem Zeitpunkt das ein-

zige zwischen Kämpchen und dem damaligen Zubringer (B1). Als Gestaltungsmerkmal hatte mein Vater die Gebäudekanten und Fensterränder mit roten Steinmarkierungen abgesetzt. Hierzu verwendete er rot eingefärbte Zementschlempe, die mit feinkörnig zerstoßenen Glassplintern versehen war, was bei Sonnenschein einen gewissen Glitzereffekt in den Markierungen hervorrief.

Die Rehhecke war damals noch ein unbefestigter Sandweg.

Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, befand sich das Barackenlager „Lintorf Camp“. Das Lager wurde ab 1943 im Auftrage der Regierung trotz Einspruchs der hiesigen Verwaltung errichtet und bestand aus 67 massiven, meist 10 x 20 Meter großen Baracken. Das Gelände gehörte dem Landwirt Geißler, Haus Hülchrath. Im letzten Kriegsjahr waren hier Zwangsarbeiter für die Kruppwerke in Essen untergebracht. Nach dem Krieg wurde es unter englischer Besatzung als Kriegsgefangenenlager und in der Folge als



Gründerwerbsteuerbescheid und Kaufvertrag zum Grundstück Rehhecke 47 (Parzelle 180/2).

Der Preis von 990,40 DM für das 1.238 qm große Grundstück war damals für meine Eltern ein nur schwer zu bewältigendes Problem. Der karge Verdienst ließ nicht den geringsten Spielraum

DP-Lager für heimatlose Ausländer genutzt, bis es 1960 aufgelöst und abgebaut wurde.

Unser Garten wurde als Nutzgarten hergerichtet, in dem sämtliche Obst- und Gemüsesorten von Apfel bis Zucchini angepflanzt wurden. Das, was der erst später erschienenen Zeitschrift der Lintorfer Heimatfreunde den mittlerweile weit über die Grenzen bekannten Namen gab, war natürlich auch in unserem Garten eine rechte Plage. Die Quecken haben mich als Kind oft davon abgehalten mit Freunden zu spielen, weil meine Mutter mich dazu verdonnerte, erst im Garten bei der Unkrautbeseitigung zu helfen. Besonders die Quecken waren dabei ein recht lästiges und hartnäckiges Übel.



Familie Rieder vor dem fertigen Haus.
Von links mein Bruder Hans, meine Mutter, meine Wenigkeit, mein Vater



Haus links im Bild: Rehhecke 45.

Dort befand sich das Lebensmittelgeschäft Cramer. Hier fand die damals noch spärliche Nachbarschaft alle für's tägliche Leben notwendigen Artikel. Dinge, die nicht vorrätig waren, beschaffte Frau Cramer dann für den nächsten Tag. Obwohl im gegenüberliegenden Lager ebenfalls ein Verkaufsladen vorhanden war, erwarben viele Lagerbewohner auch hier ihre Lebensmittel. Außerhalb der Öffnungszeiten belagerten oft üble, angetrunkene Insassen des Lagers das Geschäft und verlangten nach Alkoholischem, was ihnen im Lager bereits verwehrt worden war. Es gab hin und wieder unangenehme Szenen mit den betrunkenen Leuten, die oft nicht eher Ruhe gaben, bis sie wieder eine Flasche Wermut oder Korn bekamen.

Haus in der Bildmitte: Rehhecke 47.

Das Haus der Eheleute Rieder. Im Hintergrund kann man noch die Zweckbestimmung der Gärten erkennen, die überwiegend für den Eigenbedarf landwirtschaftlich genutzt wurden.

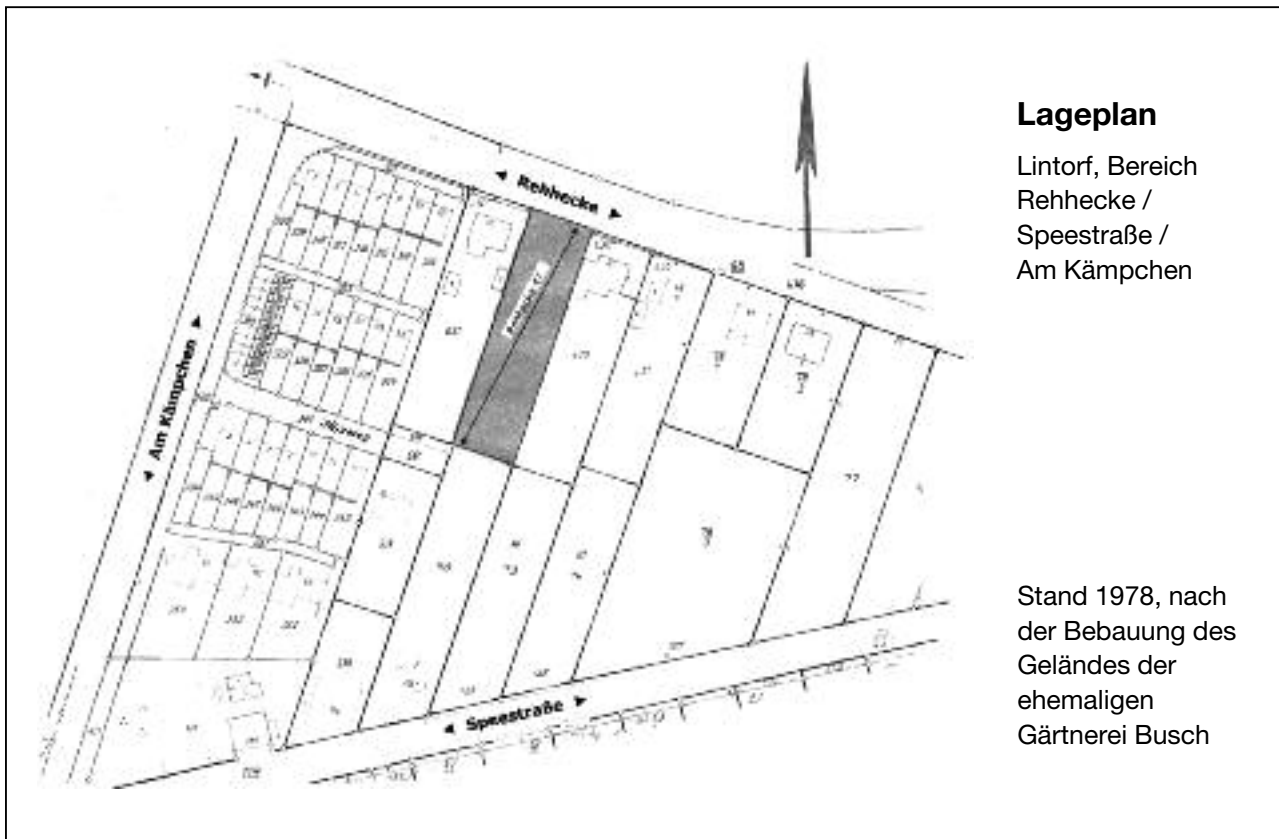
Haus rechts im Bild: Rehhecke 49.

Bauherr: Eheleute Verwey. Im Hof vor dem Gartenhaus liegt noch ein Stapel eingelagerter Hohlblocksteine aus dem Abriss der Baracken des Ausländerlagers. Während der Abrissarbeiten im Lager begann ein reges, emsiges Treiben. Immer wieder sah man große und kleine Transportgefährte, die bis in die äußersten Winkel Lintorfs fuhren. Ob LKW oder Schubkarre, alle waren beladen mit Hohlblocksteinen aus dem Abbau der Baracken. In der Folgezeit wuchsen allerorten neue Anbauten, Garagen und Gartenhäuser in die Höhe. Dies passierte alles sehr zur Freude der Abrissunternehmung, die nun wesentlich weniger Bauschutt zu entsorgen hatte.

Meine Eltern betrieben Kleintierhaltung mit Hühnern und Gänsen. Hier erinnere ich mich als Kind an eine Begebenheit. Eines Tages waren Vater und Mutter in großer Aufregung. Der Zaun war an einer Stelle aufgeschnitten und sämtliche Gänse und Hühner waren verschwunden. Mein Vater vermutete schon, wo das Federvieh abgeblieben sein könnte. Er sprach mit der Lagerleitung des gegenüberliegenden Lagers und kündigte an, dass er Anzeige erstatten werde. Der Lagerleiter beruhigte meinen Vater und versprach ihm, dass man sich um die Sache kümmern würde. Es dauerte zwei Tage, da sahen wir, wie die Gänse im Gänsemarsch, gefolgt von den Hühnern aus dem Lager über die Rehhecke auf unser Haus zukamen. Bis auf ein Huhn waren alle Tiere wieder beisammen. Wer nun der Übeltäter war, haben wir jedoch nie erfahren.

Die Bevölkerungszahl Lintorfs wuchs im Laufe der Jahre konstant, somit auch die Bauaktivitäten in allen Ortsteilen. In der Ende 2006 erschienenen Ausgabe der „Quecke“ ist auf Seite 171 der rasante Bevölkerungszuwachs aufgeführt. Waren im Januar 1946 noch 4.667 Einwohner verzeichnet, verdreifachte sich die Einwohnerzahl bis Dezember 1974 auf 13.655.

Nachdem die noch offenen Bauflächen in dem Dreieck Am Kämp-



chen / Rehhecke / Speestraße in Richtung Zubringer (heute A52) parzelliert und bebaut wurden, erfolgte auch der Ausbau des ehemaligen Gärtnereigeländes der Gärtnerei Busch. Ich erinnere mich noch, dass wir als Kinder durch den Zaun krochen und in dem viele Jahre unbewirtschafteten und verwilderten Gelände herumstrolcherten. Die Früchte der alten Obstbäume, besonders der Aprikosen- und Pflaumenbäume hatten es uns angetan. Schade, aber ich glaube, dass es solch köstliche Fruchtarten heutzutage gar nicht mehr gibt.

Dieses Gelände wurde entsprechend der großen Nachfrage mit Reihenhäusern versehen und wesentlich dichter bebaut.

Alle hier genannten Bauherren sind heute leider nicht mehr unter uns.

In einer völlig ungewissen Zeit, als noch nicht konkret vorhersehbar war, wie die Alliierten mit dem endlich zerschlagenen Nazideutschland umgehen würden, haben diese Bürger trotz der ungewissen Zukunft all ihren Mut zusammengefasst. Noch bevor mit den ersten Gemeinderatswahlen im Septem-

ber 1946 die Militärregierung der Bevölkerung die ersten Schritte zum Recht auf Verantwortung zur Führung der eigenen Angelegenheiten ermöglichte, noch bevor die Währungsreform 1948 für eine positivere Entwicklung sorgte und obwohl es praktisch an allem fehlte, realisierten sie die Planung und den Bau der kleinen Siedlung.

Es bleibt zu wünschen, dass der Geist, der Mut und die Tatkraft dieser Bürger auch den nachfolgenden Generationen erhalten bleiben.

Ernst Rieder



**Gasthof
Gut Porz**

Unsere Öffnungszeiten:
 Mo. – Sa. 17.00 – 1.00 Uhr
 Küche von 18.00 – 22.30 Uhr
 An Sonn- und Feiertagen
 sind wir ab 11.00 Uhr
 durchgehend für Sie da.
 Dienstag Ruhetag

Besuchen Sie unseren Wintergarten!
 – Gesellschaften bis 60 Personen –

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
 Telefon 02102/93 40 80
www.gutporz.de


Zweirad - Gebel



40885 Ratingen – Lintorf
 Konrad – Adenauer - Platz 26
Tel: 02102 / 10 17 202

Öffnungszeiten:
 Mo - Fr. : 10:00 – 13:00 15:00 – 18:30
 Samstag 10:00 – 14:00

*Neuraltherapie
 Homöopathie
 Ozontherapie
 Irisdiagnose
 Chiropraktik
 Akupunktur
 Ohrakupunktur
 Sportmedizin*



Naturheilpraxis
LUDWIG F. MEURER
Heilpraktiker

Sprechzeiten nach Vereinbarung
 Am Speckamp 16 · 40885 Ratingen
 Telefon 02102-35349 · Telefax 02102-399640

Zigarrenhaus Hamacher
 Tabakwaren - Zeitschriften - Lotto



40885 Ratingen-Lintorf
 Konrad-Adenauer-Platz 14
 Telefon 0 21 02/3 33 12

Rickys Barbierstube

Friseursalon
 Ursula Peters

Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf
 ☎ 0 21 02/ 3 42 83



Volker Hirschmann
 Malermeister

Mobil 0171 - 42 45 134
 Tel. (0 21 02) 3 46 60
 Fax (0 21 02) 89 34 76
 volkerhirschmann@gmx.de

Tiefenbroicher Str. 88
 40885 Ratingen

Das Hotel mit der idealen Verkehrslage und großem Erholungswert

Hotel
 garni
Uferkamp
 Inh. Hirschmann



Tiefenbroicher Str. 55
 40885 Ratingen-Lintorf
 Tel. 0 21 02 - 89 39 39
 Fax 0 21 02 - 73 31 97
 volkerhirschmann@gmx.de
 Internet:
<http://www.hotel-uferkamp.de>



Speestr. 26, 40885 Ratingen-Lintorf, ☎ 0 21 02 / 7 06 97 34
www.zauberfloete-shop.de



Post Apotheke

Henning Kienast, Apotheker für Offizin-Pharmazie
 Speestraße 33, 40885 Lintorf, Tel. 021 02 / 37383

**Unser Service für Sie,
 auch Mittwoch nachmittags**

- Diabetikerberatung
 - Reise-Impfberatung
 - Kompressionsstrümpfe nach Maß
 - Krankenpflegeprodukte
 - Meßgeräte für Cholesterin, Blutdruck und Diabetes
 - Großes Kosmetiksortiment
- ... und vieles mehr

**Beratung ist unsere Stärke
 Wir freuen uns auf Ihren Besuch**



SCHUHAUS
STUKE
 Ratingen-Lintorf, Speestraße 14

Nimm
50
 digitale Bilder
10x15
9⁹⁵

auf original Fujicolor Fotopapier

* plus Bearbeitungsgebühr 0,99 €

Foto Marx

Speestraße 33 · 40885 Ratingen
 Tel. 0 21 02 - 39 91 02

In jedem Herbst, da steh'n bei mir
die Heimatfreunde vor der Tür
und zeigen mir ein Exemplar
der „Quecke“ aus dem letzten Jahr:
Ich solle mir die Zeit vertreiben
und wieder ein paar Verse schreiben.

Um diese Zeitung zu gestalten,
da müssten wir zusammenhalten,
ein gut gemachtes Inserat,
das liest dann doch die ganze Stadt,
und allen Lintorfern fällt ein,
hier lebe ich, hier kauf' ich ein.

Dabei kommt mir dann in den Sinn,
dass ich ein Bäckermeister bin.
Als Dichter zwar Autodidakt,
ein Fachmann, wenn er Brote backt,
die im Geschmack wohl unerreicht,
man schmeckt es gleich, wenn man vergleicht.

Dann hab' ich den Entschluss gefasst,
ein Brot, das gut zu Lintorf passt,
das kriegt man nicht an jeder Ecke:
Zum Erscheinungstag der neuen „Quecke“
back' ich aus Vollkornmehl und Schrot
das nagelneue „Quecke“-Brot.

Dorfbäckerei
• Lintorf •
GÜNTER VOGEL 

Duisburger Straße 25 + Speestraße 19 · Telefon 32198

Die kleine Bäckerei mit dem großen Geschmack!



FLEISCHEREI
FRANK BENSBERG

DUISBURGER STRASSE 25
40885 RATINGEN




Aktiv genießen.

Wir wissen wie

Bei uns bekommen Sie die richtigen Tipps,
damit Sie fit bleiben. Vertrauen Sie dem
Fachmann zum Thema Gesundheit.

Wir sind für Sie da.

Herz-Apotheke 

Duisburger Str. 23 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 3 55 12



Fenster Kalde Bauelemente

Inh. Maria Kalde
Reparatur Service
Fenster-Haustüren-Rollläden-Markisen-Vordächer

Breitscheider Weg 17 - 40885 Ratingen

Tel: (02102)3097483

Fax: (02102)8949170

info@kalde-bauelemente.de



Franz und Rainer Steingen GmbH

Seit 1945 · Sanitäre Installationen

Ausführungen von: Be- und Entwässerungsanlagen, Bäder und Toiletten,
Neubauten, Altbausanierungen, Kundendienst

Duisburger Straße 39 · 40885 Ratingen

Telefon: 0 21 02 / 3 56 79 · Mobil: 01 72 / 2 11 45 02

Lob und Tadel

Nachtrag zu den Artikeln über Flucht und Vertreibung in der „Quecke“ Nr. 76

In der letzten Quecke (Nr. 76, Dezember 2006) „stößt der Leser auf den 75 Seiten umfassenden Themenschwerpunkt 60 Jahre Vertreibung aus dem Osten und die Nachkriegsjahre“, so schreibt die Rheinische Post am 30. November 2006 wörtlich. An dieser Stelle gebührt dem Herausgeber und auch der Schriftleitung ein großes **Dankeschön**.

Dank für den Mut, sich dieses Themas anzunehmen,

Dank dafür, die neuen Mitbürger persönlich zu Wort kommen zu lassen,

Dank für die Unvoreingenommenheit und die Offenheit, mit der die Quecke berichtet, das tut den Betroffenen gut.

Dass auch ich ein Betroffener bin, habe ich in dem ersten Aufsatz zu diesem Geschehen in der Quecke Nr. 75 ab Seite 30 „Flucht“... dargelegt. Sie können auf Seite 36 auch nachlesen,... dass ich ein Rheinländer bin, der seinen Ursprung, dort wo er herkommt – Oberschlesien – nicht verleugnet...

Festzuhalten ist an dieser Stelle noch, was viele Jugendliche gar nicht mehr wissen: dass wir aus einem Teil Deutschlands und nicht etwa aus Polen vertrieben wurden und geflüchtet sind.

Ich habe die 75 Seiten in der neuen Quecke sehr aufmerksam studiert. Vieles erkannte ich als selbst Erlebtes wieder. Über manches habe ich mich geärgert. Gestatten Sie mir, dass ich aus meinem Herzen keine Mördergrube mache. Mit Ausführungen, die den lieben Gott mit der Vertreibung in Verbindung bringen oder Sätzen wie „ich fahre sicher nie mehr dort hin“ – kann ich mich nicht identifizieren. Wenn ich dann noch lese ... Bezugsschein von Frau Viehweger ... dann schmerzt es sogar. Gemeint ist in diesem Fall die Sozialamtsleiterin des Amtes Angerland, Helene Fieweger, die im übrigen dem ersten Vorstand des Heimatvereins angehörte.

Ich kann auch nicht die Tendenz teilen, die in einigen Passagen

zum Ausdruck kommt, wie etwa: ... vieles in schlechtem Zustand, ... wie es jetzt dort aussieht, ... so verkommen zu lassen ... usw.

Ich war in der Heimat: 1975 mit meinen vier Kindern, 2003 mit meiner Frau und im Jahr 2006 mit einer Reisegruppe des Kolpingwerkes.

Die Eindrücke unserer privaten Reise im Jahre 2003 habe ich in einem Bild- und Textband „**Reise in die Vergangenheit**“ für unsere Familie und die große Verwandtschaft festgehalten. Daraus gebe ich einige Passagen wieder, die begründen, warum ich die Dinge anders sehe.

Vorgeschichte (verkürzt):

Ich, Joachim Zeletzki, flüchtete mit Mutter und Geschwistern und der Verwandtschaft im Januar 1945 aus Schlesien. Nachzulesen in dem Artikel „Flucht“ (siehe oben). Meine Frau Theresia (Resi), geborene Klehr, kam im November 1958 mit Eltern und einer Schwester als Spätaussiedlerin in das Bundesgebiet. Sie erlebte also polnische Schule, polnische Berufsausbildung, polnische Arbeitgeber.

Auf in die Heimat

Aber davon soll jetzt nicht die Rede sein. Sondern von unserem Wunsch: „Noch einmal möchte ich in die Heimat“, ausgesprochen von meiner Frau anlässlich eines Geburtstages. Geplant wurde schnell und zügig. Am Mittwoch, dem 29. Mai 2003, begann die Reise in eine Zeit, die lange zurückliegt. Ziel war mein Geburtsort Steffansgrund im Kreis Falkenberg. Hier wurden wir in dem Haus meiner Großeltern Zeletzki schon sehnheltest erwartet. Als wir endlich in später Nacht eintrafen, wurden wir von meinem Cousin und seiner Frau, die heute in diesem Haus wohnen, herzlich begrüßt. Was wir erlebten in der alten Heimat, wie wir es sahen und fühlten, wie wir uns an unsere frühesten Kindheit und Jugend erinnerten, habe ich in dem angesprochenen Bild- und Textband wiedergegeben. Es war wirklich ein Besuch in

der Vergangenheit, denn: Meine und auch Resis Heimat ist unser heutiger Lebensraum: Lintorf und das Rheinland. Bei unseren Kindern und Enkeln, bei den Verwandten und Freunden, bei der Kolpingsfamilie und in der Pfarrgemeinde. Und noch etwas, ehe ich es vergesse (vielleicht bin ich im Vorteil gegenüber anderen Berichterstattem in der Quecke): Wenn man so herzlich aufgenommen wird, eine gute Unterkunft erhält und mit Essen und Trinken verwöhnt wird wie bei Irmgard und Hans (meinen dortigen Verwandten), lässt sich die Vergangenheit leicht, sehr leicht bewältigen.

Quer durchs Land

Von dem Standort Steffansgrund aus steuerten wir jeden Tag ein anderes Ziel an. Wir besuchten im ober-schlesischen Industriegebiet Verwandte von Resi in Bismarckhütte (Chorzow) und eine befreundete Ordensschwester in Neustadt (Prudnik). Wir nahmen an der alljährlichen Wallfahrt der Minderheiten auf Oberschlesiens berühmtesten Berg und Wallfahrtsort Annaberg teil; wir gingen zu Fuß durch Kobelwitz, den Geburtsort von Resi; die Bewohner eines Nonnenklosters in Cosel freuten sich, als sie Resi nach so vielen Jahren wiedersahen, wenn auch das Erkennen schwer fiel; die größte Freude aber spürten wir in Cosel beim Besuch der 84-jährigen, letzten polnischen Chefin von Resi. Mehrfach hatte diese schriftlich geäußert „Teraska (polnisch für Theresia), ich möchte Dich noch einmal sehen“. Meine Frau ist dankbar, dass sie diesen Wunsch erfüllte: drei Wochen nach unserem Besuch verstarb die Chefin. Wir erlebten dann noch die polnische Regierungs- und Bischofsstadt Oppeln. Alle diese Fahrten führten uns auf gut ausgebauten Autobahnen und Straßen durch wunderschöne ober-schlesische Landschaft, durch Dörfer und Wälder und Baumalleen.

Dokumentieren will ich das soeben Geschilderte mit einigen Bildern.



Wallfahrt auf den Annaberg: Vor dem Gottesdienst gab es folkloristische Darbietungen deutschstämmiger Kinder und Jugendlicher. Die Musikkapelle spielte deutsche Lieder. 5000 Schlesier erlebten mit einem neuen Weihbischof der Erzdiözese Oppeln eine Messe in deutscher Sprache. Ein Erlebnis für uns im „polnischen Land“. Im großen Pilgerhaus haben wir dann alle gemeinsam zu Mittag gegessen. Jedes Jahr am ersten Sonntag im Juni findet diese Wallfahrt statt



Mit der 84-jährigen Helena Wankiewicz in ihrem Wohnzimmer. Wir wurden bewirtet wie überall. Freudiger Empfang begleitete uns bei all unseren Besuchen. Alte Zeiten wurden aufgefrischt. Viele gemeinsame Erinnerungen. „Die Tereska war immer eine gute, ehrliche Verkäuferin, auf die ich mich ohne Sorgen verlassen konnte“, bekam ich zu hören, übersetzt von Irmgard. Bei diesem Bild frage ich: „Sieht so ein gestörtes Verhältnis zwischen Völkern aus?“

Auf dem Bild: links Cousine Irmgard, die heute im Haus meines Großvaters lebt, die ehemalige Geschäftsfrau Helena Wankiewicz (die als junge polnische Frau zur Zwangsarbeit nach Deutschland abtransportiert wurde) und Resi Zeletzki



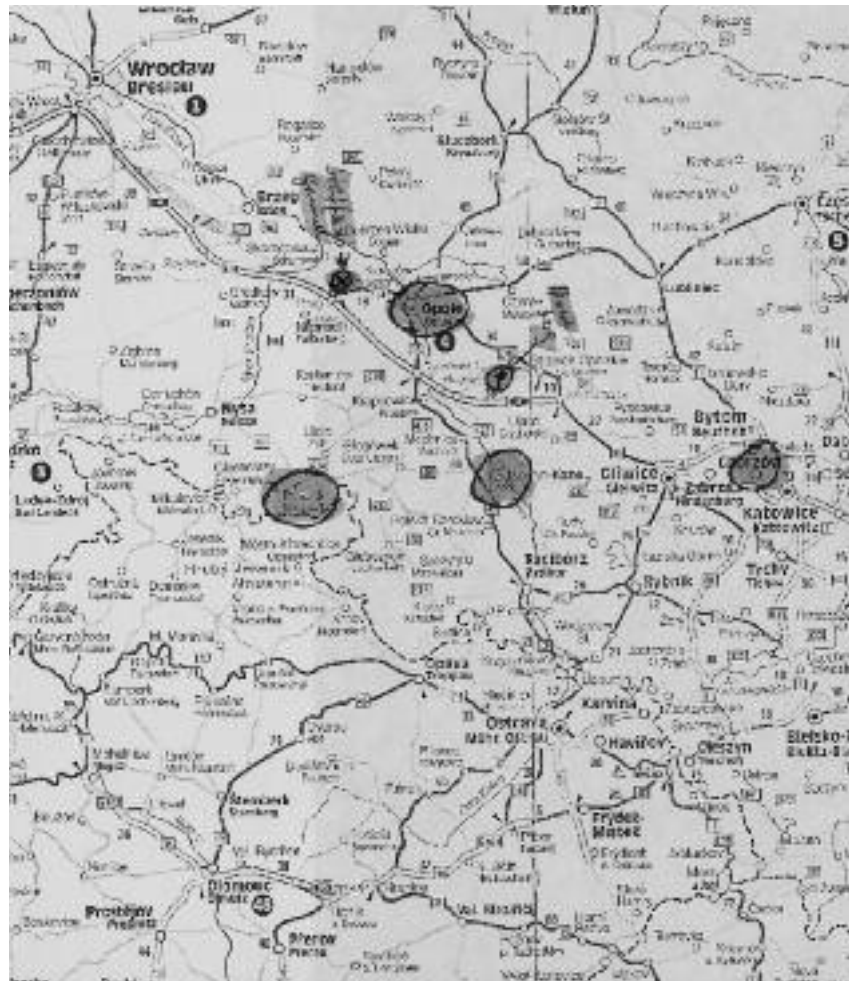
Viel Betrieb in der Oppelner Innenstadt. Eine Fußgängerzone mit restaurierten alten Häusern.
Wenig Unterschied zum Westen!!
Vorn im Bild: Resi Zeletzki und Irmgard Kowalski

Nachbetrachtung

(so schloss ich meinen Bericht 2003)

Ob wir nochmal nach Schlesien fahren? Die Resi sagt nein, sie habe alles gesehen und erlebt, was sie wollte. Ich lege mich nicht fest. Allein die Gastfreundschaft und die Herzlichkeit, die uns überall entgegengebracht wurde, und die ganztägige Wallfahrt auf den Annaberg wären eine weitere Reise wert. Aber ... der Mensch denkt und Gott lenkt....

Hier noch ein kleiner Planausschnitt des von uns bereisten Gebietes:



Reisewege

Wir kamen aus Richtung Berlin über Liegnitz – Breslau – bis Falkenberg und wohnten links von der Autobahn in Steffansgrund, mit dem Zeichen (X) kenntlich gemacht. Von hier aus besuchten wir Chorzow (Bismarckhütte), Cosel und Kobelwitz, Annaberg, Neustadt, Oppeln.

Vergleiche

Die Bilder von früher von dem Haus der Großeltern Paul und Anna Sossalla (in dem ich geboren wurde) und von dem Haus der Großeltern Theodor und Anna Zeletzki zeige ich Ihnen zum Schluss – und im Vergleich dazu dieselben Häuser heute bei unserem Besuch im Jahr 2003. Sie stehen beide auf der Hauptstraße in Steffansgrund, jetzt heißt der Ort Ciepielowice. Können Sie feststellen, dass sie nach über 60 Jahren ungepflegter sind? Ich nicht!

Zum Schluss noch einmal meine (unsere) Feststellung: Ich habe in Steffansgrund und den anderen Zielorten keine ungepflegten Häuser gesehen.

Joachim Zeletzki



Haus der Großeltern Paul und Anna Sossalla kurz vor Kriegsende



Haus der Großeltern Theodor und Anna Zeletzki auf einer Postkarte vor dem Krieg
Bäckerei und Warenhandlung Th.
Zeletzki, Steffansgrund, Post Dambrau
O/S, steht unter dem Bild

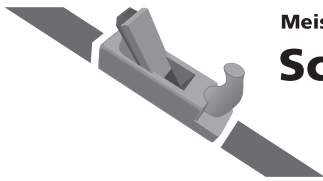


Das Haus heute! Bei unserem letzten Rundgang durchs Dorf (2003) nahmen wir davor Aufstellung. In dem Giebel befand sich unsere Wohnung bis zum Umzug nach Dambrau. In diesem Zimmer wurden die ersten vier Kinder meiner Eltern geboren



Das gleiche Haus bei einem Besuch 2003. Hinter dem großen Giebelfenster befand sich unser Gästezimmer. Früher war auf dieser Seite der Eingang zum Geschäft

PS. Ich bitte um Nachsicht, falls sich jemand angegriffen fühlt. Aber ich glaube, dass eine andere Beurteilung erlaubt sein muss.



Meisterbetrieb

Schreinerei Kleinrahm

Möbel
Innenausbau
Einbauschränke

Tel. 021 02 - 3 64 62

40885 Ratingen-Lintorf

Am Heck 2

VOGT
Heizung - Sanitär

Norbert Vogt

Komplette Bäder
Gas-Öl-Brennwerttechnik
Kundendienst

Duisburger Straße 84
40885 Ratingen/Lintorf
Tel. 021 02 - 3 63 69
Fax 021 02 - 3 76 22



GARTENGERÄTE-SERVICE STRACK GMBH

Verkauf, Vermietung und
Instandsetzung von Gartengeräten

Mühlenstraße 3
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (021 02) 9 31 40

Geschäftszeiten:
Mo., Di., Do., Fr.
9 - 13 und 14 bis 18 Uhr
Mi., Sa. 9 bis 13 Uhr

Frank Nitsche Malermeister

Fachbetrieb für:

**Maler- und Lackierarbeiten
aller Art**

Bodenbeläge

Fassadengestaltung

Treppenhaussanierung

**Thunesweg 14
40885 Ratingen**

**Telefon
021 02 / 39 91 77**

**Telefax
021 02 / 89 35 21**

ZEITSCHRIFTENVERTRIEB BERTELSMANN-LESERING DER CLUB

Peter Coenen GmbH

Wedauer Straße 8 · 40885 Ratingen

Tel. 021 02 / 3 19 24 · Fax 3 29 24

Kohleklauderei en Lengtörp em Hongerwenkter 1946/47

En paar von öch besenne sech bestemmt noch an die i-eschte Johre noh em Kreech. An de schreckliche Hungerwenkter 1946/47. Et wor dor köldeste on dor schlemmste Wenkter sitt langem. On an die Nu-et domols – schrecklich! Mor lierden, wat Hunger es. En de Jru-etstädt wor et am schlemmste. He jinge de Lütt op de Stro-et, öm jeje dor Hunger te demonstriere. Ech erenner mech, dat en dös Tied minn Tant Jretche uht Düsseldörp ens no Tant Traudche en Diepebru-ek jeku-eme es. Heimlich wor se en Traudchens Jahde jejange on hatt do op dor Schoopswies Brennetele on Wejerich för te Huhs jesammelt. Vör Hunger es se dobei tesahmejebro-eke. Tant Traudche wor janz entsetzt, dat et Jretche sech jeschammt hätt öhr te sare, wie schleit et önnne en dor Stadt jing. He obbem Lank wor dat jo nit janz su schlemm, weil mor sech he



Hungerdemonstration in Düsseldorf (1946)

emmer örjeswie hölpe konnt. Äw-
wer dofür mossten se all en dor
Famillich methölpe, wenn mor
öwer dor Wenkter ku-eme on nit
hongere wollt. Och mer Blare

mossten met rann. Ähre lese, Är-
pel hacke, Bucheckere em Bosch
sammele oder em Jahde metarbe-
ide. Och schonnens morjens öm
halwer sechs bemm Bäcker Fink
ahnstonn, öm e klätschich Mais-
bru-et zu erjattere, wenn sujet
ahnjesait wor. Em Herwst mosst
mor kicke, dat mor jet en de Enn-
macksjläser krechten, wat mor em
Jahde jetrocke hatt. Obs, E-eze,
Bu-ene, Kappes em Faht, on wat
weiß ech noch all. Janz, janz
wechtich wore de Ärpel. Wenn
mor selwer nit jenoch hatt, vor-
söckten mor met Kongelei on Be-
ziehunge noch ne Sack te krieje.

Wat de Lütt förene Sack Ärpel op
sech jenoh-eme hant, zeije noch
hütt die Belder von de Hamster-
zöch. Ennet Münsterland jing et
oder ennet Emsland. Alles, wat
Wert hatt, Belder, Teppiche, Pos-
seling oder Schmuck, wu-ed jeje
Speck, Mehl, Botter on Ärpel bei
de Bu-ere do enjetuhscht. Mor
vortällden sech, dat de Bu-ere em
Emsland on em Münsterland statt
Strüh Perser en de Ställ lieje häd-
de. Su völl hädde se entösche
dörch die Kongelei dovan. Dor
Speck on angere Kostbarke-ite
hätt mor sech för de Röckfahrt öm
dor nackte Liew jebonge. Nit selte
stunge de Hamsterer (on Frollütt)
die janze Röckfahrt obbem Trittbrett.
Dor Ärpelsack tösche de Be-



Da die meisten Waggons und Lokomotiven der Reichsbahn im Krieg zerstört worden waren, waren die „Hamsterzüge“ hoffnungslos überfüllt



Kartoffeln waren ein Hauptnahrungsmittel

in. E Hemmelfahrtskommando! Manchmol ko-eme se och ennen Kontroll, wo mor denn ärm Lütt dat mühsam Tesahmejeraffte brutal widder fottjeno-eme hätt. Manchmol kott vör to Huhs. Die Enttäuschung, vor allem te Huhs be-i de Kenger, könnt ihr öch vörstelle. Weil et suwennich Bru-et jo-ew, jo-ew et Pellärpel oder Brootärpel. Ohne Fett en dor Pann jebro-ede, versteht sech. Als Fettersatz versöckten de Mamm et schonnens met Muckefuck. Manchmol ko-em Ollek oder e Lorbeerblättche dran. Ihr jlöwt jo nit, wievöll Jesechter Brootärpel hann könne!

De Wenkter 46/47 wor besongesch schlemm. De Läden hadde su ju-et wie nix te vorkoupe. Als ob dat alles nit schonn schlemm jenoeh jewese wör, ko-em noch die schreckliche Kölde dobe-i. De Köch wor nit richtig wärm, weil et kinn Kohle jo-ew. Hütt wüed mor sech koum mär vürstelle künne, wat dat för en schlemme, schlemme Tied wor. Dobe-i jo-ew et Kohle jenoeh. Mär nit för uss. Jesenn hammer die Kohle – henger usem

Jahde – op Hongerde von Kohlezüch in Richtung Frankreich rolle. Jenau an uns Nas vorbe-i! Dat wore die Reparationsverpflichtunge, die Wiederjutmachung för de schlemme Kreech, de mor vom Tung jebro-eke hadde. Hongerde, dusende Kohlezüch fuhren do! Als ob domet örjes jet hätt widder ju-



Das Sammeln von Brennholz war in diesem kalten Winter lebenswichtig

et jemackt we-ede könne. Nu sollte mor zur Strof doför och noch friere! Och die, die nix met allem to donn hadden: de Kenger, de aule Lütt on die Kranke. Et wor schlemm.

Dann zeichten sech de Siejermächte human: de Kohlehängler hadde plötzlech Schlammkohle em Vorkoup. Dat wor de letzte Dreck udem Pött, de eijentlech nix wä-et wor. Äwwer dat wor dat Ennzije, wat de Besatzer för de frierende Bevölkerung eruhröckden: Schlammkohle! Schlammkohle wore schwere, nahte Kohleschlammknubbel, die mor met de Kohleschöpp fast nit udenanger braiden. Dröje Schlammkohle wor fast su hatt wie Ste-in, die mor mär medene dicke Haamer kle-in kloppe konnt. Schlammkohle naht oder drösch wor Kohledreck, de janz, janz schleit branden. Mor kann sech vürstelle, wat dat ji-ede Morje e Theater wor, de Hehd antestecke. Do jing emmer völl Holt drop. Ech hatt för de Motter beim Schreiner ne Sack Hubbelspö-en jeholt on die tösche de Schlammkohle jestreit. Äwwer jeholpe häddet och nit völl.

Wie alles ahnjefange hätt, weiß ech och nit mieh su jenau. Äwwer mer Jonges hant noh em Schollarbe-idemahke quasi dor janze Nommedahch henge am Bahndamm jespellt, do, wo hütt de Wedauer Stro-et es. Die Hühser van hütt mösster öch do ens fottdenke. Do jo-ew et jru-ete Wiese, ne Prellbock, dor Püffer, die We-ich on Schiene nomm Fürsteberch



Das Gelände der Samenhandlung Paas & Co grenzte unmittelbar an die Bahnstrecke nach Duisburg

erop, de Jahdes vonne Bahnmänner met leckere Himbeere drenn on en aule Fabrikrui am Bahnhoff, die mor dor „Borschatt“ nannden. On et stunge do weeke lang lange Züch affjestellt met em Kreech kapott jejangene Persuene- on Jüterwajongs, en denne mor prima Fußball on Schaffner speele konnt. Och wenn mor dohenge op de Wies met Füler erömmjeflämmt hant, hätt sech do kinner drahn jestürt. De ideale Spellplatz för uss, wie ihr öch denke könnt.

Domols fuhre oum Bahndamm jo lang nit suvöll Züch wie hütt. Su senn mor Jonges dann döck quer öwwer dor Bahndamm op de angere Sitt röwwerjeloupe, do, wo de Fabrik Bossong on dat Jelände von de Sämerei Paas & Co wore. Öm dat Krakeele von dem Bahnmann udem Stellwerk hant mor uss nit jekömmert, weil mor genau wossten, dat de uss nix konnt, weil de sinne Platz ja nit vorlo-ete durft. Also li-ete mor de schänge on äffden em och noch noh.

Be-i denn Toure öwwer de Bahn hätt ech jesenn, dat em Schotter, Tösche de Schiene, Koks- on Kohlestöckskes lohre, die die Züch verlore hadde. Dahchs drop

bönn ech meddene Emmer loßjetrocke on hann die Kohle- on Koksstöckskes ennesammelt. Nullkommanix hatt ech ne Emmer voll. Och dobe-i hann ech die Schängerei udem Stellwerk jeflissentlich öwwerhürt. Eijentlich hatt de Bahnmann jo reit. Et wor jo och nit onjefährlich, do tösche de Schiene erömmteloupe. Jieden Dahch jing ech nu nomm Bahndamm. Manche Heizer, de mech meddem Emmerke tösche

de Schiene stonn soh, hätt schonens ne dicke Kohleknubbel rongerjeschmi-ete, met demm minne Emmer ruck-zuck voll wor.

Äwwer, die sahk met dem Kohlesammele hatt op Du-er ne Hoke! De Mamm hatt nämlich de Koks on de Kohle jetrennt. Met de Kohle di-et se morjens dor Hehd ahnstecke on dann de Koks o-ewe op de Jluht leje. Se hatt nämlich erutjefonge, dat dor Koks völl mieh Hitz afjo-ew wie de Kohle on och länger brandden. Lütt, on genau dat wor de Hoke! Se hatt emmer Spass drahn, wenn de Hehdplahnt o-emes schü-en ru-etjühend on de Köch lecker wärm wore. Se hatt äwwer och schnell jeliert, dat se de Brootärpel nit uhdem Ouch lo-ete dorft, weil die nullkommanix pe-ekeschwatt ahnjebrannt wore. Dat et Ahnmahksholt em Backo-ewe döcker an te jlimme fing, breit se och nit meddem Kokssto-eke öwwe-e-in. Och dat de O-ewesiep schonens bös o-ewe am Schieber ru-etjühend wor, oder dat dor Russ em Hehd schonens brandden, wor met dor Tied völllich normal. Met a paar Häng rohe Ärpelschale op de Jlut braiden se de Hehd flott widder zur Räsong! Houptsahk wor, de Köch wor wärm.

E-ines Dahchs mennden se, dat meddem Hehd jet nit stemmden. Se ko-em meddem Räkeli-eser nit mieh von onge dörch et Fülerrost. Ech soh treckt, dat de jussi-eserne Fülerrost janz kromm on vorbohre wor. Dor aule Buddeberch, de sech de Hehd ahnjekickt hatt, mennden, dat och de Schamott-



Der gute alte Küchenherd, wie er damals in fast allen Haushalten benutzt wurde

ste-in zom Deel afjeschmolze wöre. „Sach ens, Kenk,“ saiht he för de Motter, „womet häss du denn jestockt?“ Noh ne Bleck enn de Kohlekest wosst he Bescheid: „We-it, dor Koks es jet för ne Hocho-ewe, äwwer doch nix för dor Ko-ekeshehd.“ Ji-edefalls hätt dor aule Buddeberch de Hehd neu uhtmu-ere mösse, on mor hadde drei Dahch en kaule Köch.

Et kann sinn, dat ech met minn Kohlesammelei oum Bahndamm e paar Lütt op de Idee jebraiht hann. Ji-edefalls soh mor nu döcker Lütt obbem Bahndamm Kohle söke. Dobei hatt mor völl Tied nohtedenke, tom Beispiel öwwer die Kohlezüch, die a paar Meter von uss noh Süden rollden. On meddemol wu-ed henger de Hank öwverall völl jetuschelt on jemonkelt. Och wu-ed et ji-ede O-emed onruhich emm Treppehuhs. De Motter vorlor jo kinn Wo-et dröwwer, wat do enne Jäng on woröm dor Vatter ji-ede O-emed a paar Stond fott wor. Wat ech metkrechden, wor, dat dor Vatter o-emes döck met dor Schuffkar am Kellerfinster am rumore wor. Och dat Jepolter onge en dor Kohlekest wor nit te öwwerhüre. Dat Jeräusch kannt ech noch ju-et vom Kohlehängler Frohnhoff, doch dat die Frohnhoffs naihts öm halver elf kinn Kohle mieh braiden, wosst ech och! Et wor also nit schwer dohengerteku-eme, wat do li-ep.

Ons Driethüske wor en Jemeinschaftsennrichtung för zwei Familie obbem Flur. Wenn ech mech op dor Brell stelden, konnt ech vom Driethuhsfinsterke dor Hoff ju-et öwwersenn. Och em Düstere. Van do konnt ech tom Beispiel senn, dat nit mär dor Vatter met dor Schuffkarr ongerwechs wor, sondern och die angere Männer uhdem Huhs. Dor Schäng Zerres, dor Walter Fasoli on dor Hans Hessling. Och em Jahde vam Nohberhuhs wor Betrieb. On allemo-el trocke se dörch dor Jahde en Richtung Bahndamm! Et wu-ed mär janz heuschkes jekallt, et wor mieh su Jejrummel. „Aha,“ daiht ech, „öm Kohle jeht et also.“ Die hant Kohle jeklaut – on schuffkarreswies! On wat hant se en Theater jemackt, wenn ech met minnem Emmerke Kohle vum Bahndamm ko-em! Äwwer de Nu-et hätt sinn eijene Jesetze. De Lütt wollten nit ensenn, dat he de Ken-

ger friere on en klamme Bedder schlo-epe mossten. Dat uss schüene Kohle alle-in för de Franzuse dosinn sollt. So hadde de Lütt he schnell erut, dat de e-ine oder angere Kohlezoch vörem Sichnal am Bahnhof e paar Minüdde anhaule mosst. Nit lang, äwwer lang jenoeh, öm Kohle von de Wajongs te klaue. Ahnjefange häddet met a paar Emmer voll. Späder wu-ed mor mutijer, on innen Schuffkarr jing och bedüend mieh erenn. Mor hätt woll flöck en Technik jeliert, enne paar Minüdde sinn Karr voll te kreje on sech em Stormschrett widder dovan te mahke. Anfangs hadde se Bammel, weil se jehu-et hadde, dat de Züch von bewaffnete Soldate bewacht wu-ede. Äwwer dat wor woll mieh e Jerücht, öm de Lütt vom Klaue afftehaule. On do et emmer ziemlich jlatt jing, vorlore se met dor Tied de Rest von Hemmunge!

Dat Jerücht, he an Kohle te kume, jing wie e Lauffüer dörch et Dörp on bösen dor Bosch erenn. Sogar henger de Bahn, am Thunes on am Eikföhschke hadde se Wenk von der Sakh jekrett. So wore em Düstere weiß Jott wiewüll Lütt met Schuffkarres, Bollerwares on Schöppe en Richtung Bahndamm ongerwechs. De Böschcher on de Dörper he op uss Sitt on die vam Thunes on vam Eikföhschke schli-eke öwwer de Laderampe, quasi kackfrech en dor Nöh vam Bahnhof nohm Bahndamm! Manch e-iner hätt sech sogar vam Nohber en Karr jelennt, wenn de selws sech nit trauden, op Kohletour te jonn. Ji-edefalls, am Bahndamm jinge se an de Böschung on henger en jru-ete Heck

en Deckung on wahden do jedoldeh op der nächste Zoch, de vörem Sichnal am Bahnhof anhaule mosst. Denn nit ji-ede Zoch hielt an. Wenn äwwer e-ine uht Rechtung Wedau ko-em on mor hüerden von wiedem schon de Bremse quietsche, wor dat et Sichnal, dat et bauld losjing. Su höschkes wie möchlich jing et dann met de Karre „haste wat kannste“ öwer de Schiene op dor Zoch tou on erop op de Wajongs. Jetzt mosst mor mär noch de richtije Wajong met de richtije Kohle fenge. Tösche de Wajongs, do, wo de Puffer senn, wore kle-ine Trittbretter, die de Bahnemänner beim Rangschiere bruckden. Die wore onjeheuer wichtig, öm öwwerhoupts o-ewe en de Wajong te ku-eme. O-ewe en de Kohle sprengte on wie ne Vorrückte droploss schöppe, wor e-ins. Do die Wajongs secher an die drei Meter hu-ech wore, mosst mor och met dor Kohleschüpp genau ziele, wenn mor onge die Karr en e paar Minüdde voll hann wollt. Ihr mösst öch vürstelle, dat et dobe-i jo stockedüster wor on reits on lenks von e-inem och noch Lütt wie weld am Schöppe wore. Dobe-i wu-ed emmer leis jeflüstert met dem, de onge stund, domet die Kohle och nur ja en dor Karr landeten. On emmer luerden se, ob nit vielleicht doch de Bahnemann kö-em. Oder se kiccken nohm Sichnal vüre am Bahnhof. Wenn jömmes plötzlech halflaut rip: „Jrüen, et es jrüen!“, mossten se flöck kicke, dat se vam Wajong erongerko-eme. Manch e-ine vorsöcktden bösen em letzte Moment, noch e paar Schöppe te rette. Äwwer spätestens, wenn ne Ruck dörch dor Zoch jing, wor et hü-



Am hellen Tag besorgen sich halbwüchsige Jungen Kohlen von einem stehenden Zug

echste I-eserbahn, von de Wajong te ku-eme. Dann ri-epe onge de Frollütt no o-ewe: „Mann, kumm eronger, de Zoch fährt doch schon!“ On dat wor vordammich jeführlech, tösche de Wajongs em Düstere öwwer dor Puffer sech noh onge te hangele on vam fahrende Zoch te spreng. En dor I-el is su manche Schöpp bowwe en dor Kohle vorje-ete wo-ede. On mor kann dovan uhtjonn, datt noch hütt, noh fuffzich Johr, en su manche Stall en Frankriek en Schöpp „Made in Germany“ erömmsteht!

Am beste te klaue wore die dicke, kengerkoppju-ete Fettkohleknubbel. Domet hazzde ruck-zuck de Karr voll. Se mi-eke äwwer och am meiste Radau, wenn die van o-ewe en die Schuffkarr knallden. Weil mor die äwwer mär met Hank berje konnt, wo mor benne e paar Minüdde schwatt wie ne Berchmann. Doch de Dreck nohm mor jehn en Koup, wenn mor blu-es die Karr voll krechden. Wat jehn van de Lengtörper jenoh-eme wu-ed, woren normale Kohle oder alle So-ete von Briketts – normale oder dubbele – oder och Eierkohle.

En mühsame Plackerei wor, wenn de Wajongs met Anthrazit belade wore. Die mauden de Lengtörper nit su jehn, weil die em Hehd schleit brannden on fasspappden, su dat mor de Jluht duerd meddem Räkeli-eser opröttele mosst. Schleit wor am Anthrazit och, dat de so fies qualmden, wenn mor dor Hehd von o-ewe nohschödde mosst. Nä, Anthrazit wor nit su janz ju-et. Wenn och be-eter als Schlammkohle.

Also, wenn de Wajongs mär met Anthrazit belade wore, wu-ed dat natürlich och jenoh-eme. Äwwer wat wor dat en Plackerei met dem kle-ine Tüch! Mor krechten de Schöpp nit reit voll on de Karre onge en dor kotten Tied och nit emmer.

Ech jlöw, et wor dor Hans Hessling van neweahn, demm die Schöpperei meddem Anthrazit op dor Senkel jing. Dat hatt met sinn aule Kriechsverletzung an dor reite Hank te donn, wo he sitt Johre sonn Art Ledermanschet truch. Äwwer em Kopp wor he emmer jet fixer als die angere on jalt be-i uss em Huhs emmer schonn als e janz rawiniert Köschke. Schwatte Markt on su... Wer angisch als dor Hans Hessling konnt also op su- en Idee ku-eme: Ji-edefalls hüerden uss Männer dor Hans Hessling plötzlech em Düstere laut rupe. Wie se noh em henli-epe, sohen se, dat dor Hans ne-ewe ne Wajong bös anne Brost em Anthrazit stung. He hatt, weil em die Schöpperei nit flöck jenoch jing, de Riejel vonne Bracketür opjehelb. Twe-i Sekonde später wor sinn Karr voll! Un he konnt sech nit mieh beweje. Mor kann sech secher ju-et vürstelle, wat dat ne Brassel wor, bös se dor Hans widder uhdem Anthrazit eruht hadde! On sinn Schuffkarr i-escht! Die loech onger meterdicke Anthrazit.

Weeke späder hannt die Männer em Huhs noch lang öwwer die Episod jelacht. Wat em Hans Hessling übrijens en Fläsch Schabau jekost hätt! Natürlech hatte die oum Schwatte Markt orjanisiert. Henge wiet em Jahde op de Bank, tösche Tabak on Koschäppel, hant se die



Beim Abspringen von den Kohlewaggons ereigneten sich oft Unfälle

uhtjesohpe. On jesonge hant se, bös et düster wu-ed: „Die könne uss all jet drieße, hell zu den Hügel empor ...“ Sonn Episödches jo-ew et su manche. Minn Schwester vortellden mech tom Beispiel, dat se och schonn ens em Vatter be-im Kohleklau jeholpe hätt. Dor Vatter hatt uhtbaldo wert, dat oum Bahndamm widder sonne Kohlezoch affestellt wor. Die twe-i senn also nomm Bahndamm röwwer on hant vörsechtig jelu-ert. Hätt jo senn könne, dat de Zoch bewacht wu-ed. Do äwwer nix te senn on te hüre wor, es minn Schwester en sonne Wajong jeklömmt, während dor Vatter e paar angere Wajongs enspizierden. Plötzlech hüerden minn Schwester Schritte em Schotter vun dor angere Sitt vam Zoch. Vör Angst hätt

WIR FEIERN 30 JAHRE

HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND

IHR HOTEL IN LINTORF.

RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.

GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.

FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.

HOTEL ANGERLAND GARNI

IHR PERSÖNLICHES HOTEL

INH. MARIANNE BJELIC

LINTORFER MARKT 10

40885 RATINGEN-LINTORF

TEL. (02102)3 02 40

FAX (02102)3 64 15

Hotel Angerland

se bold enne Box jemackt on se hätt sech ennen Wajongeck jedrückt, wo en Kohlekull wor. Se hüerden, dat de Jömmes genau an öhre Wajong stonnbli-ew. Dat konnt doch nur de Bahnemann sinn! Dann föllden se, dat de Jömmes genau an öhrem Wajong eropklömmden. Nit nur dat. Genau an öhr Eck, wo se sech henjehuckt hatt! Kinne Pieps jo-ew se von sech on trauden sech koum te atme. Plötzlech saiht en Männerstimm van o-ewe ronger: „Jo, iset denn wohr? De Kohleklauer weede och emmer jönger.“ Als dor Vatter ko-em, stelden sech erucht, dat et dor Ahnstrieker Lohausen vam Eikföhschke wor, de meddene Sack ongerm Ärm och ens noh de Kohle kieke wollt.

En dor Nohberschaft wohnden de Frau D. Öhre Mann wor noch emmer en dor Kreechsjefangenschaft. Se stung met öhr Blare su ziemlech alle-in on vorlo-ete do. Och he wor de Nu-et jru-et on miek die Frau mutich, watt se söns weiß Jott nit wor. Weil se kinn Karr hatt, hätt se sech met ne Sack op dor Scholder tesahme met denn angere nomm Bahndamm op dor Weech jemackt. Die ärm Frau hätt de schwere Sack met Kohle oum Puckel bös noh Huhs jedrare! E paar Mol hätt se die Pöngelei met Zeddere on Biewe öwwerstange. Bös öhr de Sack bemm letzte Mol kott vörem Kellerlo-ek jeplatzt es on de janze Kohleseje oum Hoff loech. Öhr Nohberin, de Frau Sch., hätt öhr dann flöck jeholpe, de Kohle en dor Keller te brenge, domet die angere em Huhs nit metkrechtchen, dat se us Nu-et och



Titelseite einer Illustrierten vom Februar 1946

Kohle klaue mosst. Hölp krechtchen se dann van en aule Nohberin em Huhs, die Berchmannswitwe wor. Die krechtchen Deputatkohle van dor Zeche on hadden e Häzz för die ärm Frau. Von der durft se sech nu su völl Kohle uhdem Keller nehme, wie se för öhr Blare bruckden – on ömsöss! Jo, su jet jo-ef et och en dor schleide Tied. Odder jrad dröm?

Wie ech schonn vortellt hann, koem et vür, dat oum Bahndamm af on tou Kohlezüch a paar Dahch affgestellt wu-ede. Warum, weiß ech nit. Weil mor die natürlech do nit su einfach erömmstonn lo-ete konnt, wu-ede die des naihts „be-

wacht“. Wie mor hüeden, manchmol vonne Bahnemann, manchmol och schonnens van ne Polizist. Pech för de Besatzungsmächte wor, dat die Wachlütt he och Lengtörper wore on och en kaule Köch te Huhs hadde. On öwwer die wossten de Lengtörper bei Tiede genau Bescheid, wann do ne Zuch affjestellt wu-ed on wann de Wachmänner öhr „Runde“ mi-eke. Doch statt he öhr Runde te dri-ene, jinge die lieber för e paar Stond noh Huhs, öm do en aller Rouh en Tässke Kaffee te drenke. Entsprechend li-ep dat Kohlejeschäft. Jo, mor vortellden sech, dat de e-ine oder angere „Wachmann“ schonnens nem ärm Deuwel oder e Fräuke jeholpe hätt, die schwere Schuffkarr öwwer de Schiene te bugsiere...

De Kohleklauerei hengerli-et natürlech och Spure. Genau jenoheme Kohlespure. Em Döörp, am Thunes, em Bosch oder wo söns och emmer. Dat lo-ech dodrann, dat die Kohleklauer bemm Belade vonne Karre dor Hals nit voll krieje konnte. Statt die Karr nu vernönflich te belade, wu-ed emmer ne jru-ete Houpe dropjescheppt. On noch en Schöpp, on noch en Schöpp ... Su wor et kie Wonger, dat be-i ji-edem Schlachlo-ek en ju-ede Hankvoll Kohle von dor Karr rongerrieselte. On Lengtörp hatt domols völl Schlachlö-eker! Su konnt mor am angere Morje öwwerall em Döörp kle-ine Kohlenester op de Stro-ete lieje senn, on mor wosst onjefähr, en welche Eck van Lengtörp nu neue Kohle em Keller lohre.

HELM **NATURPRODUKTE**
IHR BIOMARKT IN RATINGEN

HELM-Naturprodukte · www.helm-naturprodukte.de · Am Krumpfenweg 28
 40885 Ratingen · Tel.: 02102 / 17125 · Fax: 17935 · biomarkt@helm-naturprodukte.de
 Öffnungszeiten: Montags geschlossen · Di. - Do. 8-13 + 15 - 18 Uhr ; Freitag 8-13 + 15 - 19 Uhr ; Sa. 8-13 Uhr



Josef Kardinal Frings (1887 - 1978)

Bei uss te Huhs, tom Beispiel, wu-ed peinlich drop jeacht, dat oun Hoff och nit dat kle-inste Fitzelche Kohle erömlo-ech. Vor allem vör de Kellerlöeker. Mor hatt emmer Mordsbammel vör ne Besöhk von-ne Polizei oder de Bahn. Denn Neider en dor Nohberschaft, die selwer tevöll Bammel hadde, Kohle te klaue, jo-ew et emmer.

An uhsem Jahdesweech konnze genau senn, wat loss wor: Wenn de Weech morjens en Allerherrjottsfröh schonn frech jehärkt wor, konnze drop jonn, dat se en dor Naiht widder Kohle jeklaut hadde. Och an uhsem blaue Köchehandu-ek wor dat te senn. Dor Vatter

wusch sech hengerher zwar emmer sinn Finger, äwwer met Sankse-ip on kault Water bli-ew emmer noch jenooh Kohledreck för et Handu-ek.

Uht angere Jejende wu-ed vortellt, dat et do noch janz angesch tou-jeange sinn soll. Während mor sech be-i uss noch jedoldech em Düstere op de Lu-er jeleit on sech janz jesittet öwwer de Zoch herjemackt hätt, hätt mor woangisch janz angere Dinger jedri-ent: am hellichden Dahch senn se do öw- wer de Züch herjefalle. Oder se hant die i-eserne Schaltdröht för de Sichnale op de Streck dörchjeschni-ede, wodörch de Sichnale

noh onge fiele on permanent op „Ru-et“ stunge.

Uhdem Berjische wu-ed vortellt, dat mor die Schiene berjerop dick met Schmeerse-ip enjeschmeert hätt, wodörch de Räder van de Lok dörchdri-enden on dor Zoch mär janz langsam dor Berch eropko-em. Langsam jenooh, öm Tied te hann, Kohle van de Wajongs te schmiete. Schmeerse-ip, do mosste i-esch drop ku-eme!

Anfangs hätt secher dem e-ine oder angere be-i dor Klauerei dat Jewesse jeschlahre. Äwwer de frierende Blare to Huhs hannt schnell et Jewesse Jewesse sinn lo-ete. On manch e-iner hätt domols Sahke jemackt, die secher nit reit wore. Dinge, die em en normale Tiede nie en dor Senn jeku-eme wöre. Doch die schreckleche Tied stellten so zemlech alles op dor Kopp.

Äwwer denkt öch ens ahn, Lütt. Medde em Wenkter 1946/47 ko-em moralische Ongerstützung! On die ko-em uhtjerechnet uhdem „Hillije Kölle“. Dor Josef Kardinal Frings, Erzbischof en Kölle, konnt dat Elend em Land nit mieh met ahnsenn on hielt en dor Silvesternaiht en Predigt, die Jeschechte mahke sollt. He saihden, op die kollektive Klauerei bezore, an die ärm Lütt on an die Besatzungsmacht jerichtet: „Wir leben in Zeiten, da in der Not auch der einzelne das wird nehmen dürfen, was er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit notwendig hat, wenn er es auf andere Weise, durch seine Arbeit oder durch Bit-ten nicht erlangen kann.“ On nu hatt alles, wat met Orjanisiere on Klauerei en Nottiede te donn hatt, ne Name. Ne Name, die de mutije Kardinal Frings onsterblech mahke sollt on de för alle Tiede Jeltung hann wüed: Et „Fringse“!

Kleiner Nachtrag:

Am 6. Februar 2007 wäre Josef Kardinal Frings 120 Jahre alt geworden.

Der Winter 1946/47 ging als „Hungerwinter“ in die Geschichte ein. In verschiedenen Gebieten unseres Landes wurden an die minus 30 Grad Celsius gemessen. Er galt als der kälteste Winter des 20. Jahrhunderts.

Ewald Dietz

Wie fröher dor Sonndach jehaule wud

Jo, op de Sonndach hant se sech fröher all jefreut, die Männer, die Fraue on och die Kenger, mähr de Pastur nit, de mosst dann am meeste arbeide. De mosst die Fröhmess haule, et Hochamt on nommedeis die Andacht. Och de evangelische Pastur hatt dann jeno- noch te donn.

Fröher jo-ef et noch ke „Wochen- end“, wat schon am Friedeismed- dach anfang. Nöhlich wollt ech narm Dokter jonn, do stong anne Dür: „Geöffnet bis Freitagmittag 12 Uhr“. Dann wohr Ende bes am Mondachmorje 9 Uhr. Su hant sech die Tiede jeängert. Fröher wud jearbett bes am Samsdach- meddach, on Sonndach wohr de frie-e Daach, wir kannten et nit an- gisch on wahren och tefriede. Och die Kenger mossten bes Sams- dachmeddach en de Scholl jonn, on die Männer hant och bes am Samsdachmeddach jearbett. Die Jeschäfte wahren oft bes owends ope. De Schang Schröder hatt sin- ne Frisörlade medde em Döör, do konnten die Männer bes sams- deisowends noch henjonn, de hatt sujar noch sonndeismorjens de Dür ope.

Die Fraue hant am Samsdach schon et Eete för der Sonndach fedich jemackt, die wollten doch sonndeis enne Kerk jonn. Do wu- den schon die Erpel jeschällt, die Renkfleeschzupp anjekockt, et Fleisch anjebrode on der Budding jekockt. Dann wud alles en der Keller jestellt, Kühlschränk jo-ef noch nit. Dat Sonndeiseete wohr immer leckerer als enne Week, en- ne Week wud dorcheen jekockt, dat jing schneller on wohr och bel- lijer. Nommedeis jo-ef et ne selver jebackene Weck met Rosinge oder StreuBelku-eke, oder Appel- oder Prumetaat.

Die Wohnung wud schon friedeis jeputzt, mähr de Flur on der Steen- döörpel wuden samsdeis je- schrubb. Die Kenger mossten der Hoff kehre on die Jadesweje schuffele on herke. Et jo-ef noch ken Kehrmaschin, die de Jöss re- en miek, dat mosst mer alles sel- ver donn. Sonndeis hätt och ken-

ne em Jade jearbett, die Bure jin- gen nit op et Feil, hühstens enne Ernte oder ennet Heu, wenn et wejen em Weder onbedengt sin mosst.

Die Fraue hant butte ken Wäsch opjehängt on ken Fenster jeputzt. Et wohr Sonndach, die Kerke ope on die Jeschäfte tou. De Sonn- dach wohr ne schü-ene Dach, morjens jingen wir enne Kerk, dann wuden die Sonndeiskleeder anjetrocke, wir Weeter kräjen sujar extra feine witte Hoorschleife enne Zöpp on ove op em Kopp noch en Schleif. Die Männer trocken der Sonndeisanzuch an, dann hant se sech dat stief jestärkte Vörhemd anjedonn, de stieve Krare ömjeleit on de fedich jebongene Schlips ömjedonn, henge met nem kleene Schnällche toujemackt, dann hant se noch die stief jestärkte Man- schette anjedonn. Su jingen se stief-staats ennet Hochamt. Wohr die Kerk ut, kohm de jemütliche Deel. Sie jingen tom Frühschobbe, narm Kothe, narm Stengkes, marm Pitter Holtschnieder oder narm Mecklebeck, die Böscher jingen narm Doppstadt. Su hatt jieder si Stammlokal. Do wud ver- tellt, wat su de Week über passiert wohr, dobei wud jetuppt (Ein Kar- tenspiel). Wud et Tied för et Med- dacheete, dann jing et op Hus an, dat ju-eke Sonndeiseete wollten se nit verpasse.

Och die Fraue hant sech fein je- mackt, wann konnten se denn söss öhre feine Krom zeje? Et Sonndeiskleed wud anjetrocke, em Wenkter wud dor Pelzkrare ömjeleit. En minner Kengertied drugen die Fraue ne Pelz on Muff ut Illtis, met kleene Schwänzkes dran, och breede Pelze ut Skunks. Ken Frau jing ohne Hut enne Kerk. Dann satten se de Hut op, henge stoken se en Hutnaul dren, de jing dorch de Hoorknode, domet de Hut em Wenk nit fottfloch. Nu trocken se die Sonndeisschuhn an, anne Häng die feine Glacé- Heische (Handschuhe). Dann et Hanktäschke am Arm, manche besprezten sech noch met Köl- nisch Wasser. Enne Kerk hant se sech dann bekieke, we der feinste

Hut ophatt. Nommedeis jingen die Eldere oft met de Kenger spazie- ren on Verwandte besü-eke. Us Motter wohr tefriede, wenn se en- ne Stu-ef sette konnt on en Roh le- se konnt. Dann seit se: „Der Sonn- tag ist der Tag des Herrn, am Sonntag ruh und bete gern“.

Die Bure hadden nit suvöll vom Sonndach, die mossten noch et Vieh versorje, mähr die Peed had- den et besser, die konnten dann enne Weed loupe. Als wir jrötter wuden, wohr jiede Sonndach ab 5 Uhr beim Pitter Holtschnieder „Vornehmer Tanz“. Do wohr en Dreimann-Kapelle, dor Ludwig Rexrod, dor van der Winkel on dor Maier ut Ratinge. Bei Halbzeit miek die Musik Pause, dann jing de alde Fettweiß met em Teller ronk, on die Jonges mossten tien Penning op der Teller leje. Wenn se all betalt hadden, spelden die Musik widder. Dat hätt manchem Jong e paar Märkskes jekost. De „Vornehme Tanz“ wud ju-et besöckt, och vonne Angermön- ger, vonne Diepebru-eker, vonne Jrutebömer on vonne Selbecker. Et jo-ef och schon mol am Eng, wenn se butte wahren, en Schläje- rei, wenn ne fremde Jong nem Lengtörper de Kahr utjespannt hätt. De Fremde wud dann über „dor Mest jejeit“ (aus Lintorf ver- jagt).

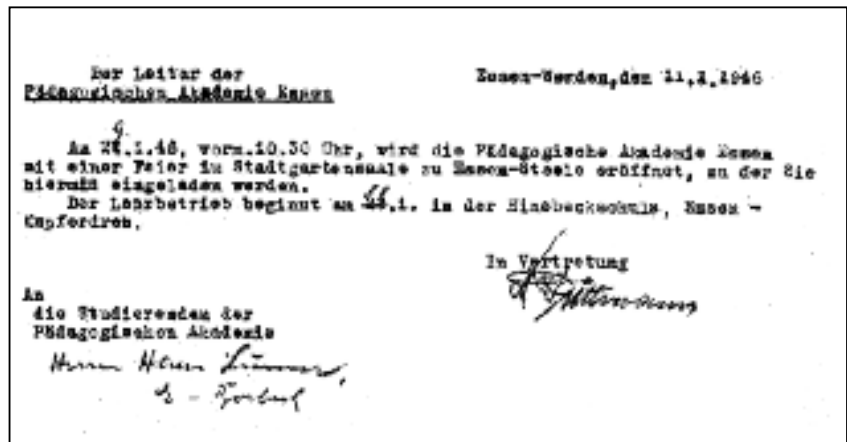
Verjnügen jo-ef et en Lengtöör nit völl, außer die Vereinsfeste, Ker- mes, Schötzeffest, Sylvester on Karneval. We miehe han wollt, mosst nach Düsseldöör fahre. De letzte Zoch trück fuhr öm twelf Uhr vom Hauptbahnhoff aff. We de verpasse, de mosst te Fu-et von Düsseldöör noh Lengtöör loupe, dat duhrden twei Stond, och e Sonndeisverjnüje. Et es schon manchem Lengtörper passiert, dat he em Zoch enjeschlope es on en Speldorf wach wud, de kohm dann am angere Morje te Hus an. Wie hütt dor Sonndach gefiert wüd, do mott mer die jonge Lütt frohre. Off se jlöcklicher on tefrie- dener send als wir wahren? Ech jlöf et nit.

Maria Molitor

Meine Begegnungen mit dem Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings

Meine erste Begegnung mit dem Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings war am 29. Januar 1946. Als Studienanfänger war ich zur Eröffnungsfeier der ersten Pädagogischen Akademie Nordrhein-Westfalens in Essen eingeladen. Die Form der Einladung vom 11. Januar 1946 gibt ein beredtes Zeugnis von der (Papier-)Not ein halbes Jahr nach Kriegsschluss: ein Drittel eines mit Kohlepapier durchgepausten DIN-A4-Bogens. Die Feier fand im Stadtgartensaal in Essen-Steele statt, da er der einzige Saal in der Stadt Essen war, der nicht durch Bomben zerstört worden war. Er war nicht größer als der den alten Lintorfern noch gut bekannte „Saal Mentzen“. Da ich mich zeitig aufgemacht hatte, erwischte ich noch einen Stuhl in einer der letzten Reihen, während viele zukünftige Mitstudenten nur mit einem Stehplatz vorliebnehmen mussten.

Nach einiger Zeit des Wartens erhoben sich alle Anwesenden von ihren Plätzen: Herein kam eine Gruppe von Damen und Herren (Regierungsbeamte, Dozentinnen und Dozenten), in ihrer Mitte Kardinal Frings. Der Erzbischof von Köln, Josef Frings, war einige Ta-



Einladung zur Eröffnungsfeier für die neue Pädagogische Akademie in Essen am 29. Januar 1946

ge vorher aus Rom zurückgekommen, wo er mit dem Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, und dem Berliner Bischof Konrad Graf von Preysing durch Papst Pius XII. die Kardinalswürde erhalten hatte. Es war für die angehenden Kardinäle äußerst schwierig gewesen, aus Deutschland auszureisen, da von den Besatzungsmächten für die Ausreise besondere Bestimmungen galten. Der Berliner Bischof hatte eine Genehmigung für einen Flug nach Rom, während die Bischöfe Frings und von Galen auf

Umwegen über Karlsruhe und Paris nach Rom gelangten. Von der Not der damaligen Zeit und der Findigkeit des Kölner Kardinals berichtete sein Biograf, Professor Dr. Norbert Trippen, dass Kardinal Frings die Gewänder seines Vorgängers hatte umschneiden lassen und dass er dessen Kardinalshut weiter getragen hat.

Sein Interesse an der pädagogischen Ausbildung der katholischen Lehrerinnen und Lehrer bewies Kardinal Frings dadurch, dass er nicht nur den Ausbau der katholischen Akademie in Essen-Kupferdreh aufmerksam verfolgte, sondern sie auch später wieder (z. B. im Sommer 1946) besuchte.

Eine weitere Begegnung mit Kardinal Frings hatte ich am 28. September 1947, kurz nach meiner Dienstaufnahme als Junglehrer an der Johann-Peter-Melchior-Schule in Lintorf. Dechant Veiders war es gelungen, den Erzbischof zu einer Visitation in Lintorf zu bewegen. Das war nicht so schwierig, da beide aus Neuss stammten und sich von Jugend auf kannten. Bei der Eltern waren miteinander befreundet.

Der Kardinal wurde, vom „Krummenweg“ kommend, beim Gehöft Termühlen des Bauern Johann Großhanten auf der Krummenwegger Straße empfangen. Die katholische Jugend von Lintorf und Angermund (Angermund gehörte



Kardinal Frings bei einem Besuch der Pädagogischen Akademie in Essen-Kupferdreh im Sommer 1946. Von rechts: Professor Aloys Reiermann, Kardinal Frings, Professor Josef Püttmann (vom Hut des Kardinals halb verdeckt), in der Mitte Helene Helming, führende Montessori-Pädagogin Deutschlands und Leiterin der Akademie, neben ihr im hellen Anzug Professor Josef Pieper



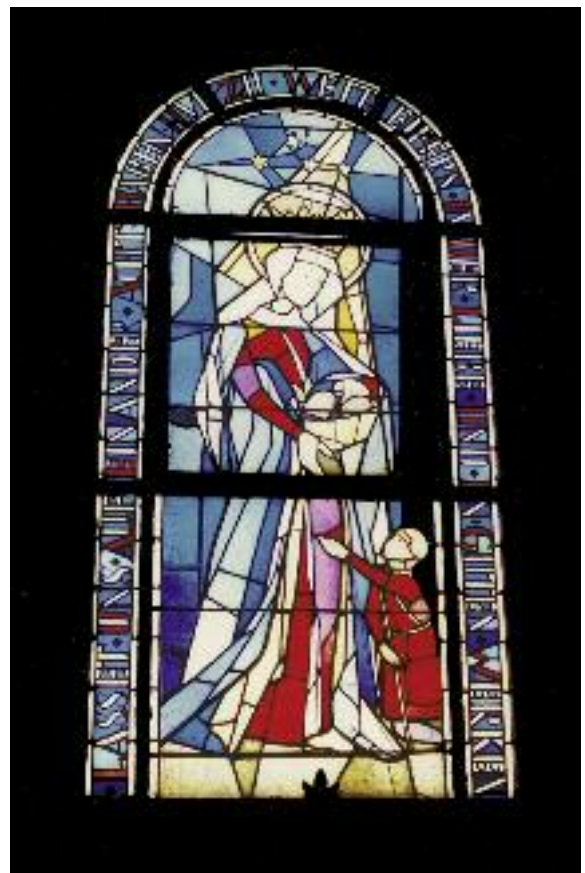
Die heilige Cäcilia



Die heilige Monika



Die heilige Theresia von Avila



Die heilige Elisabeth

Die vier Fenster auf der linken Seite des Kirchenschiffs von St. Anna (zum Lintorfer Markt hin) zeigen weibliche Heilige. Die Fenster entstanden nach Entwürfen des Krefelder Künstlers Joseph Strater



Kardinal Frings segnend unter dem Baldachin bei seinem Empfang vor dem Hof Termühlen am 28. September 1947. Rechts Hans Derichs als Messdiener, links vorne Paul Steingen als Baldachinträger. Weiter hinten die Kirchenvorstandsmitglieder Peter Bongartz und Karl Giertz

damals noch zum Dekanat Ratingen) sang zur Begrüßung unter der Leitung des Dekanatsjugendkaplans Fey den Kanon „Nun sei uns willkommen, hoher Herr“ in Abwandlung des bekannten Adventskanons „Nun sei uns willkommen, Herre Christ“.

Zur Visitation gehörte natürlich an erster Stelle ein Kirchenbesuch. Dechant Veiders hatte im Chor der St. Anna-Kirche 1946/47 neue Fenster des Künstlers Wilhelm Derrix einsetzen lassen. Danach wollte er alle weiteren Fenster im Kirchenraum erneuern lassen: auf der rechten Seite sollten die vier großen Fenster Bilder von männlichen, auf der linken Seite von weiblichen Heiligen zeigen. Mit großem Geschick und viel Ausdauer fand er bald Spender, so dass das Projekt begonnen werden konnte. Dem heutigen Besucher und aufmerksamen Betrachter der St. Anna-Kirche fällt auf, dass die Fenster auf der linken Seite, also die Darstellungen der weiblichen Heiligen, sehr unterschiedlich sind in den Farben und im Stil: in den vorderen beiden (vom Altar aus gesehen) sind dunklere Farben, in den beiden hinteren hellere Farben vorherrschend. Und das hängt zusammen mit dem damaligen Besuch des Kardinals. Bei der Besichtigung der Kirche zeigte Dechant Veiders dem Kardinal voll Stolz das erste Fenster auf der linken

Seite, das die heilige Cäcilia mit ihrem Henker darstellt. Gleichzeitig erklärte Dechant Veiders, dass das zweite Fenster mit dem Bild der heiligen Monika im gleichen Stil nach dem Entwurf des Künstlers Joseph Strater aus Krefeld bereits fertig, aber noch nicht eingebaut sei.

Der Kardinal lobte den Entschluss von Dechant Veiders, die Kirche in dieser Weise auszuschnücken und seine Energie, den Plan in die Tat umzusetzen, meinte dann aber in seinem typischen Neusser Dialekt: „Die erste Aufgabe der Fenster ist doch, lieber Herr Dechant, Licht in den Raum zu lassen. Wenn aber alle Fenster diese dunklen Farben haben sollen wie das erste, dann müsste ja beim Gottesdienst in der Kirche ständig Licht brennen, und das wäre Verschwendung von Kirchensteuermitteln!“

Dechant Veiders ließ daraufhin bei dem zweiten, schon fertigen Fenster Gesicht und Hände durch helle Farben ersetzen, und die letzten beiden Fenster auf der linken Seite (Theresia von Avila und die heilige Elisabeth) wurden später insgesamt in helleren Tönen ausgeführt. An diese Äußerung von Kardinal Frings werde ich manchmal erinnert, wenn ich im Frühling oder Sommer die Messe um 9 Uhr besuche und die Strahlen der Morgensonne den Chor und die ganze Kirche mit hellem Licht erfüllen

und 130 Glühlampen oder Spots dagegen nur schwaches Licht verbreiten.

Die letzte Begegnung mit Kardinal Frings hatte ich am 4. Dezember 1960. Dechant Veiders hatte Kardinal Frings zur Einweihung von „Haus Anna“ eingeladen, und weil es die erste „Pfarrzentrale“ dieser Art in der Kölner Diözese war (so der Kardinal in seiner Ansprache), hatte er gerne zugesagt. Nach den üblichen Feiern bei einer solchen Einweihung wollte der Kardinal noch mit dem Kirchenvorstand, den Abordnungen der Vereine und auch mit den katholischen Lehrerinnen und Lehrern von Lintorf sprechen. Da ich sowohl zum Kirchenvorstand gehörte als auch zum Kreis der Lehrer, hatte ich zweimal Gelegenheit, den Kardinal in einem kleineren Kreis zu erleben.

Während der Kirchenvorstand im „Blauen Salon“ von „Haus Anna“ dem Kardinal Rede und Antwort stand, versammelten sich die Lehrerinnen und Lehrer auf der Kegelbahn. Dort hatte sich – während ich noch beim Kirchenvorstand war – Folgendes abgespielt, wovon ich erst später erfuhr:

Es war damals bei vielen Katholiken noch üblich, bei der Begrüßung des Kardinals dessen Ring zu küssen und das Knie zu beugen. Einigen Damen passte diese Form der Begrüßung ganz und gar nicht, und man überlegte, wie man den „Kardinal“ umgehen könnte.



Joseph Kardinal Frings bei seiner Ansprache zur Einweihung von Haus Anna am 4. Dezember 1960

Da erbot sich ein junger, forschender Kollege, die Begrüßung in einfacher Form zu beginnen, während die übrigen Kolleginnen und Kollegen ihm in gleicher Weise folgen sollten.

Nach der Besprechung des Kardinals mit dem Kirchenvorstand eilte ich auf die Kegelbahn, um rechtzeitig bei den Kollegen sein zu können. Als der Kardinal die Kegelbahn betrat, trat der junge Kollege vor, schüttelte kräftig die dargebotene Hand des Erzbi-

schofs und begrüßte ihn mit den Worten: „Herzlich willkommen, Eminenz, im Kreise der Lintorfer Lehrer!“ Ich glaubte, in diesem Augenblick ein kleines Lächeln im Mundwinkel des Kardinals bemerkt zu haben. Anschließend reichte der Kardinal allen Damen und Herren die Hand. Man nahm Platz, und etwa 20 Minuten lang besprach der Kardinal mit uns Fragen des Religionsunterrichtes. Am Ende unseres Gesprächs – in den Mundwinkeln des Kardinals er-

schien wieder dieses kleine Lächeln – sagte er dann in seinem rheinischen Tonfall: „Und nun, meine Damen und Herren, möchte ich Ihnen den Apostolischen Segen erteilen und bitte Sie, sich niederzuknien.“ Alle folgten – mehr oder weniger willig – seiner Bitte. Dann sprach er den Segen, wünschte uns alles Gute und viel Erfolg bei der Arbeit in der Schule und verabschiedete sich.

Hans Lumer

Pfarrer Franz Mezen

Ganz still und von vielen Lintorfern unbemerkt, starb am 11. März 2007 nach langer, schwerer Krankheit **Franz Mezen**, der frühere Pfarrer von St. Anna in Lintorf, in einem Pflegeheim in Bergisch-Gladbach.

Franz Mezen wurde am 29. August 1930 in Weidenbach in der Eifel geboren. Nachdem er zunächst einen Handwerkerberuf erlernt hatte, fühlte er sich zum Priesteramt berufen und begann ein Studium der Theologie. Am 2. Juli 1959 wurde er im Dom zu Köln von **Josef Kardinal Frings** zum Priester geweiht. Nach neun Jahren als Kaplan in Oberdollendorf, Düsseldorf-Oberkassel, Düsseldorf-Geresheim und Bonn wurde er am 5. Juni 1968 dem damaligen Pfarrer von St. Anna, Ehrendechant **Wilhelm Veiders**, als Vicarius adjutor an die Seite gestellt. Nachdem Dechant Veiders in den Ruhestand getreten war, wurde Rektor Franz Mezen am 22. März 1970 Pfarrer der Pfarrgemeinde St. Anna.

Ein Vierteljahrhundert war er seinen Pfarrkindern ein guter Seelsorger und ein eifriger Verkünder des Glaubens. Mit besonderer Hingabe widmete er sich den Senioren und den Kranken seiner Pfarrgemeinde. Der St. Sebastianus-



Schützenbruderschaft Lintorf von 1464 stand er lange Jahre als Präses zur Seite. In seine Amtszeit fallen die umfassende Restaurierung der St. Anna-Kirche in den Jahren 1976 bis 1980 und das 100-jährige Kirchenjubiläum im Jahre 1978. Gerne setzte er sich dafür ein, dass Theo Volmerts Buch „Eine bergische Pfarrgemeinde vor 250 Jahren“, in dem die Tauf-, Heirats- und Sterberegister der Pfarrkirche St. Anna von 1659 bis 1769 untersucht werden, von der Gemeinde als Herausgeber finanziert wurde. Am 29. August 1993 konnte Pfarrer Franz Mezen im „Haus Anna“ sein 25-jähriges Ortsjubiläum feiern.

Viele Pfarrangehörige, Gäste und Vertreter der Lintorfer Vereine gratulierten ihm herzlich zu seinem Ehrentag.

Am 19. Dezember 1995 trat er nach verdienstvoller Tätigkeit, bereits von seiner Krankheit gezeichnet, in den Ruhestand. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in einem Seniorenheim in Bergisch-Gladbach. Der Kontakt zu seiner alten Pfarrgemeinde riss aber nie ganz ab. Regelmäßig erreichte ihn jedes Jahr zu Weihnachten die „Quecke“, und von Zeit zu Zeit erhielt er Besuch von ehemaligen Pfarrkindern. Als er am 2. Juli 1999 sein 40-jähriges Priesterjubiläum feierte, besuchten ihn 15 Angehörige seiner früheren Pfarre, um diesen festlichen Tag mit ihm zu verbringen.

Als er nun am 19. März 2007 zu Grabe getragen wurde, folgten nur wenige Lintorfer seinem Sarg. Nach der starken Persönlichkeit seines Vorgängers, Dechant Wilhelm Veiders, hatte es Pfarrer Mezen sicher nicht immer einfach mit den Lintorfern.

Der Verein Lintorfer Heimatfreunde dankt ihm ganz herzlich für viele Jahre guter Zusammenarbeit.

Manfred Buer

„Singe und wandere: Gott steht am Ende der Straße“

Zum Tode von Monsignore Werner Koch

Am 30. Juli des vorigen Jahres konnte er mit seinen Freunden und Verwandten sowie den Angehörigen der Pfarrgemeinden St. Suitbertus Kaiserswerth und St. Lambertus Kalkum, in denen er als Subsidiar wirkte, seinen 80. Geburtstag feiern. Nun starb **Monsignore Pfarrer Werner Koch** plötzlich und unerwartet am 27. Juni 2007 in seinem Urlaubsort in Südtirol, den er Jahr für Jahr aufsuchte. In den beiden von ihm mitbetreuten Pfarren herrschte große Betroffenheit und Trauer. Auch in Lintorf, wo er nach seiner Priesterweihe im Kölner Dom von 1952 bis 1958 als Kaplan tätig war, werden viele ältere Lintorfer um ihn trauern und ihn vermissen. Vielleicht auch, weil er bis ins Alter seine jugendliche Frische und Offenheit bewahrt hatte.

Am Freitag, dem 6. Juli 2007, wurde er auf dem kleinen Friedhof in Kaiserswerth zu Grabe getragen. Beim Begräbnisamt in der St. Suitbertus-Basilika hielt ihm **Pfarrer Hermann-Josef Schmitz** die Totenrede:

1. „Singe und wandere: GOTT steht am Ende der Straße.“

Dieses Wort des Hl. Augustinus hat sich Pastor Koch frühzeitig als Leitwort für seine Todesanzeige selber ausgewählt. In diesem Wort fand er sich und finden wir seine Gangart deutlich wieder.

Die Nachricht von seinem plötzlichen Herztod mitten im Urlaub traf uns am Mittwoch vor acht Tagen morgens wie ein Blitz aus heiterem Himmel; sie löste eine tiefe Betroffenheit und Trauer unter uns allen hier in unseren Gemeinden aus. Tags zuvor hatte er am Nachmittag noch fidel und munter mit mir aus seinem Urlaub telefoniert, und just an seinem Todestag brachte der Postbote mittags seine Urlaubskarte aus den Südtiroler Bergen ins Haus, auf der er schrieb: „Noch mal die Dolomiten. Kleine Wanderungen sind ja noch drin,

auch in der Höhe – mittels Seilbahn. Ob's das letzte Mal ist? Die Tage bekommen mir gut. Dir und allen lieben Bekannten und Mitstreitern ein frommes, frohes Bergheil! Werner.“

„Ein frommes, frohes Bergheil!“ – „Singe und wandere: GOTT steht am Ende der Straße.“ Sein letzter froher Aufbruch zu den geliebten Bergen mündete unversehens in eine stille Heimkehr zu Gott. Mir kommt dabei unwillkürlich ein Wallfahrtslied aus den Psalmen in den Sinn: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen: Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt vom Herrn ... Der Herr behüte dich, wenn du fortgehst und wiederkommst, von nun an bis in Ewigkeit.“ (Ps121)

Pastor Koch starb plötzlich wie ein Baum, der vom Blitz getroffen wird; aber er starb dabei durchaus nicht unvorbereitet: Rückblickend scheint mir, dass ihn in seinen letzten Tagen leise Todesahnungen beschlichen. Jedenfalls wusste er längst, dass auch ihm über kurz oder lang die Stunde schlägt und er Abschied nehmen musste nicht nur von den Bergen; gelegentlich sprach er in den letzten Monaten anlässlich der Begräbnisse von Kurskameraden und Altersgenossen in leisen Andeutungen darüber; tapfer nahm er seine diversen Altersbeschwerden an; wehleidig war er jedenfalls nicht, manchmal kämpfte er still mit seinen Schmerzen.

Gestern Abend haben wir hier bei der Totenvesper an seinem Sarge eine Art geistig-geistliches Testament von ihm verlesen, das er uns letztes Jahr zu seinem 80. Geburtstag für unseren Pfarrbrief geschrieben hatte. Es ist ein sehr persönliches Bekenntnis, ein Zeugnis seiner Altersweisheit und Lebenserfahrung. Darin ist in zunehmender Nachdenklichkeit die Rede von dem, „was einmal sein wird“: „Man stößt auf einmal vor zum Urvertrauen, zu Gott, dass al-

les am Ende in einen großen Frieden mündet, in ein helles Licht.“ Und dann folgt da jenes Prophezenwort, das er sich ganz zu eigen machte und aus dem er selbst beständig lebte:

„Die auf den Herrn hoffen, werden nicht enttäuscht -

es wachsen ihnen Schwingen wie den Adlern.

Sie laufen und werden nicht müde.

Sie gehen und werden nicht matt.“ (Jes 40,31)

Es fügt sich gut, dass er jetzt mit seinen roten Wandersocken, in denen er an Ort und Stelle auf der Straße starb, hier vor uns im Sarge liegt – ein ruheloser Pilger buchstäblich bis zum letzten Atemzug, wenn eben möglich immer fröhlich singend unterwegs auf der Straße seines Lebens hin zu Gott: „Singe und wandere: Gott steht am Ende der Straße.“

2. Wir geleiten Pastor Koch heute an einem Herz-Jesu-Freitag zu seinem Grab in Kaiserswerth. Wenn eben möglich feierte Pastor Koch alljährlich an seinem Urlaubsort in Wolkenstein/Südtirol das „Herz-Jesu-Fest“ als Hochfest dort mit der Gemeinde mit.

Die ungebrochen-urwüchsige Frömmigkeit der Südtiroler Bergbevölkerung besonders zu diesem Fest – an seinem Vorabend mit Bergfeuern und Böllerschüssen, morgens dann mit der großen Gottestracht in der Herz-Jesu-Prozession, das alles hatte es ihm besonders angetan: Da blühte sein Herz auf, das stärkte sein urkatholisches Gemüt; da konnte sich seine Sehnsucht nach Glaubensfest und Glaubensfeier voll entfalten; da schien ihm dann der Himmel schon auf Erden greifbar nahe.

In der Todesanzeige habe ich von ihm geschrieben: „Unsere Gemeinden danken ihm für seinen begeisternden Dienst am Altar und



Monsignore Werner Koch nahm anlässlich einer Romreise mit Studienkollegen an einer Privataudienz bei Papst Johannes Paul II. teil. Seit einigen Jahren trug er übrigens den Ehrentitel „Päpstlicher Kaplan“. So lagen die Lintorfer nicht falsch, wenn sie ihn immer noch als „ihren“ Kaplan Koch bezeichneten

Foto: Arturo Mari, „Osservatore Romano“

für seine Seelsorge nahe an den Menschen.“ Jeder, der ihn kannte, weiß: Pastor Koch lebte und starb für die Feier der Liturgie. Ob sonntags oder werktags – der Gottesdienst war die Herzmitte seines Lebens, den er mit seinem nimmermüden Gesang erfüllte. Dabei hatten wir es nicht immer leicht mit ihm, wollten wir seine Vorlieben in der Feier der Liturgie, auch alle seine Lieder- und Musikwünsche, ohne Abstriche erfüllen. Einer seiner immerhin sieben Primizianten aus St. Ursula in Grafenberg, wo Pastor Koch 32 Jahre Pfarrer war, erzählte mir dieser Tage, dass ihm als Messdiener bei Pastor Koch vor lauter Gesang beim Gottesdienst gelegentlich die Luft ausging: „Singe und wandere, Gott steht am Ende der Straße!“

Doch täuschen wir uns nicht in ihm: Pastor Koch war bei all seiner Sangesfreude weder ein naiver Leichtfuß noch ein unbekümmerter „Bruder Immerfroh“, er litt zunehmend unter dem vorherrschenden Zeitgeist und unterschied ihn unbestechlich klar vom Hl. Geist.

Zusehends bedrückte ihn die schlechende Auflösung der Glaubensfundamente in unserer Gesellschaft und auch in unseren Gemeinden. Er kämpfte gegen den fortschreitenden Schwund oder drohenden Zusammenbruch volkskirchlicher Strukturen unter uns. Das alles ließ ihm keine Ruhe; damit konnte und wollte er sich keinesfalls abfinden. Er war ein typischer Vertreter seiner „Flakhelfer-Generation“, die nach dem Krieg als Studenten ein neues Deutschland und ein christliches Europa auf den alten Glaubensfundamenten bauen wollte; als energische Bergsteiger- und Kämpfernatur gab er seine großen Ziele niemals auf und ließ sich dabei so leicht in seiner Hoffnung nicht beirren. Wo unsereiner schon

den Mut verlor, war er zur Stelle, unsere Widerstandskräfte mit ungebrochenem Glauben und mit starkem Willen immer wieder aufzubauen: Sein „Kopf hoch, Junge!“ wird mir in der Zukunft sicher fehlen.

3. Jetzt ist endlich Zeit, Gott selber für ihn Dank zu sagen und Pastor Koch ein „Gott sei Dank“ am Sarge nachzurufen: Wir nehmen damit jenes „Deo gratias!“ von Neuem auf, das er selbst letzten Sommer zu seinem 80. Geburtstag hier beim Festhochamt in der Basilika anstimmte und das viele von uns hier heute Morgen damals als seine Geburtstagsgäste zu einer unvergesslichen Geburtstagsfeier auf unserem Stiftsplatz zusammenführte.

Lieber Werner, für mich persönlich waren die neun gemeinsamen Jahre mit Dir hier am Ort ein doppeltes Geschenk: Zunächst hast Du mich mit Deinem Dienst nach Kräften unterstützt und mir viel Arbeit abgenommen, viel wichtiger noch: Du hast mich als erfahrener

Mitbruder in meinem Dienst persönlich gestützt und mich mitgetragen. Mittags aßen wir in aller Regel miteinander. Wenn Du nicht bei Deiner eigenen Familie warst, dann saßen wir am sonntäglichen Mittagstisch im Pfarrhaus zusammen mit den Geistlichen am Ort, um an einem Tisch bei einer guten Flasche Wein jeden Sonntag miteinander zu feiern und unter Brüdern Freud und Leid zu teilen; dabei wirst Du uns in Zukunft wirklich fehlen.

Lieber Pastor Koch! Unsere Gemeinden kennen und schätzen Dich als eifrigen Seelsorger, der den Kontakt zu den Menschen suchte und dem vor allem die Alten und die Kranken am Herzen lagen. Ich möchte hier nur eins erwähnen: Jeden Sonntag besuchte er morgens still und leise die Kranken mit der Krankenkommunion auf den Stationen unseres Marienkrankenhauses und feierte mit ihnen sowie mit den Heimbewohnern im Stammhaus der Diakonie regelmäßig Gottesdienst, zahllos waren zudem seine Hausbesuche bei Hauskranken, die er bis zuletzt betreute. Darüber kamen auch die Kinder im Kindergarten bei Stippvisiten nicht zu kurz. Unsere ganze Gemeinde sagt Dir heute an Deinem Sarg: Wie gut, dass wir Dich bis in Deine letzten Lebenstage aktiv und munter bei uns haben durften; Du bist und bleibst ein Segen für uns alle!

Dann nun zum guten Schluss an Dich noch eine Bitte: Wenn Du jetzt singend und wandernd am Ende Deines Weges bei Gott im Himmel ankommst, vergiss uns bitte hier auf Erden nicht; verlass uns auch im Himmel nicht und bleib uns mit Deiner Fürsprache und mit Deinem Segen nah. Ich habe den Glaubensmut, Dir diese Bitte vorzutragen, weil ich von der kleinen Hl. Therese gelesen habe: „Wenn Gott meine Wünsche erfüllt, wird sich mein Himmel ... auf Erden ereignen. Ja, ich will meinen Himmel damit verbringen, auf Erden Gutes zu tun.“ – „Gott sei Dank!“, dass Deine Familie und wir Dich unter uns haben durften – mit all Deinen Ecken und Kanten, vor allem aber mit deinem ungebrochen-frohen Glaubensmut! Für Dich, Werner, rufen wir laut: „Deo gratias!“

Von Lintorfer Christen, ihren Pfarrern und Kirchen

(Schluss)

Mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches galt es erst einmal, die größte Not zu lindern. Viele Männer waren gefallen oder in Gefangenschaft. Zwar war Lintorf von Zerstörungen wie in den umliegenden Städten weitgehend verschont geblieben, aber auch hier fehlte es an allem. Wohnraum wurde zwangsbewirtschaftet und Lebensmittel waren rationiert. Und trotzdem begann ein zögernder Aufbau. 1946 wurden die Konfessionsschulen wieder eingeführt. Aus den beiden „Deutschen Schulen“ in Lintorf wurden wieder zwei katholische und eine evangelische Schule.

1947 erhielt der Chor von St. Anna neue Fenster. Zwei Jahre später folgten die Fenster im Langschiff. 1948 erwachte auch langsam wieder das Vereinsleben. 1950 gab es Ersatz für die beiden 1944 eingeschmolzenen Glocken von St. Anna.

Um die große Wohnungsnot zu lindern, wurden Siedlungsprojekte in Angriff genommen. Die katholische Kirchengemeinde stellte hierfür Ackerland in Erbpacht zur Verfügung. Die evangelische Kirchengemeinde half mit Wohnraum. Im Asyl und in den Häusern Bethesda und Siloah fanden Woh-



Das Innere der evangelischen Kirche in den 1950er-Jahren

nungslose und Flüchtlinge eine neue Bleibe. Ein Flüchtlingskindergarten entstand in Bethesda. Durch den Zuzug von Heimatvertriebenen stieg die Zahl der evangelischen Gläubigen 1946 auf 1.438 an.

1948 übernahm Studienrat Ernst Theis das Amt des Organisten und des Chorleiters. Ende April 1952 ging Pfarrer Schreiber in den Ruhestand. Nach dem Fortzug Pfarrer Schreibers war die Pfarre für kurze Zeit verwaist. Gottesdienste hielten in dieser Zeit Gastprediger, bis im Juli 1953 Pfarrer Wilfried Bever gewählt wurde.

Durch den wirtschaftlichen Aufschwung und die gestiegene Gläubigenzahl konnten erforderliche Aufgaben in Angriff genommen werden. 1954 begann man mit der Kirchenrenovierung.

Die Seitenfenster wurden neu verglast, die mächtigen Öfen wichen einer Gasheizung. Zehn Jahre später fand eine durchgreifende Neugestaltung des Kircheninneren statt. Sie war notwendig geworden durch den Einbau einer neuen, größeren Orgel der Firma Bürkle. Auch hatten die Glocken einen elektrischen Antrieb bekommen. Altar, Altarkreuz, Kanzel, Taufständer und Gestühl wurden erneuert. Der Turm erhielt eine neue Spitze mit einer goldenen

Erdkugel, Kreuz und Hahn. Danach nahm man den Bau eines Gemeindehauses in Angriff. Im Winkel zwischen Klosterweg und Krumpfenweg Straße, heute Krumpfenweg Straße und Ulenbroich, konnte im April 1959 der Grundstein gelegt werden. Ein Jahr später erfolgte die Einweihung. Damit stand der evangelischen Kirchengemeinde ein schöner, geräumiger Treffpunkt zur Verfügung.

Der Friedhof an der Duisburger Straße war auch an seine Kapazitätsgrenzen gestoßen. 1951 – 52 beerdigte man die ersten Toten auf dem neuen Friedhofsgelände an der Krumpfenweg Straße.

In dieser Zeit des Aufbaus musste 1953 die katholische Dorfschule geschlossen werden. Sie, die den Krieg bis auf einen Granateinschlag in den letzten Kriegstagen relativ gut überstanden hatte, drohte auseinanderzubrechen. Ihr Fundament war, wie vieles im Leben, zu schwach. Ein Neubau entstand an dem Sträßchen Am Weiher auf dem Gelände des Hofes Hinüber. 1954 konnte er bezogen werden. Und auch die evangelische Schule war zu klein geworden. In zwei Bauabschnitten wurde sie erweitert.

Im Sommer 1953 ging Alois Rütten nach 30-jähriger Tätigkeit als Or-



Wilfried Bever
(1912 - 2001)
Pfarrer in Lintorf von 1953 bis 1982



Die neue Johann-Peter-Melchior-Schule wurde 1954 auf dem Gelände des alten Hofes Hinüber eröffnet

ganist und Chorleiter des Kirchenchores an St. Anna in den wohlverdienten Ruhestand. Er sollte ihn nicht lange genießen können, denn schon bald danach musste er sein Leben in die Hand des Schöpfers zurückgeben. Wolfgang Kannengießer folgte ihm im Amt.

Im 20. Jahrhundert und hier besonders nach dem Zweiten Weltkrieg stieg die Zahl der Einwohner stark an. Lebten 1900 etwa 2.100 Menschen hier, waren es 1939 schon knapp 3.700. 1946, nach dem großen Krieg, war diese Zahl, bedingt durch die Flüchtlingsströme, schon auf 4.667 gewachsen. Noch später, 1950, waren es schon 6.263. Auch die Zahl der Gläubigen, die sich in der St. Anna-Kirche drängten, wurde immer größer. Waren es 1946 noch 2.900 Katholiken, kamen bis 1950 noch über 750 hinzu. Diese Zahl konnte die Anna-Kirche selbst mit vier Messen am Sonntag nicht bewältigen. Dazu kam, dass der Kirchenbesuch für die meisten Gläubigen damals noch zum Sonntag dazu gehörte. Im hinteren Bereich der Kirche traten sich die Menschen, überwiegend Männer, zum Leidwesen von Dechant Veiders, fast auf die Füße. Alle seine Versuche, sie weiter nach vorne zu locken, fruchteten nichts. Die Situation änderte sich schlagartig bei der Kommunion. Die Kirche leerte sich bis zu den hinteren Bänken, die umliegenden Kneipen füllten sich. Beim Schlusssegen hatten so die Männer schon ihr erstes Bier vor sich.

Gut in Erinnerung ist mir ein Sonntagmorgen. Der Kaplan hielt die Messe. Zwischendurch ging Dechant Veiders in die Messdiener-Sakristei und von dort wohl nach draußen. Bei der Kommunion entstand plötzlich große Unruhe unter dem Turm. Die Türen waren zu. Sie ließen sich erst wieder nach dem letzten Lied öffnen. Ich glaube, der Dechant hat diesen Augenblick sehr genossen.

Doch zurück zu unserem Thema: Die beschriebenen Umstände führten dazu, über einen Kirchenneubau in Lintorfs Norden nachzudenken.

1953 wurde Dechant Veiders mit den Planungen beauftragt. Ein Kirchenbauverein musste her. Am 26. September 1954 schlug seine Geburtsstunde.

Nach dem ersten Schwung musste die große Aufgabe aber zurückgestellt werden. Erst 1960 ging es weiter.

Die erste Hürde war die Wahl eines Standortes für die neue Kirche. Die Mehrheit plädierte für das Gelände zwischen der Gaststätte Doppstadt – vielleicht wegen der Nähe zum Frühschoppen – und der Büscher Schule. Später einigte man sich auf ein Grundstück mit der Bezeichnung Pieperskamp. Und dort wurde die Kirche auch gebaut.

Die Kommission entschied sich aus vier eingereichten Plänen für

den Entwurf der Architekten Brauns und Janeschitz-Kriegel aus Düsseldorf.

Der erste Spatenstich war am 24. November 1963. Betreut werden sollte die neue Kirche von den Kreuzherrenpatres aus Breitscheid. Pater Jakobus Kok machte sich schon seit 1962 mit der Gemeinde vertraut. Im Juli 1964 konnte im Rohbau des ersten Bauabschnitts, der Kirche und Sakristei, der Grundstein gelegt werden. Schnell schritt der Bau voran. Eine Woche vor der Benedizierung der Kirche am 19. Dezember 1965 wurden die drei Glocken und die Orgel geweiht. Dechant Veiders und die beiden Kapläne Obeid und Verhoeven nahmen die feierliche Einsegnung vor. Der erste Gottesdienst war die Feier der Heiligen Nacht am 24. Dezember.

Schutzpatron der Kirche wurde Joannis Maria Vianney, der Pfarrer von Ars.

Der Lintorfer Norden hatte endlich seine eigene Kirche. Der erste feste Seelsorger der Gemeinde wurde im März 1966 Pater Jakobus van Gestel.

Damals war erst der erste Bauabschnitt, also Kirche, Sakristei, Verwaltungsgebäude und der Glockenturm, fertiggestellt. Der Kindergarten und der Wohntrakt befanden sich noch im Rohbau. Im Dezember konnte der Kindergarten eingeweiht werden. Anfang



Pater Jakobus van Gestel war der erste Seelsorger der neuen katholischen Pfarre St. Joannis Maria Vianney im Lintorfer Norden

1967 folgte der Wohntrakt. Die Orgel spielte damals Ludwig Pützer, der noch von Alois Rütten, genannt Oke, ausgebildet worden war. Ihm folgte bis 1981 Josef Schlosser, was nicht hieß, dass Ludwig nicht mehr gebraucht wurde. Er ist noch heute unentbehrlich. Mit seinem Geschick und seiner Einsatzfreude spricht man von ihm als dem 15. Nothelfer.

Die Anfänge der jungen Gemeinde gestalteten sich schwierig. Mit großer Opferbereitschaft, Idealismus und Improvisation konnten manche finanziellen Engpässe überwunden werden. So bestanden die ersten Krippenfiguren aus Holzknetsmasse, denen Pater van Gestel mit viel Geschick Leben einhauchte.

Am 7. Juni 1969 erfolgte die feierliche Konsekration der Kirche durch den Weihbischof Dr. Frotz.

Jetzt bin ich mit Riesenschritten der Entwicklung der Pfarrer-von-Ars-Gemeinde gefolgt.

Aber im Dörf, in St. Anna, hatte sich zwischenzeitlich auch viel getan. Auf Betreiben von Dechant Veiders, der zum Erzbischöflichen Rat ernannt worden war, wurden zuerst das Ketteler-Heim und danach Haus Anna gebaut. Das Ketteler-Heim sollte, ganz im Sinne Adolf Kolpings, jungen Handwerkern eine Bleibe bieten. Das kann man heute nur vor dem Hintergrund der damaligen Zeit sehen. Im Juli 1959 konnte es eingeweiht werden.

Die nächste große Kraftanstrengung galt Haus Anna. Es war das erste Pfarrzentrum großen Stils in der Erzdiözese Köln nach dem



Das Innere der St. Anna-Kirche mit Kanzel und Hochaltar vor 1955 mit der ursprünglichen Ausmalung durch Heinrich Nüttgens

Krieg. Zu seiner Einweihung im Dezember 1960 kam sogar Josef Kardinal Frings nach Lintorf.

Mit den neuen Pfarrzentren, dem evangelischen und dem Haus Anna, hatte Lintorf Ersatz für die alten Säle, in denen sie bisher gefeiert hatten. Zwar stand der Kothen-Saal noch, aber seine Tage waren schon gezählt. Der Saal der Gaststätte Holtschneider hatte die Amtsverwaltung aufgenommen. Und im Saal der Gaststätte Mecklenbeck befand sich das Union Theater, das zweite Kino Lintorfs.

Doch zurück zu St. Anna. 1964 musste der Hochaltar einem modernen Altar weichen. Er stand noch am Ende des Chorraums, der Priester mit dem Rücken zur Gemeinde. Von dem Hochaltar sind nur noch einige Fragmente erhalten geblieben. Auch die Kanzel und die Seitenaltäre wurden abgerissen. Das alles wurde überwiegend thermisch verwertet, wie

es heute heißt. Geblieben sind die Beichtstühle.

Ein schwerer Schlag für Lintorf war die Schließung des Klösterchens im März 1962.

Ein kleiner Trost war, dass die Schwestern, Helia und Leokardis, tagtäglich mit dem Bus von Düsseldorf kamen. So versorgte Schwester Helia wie seit 40 Jahren ihre Kranken, und Leokardis führte den Kindergarten weiter. Drei Jahre später wurden auch sie abberufen. Das Andenken an die segensreiche Tätigkeit der Schwestern ist bei allen, die sie noch kannten, unvergessen. Einige Schwestern, unter ihnen Helia, fanden ihre letzte Ruhestätte auf dem Lintorfer Friedhof.

Der Heimatverein sorgte dafür, dass ihre Gedenksteine und das Grabkreuz nach Ablauf der Ruhefrist auf dem alten Friedhof in der Dorfmitte aufgestellt wurden.



Das 1960 eingeweihte evangelische Gemeindehaus an der Krumpfenweger Straße



Im gleichen Jahr, am 4. Dezember 1960, wurde das katholische Pfarrzentrum Haus Anna durch Josef Kardinal Frings eingeweiht



Dechant Wilhelm Veiders (Mitte) mit seinem Nachfolger Franz Mezen



Das Gelände des heutigen Konrad-Adenauer-Platzes bis zum Beginn der 1970er-Jahre. Vorne rechts das Hamacher-Haus. Das helle Gebäude dahinter ist der Neue Wedenhof, das katholische Pastorat (niedergerissen 1972). Links daneben das frühere katholische Pfarrheim

1970 fiel das Klösterchen der Spitzhacke zum Opfer.

Doch blicken wir noch einmal zurück in die 50er- und 60er-Jahre: 1957 gründete Hermann Wagner den Posaunenchor der Evangelischen Kirchengemeinde, der heute Bläserchor heißt. 1963 formierte sich die Kantorei unter Heinrich Arndt neu. Im gleichen Jahr wurde auch der evangelische Kindergarten im Friedrichskothen durch Pfarrer Bever wieder eröffnet.

Die Neuapostolische Gemeinde konnte 1962 eine eigene Kirche an der Schmeilt beziehen. Die Gemeindemitglieder hatten sich bis dahin in Privaträumen getroffen. Waren es einmal gut 100 Gläubige, steht, wie es aussieht, das Haus heute leer. Die Gemeinde ist sehr viel kleiner geworden.

Im Jahre 1962 wurde in St. Anna auch die aus dem Jahre 1937 stammende Orgel völlig überarbeitet, erweitert und erneuert. Ein neuer Klang erfüllte am Ostermorgen die Kirche.

Lintorf wuchs beständig. 1966 wurde die 10.000-Einwohner-Grenze erreicht. Davon waren 54% katholisch und 40% evangelisch.

Dechant Veiders wurde immer älter. 1964 konnte er sein Goldenes Priesterjubiläum feiern. 1968 bat er, 76-jährig, um Versetzung in den Ruhestand. Der Wunsch wurde aber abgelehnt. Zur Unterstützung erhielt er Franz Mezen. Er übernahm im Frühjahr 1969 die Verantwortung für St. Anna. Rektor Mezen gestaltete die Kirche weiter um. Die Kommunionbänke

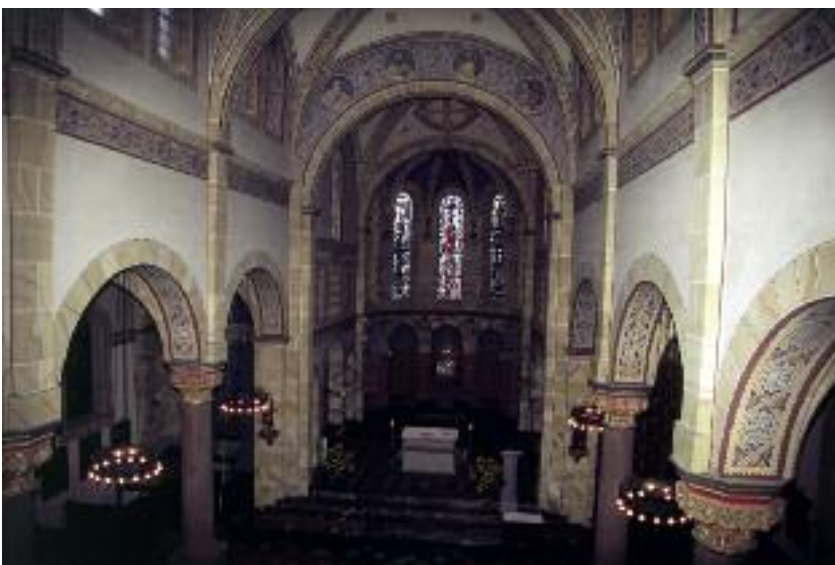
und Kinderbänke fielen damals weg. Es kamen sowieso immer weniger Kinder.

Als der heutige Konrad-Adenauer-Platz neu gestaltet werden sollte, mussten der Neue Wedenhof, wie das Pfarrhaus hieß, das Pfarrheim sowie das Asyl abgerissen werden. Dechant Veiders zog, als seine Dienstwohnung geräumt werden musste, in die Kaplanwohnung auf der Krummenweger Straße. In das Haus, das auch die Kannengießers bewohnten. Hier verbrachte er seinen Lebensabend.

82-jährig feierte Ehrendechant Veiders 1974 sein 60-jähriges Priesterjubiläum. Er starb am 15. März 1977. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof an der Krummenweger Straße.

Ein neues Pfarrhaus, das Rektor Mezen bewohnte, wurde vorher am Ritterskamp gebaut.

Mitte der 70er-Jahre wurde St. Anna von Grund auf saniert und renoviert. Über mehrere Jahre erstreckten sich die Arbeiten. Nach der Fassade, dem Dach und dem Gebälk konnte der Innenraum in Angriff genommen werden. Hierbei entdeckte der Restaurator die mehrfach übertünchte Ausmalung des Künstlers Heinrich Nüttgens, die noch erstaunlich gut erhalten war. Ein mühsames Abtragen der Farbschichten begann. Dank alter Vorlagen gelang es, das Kunstwerk Nüttgens wieder vollständig herzustellen. Im September 1980 feierte die Gemeinde ihren Gottesdienst wieder in ihrer nun general-



Die restaurierte St. Anna-Kirche nach 1980

überholten prachtvollen Kirche. Der große Saal in Haus Anna hatte während der ganzen Renovierungszeit die Gläubigen aufgenommen.

Im Sommer 1983 fand die Generalüberholung ihren Abschluss durch den Einbau einer neuen Sauer-Orgel. Einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, dass ein passendes Orgelprospekt aus einer abgerissenen Kirche in Dortmund gefunden werden konnte. Ein Lintorfer Privatmann erwarb und stiftete es der Gemeinde.

Die Ära Kannengießler ging beim Jahresabschlussgottesdienst 1986 zu Ende. Er war nicht nur Organist und Chorleiter, er war auch Rendant und Küster. Er betreute die Messdiener und Lektoren, machte aus dem bis dahin rein männlichen Kirchenchor einen gemischten Chor.

33 Jahre seines Lebens widmete er der Pfarre St. Anna. Seine Nachfolgerin als Organistin und Chorleiterin wurde Helga Schneider.

1994 erkrankte Pfarrer Mezen. Im Frühjahr 1995 musste ihm ein Fuß amputiert werden. Trotzdem versah er weiter seinen Dienst. Aber seine Krankheit schritt weiter fort. So bat er Kardinal Meisner, ihn von seinen Pflichten als Pfarrer von St. Anna zu entbinden. Im Dezember



Pater Chris Aarts führte die beiden Pfarrgemeinden St. Anna und St. Johannes zusammen und war ab 1997 Pfarrer beider Gemeinden, bis er im Jahre 2006 in den Ruhestand ging



Das neue evangelische Gemeindezentrum am Bleibergweg

1995 ging Pastor Mezen in den Ruhestand.

Pfarrverweser wurde Pater Christian Aarts. Dieser führte nach und nach die Pfarren St. Johannes und St. Anna zusammen. Pater Aarts hatte mittlerweile gut 6.000 Gläubige zu betreuen. Das ging natürlich nicht ohne grundlegende Änderungen und eine gute Zusammenarbeit beider Pfarreien. Neben dem vermehrten Engagement von Laien fand er Hilfe zuerst im Diakon Stefan Sondermann und ab 1996 in Diakon Thomas Wenz und der Gemeindefereferentin Renate Börgers.

Im Frühjahr 1997 wurde Pater Aarts neben seinen Pflichten in St. Johannes auch zum Pfarrer von St. Anna ernannt.

Haus Anna verfiel zusehends. Im Winter 1996/97 ließ sich die Heizung nicht mehr in Gang setzen. Auch sonst war alles in einem sehr schlechten Zustand. Das Geld für eine Generalsanierung war nicht vorhanden. Außerdem war das Haus zu groß geworden. Geplant wurden ein Verkauf und ein kleinerer Zweckbau an der Stelle des ehemaligen Klosters. Noch Anfang 2001 glaubte man, dieser Neubau sei als Ergänzung zum Pfarrzentrum von St. Johannes dringend notwendig. Das Gebäude sollte neben der Pfarrbücherei und einer Hausmeisterwohnung auch einen Wohnsitz für einen Priester im Ruhestand sowie Veranstaltung- und Gruppenräume

aufnehmen. Diese Pläne konnten später wegen fehlender Zustimmung des Erzbistums und knapper Geldmittel nicht mehr verwirklicht werden.

Neu gebaut wurde 2003 aber der Kindergarten. Die Einweihung erfolgte am 9. November. Wegen fehlenden katholischen Nachwuchses und Sparmaßnahmen des Erzbistums ging er in die Trägerschaft der Kommune über.

Am 1. Januar 2001 verschmolzen St. Anna und St. Johannes zu einer Pfarre, im Volksmund St. Johanna genannt. Doch darüber später mehr.

Und noch etwas zu St. Anna: Im August 2004 erhielt sie eine Kirchturmuhre. 126 Jahre musste sie alt werden, um endlich vollständig zu sein. Anlass war der 70. Geburtstag von Pater Aarts. Ein schönes Geschenk an unseren Pfarrer von unserem Pfarrer aus Lintorf.

Bei St. Anna sind wir in der Jetztzeit angekommen. Doch wir müssen noch einmal zurück zur evangelischen Kirchengemeinde und zur Entwicklung von St. Johannes.

Die evangelische Kirchengemeinde erwarb Anfang der 70er-Jahre die Viehweide des Bauern und Müllentorsgers Rosendahl am Bleibergweg. Hier plante sie ein neues Pfarrzentrum und einen Kindergarten. Der Kindergarten konnte 1976 bezogen werden. Im Dezember 1978 folgte das neue Gemeindezentrum. Das alte an



Das Ehepaar Gruska

der Kruppenweger Straße wurde vermietet, es war zu klein geworden.

1982 ging Pfarrer Bever nach neunundzwanzigjähriger Tätigkeit in Lintorf in den wohlverdienten Ruhestand. Er hatte seine Gemeinde durch eine schwierige Zeit geführt und seinem Nachfolger Pfarrer Gerhard Gruska nicht nur ein großes Erbe hinterlassen. Auch die Anforderungen an diesen waren gestiegen. In Frank Wächtershäuser, damals noch Referendar, bekam er 1984 eine Hilfe.

In den Jahren 1986/87 wurde die Kirche am Konrad-Adenauer-Platz umfassend renoviert. Die Gottesdienste fanden in dieser Zeit am Bleibergweg statt. Zehn Jahre später, im September 1997, gab

Pfarrer Gruska sein Amt an Michael Diezun ab.

Der Bläserchor hatte sich zu einer starken Gruppe entwickelt und wurde von 1957 bis 2007 von Hermann Wagner geleitet.

Die Kantorei hatte nach großen Erfolgen unter Heinrich Arndt 1993 in Svantje Plat-Schroer eine neue Leiterin gefunden. 1998 wurde sie nach einer mehrmonatigen Überbrückung durch Jürgen Schmeer abgelöst von Konstanze Rudloff. Sie führte den Chor vier Jahre äußerst erfolgreich. 2002 setzte Frau Rudloff ihr Gesangsstudium fort. Ihre Nachfolgerin wurde Tanja Heesen. Nach einer Erkrankung Frau Heesens leitete Mareen Osterloh den Chor kommissarisch. Zurzeit ist die Stelle eines

Kantors und Chorleiters neu ausgeschrieben.

2005 erhielt der ehrwürdige Friedrichskothlen einen wohl gelungenen Erweiterungsbau, die „Kinderarche“. Es gelang hier eine wohltuende Verbindung von Alt und Neu.

Im Jahre 2005 wurde in der Kirche eine neue Wagner-Orgel eingebaut. Große Teile der alten Bürkle-Orgel wurden in ihr wieder verwendet. Die alte Orgel hatte sich einfach als zu groß und zu schwer erwiesen.

Die evangelische Kirchengemeinde Lintorf besteht heute aus rund 4.670 Mitgliedern. Betreut werden



Die Pfarrer Frank Wächtershäuser (links) und Michael Diezun



Das Innere der evangelischen Kirche heute

sie von den beiden Pfarren Michael Diezun und Frank Wächtershäuser. Mit Pfarrer Wilfried Diesterheft-Brehme in Angermund führen sie den Pfarrverband Lintorf-Angermund. Ihnen zur Seite steht das Presbyterium.

Nachdem wir bei St. Anna und der evangelischen Kirchengemeinde in der Jetztzeit angekommen sind, wollen wir uns noch einmal St. Johannes zuwenden.

Am 1. Februar 1971 trat St. Johannes aus dem Schatten von St. Anna. Die Pfarre wurde selbstständig. Als ihr erster verantwortlicher Pfarrer wurde Pater van Gestel am 8. Mai in sein Amt berufen. Der erste Kirchenvorstand der



Pater Nico van Rijn

neuen selbstständigen Pfarre wurde am 18. März 1971 gewählt. Im August 1972 feierte Jakobus van Gestel sein 40-jähriges Ordensjubiläum. Er war mittlerweile 65 Jahre alt geworden. Das nahm er zum Anlass, um seine Entpflichtung von seinem Amt als Pfarrer zu bitten. Für ihn wurde Pater Nico van Rijn als Nachfolger berufen. Pater van Gestel blieb aber als Subdiar der Gemeinde erhalten. Im Juli 1974 kam als Verstärkung Bruder Hubertus Ehrkamp als Hausmeister und Küster nach Lintorf. Und als Weihnachtsgeschenk gab es am Heiligabend die Genehmigung der Erzdiözese Köln zum Bau des Pfarrzentrums. Gut ein Jahr später konnte es im Februar 1976 eingeweiht werden. Was gut zehn Jahre vorher begann, war jetzt vollendet.

Wurde die junge Gemeinde in den Anfängen etwas zögerlich angenommen, erfreute sie sich jetzt, dank des großen Einsatzes ihrer Seelsorger, wachsenden Zuspruchs. Das Vereinsleben und die Jugendarbeit entwickelten sich gut. Es entstand eine lebendige Gemeinschaft. Im September 1979 erfolgte das, was die Gemeinde eigentlich schon immer so gehandhabt hatte: Aus St. Joannis Maria Vianney wurde St. Johannes, Pfarrer von Ars, oder einfach St. Johannes. Und damit jeder sehen konnte, was die Stunde geschlagen hat, bekam der Turm im Juni 1980 eine Uhr. Die Ziffern sind aus den Worten „ZEIT IST GNADE“ gebildet.

1982 konnte Pater van Gestel sein 50-jähriges Priesterjubiläum feiern. Er war mittlerweile 75 Jahre alt. Und da Pater van Rijn nicht nur in der Pfarre, sondern auch im Kreuzherrenorden sehr stark engagiert war, übernahm Pater Julius Dürlich das Amt des Pfarrers. Im Januar 1985 verließ Pater van Rijn Lintorf endgültig. 2001 erkrankte er. Am 14. September 2004 starb er in Bonn.

Im Februar 1985 übernahm Pater Christian Aarts des Amt des Pfarrers. Pater Martien Jillesen wurde Subdiar und gleichzeitig Hausherr der Klostersgemeinschaft. 1992 verließ er Lintorf und zog in den Westerwald, stand aber weiterhin für Gesprächskreise hier zur Verfügung.

Im Mai 1987 starb der erste Pfarrer der Gemeinde, Pater Jakobus van Gestel.

Die Kirche selbst erfuhr auch einige Umbauten: 1988 wurde die Orgel von Grund auf renoviert und nebst Spieltisch umgestellt. Der Haupteingangsbereich erhielt einen Windfang.

Der Altarraum wurde 1994 umgestaltet. Auch eine Statue des Pfarrpatrons konnte 1991 angeschafft werden.

Von St. Anna hatte ich bis zum Zusammenschluss mit St. Johannes erzählt.

Nachtragen möchte ich eigentlich noch die Kapläne der Nachkriegszeit, da sie noch vielen der älteren Lintorfer gut in Erinnerung sind.

Beginnen wir mit Fritz Bechtlov. Er war an St. Anna von 1946 bis 1950.

Abgelöst hatte ihn Paul Kersebaum. Er blieb bis 1952.

Ihm folgte Werner Koch. Für Kaplan Koch war Lintorf die erste Stelle nach seiner Weihe. Er blieb bis 1958, wurde später Pfarrer in Grafenberg, aber nicht, weil ihm die Lintorfer so zugesetzt hatten. Zuletzt war er Subdiar an der Basilika in Kaiserswerth und erfreute sich auch dort großer Beliebtheit. Seine Lintorfer Schäfchen hatte er noch nicht vergessen. Vor einiger Zeit wurde er zum Monsignore ernannt.

Auf Werner Koch folgte Ulrich Lange. Er wurde 1960 abgelöst von Hubert Köllen. Der blieb bis 1964. Später wurde er Pfarrer in Bergheim und dann in Pulheim. Heute ist er Seelsorger in einem großen Seniorenheim.

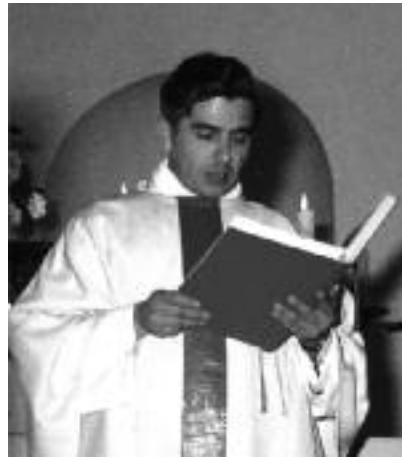
Auf Kaplan Köllen folgte Antonio Obeid. Er blieb bis 1967 und ging dann wieder in den Libanon zurück. Ihm folgten noch für kurze Zeit ein Vietnameser mit Namen Joseph Le Trung Thanh und dann auch schon Rektor Franz Mezen.

Heute haben St. Anna und St. Johannes alles gemeinsam bis auf die Kirche und den Kirchenchor. Für Anna ist das seit 1903 die Cäcilia. Geleitet wurde er seit dem Jahr 2000 von Christian Zatrype. In St. Johannes singt der Johanneschor. Chorleiterin ist seit 1989 Birgit Krusenbaum.

Das war das Trennende. Jetzt kommt das Gemeinsame:



Das Innere der Pfarrkirche St. Johannes



Die Nachkriegskapläne der Pfarre St. Anna.

Obere Reihe von links nach rechts: Kaplan Fritz Bechtlov, Kaplan Paul Kersebaum, Kaplan Werner Koch und Kaplan Ulrich Lange.
Untere Reihe von links nach rechts: Kaplan Hubert Köllen, Kaplan Antonio Obeid, Kaplan Joseph Le Trung Thanh

Da war zuerst Pater Aarts, der mittlerweile seinen Ruhestand in Haan-Gruiten genießt. Nachfolger wurde für ein Jahr bis zum Herbst 2007 als Pfarrvikar Dr. Reiner Nieswandt. Dann sind da die Diakone Thomas Wentz und Harald Siebelist sowie die Gemeindefereferentin Ulrike Platzhoff. Sie löste Anfang 2005 ihre Vorgängerin Renate Börgers ab. Leiter des Seelsorgeteams ist Pfarrer Benedikt Zervosen. Er betreut Hösel und Breitscheid. Sie werden unterstützt vom Kirchenvorstand und dem Pfarrgemeinderat. Kirchenmusikerin ist Birgit Krusenbaum. Neben dem Kirchenchor von St. Johannes führt sie noch den Vorchor, das sind die Kleinsten, den Hauptchor und den Mädchenchor.

Im Johannes-Chor sind zur Zeit 36 Sängerinnen und Sänger aktiv. In den Nachwuchschören engagieren sich 60 Jugendliche. Dazu kommen noch etwa 90 Messdiener.

Blicken wir noch einmal 100 Jahre zurück auf die Zeit um 1900. Lintorf hatte rund 2.100 Einwohner. Die Bewohner waren überwiegend Kötter und Handwerker. Viele verdienten sich ein Zubrot in den ersten Industriebetrieben und der Zechen. Es gab drei Autoritäten im Dorf, etwa in dieser Reihenfolge: Gott mit Pfarrer und Lehrer, Kaiser und Bürgermeister. Sie sehen: Der Glaube und der Kaiser bestimmten das Leben der Menschen.

Typisch für diese Zeit sind die Totenbriefe. Bei den gefallenen Soldaten ist die Rede vom Tod auf dem Feld der Ehre für Kaiser und Vaterland. Starb eine alte unverheiratete Frau, so hatte sie ihre Jungfräulichkeit Gott dem Herrn bewahrt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg stieg die Einwohnerzahl Lintorfs steil an. Der Ort hat eine gute Infrastruktur, sehr gute Verkehrsverbindungen, ein reges Vereinsleben und Zusammengehörigkeitsgefühl. Es leben hier viele Menschen, die in

den umliegenden Großstädten arbeiten. Die Einstellung zu Gott und der Obrigkeit hat sich gewandelt. Die Menschen sind selbstbewusster, gebildeter und kritischer geworden. Gott bestimmt nicht mehr den Tagesablauf. Es wird zwar um 12 Uhr noch immer zum Engel des Herrn geläutet, aber wer kennt denn noch die Bedeutung der 3 x 3 Glockenschläge, wer hört sie überhaupt noch?

Von den rund 15.000 Bewohnern Ende 2005 waren 6.055 katholisch und 4.670 evangelisch. Das sind 40,4% und 31,3%, insgesamt also 71,5% Christen. Aber das heißt nicht, dass sie auch regelmäßig die Gottesdienste besuchen. Zu den hohen Festtagen aber sind die Kirchen überfüllt. Der Weltjugendtag hat vor kurzem noch gezeigt, wie viele Christen sich engagieren.

Doch manche Gemeindeglieder haben die Kirchen verlassen, nur um die Kirchensteuer zu sparen, was nicht heißt, dass sie nicht mehr an Gott glauben.

Aber auch das gibt es noch: Im August des vorigen Jahres wurde an der Kalkumer Straße eine idyllisch gelegene Wegekapelle unter großer Anteilnahme der Gemeinde eingeweiht. Errichtet werden konnte sie, weil sich viele Handwerker und die Schützenbruderschaft einbrachten. Neben den gut gepflegten Wegkreuzen ein schönes Zeichen christlichen Glaubens.

Im Laufe meines Lebens hat sich in der Kirche viel verändert. Man sprach in meiner Jugend zwar vom „Lieben Gott“, aber es wurde ein Gottesbild vermittelt von einem zürnenden Gott, der alles

sieht und sich furchtbar rächt mit Hölle, Fegefeuer und ewiger Verdammnis.

Sonntäglicher Gottesdienst, und für die Kinder und Jugendlichen die Andacht am Nachmittag, waren Pflicht. Die Teilnahme wurde montags in der Schule überprüft. Mindestens einmal im Monat musste gebeichtet werden. Um Dechant Veiders nicht alle Verfehlungen erzählen zu müssen, wichen viele Gläubige nach auswärts aus. Die nächsten Möglichkeiten waren Angermund und Ratingen. Sehr beliebt war auch das Franziskaner-Kloster in Düsseldorf an der Oststraße.

Aber Gott ließ auch mit sich handeln. Unter bestimmten Bedingungen gab es tageweisen oder gar vollkommenen Ablass.

Bei mancher Predigt von Pater Aarts oder in den Morgenandachten im Radio denke ich: Gut, dass das nicht Dechant Veiders gehört hat.

Welcher Geist damals herrschte, konnte man an der Marienfigur in der St. Anna-Kirche sehen. Dechant Veiders hatte dem nackten Jesuskind eine Windel verpasst.

Viele Messebesucher, besonders die Männer, standen ihre Zeit unter dem Turm ab. Bei der Kommunion leerte sich der hintere Teil der Kirche. Ein großer Teil des Gottesdienstes fand in Latein statt. Fast keiner verstand die Texte, aber auswendig konnte sie jeder. Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil änderte sich hier vieles.

In meiner Jugend gab es eine strenge Trennung zwischen katholisch und evangelisch, obwohl Pfarrer Bever und Dechant Veiders ein gutes Verhältnis zueinander hatten.

Nach einer längeren Periode sich leerender Kirchen sind die Gottesdienste heute wieder gut besucht. Die vier Messen am Wochenende bei der katholischen und zwei Gottesdienste bei der evangelischen Gemeinde werden sehr gut angenommen.

Sinkende Einnahmen zwingen die Pfarren zu drastischem Sparen. Deshalb schlossen sich die beiden katholischen Pfarren St. Anna und St. Johannes zusammen. Zurzeit erfolgt die Bildung des Seelsorgebereichs Angerland mit Lintorf, Breitscheid und Hösel. Er wird betreut von zwei Pfarrern, zwei Diakonen, einer Gemeindefereferentin und einer Vollzeit-Kirchenmusikerin. Dazu kommt noch eine Kraft für 15 Stunden.

Was früher unmöglich war, gibt es heute regelmäßig: Gemeinsame ökumenische Veranstaltungen. Ein Umdenken hat stattgefunden. Was die Lintorfer 1662 im Lintorfer Religionsfrieden angestrebt hatten, ist heute Wirklichkeit geworden.



Die neue Wegekapelle an der Kalkumer Straße

Jürgen Steingen

GRUNDIG

TELEFUNKEN

ONKYO

PANASONIC

PIONEER

SABA

A
K
G

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!

SP:Baltzer

Audio, Video, Satellit, TV
Telekommunikation...persönlich.

40885 Ratingen
jetzt Speestraße 32
Telefon Verkauf: 021 02 / 352 87
Fax 021 02 / 339 33



Lintorfs Adresse für
glückliche Fernseher

M
E
T
Z

S
H
A
R
P

S
O
N
Y

T
D
K

L
O
E
W
E

ServicePartner

TECHNICS

AKAI

JVC

ELAC

CANTON

TECHNISAT



Studiosus



REISEBÜRO COOPERATION

**REISEBÜRO
WENN MANN**

der ideale Partner,
wenn es um Ihre Reisen geht!

Speestraße 58 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (021 02) 310 58 · Telefax (021 02) 329 33



50 Jahre Bläserchor der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund

Am 15. Oktober 2007 bestand der Bläserchor der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund 50 Jahre. Dieses Ereignis wurde natürlich festlich begangen. Zu Gast waren neben vielen ortsansässigen Persönlichkeiten auch der Partner-Posaunenchor aus Dresden und das Zeppenheimer Bläserkorps. Ein Bläser dieses Chores ist Mitbegründer unseres Chores gewesen, es ist der Waldpädagoge Franz Schnurbusch. Das Zeppenheimer Bläserkorps hat mit seinen musikalischen Vorträgen zum Gelingen unseres Festes beigetragen wie auch schon zu unserem 20-jährigen Bestehen.

Die Verbindung mit dem Dresdner Chor besteht noch viel länger, genau gesagt, seit 1946. Ende 1945 kam ich als Siebzehnjähriger aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Da in meiner Heimat in Gnadenfeld/Oberschlesien bereits die Polen waren, beschloss ich, mich nach Dresden durchzuschlagen, wo ich meine Familie vermutete. Und richtig, ich fand dort meine Mutter und meine sechs kleineren Geschwister wieder. Wir traten einer Kantorei bei, und ich lernte bei dem Kantor Kröhnert das Bla-



Das Gründerquartett des Bläserchores in einer Fotomontage aus dem Jahre 2002. Von links nach rechts: Hermann Wagner, Klaus-Dieter Ladewig, Franz Schnurbusch, Christa Wagner

sen auf der Posaune. Dieser Chor besteht heute noch und daher die Verbindung. Nach zehn Jahren Aufenthalt in Dresden ging ich zunächst (mit meiner Posaune) ein Jahr nach Königsfeld, dann nach Lintorf. Hier wohnten wir – inzwischen war ich verheiratet – fast neben der evangelischen Kirche in

dem Haus von Theo Volmerts Familie. Heute befindet sich dort das Geschäft der Firma Korb Raumausstattung, damals betrieb Clemens Niemann dort Lintorfs erste Apotheke. Ich blies mit der Posaune jeden Sonntagmorgen vor dem Gottesdienst Choräle aus dem Giebelfenster des Hauses. Da-



Hermann Wagner als sechzehnjähriger Panzergrenadier mit seiner Mutter im Jahre 1944



Der Bläserchor im Jubiläumsjahr 2007. Von links: Heinz Ehrhrt, Anke Pleines, Katrin Schwan, Michael Huch, Angelika Löhr, Jonas Diezun, Christa Wagner, Susanne Witte, Debora Ehrhrt, Hermann Wagner, Vera Schlüter, Maja Müller, Karin Ehrhrt

durch wurde man auf mich aufmerksam, und nachdem ich auch im CVJM Mitglied geworden war, den der frühere Schulrat und Kirchmeister Friedrich Wagner leitete, kam ich mit ihm zu dem Entschluss, einen Bläserchor zu gründen. Ich berichtete bereits in der „Quecke“ Nr. 67 vom November 1997 darüber. Der Chor wuchs mit der Zeit von vier Gründungsmitgliedern auf 18 bis 25 Bläser, die jeden Donnerstag fleißig zu den Proben kamen und übten, um dann zu den Gottesdiensten und bei Veranstaltungen zu spielen.

Im Durchschnitt treffen wir uns jetzt jährlich 70 bis 80 Mal zu Übungsabenden, Gottesdiensten, Jubiläen, Bläserfreizeiten, Kirchentagen usw. Mit dem Dresdner Chor stehen wir nach wie vor in Verbindung. Zu Zeiten der Berliner Mauer war das gar nicht so einfach. Wir übernahmen eine Patenschaft für diesen Chor und versuchten mit Tricks, Noten auszutauschen, ja, sogar ein Instrument wurde geschmuggelt. Wir besuchten den Chor auch hin und wieder, und Freundschaften wurden begründet. Groß war die Freude, als sich die Grenze öffnete. Schnell

kamen die Dresdner zu uns nach Lintorf. Nun treffen wir uns alle zwei Jahre, und nicht nur in Dresden oder Lintorf, sondern auch an anderen, neutralen Orten.

Dankbar blicke ich auf 50 Jahre zurück, in denen wir ununterbrochen blasen konnten. Es gab Höhen und Tiefen, aber Gott gab uns immer wieder die Kraft, die Tiefpunkte zu überwinden, und ich wünsche mir, dass der Bläserchor weiterhin zur Ehre Gottes musiziert und noch vielen Menschen Freude bereitet.

Hermann Wagner



Der Bläserchor bei einem Festgottesdienst in der evangelischen Kirche in Lintorf im Jahre 2007

Mit einem Jubiläumswochenende dankte die Evangelische Kirchengemeinde Lintorf-Angermund ihrem Bläserchor und dem Ehepaar **Christa und Hermann Wagner**, die den Chor als Posaunenchor vor 50 Jahren gegründet und ihn die ganze Zeit über ehrenamtlich geleitet und betreut hatten. Beim Festabend am Samstag, dem 20. Oktober 2007, wurde nach einer Reihe von Grußworten ein kurzweiliges Programm geboten, durch das **Pfarrer Michael**

Diezun als Conférencier führte. Beeindruckend waren die musikalischen Einlagen der Zeppenheimer Bläser und der Bläserchöre aus Lintorf und Dresden. Heiterkeit lösten der Vortrag eines Kreisler-Chansons durch die frühere Gemeindegantorin **Konstanze Ruttloff**, bei dem Hermann Wagner als einsamer Triangelspieler im Opernorchester mitwirkte, sowie der mitternächtliche Auftritt des Dresdner Männerballetts mit einer „Schwanensee“-Parodie aus.

Der Festgottesdienst am Sonntag, dem 21. Oktober, den alle Pfarrer der Gemeinde und sogar **Bürgermeister Harald Birkenkamp** als Lektor mitgestalteten, wird allen Anwesenden unvergesslich bleiben. Bewegend war der Abschied von Hermann Wagner als Chorleiter, der im Gottesdienst und beim anschließenden Platzkonzert die vereinigten Bläserchöre Lintorf-Angermund und Dresden zum letzten Mal dirigierte. M.B.



Musikschule Lintorf

Die Dorfmusikschule

Qualifizierter Musikunterricht für Kinder
Jugendliche und Erwachsene in den Fächern:
Klavier, Keyboard, Akkordeon, Gitarre, E-Gitarre, E-Bass
Schlagzeug, Blockflöte, Querflöte, Saxophon, Klarinette
Violine, Pop- und Jazzgesang, Klassischer Gesang, Kinderchor
Musikalische Früherziehung, Musikalische Grundausbildung

Telefon 02102 - 73 27 18
www.musikschule-lintorf.de

Paul Gerhardt

* 12. März 1607
Gräfenhainichen

† 27. Mai 1676
Lübben/Spreewald



Nun ruhen alle Wälder

1

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt und Felder,
Es schläft die ganze Welt;
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

2

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind;
Fahr hin! Ein ander Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

3

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sterne prangen
Am blauen Himmelssaal;
Also werd ich auch stehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammertal.

4

Der Leib eilt nun zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit;
Die zieh ich aus. Dagegen
Wird Christus mir anlegen
Den Rock der Ehr und Herrlichkeit.

5

Das Haupt, die Füß und Hände
Sind froh, daß nun zu Ende
Die Arbeit kommen sei;
Herz, freu dich, du sollst werden
Vom Elend dieser Erden
und von der Sünden Arbeit frei.

6

Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht hin und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt;
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

7

Mein Augen stehn verdrossen,
Im Hui sind sie geschlossen,
Wo bleibt denn Leib und Seel?
Nimm sie zu deinen Gnaden,
Sei gut für allen Schaden,
Du Aug und Wächter Israel.

8

Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Kuchlein ein!
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein.

9

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr.
Gott laß euch selig schlafen,
Stell euch die güldnen Waffen
Ums Bett und seiner Engel Schar.

In Prinz' Laden

Dort, wo heute der Bellscheider Weg (früher Steinfeld) in die Eggerscheidter Straße mündet, war auf der Ecke Prinz' Laden. Das Haus steht noch heute dort. Der Laden war nach damaligem Sprachgebrauch ein Kolonialwarengeschäft. Die Inhaberin Frau Minna Prinz stand selber hinter der Ladentheke. Bei größerem Andrang halfen ihre Tochter Lilli oder Frau Zimmermann. Heute würde man den Laden als Tante Emma-Laden bezeichnen. Hinter den beiden Fenstern unten an der linken Seite (ein Fenster ist durch einen Strauch verdeckt) befand sich der Laden. Vor dem Laden auf der linken Seite waren ein großer Platz und eine Scheune. Hier betrieb der Bruder Fritz einen Kohlenhandel. Herr Prinz trug einen Schnauzbart nach Kaiserart. Sonntags sah ich ihn häufig mit einer Schnurrbartbinde auf dem Hof. Kohlen konnte man im Laden bestellen und bezahlen. Herr Prinz hatte zwei Pferde und lieferte die Kohlen auch ins Haus. Die Nachbarn holten sich die Kohlen mit dem Bollerwagen oder der Schubkarre, im Winter nahm man dazu den Schlitten. Heute stehen dort, wo sich früher der Platz befand, Häuser. In den Laden gelangte man über eine am linken Giebel angebrachte Treppe.



In diesem Haus befand sich Prinz' Laden

Für uns Kinder war der Laden ein Stück Paradies, Erlebnispark und Informationsquelle.

Paradies, weil hier die für uns schönsten Dinge angeboten wurden. In großen Gläsern sah man bunte Bonbons (wir sagten dazu Klümpkes) und Zuckerstangen, in den Regalen lagen Schokoladenriegel und Schokoladentafeln. Es gab Lakritzstangen und Plätzchen. Also alles, was ein Kinderherz begehrte. Leider waren diese

schönen Dinge für meine Freunde und mich nur zum Betrachten da, uns fehlte zum Erwerb das Geld. Frau Prinz wusste das. Bei unseren Einkäufen für die Eltern schenkte sie uns oft ein Bonbon. Besonders begehrt waren die roten Himbeerbonbons. Im Laden wurde alles angeboten, was im Haushalt benötigt wurde. Außer Zucker, Mehl, Salz gab es auch Rübenkraut. Dazu brachte man eine Schüssel oder Dose mit. Das Rübenkraut wurde aus einem Eimer in den Behälter gefüllt und gewogen. Ebenso ging es mit schwarzer Seife, Quark (Kletschkäs) und vielen anderen Dingen. Der überwiegende Teil der Waren wurde lose in Tüten oder mitgebrachte Behälter abgefüllt. An der rechten Seite des Ladens standen drei Pumpen. In diesen befanden sich Öl, Essig und Petroleum. Auch diese Flüssigkeiten füllte man in mitgebrachte Flaschen. Ein Erlebnis für uns war im Winter, wenn es ordentlich kalt war, die Verfärbung des Öls in der Pumpe. Das Öl sah dann wie Milch aus. Verpackte Waren gab es damals wenig. Ich erinnere mich da an Waschpulver (Persil), Schuhwische, Ölsardinen, Kaffee, Kornkaffee (Muckefuck) und Zwieback. Man konnte Salzheringe aus dem Fass kaufen. Frau Prinz verkaufte auch



In diesem Haus war die Bäckerei Prinz

Besen, Schrubber, Handfeger, Aufnehmer und Seife. Bei Seife bevorzugte man Kernseife. Die Liste der Waren könnte noch erweitert werden, Frau Prinz hatte fast alles. Man konnte bei ihr auch Brote und Brötchen kaufen und Kuchen bestellen. Diese Waren lieferte ihr Bruder Wilhelm, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Bäckerei betrieb. Hatte man das benötigte Brot nicht im Laden, bezahlte man dort und erhielt dafür einen Zettel. Dafür bekam man in der Bäckerei sein Brot. Brot und Brötchen von Prinz hatten einen guten Ruf. Besonders gelobt wurde zur Weihnachtszeit der Spekulatius. Die Bäckerei hatte auch einen Bäckerwagen. Dieser wurde von einem Pferd gezogen. Man belieferte damit vor allem die vom Dorf entfernt wohnenden Kunden. Der Wagen wurde von einer Frau Schinneburg kutschiert. Für uns Kinder war es immer ein besonde-

res Erlebnis, wenn von Bauer Stinshoff auf Bruchhaus die bestellten Waren abgeholt wurden. Es kam dann ein älterer Mann, Klemens Pohl, mit der Kutsche und holte die gepackten Einkaufskörbe ab. Frau Prinz schenkte ihm eine Zigarre. Herr Pohl ließ sich vor Verlassen des Ladens Feuer geben. Wir gingen dann alle mit nach draußen. Herr Pohl kaute eigentlich Kautabak. Vor dem Laden löschte er die Zigarre und schob sie ganz in den Mund. Für uns war das immer eine kleine Sensation, obwohl es keine war. Wir wussten den Abholtag und die Zeit. Fast jede Woche fanden wir uns ein, um die Umfunktionierung einer Zigarre in einen Priem zu erleben. Ein harmloses kindliches Vergnügen. Der Laden war auch ein Kommunikationszentrum. Es kamen viele Frauen zum Einkaufen dorthin. Dabei wurde dann das Neueste aus dem Ort, vor allem Tratsch, mitge-

teilt. Aber auch die neuesten Nachrichten aus der Welt konnte man hier erfahren. Nicht jeder bekam eine Zeitung, und Radios waren noch kaum vorhanden. Einige hatten einen Detektorapparat mit Kopfhörer, richtige Radios besaßen nur wenige. An Fernsehen dachte in dieser Zeit noch keiner. Erst 1936 zur Olympiade wurde in Berlin das erste Mal Fernsehen versuchsweise gesendet. Die Hörseler Ereignisse wurde man im Laden aber zuverlässig gewahrt. Hier hörte man über Geburten, Tod und Hochzeiten alles. Auch welches Mädchen heiraten musste, wurde hier empört durchgehechelt. Dass man vor vielen Jahren selber dazu gehörte, hatte man vergessen. Der Laden war, wie viele derartige Läden in der damaligen Zeit, eine Welt für sich. Manchmal bedauere ich, dass es so etwas nicht mehr gibt.

Edi Tinschus



Exklusiv in dieser Anlage

Wir bieten Ihrem Auto in unserer neuen Waschanlage die sanfteste Wäsche, die es je gab!

Mit Softecs von



Unsere Leistungen auf einen Blick!

- 24 Stunden-Tank- und Shopdienst
- Kfz-Reparaturen
- Bremsendienst
- Inspektionen und Diagnosen
- TÜV-Vorbereitung und TÜV-Abnahme im Haus
- Reparaturen auch samstags nach Terminabsprache
- Lackaufarbeitung und Polierarbeiten

**Wissenschaftlich bewiesen
und vom ADAC empfohlen
Garantiert keine Abriebspuren**

**Bei jeder Wäsche enthalten:
Eine 70 bar Shampoo-
Hochdruck-Vorwäsche**

**Auf Wunsch! Exklusiv:
Ein Sonax-Plus-Polierprogramm
(wie von Hand gewachst)**

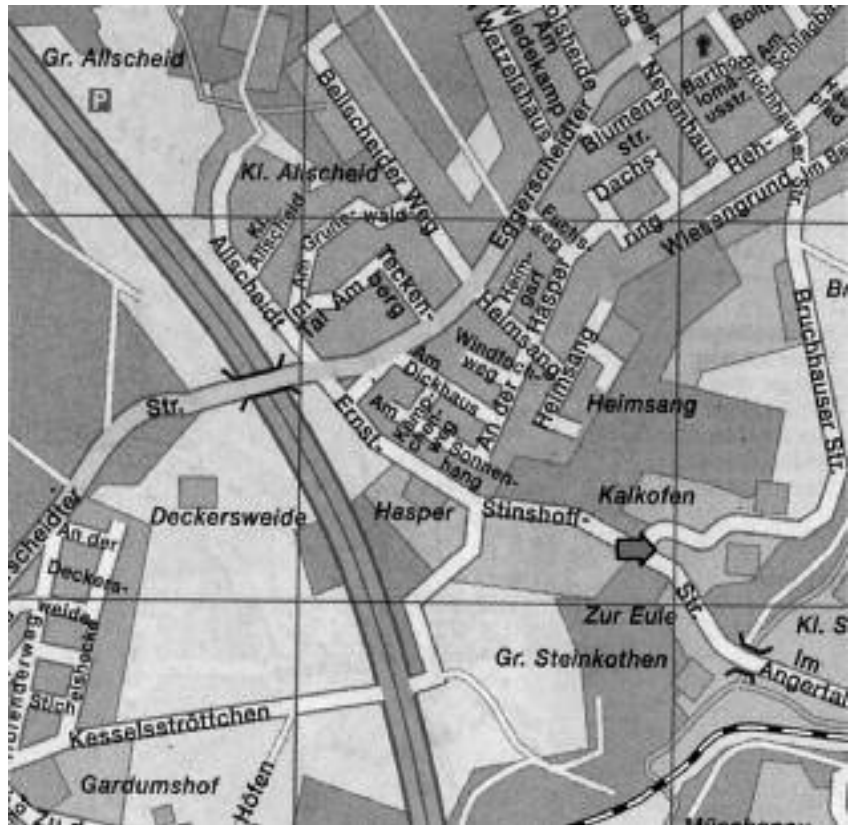
Huggins + Kroh GmbH

40885 Ratingen-Breitscheid · Am Krummenweg 2 (im Kreisverkehr)

Telefon 0 21 02 / 1 72 95 · Fax 18 53 57

Die Schmiede im Angertal

Folgt man in Hösel, nahe der Autobahnbrücke, der in die Eggerscheidter Straße einmündenden Ernst-Stinshoff-Straße in Richtung Angertal, so findet man auf der rechten Seite der Einmündung der Bruchhauser Straße eine ehemalige Schmiede. Hier übte zu meiner Kinder- und Jugendzeit der Schmiedemeister Hugo Wilke sein Handwerk aus. Nach dem Krieg kam sein Schwiegerson Alwin Stammner dazu, auch dieser war Schmiedemeister. Bis weit in die 50er-Jahre war die Ernst-Stinshoff-Straße ab dem Hof Hasper in einem miserablen Zustand. Etwa ab da, wo heute der Tennisplatz ist, begann ein zerfahrener und tief ausgewaschener Hohlweg. Das Restaurant „Zur Eule“ hatte eine bessere Zufahrt über Eggerscheidt und besaß bis zur Verbreiterung der Autobahn einen eigenen Parkplatz an der Autobahn. Man konnte hier auch von der Autobahn abfahren. Der weitere Weg in das Angertal war ab der „Eule“ in einem besseren Zustand. Die Bruchhauser Straße war ebenfalls gut befestigt. Man erreichte über diese Straße, vorbei an Bruchhaus, dem Hof der Familie Stinshoff und der katholischen Kirche, in der Ortsmitte von Hösel die Eggerscheidter Straße.



Der Pfeil zeigt den Standpunkt der Schmiede

Die Schmiede zog mich immer wieder an. Hier gab es viel Interessantes zu sehen. Gegenüber dem Eingang brannte das Schmiedefeuer. Es wurde von einem Blase-

balg, später von einem elektrisch betriebenen Gebläse, auf Hochtemperatur gebracht. In der Mitte der Schmiede stand der Amboss, der Arbeitsplatz des Schmiedes. An den Wänden hingen die unterschiedlichsten Hämmer und Zangen. Oft hatte man diese Werkzeuge für bestimmte Arbeiten selber hergestellt.

Mich faszinierte es immer wieder, wenn Hugo Wilke oder einer seiner Gesellen mit geschickten Hammerschlägen aus einem Stück glühenden Eisens Werkzeuge oder Hufeisen herstellte. (Später in meiner Lehre als Elektromechaniker bei der CALOR-EMAG in Ratingen musste ich einige Wochen auch in der Werksschmiede arbeiten.)

Das größte Erlebnis war für mich, wenn ein Pferd beschlagen wurde. Hier durfte ich dann manchmal helfen. Ich musste ein Bein des Pferdes halten. Damals gab es kaum Traktoren, auf jedem Bauernhof waren Pferde für die Feld-



In diesem Haus war früher die Schmiede



Lotte, das letzte Pferd meines Großvaters. Links Edi Tinschus

arbeit im Einsatz. Man bevorzugte Kaltblüter, große kräftige Tiere mit langen Mähnen und Schwänzen. Die Pferde wurden regelmäßig beschlagen. Sie kannten die Prozedur und verhielten sich meist ganz ruhig. Der Schmied entfernte zu-

nächst die alten verschlissenen Hufeisen. Dann wurden die Hufe gereinigt und geraspelt. Das neue Eisen wurde aus einem vorgefertigten Hufeisen auf die entsprechende Größe gebracht. Die Rohhufeisen wurden in ruhigeren Zei-

ten meist vorgeschmiedet. Das glühende Hufeisen drückte der Schmied auf den Huf des Pferdes, so passte es sich genau an. Hierbei entstand ein beizender Qualm. War das Hufeisen angepasst, wurde es mit besonderen Nägeln an den Huf genagelt. Den Pferden entstanden dabei keine Schmerzen, für sie war der Vorgang ähnlich wie für uns das Haarschneiden. Nach dem Beschlag wurden die Hufe noch mit einem besonderen Fett eingepinselt. Im Winter, bei Glätte, trugen die Pferde Hufeisen mit besonderen Stollen. Die Vorläufer unserer heutigen Winterreifen. In der Schmiede wurden auch Beschläge für die Schreiner und Zimmerleute hergestellt, ebenso viele Werkzeuge für die Landwirtschaft. Die Stellmacher ließen hier die Wagenräder mit eisernen Reifen versehen und auch die übrigen Eisenteile machen. Es gab immer etwas Interessantes in der Schmiede zu sehen.

Die Schmiede ist für mich ein Teil meiner Kindheit und Jugendzeit auf dem Allscheid in Hösel.

Edi Tinschus



Volkstanz in Linnep

Der Volkstanz wurde in den 1950er- und 1960er-Jahren gerne getanzt. In Ratingen traf sich damals regelmäßig eine tanzlustige Jugendgruppe von Jungen und Mädchen unter der musikalischen Leitung von **Ferdi Treimer**, damals Lehrer an der Katholischen Schule I an der Minoritenstraße, und **Solvejg Schneider**, der späteren Leiterin der Eduard-Dietrich-Schule in Lintorf, in der Turn- und Festhalle an der Graf-Adolf-Straße, die damals im Volksmund „Kulturscheune“ genannt wurde. Um die gleiche Zeit wurde aber auch eine Volkstanzgruppe in Linnep gegründet. Wir Ratinger erfuhren davon von Freunden, die in Breitscheid wohnten. Dieser Volkstanzkreis wurde von der damaligen **Gemeindegewerkschaftswester Adele** und dem damaligen Pastor der evangelischen Kirchengemeinde Linnep, **Kurt Schreiber**, ins Leben gerufen. Getanzt wurde im evangelischen Gemeindesaal in Linnep am Friedhof hinter Schloss Linnep. **Werner Korb** aus Ratingen übernahm damals die musikalische Begleitung.

Nun brauchte diese Volkstanzgruppe doch Unterstützung von volkstanz erfahrenen Tänzern. Und so machten sich jede Woche einmal drei bis vier Jugendliche aus der Volkstanzgruppe Treimer, in diesem Falle nur Jungen, auf den



Der frühere evangelische Gemeindesaal am Linnep Friedhof dient heute als Friedhofskapelle. Das Gebäude wurde in diesem Jahr umfassend restauriert

Weg nach Linnep. Wir waren damals zwischen 15 und 17 Jahre alt. Wie kam man nach Linnep? Busse fuhren zu dieser Zeit noch nicht. Zunächst gingen wir zu Fuß – hin und zurück! Dann bekamen einige von uns ein Fahrrad. Also zwei auf einem Rad und ab. Die alte Mülheimer Straße, wer kennt sie noch? Erst bergab, dann wieder hinauf, und dann den „Langen Berg“ herab. Am Schwarzebruch flogen wir vorbei. Nun ging es durch die Felder am Schloss Linnep vorbei zum evangelischen Gemeindezentrum. Manchmal wurde

aber auch getrampt. Wie schlitzohrig wir damals waren: Einer stellte sich an den Straßenrand, um die Autos anzuhalten, und die anderen standen versteckt hinter den Büschen am Straßenrand. Wenn der anhaltende Autofahrer signalisierte, er wolle den Tramper mitnehmen, sprangen die anderen hinzu. Einmal waren wir zu viert (eins plus drei), und es hielt ein Lloyd an. Ich denke, viele kennen noch diesen Kleinwagen (Leukoplastbomber). Dieser Fahrer nahm es mit Humor. Wir saßen zu fünft im Lloyd und wurden sogar bis zum Gemeindesaal gebracht. Später waren wir dann selbst motorisiert. Erst Vespa oder Heinkel-Roller, und dann Autos.

Wie aber kamen die Tänzerinnen und Tänzer aus Linnep und Breitscheid zum evangelischen Gemeindesaal? Natürlich auch zu Fuß oder mit dem Rad. Aber das Schönste war – Pastor Schreiber fuhr mit dem Auto durch Linnep und holte die Jugendlichen ab und brachte sie auch wieder nach Hause. Nur Wilhelm, der Sohn eines Bauern, kam mit dem Traktor! Zu gemeinsamen gesellschaftlichen Stunden trafen sich die Volkstanzgruppen aus der näheren Umgebung ab und zu in der Ratinger Jugendherberge. Hier wurde dann fleißig getanzt, und neue Tänze wurden einstudiert.



Im Sommer wurde draußen im Garten geübt

Im Sommer wurden die Tänzerinnen und Tänzer von Schwester Adele und Pastor Schreiber immer zu einer Ausflugsfahrt eingeladen. Mal ging es nach Holland, mal ins Bergische Land und in die Eifel. In der Vorweihnachtszeit gab es eine Adventfeier bei Kaffee und Kuchen.

Bevor wir abends nach dem Tanzen auseinandergingen, sangen wir zum Abschluss eines jeden Tanzabends gemeinsam ein Lied. Mir klingt es heute noch in den Ohren: „Abend ward, bald kommt die Nacht ...“ Im Anschluss an den Tanzabend gingen wir dann noch ein Bierchen trinken und Skat spielen. Der Pastor ging auch mit, denn er spielte gut und gerne Skat. Unser Ziel war die Wirtschaft „Zur Grenze“ auf der Krummenweger Straße. Hier waren wir aber nicht die einzigen Gäste. Auch der sogenannte „Sheriff von Lintorf“ stand an der Theke. Er unterhielt sich und lachte mit uns, bis er, kurz bevor wir nach Hause fahren, weg war. Benja, der absolut keinen Alkohol trank, fuhr auch immer etwas früher als der Rest der Truppe. Auch an diesem Abend. Und dann klingelte in der Gaststätte das Telefon. Benja teilte uns mit, dass der „Sheriff“ am Schwarzebruch die Autofahrer kontrollierte! Wir fuhren also nicht über die Mülheimer Straße, sondern über Lintorf nach Ratingen zurück.

Aus der Tanzgruppe Linnep gingen auch einige enge Verbindungen (Ehen) hervor, die bis zum



Bei einer Ausflugsfahrt ins Bergische Land. Ganz rechts Werner Korb, der für die musikalische Begleitung zuständig war



Weihnachtsfeier im evangelischen Gemeindesaal am Linnep Friedhof. In der Mitte Pastor Kurt Schreiber mit seiner Frau, rechts Gemeindegeschwester Adele



Treffen der Ehemaligen in der Gaststätte „Lindenhof“ in Lintorf

heutigen Tag alle noch bestehen. Auf Anregung von Tänzer Wilhelm, man solle sich doch nach so vielen Jahren noch einmal treffen, organisiert Christa, die Tochter von Pastor Schreiber, alle zwei bis drei Jahre ein Treffen der Volkstanzgruppe. Dann kommen die Ehemaligen aus ganz Deutschland nach Lintorf. Auch unsere Tänzerin Inge Buchwald aus dem Schwarzwald. Sie ist in ihrem Ort als „Waldhexe“ bekannt. Sie sammelt fleißig Waldbeeren (etwa 12 Zentner pro Jahr) und macht daraus Waldbeermarmelade und Waldbeerwein. Zu unseren Treffen bringt sie dann für jeden ein Glas selbstgemachte Marmelade mit.

Bruno Schleuter

Der Zweite Weltkrieg im Spiegel einer Ratinger Schulchronik

(1. Teil)

Schulchroniken haben es in sich, vor allem, wenn sie sich mit der Zeit zwischen 1933 und 1945 beschäftigen. Viele sind seit der Nachkriegszeit überhaupt verschwunden, einige tauchten wieder auf und andere zeigten sich sogar in einem ganz neuen und korrigierten Zustand. Geradezu ein Glücksfall ist deshalb die Schulchronik der Minoritenschule, die einen interessanten Einblick in die Kriegszeit von Frühjahr 1942 bis Ende 1945 bringt. Sie zu entdecken, dazu gehörte tatsächlich ein gutes Stück Glück, indem das erhaltene Exemplar nicht etwa in den Schränken der Minoritenschule, sondern im Archiv der Gemeinschafts-Grundschule Homberg den Krieg und auch noch die Nachkriegszeit überlebte. Der Name des Chronisten taucht in der auf DIN A4-Seiten handschriftlich gefertigten Chronik nicht auf. Er schreibt in weiten Teilen eine stramme NSDAP-Chronik nieder, die politische Parolen und Kriegseignisse im Sinne der Partei festhält, die aber auch einen ungewöhnlich deutlichen Einblick darin gibt, wie die Menschen in Ratingen den Zweiten Weltkrieg sahen



Da die Schule ständig wuchs und die Stadtverwaltung alle schulisch genutzten Räume im alten Minoritenkloster beanspruchte, wurde 1892 ein weiteres vierklassiges Gebäude auf dem Schulhof errichtet.

Dieses Gebäude beherbergte ab 1956 Ratingens erste Realschule

und erlebten. Und zwar über die Jahre hinweg, bis ihm die misslungene Ardennen-Offensive Ende 1944 die Augen geöffnet zu haben scheint und er Zweifel über Zweifel an dem System niederschrieb. Dass es sich dabei um spätere Nachträge und Korrekturen handeln könnte, dafür geben Schrift und Papier keine Anhaltspunkte.

im Weltgeschehen seien. Die Chronik könne damit zu einem geschichtlichen Quellenwerk für spätere Geschlechter werden, soweit sie sich in der Zukunft Kenntnisse und Erkenntnisse verschaffen wollten über kämpfende und ringende Menschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.



Die obere Minoritenstraße, wie sie noch bis in die 1960er-Jahre aussah.

Links: Die Schulhofmauer und das 1868 errichtete vierklassige Gebäude der alten Minoritenschule (bis 1951)

Knapp drei Jahre vorher, „Im Frühjahr 1942“ – wie er seine Chronik überschrieb – klang das alles noch ganz anders, schrieb er in einer Art Prolog nieder, die Schulchronik könne nicht nur den Zweck haben, über die Ereignisse im engeren Schulleben zu berichten, sie löse ihre Aufgabe im Rahmen eines größeren Ganzen. Die Schule sei nämlich „Brutstätte des werdenden deutschen Menschen“, der in die deutsche Volksgemeinschaft hineinwachsen solle. Damit seien ihr Aufgabe und Ziel gegeben. Sie forme mit dem Elternhaus und den Jugendverbänden den kommenden deutschen Mann und die spätere deutsche Frau, die Träger des von Gott geschaffenen deutschen Volkstums, deutscher Ehre, deutschen Wohlstands, deutscher Macht und deutschen Ansehens

Er schrieb dann vom Kampf Deutschlands und Italiens gegen eine demokratische Welt, um Englands Weltmacht zu brechen. Der anglo-amerikanischen Welt mit ihren gewaltigen Reichtümern wollten die Achsenmächte eine junge Welt gegenüberstellen, eine „Welt der Habenichtse“, wie Adolf Hitler sie bezeichnete. Nicht aufgehäuftes Gold, sondern Arbeitsleistungen sollten Maßstab der Währung und des wahren Wertes der Nationen sein. Der Chronist schreibt von beispiellosen Waffenerfolgen der Achsenmächte, die mittlerweile Gebiete von der mehrfachen Ausdehnung Deutschlands besetzt hielten. Indem deren Bewohner in den wehrwirtschaftlichen Betrieben eingesetzt seien, wären deutsche Menschen für den Waffendienst frei geworden. Landwirtschaft und Fabriken seien

durchsetzt von allen europäischen Nationen: „Ukrainer, Polen, Tschechen, Slowaken, Slowenen, Kroaten, Serben, Ungarn, Italiener, Belgier, Holländer und Franzosen haben sich durch ihre Mitarbeit und durch das Aufstellen ihrer Divisionen in unserer Front Gastrecht bei uns erworben“.

Rückblickend auf den Winter 1941/42 schreibt der Chronist, die Soldaten in Russland hätten mit bis zu 50 Grad Kälte den härtesten Winter seit 140 Jahren im Osten Europas überstehen müssen. Obwohl die Front an einzelnen Stellen nach rückwärts verlegt werden musste, sei den Russen trotz heftigster Angriffe kein entscheidender Durchbruch gelungen. Und daran schließt sich ohne weiteren Kommentar die Meldung an, dass mit Wirkung vom 6. April 1942 die Lebensmittelrationen in Deutschland „etwas“ gekürzt worden seien, nämlich die wöchentlichen Rationen an Brot von 2.250 g auf 2.000 g, Fett von 269 g auf 206 g und Fleisch von 400 g auf 300 g. Um bei diesen schon nicht mehr sehr üppigen Rationen bei der Jugend Mangelkrankheiten zu verhindern, wurde an die Kinder Vitamin C-haltiger Cebion-Zucker ausgegeben. Die Verteilung für alle Ratinger Schulen erfolgte nach dem Bericht über die Leitung der Schule an der Minoritenstraße. Von Massenerkrankungen sei Ratingen bis dahin verschont geblieben, nicht einmal stärkere Erkältungen seien in Erscheinung getreten, meint der Chronist, der zu-

gleich ein wenig Skepsis über die Wirkung der Vitamintabletten anklagen lässt. Die Entlassschüler und –schülerinnen 1942 fanden restlos Aufnahme in ihren erwählten Berufen. Wie dazu festgehalten wird, standen „männlicherseits“ die technischen und kaufmännischen Lehrstellen im Vordergrund. Das freie Handwerk erhielt kaum Zuwachs, der Fabrikhandwerker hatte den Vorzug. Die Mädchen leisteten geschlossen zunächst ihr Pflichtjahr ab.

Zum Jahrestag des Beginns des Russlandfeldzugs zitiert der Chronist die vom Oberkommando der Wehrmacht am 21. Juni 1942 für das Jahr bekannt gegebenen Verlustzahlen. Danach waren 271.612 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften gefallen und 65.730 wurden vermisst. Offenbar weckten diese Zahlen den Strategen, der sich breit mit den Forderungen Russlands an seine Verbündeten, eine zweite Front zu errichten, befasst und dann den Reichsminister Dr. Goebbels zitiert, wonach es nur am Rande interessiere, wenn England im Ernst eine große Invasionskampagne starte. Vor allem aber den Amerikanern würden die deutschen Soldaten klarmachen, „dass auch für sie der Eintritt nach Europa verboten ist“. Und darauf wird unter dem 12. August 1942 dann noch eine stolze Bilanz gesetzt, wonach allein im Süd-Abschnitt der Ostfront seit Beginn der Frühjahrsoffensive 1.044.741 Gefangene eingebracht, 6.271 Panzer und 10.131 Geschütze er-

beutet oder vernichtet, 4.960 feindliche Flugzeuge in Luftkämpfen, 664 durch Flakartillerie und 432 am Boden zerstört wurden. Bescheiden wird dazwischen der Hinweis eingefügt, dass „unsere Nachbarstadt Düsseldorf in der Nacht zum 1. August einen schweren Luftangriff englischer und amerikanischer Flugzeuge auf sich nehmen musste, die den Süden der Stadt vornehmlich in Mitleidenschaft zogen“.

Bereits um diese Zeit begann sich der Krieg auch in Ratingen mehr und mehr auf Schule und Lehrer auszuwirken. In den Sommerferien 1942 jedenfalls mussten die Lehrer schon „auf das freie Verfügungsrecht über diese Ferienfreizeit verzichten“. Sie bekamen nur das Anrecht auf drei Wochen Urlaub und standen in der übrigen Zeit „durch die Schulaufsichtsbehörde zur Erledigung wehrwichtiger Aufgaben zur Verfügung“. Der Einsatz umfasste u. a. Parteiarbeit, Luftschutztätigkeit, Bekämpfung der Kartoffelkäfer, Altmaterialsammlung, Teetrocknen und Ordnen der Schulbüchereien und –sammlungen. Büroarbeit wurde von der Stadt in diesen Ferien nicht in Anspruch genommen. Nach den Ferien wurden 56 Knaben und 54 Mädchen neu in die Schule aufgenommen. Die bis dahin übliche ärztliche Untersuchung vor der Einschulung war „infolge der Knappheit an Ärzten“ ausgefallen, nur auf Einzelanträge waren noch Untersuchungen beim Kreis-Gesundheitsamt vorgenommen worden.



Schülerinnen der Minoritenschule während des Krieges bei einer „Spinnstoffsammlung“ auf der Bahnstraße

Auf einer Kreis-Erziehertagung in Mettmann zum Ende der Ferien forderte der Kreisschulungsredner „Pg.“ Dr. Lütgenmeier, „dass vom Erzieher verlangt werden müsse, dass er die Grundlagen des Nationalsozialismus beherrsche, und dass er sich als letzte Konsequenz zur arteigenen nationalsozialistischen Weltanschauung auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis zu bekennen habe, weil es noch Menschen gäbe, die sonntags und werktags eine verschiedene Weltanschauung an den Tag legten“. Das richtete sich ganz offensichtlich gegen den Teil der Lehrerschaft, der während der Woche, um seine Ruhe zu haben, mit den (braunen) Wölfen heulte, aber am Sonntag brav seine Christenpflicht

erfüllte und den Gottesdienst besuchte.

Ausführlich berichtet die Chronik von einem zweiten englischen Großluftangriff, der in der Nacht vom 10. zum 11. September Düsseldorf heimsuchte, nach den Angaben des Oberbürgermeisters 251 Menschen das Leben kostete und auch in Neuss viele Todesopfer forderte. Vor allem im Bahnhofsviertel und in der Düsseldorfer Altstadt wurden große Schäden angerichtet und viele Einwohner waren obdachlos geworden. Dafür lobte der Gauleiter in einem Aufruf die beispiellose Tapferkeit der Düsseldorfer, von denen jeder wusste, worauf es ankomme, und erklärte: „Die harten Terrorstunden der Briten werden unsere Liebe zum Führer nur steigern und unsere Siegeswillen stärken.“ Das hörte sich schon fast genau so an, wie die in der Chronik festgehaltenen Auszüge aus der Rede, die Adolf Hitler am 30. September zur Eröffnung des Winterhilfswerkes im Berliner Sportpalast hielt. So lange die Gegner auch den Krieg führen möchten, so Hitler, sei ausgeschlossen und unmöglich, dass sie Deutschland schlagen könnten; denn „nur das nationalsozialistische Deutschland und die mit ihm verbündeten Staaten werden als junge Nationen, als wirkliche Völker und Volksstaaten aus diesem Krieg mit einem glorreichen Sieg hervorgehen.“

Nur ein paar Tage später, nämlich am 4. Oktober, verkündete der

Reichsmarschall Hermann Göring ebenfalls im Sportpalast in einer Rede zum Erntedankfest, man sei in der glücklichen Lage, dass die gesamte deutsche Wehrmacht, gleichgültig an welchen Fronten sie stehe, aus den eroberten Gebieten allein verpflegt werde, so dass die heimatische Ernte in vollem Umfange dem eigenen Volke zugeführt werden könne und ihr noch Zuschüsse aus den eroberten Gebieten in steigendem Maße zuflössen. Aber dazu mussten dann die Kinder der Minoritenschule durch die Vermittlung des Arbeitsamtes Düsseldorf in den Kartoffelerien unter der Aufsicht der Lehrerinnen und Lehrer Ganz- und Halbtagsdienste in der Kartoffelernte leisten. Aufgeführt werden u. a. die Höfe Großhaus in Meiersberg, Diepensiepen in Schwarzbach, Bellscheidt, Knevels und Stiefken in Steinkothen, Doppstadt in Homberg, Holzapfel und Hannen in Ratingen und Altmann und Teuß in Hubbelrath. Die Kinder bekamen eine Entschädigung von zwei Reichsmark und zusätzlich drei Mahlzeiten, nämlich Frühstück, Mittagessen und Vesperbrot, pro Tag. Dazu stellte der Chronist fest: „Alle Landwirte waren mit den Leistungen der Kinder zufrieden, teilweise waren sie des Lobes voll, namentlich über Arbeit und Verhalten unserer Mädchen“. Zu dieser Zeit wurde übrigens die im April vorgenommene Senkung der Brotration wieder aufgehoben und die Fleischration wurde von wöchentlich 300 g auf 350 g er-

höht. Später wurden die Kinder unter der Leitung des Ortsbauernführers auch noch zum Sammeln der offenbar ungewöhnlich reich ausgefallenen Bucheckernernte eingesetzt. Die Bucheckern wurden restlos der Fett- und Ölgewinnung zugeführt. Besonders straffe Rationierung gab es beim Brennstoff, indem für die Schule für den Winter 1942/43 nur 44 Prozent der Friedensbelieferung angefahren wurden. Und damit mussten auch noch die vier vom Wirtschaftsamt besetzten Klassenräume mitgeheizt werden.

Schon im Spätherbst 1942 führte die Schule für die zu Ostern 1943 zur Entlassung kommenden Kinder eine Berufsberatung durch. Dabei zeichnete sich ab, dass sich auch diesmal die Berufswünsche auf wenige begehrte Berufe zusammenballten. An der Spitze standen die Metallberufe, vor allem Schlosser und Mechaniker, außerdem die kaufmännischen Berufe. Zusammen mit dem Arbeitsamt wurde versucht, die Kinder für nachwuchssarme Berufe zu interessieren, und zwar Landwirtschaft, Bergbau, Stein- und Erdindustrie, Spinnstoff- und Bekleidungsindustrie, Baugewerbe, Schifffahrt, Jungheifer bei Post und Eisenbahn, Verwaltungsberufe im öffentlichen Dienst, Lehrerberuf und selbstständiges Handwerk. Jedes einzelne Kind wurde beraten, aber der Chronist war zu dieser Zeit schon skeptisch und meinte, inwieweit der Zweck dieser Aktion erreicht werde, müsse die Zeit nach der Entlassung zeigen. Aber gefühlsmäßig geurteilt wird, dass „bei der Einstellung der hiesigen Elternschaft ein Übergehen auf nachwuchssarme Berufe keinen nennenswerten Erfolg haben wird, die heimische Industrie lockt zu mächtig“.

Den Rest der Chronik bis zum Jahresende 1942 füllen dann Krieg und Politik. So vor allem Hitlers Rede im Bürgerbräukeller zum 9. November, in der er erklärte, das Schicksal oder die Vorsehung würden denen den Sieg geben, die ihn am meisten verdienten. Entscheidend sei, dass jetzt Positionen bezogen würden, die den Gegner vernichten müssten, sie müssten so befestigt werden, dass sie nicht mehr genommen werden könnten. Und das könne



Werbung für das Winterhilfswerk auf dem Ratinger Marktplatz



Trauerzug für die Opfer des Bombenangriffs vom 8. April 1943 am Ratinger Markt. Die schwere Bombe eines Einzelflugzeugs hatte ein Mehrfamilienhaus an der Industriestraße getroffen. Es gab 17 Tote

man ihm schon glauben: „Was wir einmal besitzen, das halten wir dann auch tatsächlich fest, dass dort, wo wir in diesem Krieg in Europa stehen, ein anderer nicht mehr hinkommt“. Kommentarlos folgt in der Chronik auf diese Rede eine Hiobsbotschaft nach der anderen: Amerikanisch-englische Streitkräfte dringen in Nordafrika ein, die deutsch-italienischen Verbände werden aus Ägypten zurückgenommen und weiter nach Westen vom Feind abgesetzt, an der Don-Front südlich von Stalingrad führen starke bolschewistische Angriffe stellenweise zu Einbrüchen, Brasilien erklärt den Achsenmächten den Krieg, deutsche und italienische Truppen besetzen den bis dahin noch unbesetzten Teil Frankreichs und die Mittelmeerküste, und die französische Flotte versenkt sich daraufhin selbst. Und der letzte Satz für 1942 lautet: „Im abgelaufenen Jahr hatten wir 158 Alarme.“

Das Jahr 1943 begann schon wieder mit starken Luftangriffen. Offensichtlich verfolgte der Chronist die täglichen Rundfunk-Nachrichten sehr genau; denn er konnte bereits in den ersten Wochen des neuen Jahres fast Tag um Tag über ganze Seiten die betroffenen Städte auflisten. Dazwischen wird für Mitte Januar auch ein deutscher Luftangriff auf London aufgeführt, durch den starke Zerstörungen und Brände im Themsebogen verursacht wurden, wobei sechs deutsche Flugzeuge verloren gingen. Aber auch an den

Fronten gab es keine guten Nachrichten mehr. Tripolis wurde von den Panzern des Afrikakorps geräumt. Und für die Tragödie von Stalingrad hat der Chronist nur den Satz übrig: „In Stalingrad ist die VI. Armee unter Generalfeldmarschall Paulus überwältigt worden.“ Außerdem wurde der Donzobogen „planmäßig“ aufgegeben. Und in der Heimat wurden am 9. Februar die Glocken, soweit sie nach dem Ersten Weltkrieg erneuert worden waren, wieder vom Turm von St. Peter und Paul geholt. Hitler allerdings wusste zum Heldengedenktag Mitte März im Berliner Zeughaus immer noch mit glänzenden Siegen zu prahlen und sagte dazu: „Damit werden die 542.000 Männer, die dieser zweite Weltkrieg von uns an Toten gefordert hat, nicht vergeblich gefallen sein.“ Und dann folgt in der Chronik wieder eine lange Liste von Städten, die nicht nur an Rhein und Ruhr, sondern bis nach Königsberg, Stettin und Rostock Ziele von schweren Luftangriffen waren. Dazwischen eingefügt der Satz: „In Tunesien wurde der Kampf der Achsenmächte eingestellt, der afrikanische Kriegsschauplatz ist erledigt.“ Unter den Luftangriffen für Mai und Juni werden besonders die Zerstörung der Möhne- und Edertalsperre hervorgehoben, außerdem der Angriff auf Düsseldorf am 16. Juni, bei dem die gesamte Innenstadt zerstört wurde, und der schwere Angriff auf Köln am 29. Juni, bei dem am Dom die Decke des westlichen

Flügels von einer Luftmine durchschlagen und schwere Schäden im Inneren angerichtet wurden. Im Juli trafen erneut Bomben den Kölner Dom und bald danach sagt die Chronik, dass auch der Aachener Dom durch Bomben beschädigt wurde.

Immer wieder werden in der Chronik als Positivpunkte Meldungen über die Tonnageverluste der Alliierten durch Angriffe deutscher U-Boote angeführt. Neben den vor allem im Süd-Abschnitt der Ostfront bis zum Asowschen Meer geführten schweren Kämpfen begann Mitte Juli der Angriff der Alliierten auf Sizilien, wo schon nach wenigen Tagen Agrigento aufgegeben und danach mit Palermo der ganze Westteil der Insel geräumt werden musste. Das führte dazu, dass in Italien der Duce, Benito Mussolini, entmachtet wurde und auf Befehl des Königs unter Marschall Badoglio eine Militärregierung eingerichtet wurde. Mitte August wurde Sizilien von den deutschen und italienischen Truppen geräumt. Amerikanische Bomber dehnten ihre Angriffe bis auf das rumänische Erdölgebiet bei Ploesti aus, und in der Chronik tauchen immer häufiger die vor allem von britischen Bombern geflogenen Tagesangriffe auf deutsche Städte auf. Nachdem in den Tagen vorher nach dem Bericht bei Angriffen auf Berlin und Nürnberg jeweils 60 feindliche Bomber abgeschossen worden waren, wurde auch Ratingen wieder heimgesucht. Bei dem Angriff am 28. August fielen Brandbomben in das Geschäft von Fritz Kellermann, zerstörten weiter eine Garage und lösten mehrere Brände aus.

In den folgenden Wochen beschäftigten den Chronisten vor allem die Vorgänge in Italien, wo die Regierung bedingungslos kapituliert und mit den Alliierten einen militärischen Waffenstillstand schloss. Der gefangene Duce wurde von deutschen Fallschirmjägern befreit, und Sardinien musste „ungestört vom Feind“ geräumt werden. Im Osten werden großzügige Frontbegradigungen durchgeführt, in deren Zug auch der Kubanbrückenkopf geräumt wird.

In der Schule selbst wirkte sich der Krieg insofern aus, als die Schule

an der Minoritenstraße auch noch die Kinder aus der Schule an der Mülheimer Straße aufnehmen musste, weil diese von Hilfspolizei beschlagnahmt worden war. Von fremder Hand wurde an dieser Stelle eingefügt, dass deshalb der Unterricht bis April 1944 im Schichtwechsel vor- und nachmittags durchgeführt werden musste. Ein weiterer Zusatz verweist auf Zerstörungen durch eine Luftmine. Wegen des zunehmenden Luftkrieges versuchten immer mehr Eltern aus Düsseldorf und Mülheim, ihre Kinder an Ratinger Schulen unterzubringen. Nach der Chronik fanden bis Ende September 80 Gastkinder Aufnahme. Die Kartoffelferien wurden in Ratingen aus nicht genannten Gründen abgesagt. Trotzdem leisteten die Kinder auf 16 Höfen auf einer Fläche von 290 Morgen Erntehilfe. Und dann füllen wieder Luftangriffe auf deutsche Städte und die Namen von geräumten russischen Städten und Frontabschnitten eine ganze Seite der Chronik. Die Schule betrifft der Hinweis, dass

für die Gesamtlehrerschaft Ende Oktober 1943 ein Vortrag mit Werksbesichtigung über das Thema stattfand: „Das Fabrikations- und Fertigungsgebiet der Calor-Emag und die hierzu erforderlichen Berufsgruppen“. Dazu gab es aus der Werksküche eine Erbsensuppe.

Ob die hart betroffenen Menschen damals wirklich das noch glaubten, was ihnen die Führer erzählten, ist der Chronik nicht zu entnehmen. Danach erklärte Hitler am 9. November in seiner Rede im Münchener Bürgerbräukeller, die zerstörten deutschen Städte würden wieder aufgebaut, und zwar schöner als je zuvor, und überdies in kürzester Zeit. Zugleich drohte er an, die Stunde der Vergeltung werde kommen, und die Hunderttausende von Ausgebombten seien die „Avantgarde des Hasses“. Ausgerechnet zu dieser Zeit, nämlich am 10. und 12. November, fielen wieder Bomben auf Ratingen: „Drei schlugen im Schützenbruch, hinter der Luisenschule und im

Kaulfuß-Garten ein, zwei Tote waren zu beklagen. Am nächsten Tage trafen das Werk von Tapper und die Hochspannungsleitung Sprengbomben.“ Danach folgt in der Chronik für die beiden letzten Monate des Jahres auf eineinhalb Seiten die Aufzählung der jeweils im Wehrmachtsbericht genannten schweren Bombenangriffe und eine Auflistung der Städte von Aachen bis Worms mit Angabe der Alarmzahlen. Städte im Rheinland und in Westfalen wurden im Jahr 1943 insgesamt 115 Mal mit schweren Angriffen im Wehrmachtsbericht erwähnt. Und in Ratingen – so schreibt der Chronist – „ertönte im Jahr 1943 insgesamt 346mal die Sirene und veranlasste die Bevölkerung zu Luftschutzmaßnahmen. Fünfmal fielen Bomben auf das Stadtgebiet, durch die rund 30 Personen zu Tode kamen.“

(Der zweite Teil der Chronik wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ veröffentlicht)

Dr. Richard Baumann



Seit nunmehr 20 Jahren besteht zwischen den **Modelleisenbahnfreunden Angerland** und den Eisenbahnfreunden unserer Partnerstadt **Maubeuge** eine freundschaftliche Verbindung. Dies war der Anlass, am 8. und 9. 9. 2007 ein gemeinsames Wochenende zu verbringen. Die ersten Kontakte fanden zwar erst Ende des Jahres 1987 statt, aber feiern lässt sich bekanntlich besser im Sommer.

Am Samstagmittag traf also eine Abordnung von sieben Personen aus Frankreich in Lintorf ein. Ab dem frühen Nachmittag fand dann

eine Grillparty statt, um den Geburtstag gebührend zu feiern. Hierzu kam auch unsere stellvertretende Bürgermeisterin **Anne Korzonnek** und überbrachte die offiziellen Grüße und Glückwünsche der Stadt Ratingen zu diesem Jubiläum sowie ein kleines Geldgeschenk als Anerkennung für die schon geleistete und Unterstützung für die zukünftige Arbeit im Rahmen der Städtepartnerschaft.

Am Sonntag veranstaltete die Ratinger Firma Railflex Sonderfahrten ins Angertal, sodass die Gele-

genheit genutzt wurde, mit den französischen Freunden ein Stück unserer Heimat per Bahn zu erkunden.

Für Unterkunft und Frühstück der Gäste wurde wie regelmäßig bei den gemeinsamen Veranstaltungen von Familien der Vereinsmitglieder gesorgt.

Höhepunkte der Partnerschaft waren 1997 die Taufe einer Lokomotive der Französischen Staatsbahn auf die Namen Ratingen und Maubeuge sowie 2001 die Ausstellung der französischen Modellbahnanlage während des Stadtjubiläums in Lintorf. Die Lokomotive fährt noch heute mit beiden Stadtwappen durch Frankreich.

Die Modelleisenbahnfreunde Angerland haben darüber hinaus noch einen weiteren Grund zum Feiern: Der Verein besteht in diesem Jahr 25 Jahre.

Im September 2008 wird im Espace Sculfort, einer Ausstellungshalle in Maubeuge, wieder eine große Modellbahnausstellung stattfinden, zu der auch eine Abordnung aus Ratingen anreisen wird.

Eine deutsch-französische Freundschaft

Die Anfänge der Städtepartnerschaft Ratingens mit der französischen Stadt Maubeuge (2. Teil)

Der Bericht über die Anfänge der Städtepartnerschaft Ratingens mit der französischen Stadt Maubeuge hat einen großen Anklang bei den Lesern der „Quecke“ Nr. 76 gefunden. Zahlreiche Telefonate, Briefe und Artikel erreichten uns.

*Man bedankte sich für die Behandlung des Themas und lieferte weitere Fakten und Ereignisse, die in diesen Artikel eingebaut wurden. Besonders bedanke ich mich bei **Werner Schleuter**, dessen Fotos und Erinnerungen an eine Fahrt Ende 1957 hier am Schluss des Berichtes wiedergegeben werden.*

*Den Kindern von **Walter Höpfner**, die mir ein ganzes Album über die Partnerschaft zur Verfügung gestellt haben, danke ich ebenfalls. Die Bilder und Texte beginnen allerdings erst mit der offiziellen Unterzeichnung des Partnerschaftsvertrages 1958 und können deshalb erst in der nächsten „Quecke“ Nr. 78 verwendet werden, da sie chronologisch nicht in den heutigen Bericht passen.*

*Auch **Alfred Junker** gab mir viele Tipps. Von ihm erhielt ich u. a. das Bild von der Gefallenen-Ehrung in Ratingen, das der mitgereiste Reporter der französischen Zeitung „La Voix du Nord“ fotografiert hatte.*

Sämtliche wiedergegebenen Daten wurden mehrfach zum großen Teil von Zeitzeugen überprüft. Berichte, Briefe, Programme, Zeitungsartikel etc., aus denen zitiert wird, und abgebildete Fotos liegen im Original vor. Ein Anspruch auf Vollständigkeit besteht nicht. Nicht eindeutig belegbare Fakten wurden weggelassen.

Nach der ersten Fahrt einer Ratinger Gruppe nach Maubeuge mit Max Heuser im April 1956 (wie schon in der „Quecke“ Nr. 76 berichtet) besuchten nun Ende Juli fast 70 Maubeuger, darunter Persönlichkeiten, Sportler und Musiker, die Stadt Ratingen. Hier wurden sie gastfreundlich in Privat-

quartieren aufgenommen. Dr. Pierre Forest, der amtierende Bürgermeister von Maubeuge, fand bewegende Worte für den herzlichen Empfang und betonte, dass er mit diesem Gegenbesuch der Freundschaft zwischen Ratingen und Maubeuge endgültig zum Durchbruch verhelfen wolle. Er überreichte neben einer riesigen Flasche Cognac auch zwei wertvolle französische Bücher, die ein Frankreich im friedlichen Miteinander der europäischen Völker zeigten. Bürgermeister Peter Kraft überreichte ein großes Bild mit einem Motiv aus Ratingen.

Wie bei der ersten Kranzniederlegung in Maubeuge wurde nun am Ehrenmal (damals ein schlichtes Birkenkreuz) an der Angerstraße (heute Werdener Straße) der Kriegsoffer in würdiger Weise gedacht.

Die Ratinger Bevölkerung zeigte durch ihre zahlreiche Teilnahme an den gemeinsamen Veranstaltungen, dass sie die angestrebte Versöhnung der benachbarten Völker voll unterstützte. So war das Konzert, das von Solisten der Musikhochschule von Maubeuge und vom Streichquartett

des „Collegium musicum“ durchgeführt wurde, voll besetzt. Das Fußballspiel, das vom Städtischen Orchester unter Leitung von Peter Lennartz verschönert wurde, war ebenfalls sehr gut besucht.

Auch die Volkstanzgruppe unter Leitung von Ferdi Treimer, die Ende Juli internationale Tänze vorführte, war von dieser Begegnung so angetan, dass sie sich bereits im folgenden Monat, also am 8. August, auf den Weg nach Maubeuge machte. Die knapp 20 jugendlichen Tänzerinnen und Tänzer wurden begeistert empfangen. Ihr Lehrer und Leiter, Ferdi Treimer, berichtete nach der Rückkehr nach Ratingen in der „Rheinischen Post“ von der begeisterten Tanzgruppe u. a.: ... „Es kann nicht genug darauf hingewiesen werden, wie wichtig diese persönlichen Begegnungen für das Verstehen der Völker untereinander sind. ... Unsere Jungen und Mädchen haben so das notwendige Werk der Völkerverständigung begonnen und hoffen, daß dieser gute Anfang auch in Zukunft weitere Möglichkeiten internationaler Begegnungen erschließt.“



Gefallenen-Ehrung Ende der 1950er-Jahre am Ratinger Ehrenmal
Von links: 4. u. 5. Hélène und Yves Decaudin (Chef de service de la ville de Maubeuge),
die Bürgermeister Dr. Pierre Forest (mit Kranz) und Peter (Harry) Kraft sen..
Von rechts: die Ratsmitglieder Peter Kraft jun., der damalige stellvertretende
Bürgermeister Alfred Junker und Ernst Dietrich

Übrigens verweilte eine etwa gleich große Gruppe von französischen Jugendlichen während der gleichen Zeit (8. - 16. 8. 1956) bei Ratinger Familien.

Die Begegnungen und Kontakte wurden nun immer häufiger, und so veranstalteten Sängler aus Maubeuge am 24. November in Ratingen einen Liederabend.

Auch im folgenden Jahr fanden wieder viele gegenseitige Besuche statt.

Die folgende Rede, die Studienrat Peter Schneider Mitte Juli 1957 nach einer kurzen offiziellen Begrüßung an die jungen französischen Gäste aus Maubeuge und seine damaligen Schüler in französischer Sprache hielt, ist hier original in der deutschen Übersetzung und in der damaligen Orthografie und ungekürzt abgedruckt, weil sie sehr bewegt aufgenommen wurde:

„Ich freue mich ganz besonders, vor mir Vertreter der Jugend unserer beiden Völker zu sehen, die friedlich vereint Gedanken austauschen und sich gemeinsam vergnügen. Wir wissen, daß in der Vergangenheit immer die Jugend eines Volkes die treibende Kraft der Nation war. Die Jugend hat die Dynamik, die Gesundheit, die Unbestechlichkeit ihrer Gefühle. Aber sehr oft hat man in vergangenen Zeiten die Jugend mißbraucht. Sehr oft hat man die zarte Blume der Jugend für fragwürdige Zwecke geopfert, für Zwecke, die diktiert wurden vom Egoismus, von einem falsch verstandenen Nationalismus, von einem Chauvinismus, der nichts als kollektiver Egoismus ist. Diese teuflischen Mächte haben sehr oft das Blut von jungen Menschen fließen lassen für äußerliche Ziele, die nur einer ganz kleinen Minderheit Vorteil brachten.

Die Jugend sieht jetzt klarer. Sie will sich nicht mehr enttäuschen lassen, sie will nicht mehr den Krieg, sie will nicht länger Haß zwischen den Völkern. Sie hofft auf Verständigung zwischen den Völkern, sie will die Eintracht, sie will glücklich und in Frieden leben.

Die Jugend hat verstanden, daß es viel größere Werte zu verteidigen gibt. Ich denke an die Werte des Geistes, an die Werte der Kunst, an die Werte des religiösen Le-

bens. In all diesen Bereichen hat Ihr Volk (das französische; Anm. des Autors) einen wichtigen Beitrag geleistet. Unsere beiden Völker haben der Welt viele große Männer des Geistes geschenkt. Ich möchte nur einige von Ihrer Nation aufzählen. In der Philosophie Descartes, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Bergson und Maritain. In der Malerei alle Ihre großen Impressionisten, Ihren großen Rodin in der Bildhauerei. Auf religiösem Gebiet Bossuet, Bourdaloue, Fénelon, Pascal, Vincent de Paul und Thérèse de Lisieux, schließlich Gabriel Marcel und Paul Claudel, der sogar Weltbedeutung erlangte.

Und die ganz lange Reihe Ihrer Dichter und Schriftsteller, die man nicht alle anführen kann. Für jeden, den ich genannt habe, kann man einen korrespondierenden Namen bei uns zitieren. Die Beziehungen im geistigen Leben zwischen unseren beiden Völkern sind so groß gewesen, daß man sich nicht mehr vorstellen kann, daß eines ohne das andere leben kann.

Aber es gibt etwas, das haben nur Sie, es gibt eine literarische Gattung, die ist spezifisch französisch, ich meine das Essay. Ihr Montaigne hat diese Gattung erfunden, und nach ihm gibt es bei Ihnen eine große Anzahl von Schriftstellern, die Essays geschrieben haben. Dies sind die Essayisten und die Moralisten, die das Leben und die französische Mentalität beeinflußt haben. Um Ihnen Namen zu nennen, möchte ich außer Mon-



Mein Vater zur Zeit dieser Rede im Jahre 1957

taigne La Rochefoucauld, Vauvenargues, La Bruyère, Chamfort, Rivarol, Joubert und schließlich Alain aus unserer Zeit aufzählen. Sie alle sind in die Weltliteratur eingegangen.

Was wollen sie, diese Moralisten? Ein Zeitgenosse von Montaigne hat es in nur einem Satz ausgedrückt: „La vraie science et la vraie étude de l’homme, c’est l’homme“ (Die wahre Wissenschaft und das wirkliche Studium des Menschen ist der Mensch). Ich zitiere diese Worte, um zu zeigen, welcher großen Wert der Franzose im Menschen sieht, welchen großen Wert ihm das Leben im allgemeinen bedeutet. Das ist der Grund, weswegen die Franzosen keinen Krieg mehr wollen, das ist der Grund, weswegen vor allem die französische Jugend keinen Krieg mehr will. Das humanistische Ideal, das von den französischen Moralisten verbreitet worden ist, ist seit der Renaissance bis heute in Ihren Schriftstellern verbreitet worden.

Und Sie verfügen über etwas, um das man Sie beneiden möchte, das ist das beste Instrument, um diese Ideale der Humanität zu bewahren, das ist die Klarheit Ihrer Sprache. Der große französische Moralist Rivarol hat in seinem Werk „Sur l’universalité de la langue française“ folgendes geschrieben: „Alles was nicht klar ist, ist nicht französisch.“ Fügen wir diesem Wort das von Voltaire hinzu: „Jede Sprache hat ihr Genie, das Genie unserer Sprache ist die Klarheit und Eleganz.“

Wir wissen, welchen großen Wert wir anderen Europäer allein in Ihrer Sprache sehen. Fügen wir diesem Wert noch den französischen „Esprit“ (wir haben in der deutschen Sprache keinen entsprechenden Ausdruck) und als drittes Charakterelement des französischen Volkes die Höflichkeit und den Hang zur Geselligkeit hinzu. Nun wissen wir, welche Werte es zu verteidigen gilt, welche Werte bedroht sind durch eine egoistische Politik, durch eine nur wirtschaftlich ausgerichtete Politik, durch eine kriegerrische Politik.

Es gibt jedoch etwas, das ist noch wertvoller, das ist die Seele dieses friedlichen Frankreichs, die schon in Ihren altfranzösischen Helden-



Handschriftliche Einladung Max Heusers an Werner Schleuter

tional-Epos, im Rolandslied, besungen wurde.

Diese Seele Frankreichs finde ich in einem Werk der modernen Literatur zum Ausdruck gebracht, im „Kleinen Prinzen“ von Antoine de Saint-Exupéry. Es ist die schönste Dichtung, die ich kenne. Dieses Werk wird von der ganzen europäischen Jugend geliebt. Warum? Weil man in diesem kleinen Kunstwerk das französische Herz schlagen sieht.

Die Jugend der Welt hat eine wahre Sehnsucht nach Werten, die in der Person des Kleinen Prinzen symbolisiert sind, und diese Werte sind die Treueherzigkeit, die Vereinfachung des Lebens, der Sinn der Aufrichtigkeit der Gefühle.

Ich möchte meine kurze Rede schließen, indem ich diese nette poetische Szene in Erinnerung rufe, in der der Fuchs, der von dem Kleinen Prinzen gezähmt worden ist, diesem das Geschenk eines Geheimnisses anvertraut. Und dieses einfache Geheimnis ist, daß man nur mit dem Herzen gut sieht, daß das Wesentliche für die Augen unsichtbar ist.

Ich glaube, daß die Jugend noch das Herz hat, um richtig zu sehen. Und ich wünsche Ihnen, diese Klarheit der Seele zu bewahren. Ich schließe, indem ich feststelle, daß ein Land, das einen Dichter wie Antoine de Saint-Exupéry hervorgebracht hat, daß ein Land, das eine so schöne Blume der Dichtung wie den Kleinen Prinzen wachsen läßt, der Menschheit noch viel zu geben hat.“

Zum Schluss nun der oben erwähnte Bericht von **Dipl. Ing. Werner Schleuter**, ehemaliger

Schüler des Ratinger Gymnasiums und damals Student an der TU München:

„Im September 1957 fragte mich Max Heuser, ob ich Interesse hätte, am 2. und 3. November mit einer Gruppe der Europa-Union nach Maubeuge zu fahren.

Max Heuser war damals Vorsitzender der Europa-Union im damaligen Kreis Düsseldorf-Mettmann. Wir kannten uns aus vergangener Zusammenarbeit im Jugendring der Stadt Ratingen. Er war zu der Zeit Vertreter des CVJM Ratingen und ich Gruppenleiter der ND-Gruppe¹⁾ am Ratinger Gymnasium.

Da die Fahrt nach Maubeuge genau in die Zeit zwischen meinem Praktikum und dem Semesterbeginn fiel, sagte ich zu. Auf einem Prospekt der Stadt Reims lud Max Heuser handschriftlich die Teilnehmer zu einem Vorbereitungstreffen über den Ablauf der Fahrt für Mittwoch, den 23. Oktober 1957, in den Rathaussaal²⁾ ein, mit der Bitte, dort dann auch den Fahrkostenbeitrag von 21 DM zu entrichten.

Am Samstag, dem 2. November 1957, fuhren wir – etwa 20 Teilnehmer aus dem Kreisgebiet – zeitig los, querten bei Aachen die belgische und kurz vor Sedan die französische Grenze. Bei den obligatorischen Grenzkontrollen packte ein Teilnehmer ein großes Schild aus mit der Aufschrift „pourquoi - warum?“. Die Grenzbeamten nahmen das schmunzelnd zur Kenntnis. Damals ahnte noch keiner, dass es noch 35 Jahre dauern würde, bis im Schengener Abkommen vom 19. Juni 1990 die Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und die Benelux-Staaten den Wegfall der Personenkontrollen und die Einschränkung von Warenkontrollen an ihren Binnengrenzen ab 1. Januar 1992 vereinbarten.

Von Sedan ging es weiter über Reims und Laon nach Maubeuge. Gegen 16 Uhr trafen wir dort ein und erlebten im Saal Sthrau einen freundlichen Empfang. Nach der Rede des Sekretärs des „Comité de Rapprochement de Jeunesse“, Maurice Barbier, die vom Mitinitiator der Städtepartnerschaft, Studienrat Peter Schneider übersetzt wurde, bekam jeder von uns ein zweisprachiges Programm für die beiden Tage ausgehändigt. Wir besichtigten dort eine Ausstellung und erlebten die Vorführung der Fotos von der Deutschlandreise von Jugendlichen aus Maubeuge.

Nachdem die erste Scheu und die Berührungsängste überwunden

1) „Bund Neudeutschland“ ist eine katholische Jugendorganisation für Gymnasiasten und Studierende

2) Der Rathaussaal befand sich damals im Minoritenkloster, dem heutigen Gebäude der VHS und des Kinos



Beim Passieren der damals noch die Völker trennenden Zollschranken am 2. 11. 1957



Gefallenen-Ehrung Ende 1957 in Maubeuge: von links: 3. Max Heuser, 4. Stadtoberinspektor Heerdt, Wolfgang Scherer (Fahnenträger), von rechts: 2. Michael Höver (Sohn des ehemaligen Bürgermeisters von Ratingen), Liesel Schneider (im hellen Mantel, mit dem Rücken zur Kamera)

sich alle wieder im Saal Sthrau und lauschten dort den Klängen eines Tanzorchesters. Einige wagten auch ein gemischtes Tänzchen.

Nach dem Gottesdienst am Sonntagmorgen – hier erlebte ich zum ersten Mal zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Kollekten – fuhren wir zur Gedächtnisstätte an der Place de la Mairie. Nach einigen Gedenkworten in Französisch und Deutsch und einem Augenblick der Stille legte Frau Liesel Schneider am Stein mit den eingemeißelten Namen der Widerstandskämpfer von Maubeuge einen Kranz nieder.“

Gunnar-Volkmar
Schneider-Hartmann

(Wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt)

waren, wurden wir unseren jeweiligen Gastgebern zugewiesen. Wolfgang Scherer und ich - wir kannten uns von der Schule - wohnten bei der Familie des Lei-

ters der PTT.³⁾ Das Schulfranzösisch reichte beim gemeinsamen Abendessen nicht immer aus. Neben dem Teller lag unser Dictionnaire als gute Hilfe. Danach trafen

3) Damaliger Name der staatlichen französischen Post

Am 30. Juni 2007 feierte der Heimatverein „Ratinger We-iter“ im Rahmen einer Mundartmatinee in der Gaststätte „Frankenheim“ im Bürgerhaus am Markt sein 25-jähriges Bestehen. Nach einer Reihe von Vorträgen in Ratinger und Lintorfer Mundart wurde bei dieser Veranstaltung ein halbstündiger Film von **Werner Böhmer** über die Entstehung des Ratinger Mundartwörterbuches „Von Aadelskar bes Zoppemetz“ gezeigt. Am Entstehen dieses Buches hat die Ehrenvorsitzende der „Ratinger We-iter“, **Hanni Schorn**, tatkräftig mitgewirkt. Mit anderen Gründungsmitgliedern des Vereins wurde sie durch die Vorsitzende, **Hildegard Pollheim**, mit einem Rosenstrauß geehrt. Zum Jubiläum schrieb die Lintorfer Mundartautorin **Maria Molitor** an Hanni Schorn folgenden Brief:

1) Aus einem alten Abzählreim

An Frau Hanni Schorn

Den Ratinger We-iter mäut ech jönne,
dat se noch oft tesame on platt spreke könne.
Et es su schü-en, wenn mer kallt wie Vatter on Motter,
am Dösch sett be-i Kaffee on en lecker Botter,
wenn mer vertellt, wie et fröher jewest,
wie mer jefiert hätt Kermes on Schützefest,
wat die Jrußmutter hätt fröher jekockt
on met nem leckere Panneku-eke us Kenger jelockt,
wie dor Jrußvatter konnt su schü-en vertelle
von Hexe, vom Düwel on de „sieve Marelle.“¹⁾

Dat alles wohr en schü-ene Tied,
dat es vorbee, janz wiet.

Aver schü-en es et och hütt te leve
on notze, wat die moderne Tied kann jeve.

Wir hant Staubsauger, Wäschmaschin on Spülapparat
on weden em Auler met de Husarbed noch prat.
Wir hant Fernseher, Telefon und kuhmen dorch de Welt,
dobe-i jett Jeld on nit krank,
dann sinn wir tefriede on saren:
„Li-ef Herjöttche, Dank.“

Maria Molitor

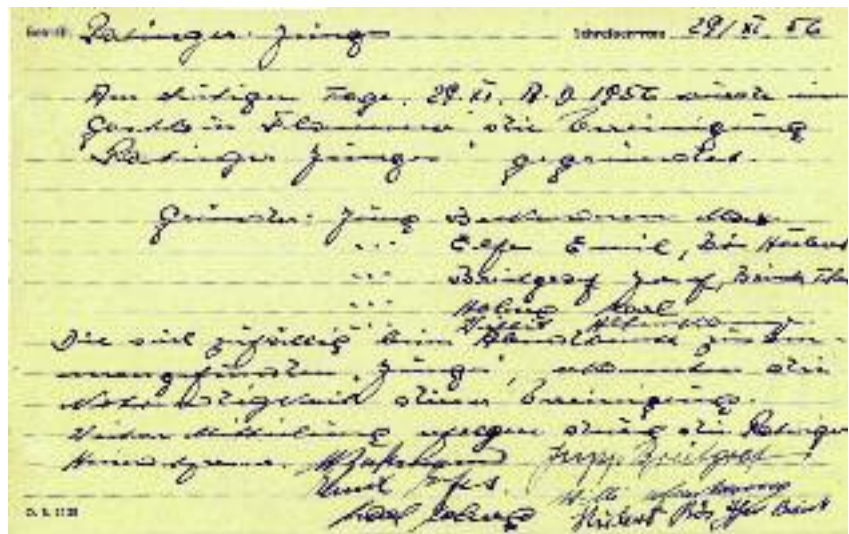
Ratinger Jonges sind jetzt 50 Jahre jung

Ein halbes Jahrhundert Vereinsgeschichte mit großem bürgerschaftlichen Einsatz

Auf ein erfolgreiches Jubiläumsjahr zum 50-jährigen Bestehen und damit auch auf ein halbes Jahrhundert beeindruckender Vereinsgeschichte schauen 2007 die Ratinger Jonges zurück. Höhepunkte im Jubiläumsjahr waren die Bemühungen um den Erhalt des Dicken Turms sowie der große Galaball im September in der Stadthalle. Am Dicken Turm feierten die Jonges am 17. März mit ihrem ersten Turmfest den Start der Sanierungsarbeiten mit mundigem Ratinger Gerstensaft. Beim zünftigen Richtfest nur wenige Wochen später am 23. Mai konnte sich Baas Georg Hoberg erneut über die große Resonanz in der Ratinger Bevölkerung freuen. Viele Besucher nutzten die Möglichkeit, sich in dem Turm umzusehen und die neuen Möglichkeiten in dem wuchtigen Bau an der Stadtmauer zu erschließen sowie die geschlossene Dachkonstruktion, die den lang ersehnten Schutz des Gebäudes vor Regen bringt, zu bestaunen.



Dieses Bild des Dicken Turms, aufgenommen vor Beginn der Restaurierung, ziert die Bausteine zu 25, 50 und 100 Euro, die man beim Heimatverein „Ratinger Jonges“ erwerben kann, wenn man sich an der Finanzierung des großartigen Projektes beteiligen möchte. „Jeder Stein ist wichtig...“



Auf einem Stückchen Geschäftspapier notierte Karl Hoberg am 29. November 1956 die spontane und vorläufige Gründung der „Ratinger Jonges“. Sieben Ur-Ratinger unterschrieben

Der Dicke Turm ist einer von 15 Wachtürmen, die im 15. Jahrhundert mit der Stadtmauer hochgezogen wurden. Das Mauerwerk des mächtigen Turms ist drei Meter dick. Die Höhe des Turms beträgt nach einer vor einer Reihe von Jahren von der Stadt getätigten Aufmauerung 13 Meter. Seit Jahren ist am Turm immer wieder geflickt und ausgebessert worden. Die Karnevalsgesellschaft Angergarde aus Ratingen-West hatte auch schon einmal die Sanierung des Gesamtturms übernehmen wollen, das Projekt, für das schon Pläne gemacht worden waren, aber wieder aufgegeben. Ohne den jetzigen Einsatz der Ratinger Jonges wäre der Turm weiter verfallen. In der Jahreshauptversammlung des Vereins im Jahr 2006 hatten die Jonges mit großer Mehrheit für das Durchziehen des Projektes gestimmt. Die erforderlichen Baukosten sind mit etwa 110.000 Euro beträchtlich. Der Turm soll in drei Bauabschnitten saniert werden. Mit einem Betrag von 35.000 Euro aus Eigenmitteln der Jonges wurden zunächst die Trockenlegung durch das dringend notwendige Dach, Fensterdurchbrüche und weitere Rohbaumaßnahmen ausgeführt. Die weiteren Bauabschnitte sollen unter Zuhilfenahme von Sponsoren und

Mitgliedern u.a. mit einer gut angelegenen Bausteinaktion realisiert werden. Nach der Fertigstellung entsteht ein Raum von etwa 70 Quadratmetern mit Archiv, WC, kleiner Küche und Versammlungsraum, der nicht nur den Jonges zur Verfügung stehen wird. Bei den Veranstaltungen im Laufe des Jubiläumsjahres nutzten die Jonges schon kräftig die Chance, viele symbolische Bausteine an den Mann oder die Frau zu bringen, denn das Projekt wird finanziell in großen Teilen von den Jonges selbst finanziert. Da sind Spenden hilfreich.

Großen Besuch gab es auch im September beim Galaball in der vollbesetzten Stadthalle. Ein dem Jubiläum angemessenes stimmungsvolles Programm war der richtige Rahmen für einen vergnüglichen Abend im Zeichen von 50 Jahren Ratinger Jonges. Rechtzeitig zur Jahreshauptversammlung 2007 des Vereins Anfang März war zum Jubiläum zudem eine beeindruckende Festschrift erschienen, in der der Anlass mit viel Liebe zum Detail und zur Geschichte des Heimatvereins Ratinger Jonges gewürdigt wurde – eine stolze Bilanz des Vereinslebens und des großen bürgerschaftlichen Engagements der Jonges für ihre geliebte Heimatstadt.

Die Idee für die Institution Ratinger Jonges war am Abend des 29. November 1956 im netten Kreis beim Bier in der Gaststätte „Flammer“ – heute „Zu den Drei Königen“ oder im Volksmund auch „Klinkes“ nach dem unvergessenen Wirt Theo Klinkenberg genannt – entwickelt worden. Max Beckmann vom gleichnamigen Laden am Markt (mit Zunftszeichen; später lange Zeit Deichmann) soll so nebenbei angeregt haben, man möge doch auch in Ratingen einen „Verein der Jonges“ gründen, um etwas für die Heimat tun zu können. Karl Hoberg war sofort „Feuer und Flamme“ für diesen Vorschlag und zückte ein Stück Papier. Darauf verewigten sich bei Flammer und im Café Bös spontan sieben „aule“ Ratinger. Die Mindestzahl für die Gründung des Vereins war somit schon damals erreicht. Unterschrieben haben Max Beckmann, Jupp Breitgraf, Emil Elfes, Willi Altenkamp, Hubert Bös, Theo Brink und Karl Hoberg.

Nächster Schritt zur offiziellen Vereinsgründung war die Bildung eines Sechser-Ausschusses zur Abfassung einer entsprechenden Satzung. Schon damals wurden die Ziele des Vereins deutlich formuliert: die Pflege heimatlichen Brauchtums, die Wahrung der Belange von Bürgerschaft und Stadt sowie mit Geselligkeit die Bürger näher zusammenzubringen. Die Rheinische Post schrieb: „Der Gedanke, der von vielen Ratingern schon lange angestrebt wurde,

nämlich die Gründung eines Vereins für heimatverbundene Ratinger, scheint jetzt Wirklichkeit zu werden“. Ein entsprechender Aufruf an die alteingesessenen Ratinger Jungen – sprich Jonges –, im Verein mitzumachen, war ebenfalls hilfreich für einen guten Start.

Am 11. Februar 1957 fand die offizielle Gründungsversammlung der Ratinger Jonges als Verein statt. Um 20 Uhr trafen sich laut Protokoll der Versammlung 23 interessierte Ratinger im Lokal Emil Osterwind an der Bahnstraße, das später dem Bau der Brücke über die S-Bahnstrecke weichen musste. Die 23 Gründungsmitglieder waren (in alphabetischer Reihenfolge) Willi Altenkamp, Max Beckmann, Willi Böcker, Hubert Bös, Max Brehmen, Josef Breitgraf, Theo Brink, Heinz Diemer, Emil Elfes, Willi Gaull, Robert Gräff, Jakob Hayn, Karl Hoberg, Otto Hölscher, Fritz Kall, Theo Klinkenberg, Josef Nybelen, Willi Orth, Emil Osterwind, Ferdinand Panföder, August Poßberg, Josef Schwarz und Georg Werdelmann. Von diesen Gründungsmitgliedern leben nach 50 Vereinsjahren lediglich noch Willi Altenkamp, Seniorchef vom Hotel Altenkamp, und Theo Brink. Die beiden Jubilare erhielten in der Jahreshauptversammlung im März 2007 die Goldene Ehrennadel des Vereins.

Max Beckmann eröffnete die Gründungsversammlung vor 50 Jahren um 20.30 Uhr und gab die Versammlungsleitung dann weiter



Josef Nybelen, der Gründungsbaas, leitete den Verein von 1957 bis 1974

an Karl Hoberg. Der Satzungsentwurf fand einhellige Zustimmung. Einig war man sich auch, dass der erste Vorsitzende „Baas“ und sein Stellvertreter „Vizebaas“ entsprechend der Ratinger Mundartbezeichnung und dem Ausdruck aus dem Mittelhochdeutschen für Meister genannt werden sollten. Der erste Vorstand der Jonges setzte sich nach den erfolgten Wahlen wie folgt zusammen: Baas Josef Nybelen; Vizebaas Willi Orth; Schriftführer Karl Hoberg; Kassierer Max Beckmann; Beisitzer Ferdinand Panföder, Emil Elfes und August Poßberg.

Der damals beschlossene Stammtisch – „Runder Tisch“ genannt – fand danach jeden Mittwoch in der Gaststätte „Flammer“ am Markt statt. Bis zum heutigen Zeitpunkt ist diese Einrichtung an gleicher Stätte Tradition. Namen der Gaststätte und Zeit haben im Laufe der Jahre gewechselt. Die Jonges treffen sich jetzt immer dienstags abends in der Gaststätte „Zu den drei Königen“. Hinzugekommen ist der allwöchentliche Treff an selbiger Stelle am Samstagmittag. Am „Runden Tisch“ wurde die Gelegenheit genutzt, lokale Aktualitäten ausgiebig zu diskutieren und launige „Dönekes“ auszutauschen.

Nach anfänglicher euphorischer Vereinsarbeit wurde es etwas still um die Jonges, sieht man vom Stammtisch ab. 1961 erfolgte erstmalig die Ausgabe von Mitgliedskarten auf der Jahreshauptversammlung. 1962 stifteten die Jon-



In der Gaststätte „Osterwind“ am früheren Bahnübergang Bahnstraße/ Homberger Straße fand am 11. Februar 1957 die eigentliche Gründungsversammlung der „Ratinger Jonges“ statt



Vereinstafel und „Luurkäske“ am Eingang des Gasthauses „Zu den Drei Königen“ am Ratinger Markt

ges einen Betrag zu Weihnachten für alte Bürger und zu Heimatfesten. Im selben Jahr werden Mundartschriften von Hubert Fleckes bei Max Brehmen gedruckt. Der Verkauf erfolgt durch die Jonges. Bei „Flammer“ wird als dauerhafte Einrichtung die Jonges-Vereinstafel installiert.

Die kommunale Neugliederung 1975 und das 700-jährige Stadtjubiläum 1976 bringen neuen Schwung. Feiern konnten die Jonges immer schon gut, und die neu hinzugekommenen Stadtteile wirkten ebenfalls belebend oder brachten als Nebeneffekt eine Rückbesinnung auf die heimatlichen Traditionen in Ratingen. Der 1974 neu gewählte Baas Karl Hoberg warb mit großem Einsatz eine Vielzahl neuer Mitglieder und



Karl Hoberg war von 1974 bis 1986 Baas der „Ratinger Jonges“

stärkte die Stellung der Jonges im Bewusstsein der Ratinger Bürgerschaft. Der erste Baas der Vereinsgeschichte, Josef Nybelen, war zum ersten Ehrenvorsitzenden der Jonges ernannt worden. Der persönlichen Freundschaft von Karl Hoberg mit Architekt Bruno Lambart war es zu verdanken, dass das 1974 eingeführte jährliche Biwak der Jonges im Innenhof der Wasserburg Haus zum Haus stattfinden konnte. 1972 hatte Maximilian Graf Spee Haus zum Haus der Stadt zum Geschenk gemacht. 1973 hatte Architekt Lambart die Burg in Erbpacht für einen symbolischen Preis übernommen und zugesagt, die stark vom Verfall bedrohte Anlage zu restaurieren. Die Jonges verliehen ihm für seine ausgezeichnete Tätigkeit für den Erhalt der Burg die Ehrenmitgliedschaft des Vereins. Das Dachzimmer des nördlichen Eckturms der Wasserburg wurde den Jonges damals für die Vorstandsarbeit und zu Archivzwecken zur Verfügung gestellt.

1976, im Jahr des 700-jährigen Stadtjubiläums, wurde der Verein mit der Nummer 201 in das Vereinsregister beim Amtsgericht Ratingen eingetragen. Aus Anlass des Stadtjubiläums übergibt der Baas Architekt Lambart eine Turmfahne der Ratinger Jonges für die Wasserburg Haus zum Haus. Das Vereinsleben erfuhr neue gestalterische Elemente wie zum Beispiel Ausflüge, u.a. zum Spargelessen nach Meerbusch-Lank – eine Tradition, die auch heute noch von den Jonges gepflegt wird. Die Mitgliederzahl stieg – nicht zuletzt dank Baas Hoberg – auf über 200.

Ihr 25-jähriges Bestehen feierten die Jonges mit einer festlich gestalteten Matinee am 9. Mai 1982 im Stadtmuseum mit Bürgermeister und Jongesmitglied Ernst Dietrich als Festredner. Elf noch lebende Vereinsgründer erhielten die Silberne Ehrennadel. Zudem gab es ein Jubiläumsfest mit attraktivem Programm aus heimatlichen und überregionalen Akzenten am Abend des 15. Mai 1982. Im Jahr 1985 wurde das schmiedeeiserne „Luurkäske“ am Vereinslokal angebracht und bietet seither Informationen über das Vereinsleben der Jonges.

Gesundheitliche Gründe zwangen Baas Hoberg, sein Spitzenamt im



15 Jahre, von 1986 bis zum Jahre 2001, leitete Heinz Beyer den Verein. Während seiner Vorstandstätigkeit wuchs die Zahl der Mitglieder auf 700

Jahr 1986 aufzugeben. Der verdienstvolle Jong wurde zum Ehrenbaas ernannt. Die Nachfolge trat Heinz Beyer an.

Heinz Beyer ist es zu verdanken, dass Ratinger Bürgerinnen und Bürger, die sich um die Dumecklerstadt verdient gemacht haben, eine angemessene hochrangige Ehrung erfahren können. Alljährlich wird seit 1986 die Dumecklerplakette verliehen, die Heinz Beyer, der über entsprechende berufliche Erfahrungen verfügt, auch grafisch gestaltet hat. Erster Träger der hohen Auszeichnung war 1986 Karl Hoberg, Ehrenbaas der Jonges. Ihm folgten 1987 Otto Samans, 1988 Dr. Alfred Dahlmann, 1989 Pfarrer Heinrich Roth, 1990 Theo Volmert, 1991 Ernst Dietrich, 1992 Edith Bohnen, 1993 Dr. Kurt Holzappel, 1994 Hugo Schlimm, 1996 Helmut Gansen, 1997 Hans Lumer, 1998 Ferdinand Trimborn, 2000 Werner Schürmann, 2001 Hilde Weidenfeld, 2003 Bruno Lambart, 2004 Heiner van Schwamen, 2005 Eckhard Franken und 2006 Manfred Buer. In den Jahren 1995, 1999 und 2002 wurde keine Ehrung mit der Dumecklerplakette vorgenommen.

Eine der herausragenden Leistungen der Jonges Mitte der achtziger Jahre war die Restaurierung der Hauser Kapelle an der Hauser Allee, dem späteren Hauser Ring. Rund 20.000 Mark wendeten die Jonges für die komplette Sanierung auf und bewiesen großes bürgerschaftliches Engagement für den Erhalt eines Denkmals, für



Seit 1986 fühlen sich die „Ratinger Jonges“ für die Instandhaltung der Hauser Kapelle verantwortlich

das sie auch das Patronat in den Folgejahren übernahmen. Die Restaurierung wurde mit einem ökumenischen Gottesdienst in Anwesenheit des Eigentümers Maximilian Graf von Spee gefeiert. Der Gottesdienst wurde damals von Prälat Heinrich Frings von St. Peter und Paul – seit 1993 Ehrenmitglied der Jonges – und Pastor Rieß von der Evangelischen Stadtgemeinde zelebriert. Alljährlich treffen sich seither die Jonges einmal zum Gottesdienst an der Kapelle.

1987 stand im Zeichen des 30-jährigen Vereinsjubiläums mit einer Vorstellung der älteren Ratinger Wirtschaftsgeschichte im Foyer des Rathauses und einer Festveranstaltung in der Stadthalle. Ein Versammlungsbeschluss der Jahreshauptversammlung hält fest, dass die Jonges sich generell duzen. Die Zahl der Mitglieder zog weiter kräftig an. Das Jahresprogramm wurde weiter angereichert und auch qualitativ verbessert. 1988 wurde die Tradition des „Närrischen Frühschoppens“ am Karnevalssamstag bei „Klinkes“ begründet. Neue herausragende Akzente bildeten auch die sachkundigen Führungen von Diplomingenieur Heinzreiner Klinkenberg im Rahmen von bemerkenswerten Exkursionen, zum Beispiel zu den zwölf romanischen Kirchen in Köln. Mit ihrem Biwak, das immer größere Besucherscharen anlockte, wechselten die Jonges zum Schimmershof von Hanno und Christa Paas. 1990 erhalten die Jonges endlich die Gemeinnützig-

keit von der Finanzbehörde zugesprochen. Im selben Jahr schulterten sie eine weitere Restaurierung eines wichtigen Ratinger Denkmals mit dem Porticus auf dem Ehrenfriedhof. Die notwendigen Arbeiten wurden mit Unterstützung des Rheinischen Amtes für Denkmalpflege ausgeführt, das die Restaurierung des Corpus an dem Bauwerk übernahm.

Für die Vereinsarbeit und Außendarstellung wurde 1991 mit dem Vereinsabzeichen – einer hübsch gestalteten Anstecknadel mit dem Jonges-Emblem – ein neues Angebot gemacht. 1991 bei der Mitgliederversammlung konnte die stolze Zahl von 500 Mitgliedern bekannt gegeben werden. Als nächste Aufgabe hatten sich die Jonges in diesem Jahr die Sanierung des Trinsenturms vorgenommen. Letztlich gab es mit der Stadt keine Einigung über Sanierung und anschließende Nutzung des Turms, sodass dieses wertvolle Projekt, das sicherlich annähernd 120.000 Mark erfordert hätte, 1992 ausgesetzt und 1998 endgültig aufgegeben wurde. Stattdessen wurde die spätmittelalterliche Legende vom Ratinger Schweinehirten, dessen Tiere die in den mittelalterlichen Kriegswirren vergrabene größte Glocke von St. Peter und Paul, die „Märch“ oder „Merg“, bei der Trüffelsuche im Wald wieder zu Tage förderten, in ein Kunstwerk umgesetzt. Der Düsseldorfer Künstler Ulrich Grenzhäuser, ein Schüler von Otto Pankok an der Kunstakademie der Landeshauptstadt, entwarf ein Modell, das auf die Zustimmung der Jonges traf und in ein tonnen-

schweres Meisterwerk aus Bronze umgesetzt wurde. Am 23. Oktober 1993 wurde das Werk an der Originalstätte des Verkeshirdenturmes von Bürgermeister Hugo Schlimm und Baas Heinz Beyer enthüllt. Pastor Werner Oermann, Pfarrer von St. Peter und Paul, ließ zur Feier des Tages die „Märch“ vom Kirchturm erklingen.

1994 wurde die Wartezeit für eine Mitgliedschaft bei den Ratinger Jonges von 20 auf zehn Jahre verkürzt, was einen erneuten Zuwachs an Vereinsmitgliedern förderte. Das Wandern ist der Jonges Lust, insbesondere, seit 1995 die Montags-Wandergruppe gegründet wurde. 1996 war ein ereignisreiches Jahr für die Jonges. Der in der Satzung schon fixierte Mundartkreis wurde erstmalig aktiv. Ein Exkursionskreis Hören-Sehen-Verstehen (bestand bis 2001) bewegte sich im industriellen Alltagsumfeld der Heimatstadt. Als Projekt wurden die vier Ratinger Stadttore als Motiv-Reliefplatten an den ursprünglichen Standorten der Tore in die Straßenoberfläche eingebracht. Wert: annähernd 19.000 Mark, Entwurf: Baas Heinz Beyer.

1997 wurde das 40-jährige Vereinsjubiläum groß gefeiert. Es gab eine attraktive Festschrift. In der Festveranstaltung würdigte Dr. Alfred Dahlmann in einer fundierten Laudatio die großen Leistungen des Vereins in vier Jahrzehnten. Die erste Mundartmesse wurde in der Herz-Jesu-Kirche gefeiert. Eine Jubiläums-Aktie – „40 Mark für 40 Jahre Ratinger Jonges“ wurde emittiert. Der Erlös kam dem Verein zugute. Das neu geschaffene



Im Oktober 1993 schenkten die „Jonges“ den Ratinger Bürgern das Verkeshirden-Denkmal im Arkadenhof



Zum 40-jährigen Vereinsjubiläum schuf die Hamburger Künstlerin Doris Waschk-Balz das Stadtgeschichtsrelief aus Bronze am Bürgerhaus

imposante stadtgeschichtliche Relief – gestaltet von der Künstlerin Doris Waschk-Balz aus Hamburg – fand am Bürgerhaus den richtigen Platz, und ein Jubiläumsschießen auf dem Bruderschafts-Hochstand an der Brückstraße brachte viel Spaß. In die Vereinstruktur zog die Elektronische Datenverarbeitung als Hilfsmittel ein. 1998 erschien die erste Ausgabe der Jonges-Zeitschrift „Stadtlaternen“. Sie erschien bis zur vierten Ausgabe 2001. Der St. Sebastiani-Schützenbruderschaft Ratingen stifteten die Jonges eine Jungschützen-Plakette. Viel beachtet waren die kommunalpolitischen Diskussionsbeiträge und Forderungen der Jonges zu den Windkraftanlagen in Homberg, der Marktplatzplanung und der Verlegung der Feuerwehreinheit nach Mettmann. Letztere kam, aber eine personelle Zugriffsmöglichkeit auf die Einsätze blieb vor Ort in der Ratinger Wache erhalten. Im Laufe ihrer Vereinsgeschichte haben die Jonges immer wieder brisante städtepla-

nerische oder städtebauliche Themen aufgegriffen. Beispiel war auch eine bürgernahe Planung für den historischen Wallgraben an der Wallstraße. Man darf gespannt sein, ob dieser städtebauliche Akzent einmal Realität wird.

1999 erhalten die Jonges ein Vereinszimmer in den Kellerräumen der Minoritenschule. Mit einer Bodenplatte vor dem Haus Bechemer Straße 5 erinnern die Jonges an den Standort der früheren Ratinger Synagoge. Für das Jonges-Königsschießen, das alle zwei Jahre stattfindet, stiftete Altbürgermeister Hugo Schlimm einen Wanderpokal. Gegen die komplette Neuplanung für den Gebäudekomplex Altenkamp/Deichmann/Tchibo/M&B erhoben die Jonges Einspruch. Im Jahr 2000 und in den Folgejahren beteiligte sich der Verein an den Kosten für die attraktiven Blumenampeln in der Ratinger Innenstadt.

2001 folgt Karl Heinz Dahmen Heinz Beyer als Baas an der Spit-

ze des Vereins. Beyer wird zum Ehrenbaas ernannt. Als Beitrag zum 725-jährigen Stadtjubiläum der Stadt Ratingen organisieren die Jonges eine ganztägige, für die Teilnehmer kostenlose Schlösserfahrt in und um Ratingen. 2002 ist für die Jonges ein recht ruhiges Vereinsjahr. 2003 wird die 100. Wanderung der Wandergruppe mit einer gemütlichen Feier beim Angelverein am Gratenpoet in Tiefenbroich begangen. Mehr als 150 Teilnehmer haben sich bisher dem Montagswanderkreis angeschlossen. Durchschnittlich nehmen 70 bis 80 Wanderfreunde aller Altersschichten an den Montagswanderungen teil. 2004 richteten die Jonges einen Internet-Auftritt mit aktuellen Vereinsnachrichten ein. Ein beeindruckendes Projekt zur Information und Stadtverschönerung als Stiftung der Jonges sind rund 40 Informationstafeln an denkmalgeschützten Gebäuden in der Innenstadt. Zudem bieten vier Stelen, an den vier Enden der Fußgängerzone fest installierte Informationsstände, die Bürgermeister Wolfgang Diedrich gemeinsam mit den Informationstafeln der Öffentlichkeit übergab, Auskunft und Anleitung für einen historischen Rundgang durch die Dumeklemmerstadt.

2005 tritt Georg Hoberg als fünfter Baas in der Vereinsgeschichte die Nachfolge von Karl Heinz Dahmen an. Der Mitgliederbestand steht bei 740. Dem Kinderschutzbund spenden die Jonges 1000 Euro. Lang herbeigesehnt erscheint das erste Ratinger Mundartwörterbuch als Gemeinschaftswerk der drei Ratinger Heimatvereine mit Beteiligung der Jonges. Die Erstauflage von 1000 Büchern mit dem Titel „Von Aadelskar bes Zoppemetz“ ist schon nach einem Monat nahezu vergriffen. Als die Jonges 2006 beschließen, die Restaurierung des „Dicken Turms“ zu übernehmen, haben sie seit ihrer Gründung 1957 bereits über 120.000 Euro an Spenden und Stiftungen zur Verfügung gestellt, die der Stadt Ratingen und ihrer Bürgerschaft zugute gekommen sind – frei nach dem Kennedy-Zitat: „Frage nicht, was die Stadt für Dich tun kann, sondern was Du für die Stadt und Deine Mitmenschen tun kannst.“



Von 2001 bis 2005 stand Karl Heinz Dahmen als Baas an der Spitze des Vereins



Seit 2005 ist Georg Hoberg, Sohn des Mitbegründers, der fünfte Baas in der Vereinsgeschichte

Wolfgang Diedrich

En Jonges-Wanderung, on wat mer dobe- alles erleewe kann !

An eenem Mondaach em Mond, on dat es dr letzte Mondaach em Mond, jont de Jonges wandere. Se treffe sech, wie kann et andersch senn, om nüng Uhr am Verkeshirdetu-en. Toi-esch es noch kenner tu senn. Äwwer kott för nüng senn se bald all do. Et senn so aan de 70 Keels, on wenn et wat ömmesöns jöft, senn et völl mieh. Wenn se all do senn, stonn se en Jrüppches tesame. De Scholl I, de Scholl II on de Schötze stonn tesame, on sogar de „Schwatte“ on de „Ru-ede“ senn sech dann jrön. Dann wehd jemaulfecht, jelacht on jekwasselt, dat mer dat ejene Woht nimmi verstonn kann. De Lütt drömeröm make de Düre on de Fenstere tou, se könne nix mieh verkoope be-i dem Krach. Dann es et suwiet, et schleit von de Kerketu-ens Uhr nüng Uhr. Dat es förm Clemens (Michels) et Sichnal, us wat te sare. He jeht op dat Denkmol aan, wo de Ferkes stonn, on jriep dat Ferkel an de kruse Stähz, tratt em op de dicke Fott, on flöck es he op dat Mü-erke. He kütt no vüre on säht: „Jode Morje“. Schon mol säht he och: „Leewe Jonges, hütt hammer als widder Jonges-Weeder“. Dann säht he us, wo mer herjonn, em Jonkersbosch, nom Aaper Wald, dörch et Anger- oder Schwattbachtal. Donoh kött de Oorebleck, wo se all drop wahde: Noh wat för en Kneipe jommer hen. Dann sare welche: „Woröm denn wandere, lot mer doch derekt dohin jonn“. Bevör et dann losjeht, mäkt dr Clemens op dat Mü-erke von dr selwen Stell, met dr selwen Kamera, von de selwe Jonges emmer datselwe Beld, on donoh jeht et loss. Dä Clemens kütt von dr Mu-er eronger, tratt dem Ferke nohrens op de decke Fott, on onge es he dann. Jott sei Dank. Jo, dem Clemens kött et mönkesmoht.

Mer trecke emmer en en angere Hemmelsrichtung. Jehdet emol de Oberstroot eronger on en paar Frolütt kume us entjeje, dann schmiete sech welche en de Brost: „Dolle Keels semmer, wollt ihr net metjonn?“ De We-iter:



Treffpunkt der „Ratinger Jonges“ zur monatlichen Wanderung am Verkeshirden-Denkmal. Auf der Mauer: Wanderbaas Clemens Michels. Vor der Gruppe in der Bildmitte mit heller Hose, heller Weste und schwarzen Schuhen: Raimund Pfeiffer, der Verfasser dieses Artikels

„Hürt doch op met dem Stronze, sonn alde Búdels hammer och to Huus erömsette!“ Dobe-i künne se sech dat Laache nit verkniepe. Jommer emol en dr Jonkersbosch, mösse mer och öwwer de Huuser Allee. Do weht de zwedde Wanderbaas, dat es dr Wellem (Blasberg), janz rabbelech. „Loopt net öwwer de Stroot, bliewt dovüre stonn, mer jonnt all tesame röw-er.“ He stellt sech dann op de Stroot, mäkt de Ärm udenanger on höld us de Autos vom Liew. Mer jonn dann en breeder Front dröw-er. Em Bosch anjekume, frore welche: „Wat hätt de Clemens jesaht, wo jommer hen?“ – „No Eggesch,“ säht de Karl.“Nee,“ minnt de Heinz, „ech meen no Hommerich.“ Es jo och ejal, sare se dann, hammer nit genau hinjehüt, mer hant de Mull nit holde könne.

E Stöck en dr Bosch erinjejang, sööke sech de I-eschte ne drüje Boom oder ne drüje Steen uht. „He kiek emol, die könne jet Waater verdrare.“ On dann jeht et loss, dä Boom wehd naat jemaat, on et bliewt nit be-i eene Jong! Et wor emol eener, et es schon länger her, de hätt sech en et Jebösch verkruupe – et mott wohl e jröter

Jeschäft jewese sinn. Als he feh-dich wor on de Box widder aanhadden, wore de Jonges schon fott. He wosst nit wohin, et wohr wohl kinne echte Dume-klemmer. Mer hann späder jehööt, he es von Lengtörp mem Bus no Huus jefahre.

En halve oder en Stond ongerwechs, hannt de Jonges sech sowiet udenanger jetrocke, dat de I-eschte de Letzte nimmi senn kann. „He, Lang, renn nit su schnell, bliew mol stonn“. Von vüre wü-ed zoröckjeroope: „Jeht henge mol wat flöcker“. Dem Clemens wü-ed dat zo bonk, he löpt no vüre on säht: „Bliewt doch emol stonn“. De Spetz hält aan, de Stähz jeht noch e paar Schrett on jeht och nit mie widder. Watt hätt dat jebracht? Nix! On dat Spell kütt dann twei bes drei Mol be-i sunner Wanderung vör.

Semmer dann su wat twei Stond ongerwechs, wü-et et su langsam Ziet, no Huus te jonn, denn de Doosch von de Jonges wü-ed emmer jrötter. Der Clemens hätt tö-schedörch de Keels all jezällt. Dat mäkt he emmer an en Engstell oder do, wo ru-ed-witte Pöhl



Die Jonges-Karawane unterwegs

stonn. On de Clemens nömmt dat sehr genau. „Wievöll semmer denn,“ frore welche. „Ech hann fönfonsebezech jezällt“. „Nee, sesonsebezech senn dat“, seiht ne angere. De Clemens, genau wie he es, zällt noch emol. „Dat senn doch fönfonsebezech, on du kanns nit genau zälle!“

Su langsam jommer widder op Ratingen aan. De Kerketu-en es als widder te senn. De Doosch wehd emmer jrötter, de Schrett emmer länger on schneller. Endlech en de Wi-etschaft aanjekomme, falle se janz malatt op de Stöhl. De I-eschte fröcht: „Senn ooch Frikadelle do?“ – „Nee, hammer hütt kenn.“ Dä Wi-et denk sech, die make us

zevöll Arbitt, solle se sech to Huus welche make loote. Na, wat soll et, se falle dann öwwer de halwe Brötches her. De Mettbrötches senn toi-esch fott, weil de Jonges die su jehn möje on emmer su wennich dovon do senn. De Rest wehd rongkjereicht, on de Brötches met dem jekochte Schenke bliewen öwwerich. Et wehde noch e paar Bierkes drop jekippt on de Jonges hann sech als widder erholt. De Krach wü-ed widder jrötter, jemaulfecht wü-ed öwwer Jott on jedermann. Met de Ziet wü-ed et wat leiser, de Jonges jonnt no Huus. Se wore sech einich, et wor widder en schü-ene Wanderung, och ohne Frikadelle. Op et nächste Loope am letzte Mondaach em

Mond wü-ed sech drop jefreut, on all senn se dann am Verkeshirde-tu-en widder dobe-i.

Bessde emol nit metjeange on du triffs am angere Daach ne Jong en de Stadt, well mer wesse: „Wo wood ihr am Mondaach jewese?“ – „Jo, mer wore en Hommerich en de „Kron“. „Wie sitt ihr denn dohin jeloop?“ well mer wesse. „Jo, do henge eröm,“ säht he. „Wo henge eröm?“ Do holden he sinne Ärm noh vüre, mäkt ne jrote Kries on saht: „Do janz wiet henge eröm!“ „Jo, Ludwig“, hann ech jesaht, „ech wees Bescheid: Nur jemaulfecht on nix von de Jejend jesenn!“

Raimund Pfeiffer

Schlüssel am Markt
 Brauereiaussschank & Gästezimmer
 im Zentrum der Ratinger Altstadt
 täglich geöffnet von 10 bis 24 Uhr

Schlüssel am Markt - Zu den 3 Königen
 Toutsidis - Giertz oHG
 Düsseldorfer Straße 1 (am Marktplatz)
 Tel. 02102-26224 Fax 02102-28448
 www.schluessel-am-markt.de

Die Feierstunde zur **Verleihung der Dumeklemmerplakette** durch den Heimatverein „Ratinger Jonges e.V.“ fand im Jahre 2006 zum ersten Mal im Ferdinand-Trimborn-Saal der Städtischen Musikschule an der Poststraße statt. Etwa 150 Gäste aus Politik, Verwaltung und den Ratinger Heimatvereinen waren am 2. Dezember 2006 gekommen, um an der Feier zur Verleihung der Dumeklemmerplakette an den Vorsitzenden des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ und Schriftleiter des Jahrbuchs „Die Quecke“, **Manfred Buer**, teilzunehmen. Auch **Bürgermeister Harald Birkenkamp** und Ehrenbürger **Ferdinand Trimborn** waren der Einladung der Ratinger Jonges gefolgt. Für die hervorragende musikalische Umrahmung der Feierstunde sorgten **Lore Czeschla**, **Burkhard Bermes** und **Hubert Tacke** von der Städtischen Musikschule Ratingen, die die ersten beiden Sätze des „Concertante“ für Klarinette, Flöte und Klavier von Franz Danzi spielten.

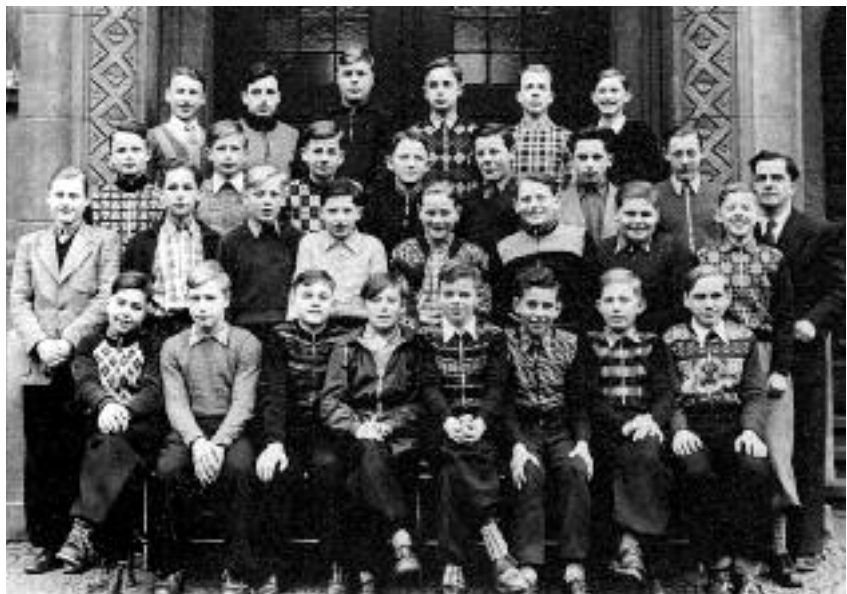


Verleihung der Dumeklemmerplakette 2006
Von links: Manfred Buer, Jonges-Baas Georg Hoberg, Vizebaas Uwe Budzin

Nach der Begrüßung durch **Georg Hoberg**, den Baas der „Ratinger Jonges“, hielt **Hans Müskens**, langjähriger Freund und Wegbegleiter des neuen Plaketenträgers, die Laudatio:

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,
sehr geehrter Herr Trimborn,
lieber Baas Georg Hoberg,
meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Jonges.
Liebe Monika, lieber Manfred!

Gestatten Sie mir eine Vorbemerkung. Plaketten haben in der Regel zwei Seiten, so auch die Dumeklemmerplakette, die heute an Manfred Buer verliehen wird. Vom Hochwerfen einer Münze kennen wir das Spiel: Bild oder Zahl? Bei der Plakette ist es ähnlich. Ich will damit sagen: Wenn heute mehr über Manfred Buer gesprochen wird, dann ist das die eine Seite. Aber es gibt eine zweite Seite, das ist seine Frau Monika. Sie werden an der einen oder anderen Bemerkung feststellen, dass jeder von beiden eine Seite ein und derselben Münze darstellt. Wer „Bild“ oder wer „Zahl“ ist, das ist dann oft die Frage, die Sie sich selbst beantworten können.



Die Quarta A (heute Klasse 7) des Städtischen Gymnasiums Ratingen vor dem Portal des damaligen Schulgebäudes an der Speestraße (heute Städtische Musikschule an der Poststraße) im März 1954. Untere Reihe (sitzend) von links nach rechts: Rudi Steingen, Willi Görtz, Friedhelm Armbrust, Wilfried Breitkopf, Werner Schöffkes, Heribert Faßbender, Rolf Tacke, Helmut Lage. Zweite Reihe von links nach rechts: Eberhard Hegel, Rolf Schmidt, Karl-Martin Tittel, Rainer Ide, Klaus Hostenbach, Horst Schöbel, Horst Lichters, Hans-Jürgen Albrod, Studienrat Helmut Käbisch. Dritte Reihe von links nach rechts: Manfred Buer, Helmut Stark, Peter Coenen, Hans Burdziak, Klaus Bohnen, Bernd Mendorf, Hans-Gerd Hasenbeck. Obere Reihe von links nach rechts: Jürgen Sohn, Hans Müskens, Raimund Stricker, Gysbert van der Smissen, Dieter Argembeaux, Wolfgang Leins

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit: Erste Schritte

Sie wundern sich vielleicht über dieses Thema, das ich der Laudatio für Manfred Buer gegeben habe. Aber diese Lebensregel ist für jeden von Ihnen ganz augenfällig, auch wenn Sie sie vielleicht bis jetzt übersehen haben. Der Satz steht wie ein Programm über dem Eingangsportal zu diesem alten Schulgebäude, durch das Sie eben gegangen sind, um in diesen schönen neuen Saal der Musikschule zu gelangen. Manfred Buer und viele von uns, die wir hier ins ehemalige Gymnasium gegangen sind, sind mit klopfenden Herzen durch diese große Türe geschritten, als wir angemeldet wurden, dann wahrscheinlich nie mehr, denn die Schule betrat man normalerweise über den Hof. Der Satz stand hoch über unseren Köpfen, damals noch in goldenen Lettern. Und wir haben ihn nicht verstanden!

Sie können sich vorstellen, dass dieses Haus und auch dieser Raum bei uns ganz bestimmte Erinnerungen wachrufen. Diesen Raum haben wir damals anders erlebt, sportlich, schweißtreibend. Wir hingen am Reck, versuchten die Kletterstangen hoch zu kommen, hangelten am Seil oder am Trapez mitten in der Halle, versuchten über Kästen und Pferde zu springen. „Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.“ Ohne es genau zu wissen, haben wir uns diesem Satz genähert im Sport und noch mehr in all den Fächern, die wir kennenlernten, die uns gefielen oder auch nicht.

Die Beziehung von Manfred Buer zu diesem Haus geht aber noch etwas weiter. Denn er wohnte in nächster Nachbarschaft zu dieser Schule: Speestraße 13. In den Häusern 15 bis 17 und 19 wohnten Freunde und Spielkameraden von Manfred. Nummer 21 war das Haus des Direktors und Nummer 23 eben das Haus der „Weisheit“ und „Wahrheit“: Unsere Schule. Unsere Gärten grenzten an den Schulhof und an den großen Garten des Direktors. Dieser Garten war für uns ein geheimnisvoller Ort, in dem wir gerne auf die Bäume kletterten, unerlaubter Weise Äpfel pflückten und uns nicht vom Gartenbesitzer erwischen lassen durften. Kleine Schritte auf dem

langen Weg, das Schulprogramm über dem Portal zu realisieren.

Aus dem „Wir“ können Sie heraushören, dass wir Nachbarskinder waren, Schulkameraden und noch mehr: Messdiener an St. Peter und Paul. (Die Kirchturmspitze der Pfarrkirche konnte man von unseren Balkons aus sehen.) Beide waren wir Mitglieder in der katholischen Schülervereinigung Bund Neudeutschland. So ergibt sich eine Menge an Gemeinsamkeiten.

Vielleicht erwähne ich noch kurz, wie ich Manfred kennenlernte. 1950 war meine Familie in eines der „Dürrhäuser“ gezogen. Das war im Januar, und es war Schnee gefallen. Über den langen Gartenweg hatten die über 20 Kinder, die hier von 13 bis 19 wohnten, eine Rodelbahn angelegt, die im Hof endete, nachdem der Schlitten mit Gepolter über acht bis neun Stufen zum Schrecken der Erwachsenen herabgesaust war. Ich stand oben in der 2. Etage hinter den Gardinen und hatte Hemmungen, einfach zu den Kindern dazuzugehen. Dann schellte es an der Türe.

Da standen sie alle: Ina, Wilfried, Dieter, Erika und Manfred: „Kommst du runter?“ Alle guckten mich, den Neuen, neugierig an. Ich ging mit. So einfach begann unsere Freundschaft. Es würde sich jetzt lohnen, die Kinderzeit Revue passieren zu lassen. Aber das ist ja nicht das Thema des heutigen Tages.

Manfred Buer war also Schüler der altehrwürdigen Ratinger Bildungsanstalt geworden. Und da gibt es das Bild, das uns als Untertertianer im Portikus des Haupteingangs zeigt. Unsichtbar, aber sie ist doch da – die Inschrift: Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

Springen wir in das Jahr 1960: 11 Abiturienten des Ratinger Jungengymnasiums haben das Abitur geschafft. Die Zeitung schrieb dazu am 11. März 1960: „Die schriftlichen und mündlichen Abiturprüfungen sind vorbei, und auch die ‚Urteilsverkündung‘ ist glücklich überstanden.“ Stolz wurde „der Sieg in einem fröhlichen Umzug gefeiert.“ Das Bild stellt sie dar in schwarzem Gehrock und Zylinder. In einem Autokorso, bestehend

Elf haben es geschafft

Die Abiturienten des Ratinger Jungengymnasiums feierten

RATINGEN. Sie haben es geschafft, die Oberprüfer des hiesigen Jungengymnasiums: die schriftlichen und mündlichen Abiturprüfungen sind vorbei, und auch die „Urteilsverkündung“ ist glücklich überstanden. Unter Vorsitz von Oberstudienrat Rabea fanden in dieser Woche die letzten mündlichen Prüfungen statt. Nachfolgend die Namen der elf Abiturienten, die Bestenliste in Klassen: Fiedemann Bedurftig (Philologie), Manfred Buer (Volkswirtschaft), Herbert Fußbauer (Volkswirtschaft und Sozialgeschichte), Herwig Holst (Betriebswirtschaft), Michael Jäger (Jura-Volkswirtschaft), Wolf von Krise (Jura), Klaus Mönner (Elektronik), Rainer Oehl (Jura), Hans-Günter Pösch (Jura), Jürgen Rahn (Technische Physik), Rudolf Steigler (Soziologie).

Am gestrigen Nachmittag wurde der „Sieg“ in fröhlichem Umzug, ganz in Schwarz mit Gehrock und Zylinder, gefeiert: Geschmückte Pkw, Transporter und zum Schluss allgemeines „Bücher-erzählma“ waren die weiteren Zeichen für das beglückende Gefühl, den „Fusseln“ der Schuljahre entronnen zu sein.



Mit steifem Kragen, Gehrock und Zylinder führen die glücklichen Abiturienten gestern mit geschmücktem Personenzwagen durch die Straßen der Stadt.

Zeig. RP (Reine) - Klitzner

Rheinische Post vom 11. März 1960

aus drei PKWs, führen sie durch die Stadt. Trompetensolo am Marktplatz. Schließlich „Bücherverbrennung“ auf dem Schulhof. Mitten unter den Glücklichen auch Manfred Buer, der als Berufswunsch interessanterweise „Volkswirtschaft“ angegeben hatte (so die Zeitung!).

Am nächsten Tag brachte die Zeitung dann noch folgende Nachricht unter der Schlagzeile „Arme Schulen“: „Wenn es Schule macht, wird die Stadt noch einmal im Geld schwimmen. Die schriftlichen Arbeiten für die Reifeprüfung am Jungengymnasium waren vorüber, da erschien am Rosenmontag (ausgerechnet!) der Klassenlehrer der Abiturientia mit einer Rechnung über 19,50 Mark. Die Abiturienten sollten sich den Schmerz, der kein Karnevalsscherz war, teilen. Begründung: Bei den Klausu-

ren war für 19,50 Mark Papier verbraucht worden. Papier, das die Schule gestellt hatte, damit nicht gemogelt werden konnte. Die Abiturienten streikten. Ob ihnen die Abiturzeugnisse vorenthalten werden, bis das Schreibpapiergeld abgeliefert ist? Beim Mädchen-gymnasium wurde übrigens die gleiche Rechnung aufgemacht. O arme Schulen!...“ Der Artikel verwies am Ende auf einen zu erwartenden Schulhymnus des „Maulkorb-Schülerkabarets“: „Üb' immer Treu und Kleinlichkeit...“

Papierknappheit: Später wird Manfred Buer Jahr für Jahr tonnenweise Papier akquirieren, auf dem die „Quecke“ gedruckt wird.

Exkurs: Die Quecke

Wir müssen an dieser Stelle noch einmal kurz den Anfang der schulischen Laufbahn von Manfred Buer beobachten und gehen in das Jahr

1950. Damals ist er im 4. Schuljahr und geht in die Volksschule an der Graf-Adolf-Straße. Sein Lehrer ist Theo Volmert, der Begründer und erste Schriftleiter der Lintorfer Heimatzeitung „Die Quecke.“ Was tut ein guter Lehrer zu der Zeit, um seine Schüler bei der Stange zu halten? Er verteilt an die eifrigen Schülerinnen und Schüler Fleißkärtchen. Wer 10 Kärtchen gesammelt hat, kann sie zurückgeben und bekommt dafür die „Quecke“. Klein-Manfred gehört zu den fleißigen Sammlern und hat somit den ersten Kontakt zu der neuen Zeitschrift, ohne zu wissen, was daraus eines Tages wird.

Die „Quecke“ wird uns heute noch mehrmals begegnen. Letztendlich ist sie, wenn man den jahrhundertelangen Gebrauch des Wortes in Lintorf einmal vernachlässigt, wie wir gerade gesehen haben, seit 1950 präsent: zunächst in Lintorf und im Angerland, dann, spätestens nach der Neugliederung 1975, in ganz Ratingen. Anfangs war es weniger ein Jahrbuch als ein schmales Heft von 16 (!) Seiten (davon 3 Seiten Werbung). Heute umfasst das Buch rund 280 Seiten.

Die erste „Quecke“: Wenn man genau hinsieht, hat ein „Witzbold“ in den i-Punkt des Titels ein Gesicht „gekritzelt“. Geheimnisvoller Hinweis auf den „Queckefreeter“, den armen Lintorfer, den Bewohner aus der Angerländer „Streusandbüchse“, der aus lauter Not das Unkraut, das sich in dem kargen Ackerboden breit machte, gegessen haben soll, köstlich von der Hausfrau verfeinert zu Salat: Rucola der alten Zeit?

Wenn ich Lintorfer bitte, mir einmal eine Queckenpflanze zu zeigen, dann kommt da nichts. Das Unkraut kennt jeder, aber keiner weiß, wie es genau aussieht. Uralt ist der Name. Tief eingewurzelt soll sie in den Äckern und Gärten gewesen sein. Mühsam war es, sie auszureißen, auszugabeln. Eigentlich war sie unausrottbar! „Queck“, „quick“, „keck“ steht für lebendig, lebensfrisch, regsam mit unverwüstlicher Lebenskraft, so wird sie auch beschrieben.

Sie dürfen nicht meinen, das Wort „Quecke“ sei auf Lintorf beschränkt. Wenn man der Wort- und Lautgeografie dieses alten Bauernwortes nachgeht, dann fin-



det der Etymologe es im Rheinland, in Franken, im Elsass, in Baden und in Böhmen, in Brandenburg, Pommern, Hamburg, Bayern und Österreich. Lintorfer, aufgepasst: Das vielseitige Unkraut ist uralter „Besitz“ im gesamten deutschen Sprachraum. Für den Vertrieb des Jahrbuchs tun sich somit ganz neue Märkte auf.

Soweit zunächst zum Begriff und zur Bedeutung der „Quecke“ mit all ihren vielfältigen Interpretationsmöglichkeiten. Sie, die Zuhörer, haben natürlich herausgehört, dass bestimmte Eigenschaften sich völlig problemlos auf den heute zu Ehrenden übertragen lassen und sie sich wirklich in ihm auch wieder finden lassen: Tief eingewurzelt, lebendig, lebensfrisch, regsam, unverwüstlich. Eigentlich unausrottbar.

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit: Zwischenschritte

Von dieser ersten denkwürdigen Begegnung von Manfred Buer mit der „Quecke“ bis zu seiner heutigen Aufgabe als Schriftleiter ist noch ein weiter Weg: Aus dem „Wunschberuf“ des Volkswirts wird schon bald der Student für Französisch und Englisch. Zusammen mit Deutsch beherrscht er nun bald drei große Sprachen unserer abendländischen Geschichte. Das bedeutet weltweite Kommunikationsmöglichkeiten, aber genauso tiefe Einblicke in die Geschichte der Länder, in denen diese Sprachen gesprochen werden. Das „Neigungsfach“ Geschichte ergibt sich daraus fast zwangsläufig für Manfred Buer. Nach dem Studium und den Examina unterrichtet er jahrelang Schülerinnen und Schüler zunächst in Bergkamen, dann in Essen bis zu seiner Pensionierung. In die Schulzeit hinein fällt aber noch ein wichtiger Zwischenschritt. In der Klasse am Gymnasium hatte Manfred Buer einen Freund gefunden. Das ist Rudi Steingen aus Lintorf. Der hat eine Schwester: Monika. Zu der Zeit war es üblich, dass viele Schüler ein Abonnement des Schauspielhauses in Düsseldorf hatten. Für Rudi und Manfred und andere aus der Klasse war der Besuch des Theaters selbstverständlich. Das empfahlen ja auch die Deutschlehrer ganz eindringlich. Und Rudi brachte seine Schwester mit. Irgendwann bei „Kabale und Liebe“

oder bei der „Braut von Messina“ oder bei „Faust“ hatte der Manfred dem Rudi zugeflüstert: „Können wir nicht mal die Plätze tauschen?“ Rudi sah das ein. Und so begann das gemeinsame Leben von Manfred und Monika, dieser einen Münze mit den beiden Seiten: Bild und Zahl! Viele Tage eines gemeinsamen Lebens. Manfred verlegte damals seine Anwesenheit von der Speestraße in Ratingen zur Speestraße nach Lintorf. Mit der Hochzeit wurde er dann entfernt verandt mit Johann Peter Melchior, dem berühmtem Porzellankünstler aus Lintorf.

Die jungen Eheleute zogen – wie schon angedeutet – nach Bergkamen, weil das der Beruf so forderte. Bergkamen: weit weg vom geliebten Lintorf. Monika bekam mit der Zeit Heimweh, woraus der Entschluss erwuchs, sich um eine Lehrstelle in Essen zu bemühen. Sie bauten ein Haus in Lintorf. Wo? Ganz in der Nähe der Speestraße! Der Legende nach gibt es einen unterirdischen Gang zum Haus Steingen auf der Speestraße.

Exkurs: Die etymologische Bedeutung des Wortes Buer

Der Student der Sprache muss sich oft genug mit der Etymologie von Wörtern herumschlagen. Im Hinblick auf den heutigen Tag reizt es, einmal der Bedeutung und Herkunft des Namens Buer nachzugehen.

Manch einer wird spontan eine Verbindung herstellen zwischen „Quecke“ und „Buer“. Zum Teil richtig, wenn man den „Buer“ als „Bauer“ deutet, der sich berufsmäßig mit der Quecke herumschlagen muss oder der mittags nach Hause kommt und zu seiner Frau sagt: „Mach mal ne leckere Salat d’rus“, und ihr einen Korb voll Quecken auf den Tisch schüttet, die er im Schweiß seines Angesichts aus dem Acker gezogen hat.

Man hört fast den Schöpfungsbericht der Bibel: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du deine Quecke essen!“ In einer späteren Fassung heißt es: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du die Quecke redigieren.“

Der Etymologe fragt sich natürlich: Ist der „Buer“ wirklich der „Bauer“, lateinisch „rusticus“? Ja und nein! Drei Richtungen müssen wir un-

terscheiden, die irgendwann auch wieder zusammenkommen.

„Buer“ ist niederdeutsch (also vom Dickelsbach an gegen Norden) der „Käfig“, der „Korb“, demnach ein Aufenthaltsort für Vögel (Vogelbauer). Umfassender wird die Bezeichnung „bur“ in der Bedeutung von „Kammer“, „Hütte“, „Wohnung“, „Gemach“. Umgangssprachlich wird daraus auch „Stall“, „Schuppen“. Diese Deutung des Namens „Buer“ zeigt sich vielfach in Ortsbezeichnungen: „Beuron“, „Benediktbeuren“, „Blaubeuren“, „Kaufbeuren“. Das ist mehr der süddeutsche Raum. Bei uns wird „Buer“ dann zu „Büren“, „Ibbenbüren“, „Gelsenkirchen-Buer“ usw. (die Zukunft wird erweisen, ob sich Lintorf zu „Lintorfbüren“ entwickelt.)

Aus „Buer“ als Wort für „Behausung“, „Hütte“, „Wohnung“ entwickelt sich dann die Bezeichnung für den, der in den Vier-Wänden wohnt: der „Bewohner“, „Mitbewohner“, „Nachbar“, „Mitbürger“, „Dorfgenosse“, „Bauer“. (Da ist er wieder: der Bauer mit seiner Quecke.)

Für den Englischlehrer Manfred Buer hier ein interessanter Hinweis: Der englische Adelsname Byron und somit auch der Name des Dichters aus dem 19. Jahrhundert, Lord Byron, hängt etymologisch eng mit „Buer“ zusammen. (Lord Manfred Buer!)

Eine ganz andere Richtung des Namens „buer“ findet man im Mittelniederländischen. Da gibt es nämlich das Wort „beddebuur“ oder „buer“ (genauso geschrieben wie unser Manfred Buer). Und das bedeutet „Kissenbezug“. Im Französischen gibt es das verwandte Wort „bure“ mit der Bedeutung „grobes Tuch“. Das hängt wiederum mit dem Lateinischen zusammen. Da kennt man nämlich die „burra“ in der Bedeutung von „zotigem Gewand“. Aus dem Französischen „bure“ wird irgendwann unser „Büro“. Wie das? Gemeint ist damit zunächst ein mit einem Tuch überzogener Tisch, ein „Amtstisch“. Seit dem Jahr 1695 wird bei uns aus dem Fremdwort „Büro“ der „Schreibtisch“ bzw. das „Geschäftszimmer“ oder die „Schreibstube“.

(In Anlehnung an Wörter wie „Aristokratie“ oder „Demokratie“ entwickelt sich im Französischen auch das Wort „bureaucratie“ (Bü-



Manfred Buer liest seinem Enkel Philipp vor dem Schlafengehen etwas vor

rokratie). Ab 1790 finden wir in Berichten über die französische Revolution die Bezeichnung „Bürokrat“ und „bürokratisch“.

Lassen Sie sich das einmal auf der Zunge zergehen: Die gesamte „Bürokratie“ eines Rathauses hängt an diesem „bure“ – an diesem Buer!

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit: Schritte in die richtige Richtung

Der Umzug von Monika und Manfred Buer ist vollzogen. Das war 1975. 1976, ein Jahr später, wird Manfred Buer Mitglied im Lintorfer Heimatverein und sofort aufgrund seiner guten Schreibkenntnisse stellvertretender Schriftführer. Seine ortsbezogene Karriere beginnt. Die nächste Beförderungsstufe ist: erster Schriftführer, dann stellvertretender Vorsitzender. Dann kommt der 16. November 1990. Ein Tag wie (fast) jeder andere. Manfred Buer macht am Nachmittag seinen Garten winterfest. Mitten in der Arbeit fällt ihm der Termin ein: Jahreshauptversammlung. Wie ein echter „Queckenbauer / Queckebauer“ läuft er, so wie er ist, mit den Gartenklamotten, den Lehm noch an den Schuhen, zum Versammlungsort und ... wird zum ersten Vorsitzenden gewählt (fast noch die Hacke in der Hand!).

Von 1976 an hilft er Theo Volmert (seinem alten Lehrer) auch bei der Arbeit an der „Quecke“. Als dieser 1991 stirbt, übernimmt er dessen Aufgabe und wird Schriftleiter. Heute sind diese Zeitschrift und der Name Manfred Buer nicht mehr zu trennen.

Sie erinnern sich, dass aus dem französischen „bure“ unser „Büro“ geworden ist. Und so wollen wir uns einmal ansehen, wie das Büro des Schriftleiters der „Quecke“ aussieht. Jeder vermutet ein hochtechnisiertes Bürocenter mit mindestens einem Computer, Flachbildschirm, mit Faxgerät und Handy, Drucker, Scanner und Kopierer. Nichts von dem. Das Redaktionsbüro ist ein antikes, schwarzes ... Telefon mit Wählscheibe, Gabel und Hörer in der Form eines Hundeknochens.

Das Redaktionsbüro ist weiterhin der runde Tisch im Wohnzimmer mit Blick auf den „Pan“ von Gretel Gemmert im Garten. Kunstwerke dieser Künstlerin, von Maria Fuss, von Yildirim Denizli und anderen umstehen den runden Tisch. Schaffen Atmosphäre. Animieren dazu, sich den verschiedenen Themen zu öffnen. Auf dem Tisch: Manuskripte, Bilder, Korrekturbögen. Das schwarze Telefon klingelt: Ein Autor fragt: „Wie viel Zeit habe ich noch?“ Geduldig die Antwort: „Redaktionsschluss ist eigentlich der 15. Juli. Heute ist der 15. September!“

Manfred Buer hat es in den 16 Jahren geschafft, Autoren zu finden, die ein breites Spektrum an heimat- und lokalbezogenen Themen abdecken. Das schließt nicht aus, dass er von Anfang an auch selbst Autor war und ist.

Es ist eine Vielfalt von Themen, die jedes Jahr in der „Quecke“ erscheint. Es sind Themen, die die einzelnen Stadtteile betreffen. Ortsgeschichte findet ihren Niederschlag. Oft sind es Ereignisse, die längst vergessen wären, wenn

die „Quecke“ sie nicht „wiederbelebte“. Künstler aus Ratingen und dem Umland finden hier eine „Plattform“ oder werden aus der Versenkung geholt, um sie so der Vergessenheit zu entreißen. Manfred Buer stellt Sachverhalte fest und dokumentiert sie entsprechend in der „Quecke“ als Teil unserer Geschichte hier vor Ort.

Gruppierungen, Vereine, Institutionen werden in den Themenkreis eingebunden. Es gibt fast nichts, was für unsere Stadt geistesgeschichtlich, kulturhistorisch oder als allgemeines Geschichtsphänomen von Bedeutung ist, das nicht irgendwann im Laufe der Jahre in der „Quecke“ zur Sprache gebracht wurde und wird. Es sind nicht nur die glatten, schönen Dinge, die vorgestellt werden, sondern Ereignisse, Orte mit einer problematischen Vergangenheit werden ebenso kritisch und objektiv beleuchtet. Für den Schriftleiter Manfred Buer heißt das, das Ohr an der Zeit, auch an der geschichtsorientierten Zeit zu halten, hinzuhören, wo einer forscht, wo ein Zeitzeuge etwas zu sagen hat, wo der Fachmann sich mit einem speziellen Problem auseinandersetzt. Das Ergebnis können Sie Jahr für Jahr verfolgen. Es ist eine Fülle von Themen und Material, was sich in jeder Quecke findet. Geschichte wird so lebendig. Geschichte wird so aktuell auf die jetzige Zeit bezogen. Geschichte ist damit eine Anfrage an uns.

Geschichte muss man in der „Philosophie“ der „Quecke“ umfassend verstehen als Sozialgeschichte, als Kirchengeschichte, als Geschichte vor Ort in all ihren Facetten, als Lebensgeschichte von Menschen, die hier gewirkt haben, aber auch als Kunst- und Literaturgeschichte, sofern sie an unsere Stadt gebunden sind. Ein wahres Kompendium, das Manfred Buer Jahr für Jahr neu entwickelt, gliedert und konkret in eine höchst lesbare Zeitschrift umsetzt. „Das Schwierigste ist“, so sagte mir Manfred Buer einmal, „aus dem Wust eine vernünftige Gliederung zu erstellen.“

Das ist die eine Seite der Medaille. Die andere Seite – die Zahl – sollte man dabei nicht vergessen. Da sieht man in Lintorf ein schreiend rosa Rad. Monika Buer fährt durchs Dorf von Geschäft zu Ge-



Das schwarze
Telefon!



Sichten, sortieren, sammeln, auswählen – kein leichter Job für Manfred Buer,
aber dafür sehr spannend (RP-Foto: Achim Blazy)

schäft. „Du kommst schon wider...“, meint der eine, als Monika Buer durch die Ladentür tritt. Und im nächsten Geschäft: „Schon wider e Johr om?“ Über 90 Anzeigen holt sie so Jahr für Jahr ein, um die finanzielle Grundlage für die „Quecke“ zu legen. (Einige „treue“ Kunden sind seit 1950 dabei.) Eine aufwendige, aber höchst wichtige und nicht zu unterschätzende Fahrradtour durchs Dorf.

Aber das ist nicht das Einzige, was Monika Buer für die „Quecke“ tut. Sie hat nämlich auch etwas mit der anderen Seite, der „Bildseite“ zu tun. Manfred und Monika Buer suchen und diskutieren an ihrem „runden Tisch“ oftmals die reiche Bildauswahl hin und her. Auf meine Frage, wie das Zusammenspiel denn so klappt, meinte sie in aller Offenheit: „Bei uns sind niedersächsische Zuverlässigkeit und Zähigkeit einerseits (die Eltern von Manfred Buer stammen beide aus Osnabrück) und rheinischer Frohsinn mit spontanen Einfällen (Monika Buer ist Lintorferin) zusammengekommen. Das passt!“

Wenn Sie noch einmal auf den Leitspruch über dem Portal der Schule schauen, dann sehen Sie, wie die Arbeit an und für die „Quecke“ auch eine Menge mit Wahrheitssuche zu tun hat. Sie sehen hier und da, oft zwischen den Zeilen, vor allem aber im Bemühen jedes Einzelnen, wie ein Stück Weisheit auf ganz unterschiedliche Weise vermittelt wird. Dazu trägt der einzelne Autor bei, das ist aber vor allem auch die Leistung des

Schriftleiters, der Ideen entwickelt, der Mut macht, der kritisiert, der korrigiert und am Schluss ein fertiges schönes Produkt vorlegt.

Stichwort Korrekturen: Drei Korrekturen sind es mindestens, bis der Text steht. Korrekturen von über 280 Seiten! Als Deutschlehrer bin ich davon überzeugt, dass ich einen weitgehend fehlerfreien Text abliefern kann. Wenn ich mein Manuskript zurückbekomme, sehe ich „Rot“. Manfred hat noch eine Reihe von Korrekturen vorgenommen. Und der Drucker sagte mir einmal: „Zeigen Sie den Text nochmals dem Manfred. Der findet die Fehler!“

Die technischen Abläufe habe ich hier ganz vernachlässigt. Lesen Sie in der aktuellen „Quecke“ 2006 den entsprechenden Artikel „Wie die Quecke entsteht“. Da kommt zum schwarzen Telefon noch einiges hinzu.

Schriftleitung ist nicht das Einzige für Manfred Buer. Es gibt auch noch den Vorsitzenden Manfred Buer, der seinem Verein seit 16 Jahren vorsteht. Auch hier entwickelt er Ideen, Aktivitäten, die das Vereinsleben lebendig halten und die über den Ortsteil Lintorf hinausstrahlen. Ich kann und will hier nicht alles aufzählen, warum Manfred Buer auch in dieser Rolle die Dumeklemmerplakette verdient hat. Einen Punkt will ich jedoch herausstellen. Bei seiner ehrenamtlichen Arbeit im Verein und in anderen Gremien will er Brücken bauen in die Vergangenheit.

So kann es sein, dass für ihn Akten, Papiere, Bilder nicht „Altpapier“ sind, sondern „sprudelnde Quellen“ für die Geschichte vor Ort. Der Heimatforscher, und dazu zähle ich Manfred Buer in hohem Maße, ist näher an der Ortsgeschichte und an den Menschen, die hier gelebt haben und leben, als mancher hauptberufliche Historiker oder Kunsthistoriker, dem diese Bodenhaftung möglicherweise fehlt. Ich will das an einem Beispiel verdeutlichen: Unser Pfarrarchiv wurde wieder einmal von einer sachkundigen Archivkraft aus dem fernen Köln durchforstet mit dem Ziel, Akten für den Schredder vorzubereiten. Ich kam eher zufällig in den Keller und fand einen riesigen Aktenberg. Mein erster Griff in den Papierberg führte dazu, dass ich ein Soldbuch von einem 1945 gefallenen Ratinger Soldaten fand mit der entsprechenden Korrespondenz. Eine andere Akte, zur Vernichtung vorgesehen, enthielt Listen von Familien, die 1945/1946 als Flüchtlinge hier nach Ratingen kamen und in die Gemeinde integriert wurden. Ich las viele mir bekannte Namen. Sie können Manfred Buer fragen, der Ähnliches vielfach erlebt hat und darum auch erst zweimal hinguckt, bevor er einen Ordner in den Papiercontainer wirft.

Es sind Zeugnisse, die für Manfred Buer und andere lokale Geschichtsforscher höchst wichtig sind, die aber für den nicht ortsgeliebten „Fachmann“ eher unwichtig erscheinen und damit nicht erhaltenswert sind. Gut! Man

Am 23. April 2007 wurde **Ferdinand Trimborn**, Ehrenbürger der Stadt Ratingen und langjähriger Förderer des kulturellen Lebens seiner Heimatstadt, in dem nach ihm benannten Ferdinand-Trimborn-Saal der Städtischen Musikschule an der Poststraße der „Rheinlandtaler“ verliehen. Mit dem „Rheinlandtaler“, der 1976 vom Landschaftsverband Rheinland gestiftet wurde, werden alljährlich Persönlichkeiten geehrt, die sich in besonderer Weise anregend oder fördernd um die Kultur ihrer rheinischen Heimat verdient gemacht haben. Über die Verleihung entscheidet der Kulturausschuss der Landschaftsversammlung.

Die musikalische Umrahmung hatte – wie hätte es passender sein können – der Ratinger Kinder- und Jugendchor unter der Leitung von **Werner Schürmann** übernommen.

Nach den Begrüßungsworten des Ratinger Bürgermeisters **Harald Birkenkamp** hielt der stellvertretende Vorsitzende der Landschaftsversammlung Rheinland, **Winfried Schittges MdL**, die Laudatio auf den neuen Ratinger Träger des „Rheinlandtalers“:

Sehr geehrter Herr Trimborn,
meine sehr verehrten Damen
und Herren,

es sind schon viele Rheinlandtaler verliehen worden, doch noch nie konnte dies an einem Ort geschehen, der zugleich den Namen des Geehrten in seiner Heimatstadt trägt: hier im Ferdinand-Trimborn-Saal verleiht der Landschaftsverband Rheinland in diesem Jahr den Rheinlandtaler an Ferdinand Trimborn!

Diese Tatsache macht die Bedeutung der Verleihung des Rheinlandtalers besonders interessant – zeigt dieser wundervolle Saal doch konkret, wie ein Mensch sich für seine Heimat, das Rheinland, verdient gemacht und gleichsam einen Ort geschaffen hat, der zu einer nachhaltigen Plattform für Kultur und Jugendförderung geworden ist.

Heimat spielt im gesamten Leben des Geehrten eine besondere Rolle: Im extrem heißen Sommer des Jahres 1921 wurde Ferdinand Trimborn in Duisburg-Kaiserberg geboren und ist dem Rheinland nach seinem Umzug nach Ratingen ein Leben lang treu geblieben.

Im Hause Trimborn spielte vor allem die Musik, das aktive Musizieren, seit Beginn an eine zentrale Rolle – und der kleine Ferdinand beneidete schon als kleiner Junge die schönen Instrumente der beiden älteren Geschwister. Ab seinem fünften Lebensjahr ließ sein Vater, Finanzbuchhalter bei der Deutschen Bank, dem kleinen Ferdi Geigenunterricht geben – eine Entscheidung, die für Ferdinand prägend werden sollte.



Ferdi Trimborn und Winfried Schittges MdL, stellvertretender Vorsitzender der Landschaftsversammlung Rheinland, der die Laudatio auf den neuen Rheinlandtaler-Träger hielt

Sonntag für Sonntag musizierte nun das kleine Hausorchester Trimborn und schon früh lernte der Geehrte, wie man anderen Menschen Freude bereiten kann.

Nach Abschluss einer kaufmännisch-technischen Lehre wechselte er zur Firma Halfen nach Düsseldorf, wo er nach dem Geigenspiel sein zweites Schlüsselerlebnis hatte, das Auswirkungen bis auf den heutigen Tag hat: die Ankerschiene!

Ankerschienen sind Bauelemente aus Stahl, die zum Beispiel in Wände und Decken einbetoniert werden und mit denen man schwere Lasten befestigen kann. Die Ankerschiene, mit der Ferdi Trimborn nun täglich zu tun hatte, ging ihm nicht mehr aus dem Kopf: er wollte sie verbessern, professioneller verarbeiten, hatte

neue Ideen zur Befestigung durch die sogenannte Ankerschraube.

Doch zu einer Umsetzung der Ideen kam es – vorerst – nicht mehr: Mit 19 Jahren wurde Ferdinand Trimborn eingezogen und erlebte die schrecklichsten zehn Jahre seines Lebens. Er war in Dünkirchen, wurde mehrfach verwundet, landete sechs Wochen im Lazarett, schließlich in Kriegsgefangenschaft. Und auch hier und vielleicht gerade hier merkte er, wie Musik die Türen und die Herzen öffnet: als er einmal auf der Violine eines Sergeanten die „Kleine Nachtmusik“ auswendig spielte, wurde er fortan immer wieder zum Musizieren eingeladen und konnte nicht nur den Menschen eine Freude machen, sondern auch ihm wurde gegeben. Auch derartige Erlebnisse sind prägend für sein weiteres Leben.

1948 kam er zurück nach Düsseldorf, wurde als Eisen-Entroster in seiner alten Firma wieder eingestellt und holte in einfachsten Verhältnissen abends auf der Grafenberger Allee einen Schulabschluss nach. Außerdem lernte der inzwischen 29-jährige Ferdinand beim Tanzen Irmgard, eine junge Försterstochter kennen – mit ihr ist er inzwischen 55 Jahre verheiratet. Dies möchte ich zum Anlass nehmen, Sie, sehr verehrte Frau Trimborn, auch noch mal ganz persönlich zu begrüßen.

Während der zehn Jahre Krieg und Gefangenschaft ist Ferdinand Trimborn die Ankerschiene nicht aus dem Kopf gegangen. Wo immer er konnte, hat er heimlich Zeichnungen dieses Bauelementes angefertigt und auch jetzt, in seiner alten Firma, tüftelte er weiter an der Idee, eine eigene Ankerschiene zu bauen. Ein Traum, der unerreichbar schien, kostete doch der Weg in die Selbstständigkeit eines solchen Vorhabens 150.000 Mark.

Nur durch eisernes Sparen wurde fast zehn Jahre später sein Traum Wirklichkeit: Nach dem Tod seines Chefs in Düsseldorf mietete er in Ratingen auf der Kaiserswerther Straße eine kleine Halle, kaufte einen Schwebekran und meldete für das neue Bauelement Muster-schutz für 25 Jahre an: Die Trimborn-Ankerschiene. Obwohl im ersten Jahr die Miete höher war als der Umsatz, ließ Ferdinand Trimborn sich nicht entmutigen und expandierte in kleinen Schritten. Er zog in Ratingen in die Sandstraße um, dann in die Boschstraße, wo er zuletzt auf über 4.000 Quadratmetern in Hallen, einem Bürogebäude und mit einem 10 Tonnen-Kran mit 20 Leuten Personal seine Ankerschiene vollautomatisch produzieren konnte. Zum Schluss verarbeitete Ferdinand Trimborn über 1.000 Tonnen Stahl zu Ankerschienen. Inzwischen hatte sich seine neue Ankerschiene derart etabliert, dass sie heute bei keinem größeren Bau mehr fehlt, die Trimborn-Ankerschiene ist zur Marke geworden.

Während der vielen Jahre des Aufbaus und der harten Arbeit in seinem Werk blieb dem Geehrten nicht viel Zeit für Hobbys übrig. Dennoch pflegte Ferdinand Trim-

born während der gesamten Zeit die Musik, spielte in einem kleinen Orchester mit, mit dem er zum Beispiel in Krankenhäusern auftrat, um den Patienten eine Freude zu bereiten.

Daneben hatte er nach eigenen Aussagen zwei weitere Leidenschaften: zum einen das Golfspiel – immerhin Handicap 6! - und schöne Autos. Allerdings waren weite Reisen mit den Limousinen nicht möglich – dazu fehlte immer wieder die Zeit – höchstens bis nach Ascona, wo er mit seiner Frau über mehrere Jahrzehnte ein traumhaft gelegenes Urlaubs-Do-mizil besaß.

1975 entschloss sich Ferdinand Trimborn, seinen erfolgreichen Betrieb gewinnbringend zu verkaufen und sich endgültig von der Trimborn-Ankerschiene zu trennen – die aber auch ohne ihn im gesamten Bauwesen bis heute ein Begriff ist.

Seitdem hat Ferdinand Trimborn ein neues Leben begonnen: als Spender und Wohltäter - als ein Mensch, der gibt, wo er nur kann - ohne darüber groß zu reden.

Begonnen hatte dieses neue Leben mit einem Erlebnis im Evangelischen Krankenhaus Ratingen: als er sah, wie seine Frau dort in einem alten, unzureichend ausgestatteten Operationssaal im Keller operiert worden war, stellte er ohne Zögern der Klinik 250.000 Mark für einen Neubau des Operationsbereiches zur Verfügung – als Beginn einer Spenden-Serie, die bis heute anhält.

Nach weiteren Spenden im Rather Krankenhaus, einer Kirchenorgel, 1.000 Bäumen für den Golf-Platz und weiteren Spenden, die inzwischen Seiten füllen, kam dem Musikliebhaber die Idee, den musikalischen Nachwuchs in seiner Heimatstadt und im Rheinland zu fördern – in einer Zeit, in der die meisten jungen Menschen nur wenig Interesse für klassische Musik zeigen.

Diese inzwischen gut funktionierende kulturelle Glanzleistung gelang dem Mäzen durch zwei Dinge: Zum einen durch die Schaffung zweier Musik-Förderpreise für junge Menschen als nachhaltige Förderung von Musik-Talenten seit 1999. Zum anderen durch den



Die Schauseite des „Rheinlandtalers“ zeigt das Gesicht der Medusa, das, in der Antike als Amulett getragen, Unheil und Gefahren vom Träger abhalten sollte

Neubau dieses mit optimaler Akustik ausgestatteten Musiksaals, als Plattform und Bühne.

Über eine Million Euro nahm der Musikliebhaber für den 2006 eingeweihten Saal in die Hand.

Der Musik-Preis besteht aus zwei Elementen:

Dem Ratinger-Trimborn-Förderpreis und dem Trimborn-Förderpreis-NRW für begabte Musikerinnen und Musiker aus dem Kreis Mettmann und aus dem Land NRW, die der heute Geehrte zunächst für zehn Jahre gestiftet hat.

Der Ratinger-Trimborn-Förderpreis ist mit 3.000 Euro Preisgeldern dotiert, der Trimborn-Förderpreis-NRW mit 6.000 Euro – wobei für den landesweiten Preis Ferdinand Trimborn zusätzlich noch das Folkwang Kammerorchester Essen für das Preisträgerkonzert finanziert.

Eine unabhängige Jury entscheidet einmal im Jahr über Können und Ausdruckskraft der jungen Talente und gibt ihnen Ansporn, ihr Können weiter auszubauen. Sie profitieren damit unmittelbar von den wertvollen Erfahrungen, die Ferdinand Trimborn selbst in seiner Kindheit sammeln konnte.

Über all die Spenden, Wohltaten und selbstlosen Zuwendungen möchte der Geehrte nicht viel sprechen. Einfach geben, wo Not ist, fördern, wo Bedarf ist – ohne selbst zu nehmen. Ihm ist all dies zur Selbstverständlichkeit geworden. Sein Hausarzt diagnostiziert bei ihm entsprechend zwei Geburtsfehler:



Manfred Buer vom Lintorfer Heimatverein überreichte Ferdi Trimborn nach der Verleihung ein Bild „seines“ Saales, wie er in den 1950er-Jahren ausgesehen hat

hen und verlese nun dazu den Text der Urkunde.

Nach dem Verlesen der Urkunde und der Übergabe des „Rheinlandtalers“ an Ferdinand Trimborn dankte dieser, sichtlich gerührt von den Lobesworten des Laudators, in einer kurzen Ansprache für die ihm verliehene hohe Auszeichnung. „Ich weiß, wer ich bin, und ich werde immer so bleiben, wie ich bin“, waren seine abschließenden Worte.

Zum Ausklang sang der Ratinger Kinder- und Jugendchor der Städtischen Musikschule das neue „Lied für Nordrhein-Westfalen“, das vom Chor zum ersten Mal in der Feierstunde zum 60. Jahrestag der Gründung des Landes NRW im Düsseldorfer Landtag vorgetragen worden war und das mittlerweile auch als CD-Einspielung vorliegt.

„1. Immer nur helfen wollen und

2. einfach zu bescheiden.“

(Zitat)

Diese beiden Tugenden haben vieles bewirkt und dem Mäzen das Bundesverdienstkreuz eingebracht, die Ehrenbürgerschaft und den Ehrenring der Stadt Ratingen sowie die Dumeklemmerplakette seiner Heimatstadt, aber sicher vor allem die Anerkennung und den Respekt seiner Mitmenschen.

Der Rheinlandtaler des Landschaftsverbands Rheinland zeichnet Menschen aus, die sich in besonderer Weise für das Rheinland, die Menschen dort, deren Kultur, deren Wohlergehen und deren Geschichte eingesetzt haben.

Mit großer Freude und Anerkennung möchte ich im Namen des Landschaftsverbandes Ihnen, Herr Trimborn, als großem, selbstlosen Förderer rheinischer Kultur, aber auch der Medizin und des sozialen Lebens den Rheinlandtaler verlei-



hilgenstock
bauelemente
 GmbH

Lieber gleich
zum
Fachmann!

Fenster - Türen - Haustüren -

Wir beraten - Wir montieren

Kalkumer Straße 36 · 40885 Ratingen-Lintorf · ☎ (02102) 934 20
 Fax: 021 02 / 93 42 42 · Internet: www.hilgenstock.de · www.fenstersicherheit.de

Griechen in Ratingen

Die griechischen Einwanderer

Schon immer hat es in der Geschichte der Griechen große Wanderungsbewegungen gegeben. Die moderne Auswanderung seit dem 19. Jahrhundert nach Westeuropa und Übersee ist dabei die letzte der insgesamt vier Phasen griechischer Auswanderung aus dem Mutterland.

Migrationsbewegungen

Ein Großteil der heute in Deutschland lebenden Griechen sind Arbeitsmigranten (und ihre Nachfahren), die in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts hierher kamen. Sie folgten einem Aufruf der deutschen Regierung (die so genannte Anwerbung), da es in Deutschland nicht genug Arbeiter für den wachsenden Bedarf in der Industrie gab. Dabei kann man drei Hauptphasen der Wanderung unterscheiden:

- Bis 1973 war die Zuwanderung größer als die Abwanderung. Damals waren noch etwa 11 Prozent aller Ausländer in Ratingen Griechen.
- Ab 1974 setzte ein Trend zur Rückwanderung ein, der aufgelöst wurde durch die Entmachtung der Militärdiktatur in Griechenland. Bis 1987 ist die Zahl der hier lebenden Griechen stetig zurückgegangen.

Seit 1988 ist wieder ein stärkerer Anstieg der Zuwanderungszahlen zu verzeichnen, da sich die wirt-

schaftliche Situation in Griechenland verschlechterte (teils aber auch bedingt durch Familienzusammenführung etc.). Außerdem war Griechenland 1981 der EU beigetreten, so dass die Zu- und Abwanderung bedeutend erleichtert wurden.

Heute übersteigt die Zahl der Rückwanderer ein wenig die Zahl der Zuwanderer. So sind im Jahre 1999 13 Prozent Zuzug gegenüber 14,2 Prozent Abwanderung zu verzeichnen. Das deutet an, dass eine große Zahl der hier lebenden Griechen zwischen den Ländern sozusagen „pendelt“, d.h. sie verbringen einige Zeit in Deutschland und kehren dann wieder nach Griechenland zurück. Das liegt unter anderem daran, dass viele sogenannte „Arbeitsmigranten“ von vornherein geplant hatten, nach einem kurzen Arbeitsaufenthalt wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Dennoch stellen sie mit einer durchschnittlichen Aufenthaltsdauer von 19,6 Jahren eine der am wenigsten mobilen Ausländergruppen in Deutschland dar. Dieser ständige Migrationsstrom hat dazu geführt, dass ca. 10 Prozent der griechischen Bevölkerung (etwa 1 Mio. Menschen) zumindest einige Zeit in Deutschland damit verbracht hat, zwischen den Ländern hin und her zu „pendeln“.

Jetzt, im Juni 2007, weist die Ausländerstatistik 712 in Ratingen lebende Griechen auf.

Sehr viele der hier lebenden Griechen haben sich nach einer Einbürgerung für die doppelte Staatsbürgerschaft entschieden. Wie mittlerweile in vielen Staaten der EU kann man aufgrund zwischenstaatlicher Verträge als Grieche beide Staatsangehörigkeiten behalten.

Die ersten Griechen kamen etwa 1959 aus Belgien hierher nach Ratingen. Viele hatten bis dahin Verträge in den belgischen Bergwerken zu schlechten Bedingungen und suchten deshalb nach neuen Arbeitsmöglichkeiten.

Andere, wie Dimitrios Vouros, kamen 1960 ohne Arbeitsvertrag direkt aus Athen als Tourist nach Düsseldorf. Zunächst wurden immer Verwandte aufgesucht, die dann auch über die benötigten Informationen verfügten.

Auch Dimitrios Vouros hatte gehört, dass in Deutschland Arbeitskräfte gesucht würden. Deshalb machte er sich auch weiter keine Gedanken.

Er fand dann auch schnell Arbeit bei der Firma Mannesmann, wechselte dann aber nach einem Jahr zur Ratinger Papierfabrik, wo er bis zur Firmenschließung 1971 beschäftigt war. Bevor er sich dann als gelernter Herrenschneider 1973 selbstständig machte, arbeitete er noch zwei Jahre bei der Firma Bagel.

Insgesamt verzeichnete die Ausländerstatistik 1960 nur etwa 30 Griechen in Ratingen. Davon waren die meisten unverheiratet und aus Belgien eingereist.

Das größte Problem war damals die allgemeine Wohnungsnot. Die meisten Griechen wohnten möbliert und privat, z.B. Am kleinen Rahm. Oft wohnten zwei bis drei Personen in einem Raum ohne Wasseranschluss. Die ersten Kontakte zum Ratinger Ausländeramt wurden als angenehm empfunden. Die Papiere wurden allesamt noch mit der Schreibmaschine ausgefüllt, Rentenausweise und Steuerkarten schnell übergeben.

Ob Deutsche oder Ausländer – wenn man in der Fremde ist, dann sucht man zunächst Gleichgesinnte und die Möglichkeit, sich in der gewohnten Sprache zu unterhalten.

Aber wo sollte man sich treffen? Die Wohnungen waren klein und ungeeignet. So traf man sich dann zunächst in einem italienischen Café auf der Oberstraße oder in der Gaststätte „Zum Krug“. 1974 setzten sich einige Griechen zusammen und gründeten die „Griechische Gemeinde Ratingen e.V.“. Der Verein war als Vermittler zwischen Deutschen und Griechen,





Ein beliebter Treffpunkt für die ersten Griechen in Ratingen war die Gaststätte „Zum Krug“ an der Ecke Bahnstraße/Freiligrathstraße. Sie wurde beim Ausbau des innerstädtischen Verkehrsringes abgerissen

sowie als Interessenvertretung der Griechen gedacht. Die 200 Mitglieder wählten Dimitrios Vouros als Vorsitzenden und Wortführer. Bei vielen Gelegenheiten hatte er bis zu diesem Zeitpunkt schon viel Anerkennung seiner Landsleute erhalten.

Während das Zentrum der Spanischen Gemeinde in Ratingen bereits seit zehn Jahren Bestand hatte, konnte die Stadt der rund 750 Personen starken Griechischen Gemeinde erst im Jahre 1976 ein von ihr aufgekauftes Haus mit Gartengrundstück zur Einrichtung als Kulturelles Zentrum zur Verfügung stellen. Das Doppelhaus Felderhof 17a und 17b wurde von den Mitgliedern des Vereines renoviert und für die vorgesehenen Zwecke eingerichtet.

Die städtische Unterstützung beschränkte sich hier, wie in allen gleichgelagerten Fällen, auf Hilfeleistung zur Selbsthilfe. Neben einem Gemeinschaftsraum, verschiedenen Gruppenräumen und einem Büro für den Vereinsvorstand wurde auch ein Raum für den Fußballverein „Hellas Ratingen“, der in der dritten Kreisklasse spielte und der Rater Spielvereinigung 04/19 angeschlossen war, eingerichtet.

Mehrfach trafen sich viele griechische und deutsche Familien, um den zweiten Tag eines neuen Jahres gemeinsam zu gestalten. Im evangelischen Gemeindehaus an der Angerstraße feierten sie

Weihnachten und begrüßten zugleich das Neue Jahr.

Pfarrer Wilhelm Jung empfing die Griechen ebenso wie die Angehörigen seiner Gemeinde mit einem Wort aus dem Johannes-Evangelium, das für die orthodoxen Christen das wichtigste Evangelium ist.

Anschließend trugen die Kinder der griechischen Gemeinde in Ratingen Weihnachtslieder aus ihrer Heimat vor, und so mancher deutsche Gast hörte Melodien, die auch bei uns weit verbreitet waren.

Bei Kaffee und Kuchen gab es im Anschluss immer reichlich Gelegenheit, sich untereinander kennenzulernen.

Die Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen braucht Geduld. Auch der Aufbau und die Arbeit für den erforderlichen Zusammenhalt einer griechischen Gemeinde in Deutschland benötigt eine Menge Geduld, denn kaum einen Migrantenverein habe ich so diskutierfreudig erlebt wie die Griechen hier in Ratingen.

Wie in so vielen anderen Vereinen auch, gab es dann im Jahre 1977 einen großen „Krach im Verein“. Auch aus politischen Gründen (bezogen auf Griechenland) traten einige Mitglieder aus und gründeten in anderen Räumen auf der Angerstraße 4 einen zweiten Verein mit dem Namen „Verein Griechischer Arbeitnehmer Ratingen e.V.“.

Beide Vereine existierten zunächst vier Jahre nebeneinander, bis im Jahre 1981 die Planungen für verschiedene Klubräume, die von der Stadt auch für Griechen, Jugoslawen und Türken im Jahre 1982 bereitgestellt werden sollten, begannen.

Dies war dann auch der Anlass für beide Vereine sich aufzulösen.

Dimitrios Vouros und Konstantinos Mitakidis gelang es, die beiden Vereinsvorstände zu überzeugen



Das Griechische Zentrum am Hauser Ring 1 feierte im Jahre 2006 sein 25-jähriges Bestehen

gen. Sie trafen sich im kleinen Saal der Stadthalle, und unter der Beteiligung eines Rechtsanwaltes wurde der „Griechische Verein Ratingen e.V.“ mit neuem Vorstand gegründet.

Am 14. Mai 1982 war es dann endlich so weit. Auf einer Grundstücksfläche von 156 Quadratmetern wurde den Griechen ein gebrauchter Pavillon für 122.500 DM und noch einmal 33.500 DM für die Einrichtung auf dem Hauser Ring 1 zur Verfügung gestellt.

Bei der Feier am Hauser Ring – unter anderem waren aus Düsseldorf die griechische Vizekonsulin Christiana Balanou und der griechisch-orthodoxe Priester Psarakis mit seiner Frau erschienen – gab es nach herzlichen Dankesworten des Vorsitzenden der Ratinger Griechischen Gemeinde, Dimitrios Vouros, auch kritische Töne. Der in Ratingen lebende Ingenieur Teodoros Sartoros stellte Bürgermeister Ernst Dietrich die Frage, ob er glaube, dass 156 m² Nutzfläche für 800 hier lebende Griechen ausreichen. „Wir wollen“, so Sartoros unter Beifall eines Teiles der Festversammlung, „in diesem Kulturzentrum einen Anfang sehen“.

„Zwischen den Stühlen“

Wie andere Migranten auch, so fühlen sich viele Griechen der ersten Generation in Deutschland immer noch wie „zwischen zwei Stühlen“. Das bedeutet, dass sie sich in Deutschland nicht richtig zu Hause fühlen, in Griechenland aber schon als Deutsche angesehen werden. Vor allem für Kinder, deren Eltern aus Griechenland eingewandert sind und die in Deutschland aufgewachsen sind, ist es eine schwierige Situation.

Es sind aber nicht mehr die einfachen Landarbeiter, die einst hierher kamen auf der Suche nach Arbeit. Griechen findet man in allen qualifizierten Berufen, in Änderungsschneidereien und natürlich als Restaurant- oder Gaststättenbesitzer.

Ganz anders das „Heimatgefühl“ der Jüngeren. Ich erinnere mich noch genau: Vor einigen Jahren sagte mir ein älterer Grieche, nachdem er mit dem Auto und seiner Familie aus Griechenland zurückgekehrt war und mich wieder



Die Folkloregruppe des „Griechischen Vereins Ratingen“ bei ihrem Auftritt auf dem Marktplatz am 12. August 2007

einmal im Büro besuchte: „Stell Dir mal vor, als wir die Grenze von Österreich nach Deutschland überquerten, sagt mein Sohn doch glatt zu mir, - 'Hach, Gott sei Dank, ich bin wieder zu Hause!'“

So hat die Zeit viele Wunden geheilt, und als die Griechische Gemeinde ihr 25-jähriges Bestehen oder Nestoras Toutsidis seinen 50. Geburtstag in Lintorf feierte, waren mindestens so viele deutsche wie griechische Gäste gekommen.

Insgesamt hat die westliche Welt den Griechen vieles zu verdanken.

Die erste Hochkultur in Europa – Homers Ilias und Odyssee, Sokrates, Platon und Aristoteles, Geometrie und Demokratie.

Und auch die schönen Geschichten aus der Mythologie: Zum Beispiel von Aphrodite, der Göttin der Liebe, und Dionysos, dem Gott des Weines und der Ekstase. Die alten Griechen haben wahrlich ihre Spuren hinterlassen.

Wie sehr die Geschichte auch über einen langen Zeitraum das Verhalten der Menschen prägen kann, habe ich in den 1970er-Jahren deutlich an dem unterschiedlichen Verhalten der Griechen und Türken feststellen können. Traf ich eine größere Gruppe Türken, dann

war das immer ein großes Hallo und Willkommen, denn viele erinnerten sich an die Erzählungen ihrer Väter und an die „Deutsch-Türkische Freundschaft“ und die Deutschen als „Brudervolk“. Traf ich Griechen der ersten Generation, so waren sie eher zurückhaltend, misstrauisch und abwartend.

Wie sollte das auch anders sein?

Während des Zweiten Weltkrieges wurden 1.770 griechische Dörfer zerstört, 400.000 Häuser niedergebrannt, mehr als eine Million Menschen kamen ums Leben, darunter waren über 56.000 von Wehrmacht und SS Ermordete, mehr als 100.000 starben in deutschen Konzentrationslagern.

Die Siebziger sind aber vorbei, und mittlerweile höre ich auch von den hier lebenden Griechen nur noch: „Kalos orissate“ (Willkommen)!

So gibt es seit dem Jahre 2000 eine sehr schöne und gut tanzende griechische Folkloregruppe unter der Leitung von Athanasios Ntefoudis und seiner Frau.

Es war aber auch das Interesse vieler Deutscher an den Tänzen so groß, dass nun eine weitere deutsch-griechische Gruppe gegründet wurde.

Ob „Sirtos“, „Zonaradikos“ oder der klassische Männertanz „Sirtaki“, sie fehlen auf fast keinem Ratinger Fest. Auch wenn die Tänze noch so anstrengend sind, so ließ es sich doch Petros Zarkof (67) als ältester Teilnehmer und trotz seiner gesundheitlichen Probleme nicht nehmen, auch bei der letzten Veranstaltung auf dem Marktplatz am 12.8.2007 bis zum Schluss mitzutanzten.

Nicht nur die ersten nach Ratingen gekommenen Griechen sind älter geworden. Auch das griechische Vereinshaus muss dringend saniert werden. Ohne Verzehrzwang gibt es hier die Möglichkeit zu zwanglosem Treffen zwischen den verschiedensten Kulturen, und für viele ist es schon als „Seniorentagesstätte“ das zweite Zuhause.

Der jetzige Vorsitzende der Griechischen Gemeinde, Dimitrios Tsiftsis, ist der Vertreter einer jüngeren Generation. Als Sohn italienischer und griechischer Eltern, aufgewachsen in Deutschland, spricht er fast besser deutsch als griechisch und nimmt seine ihm übertragene Aufgabe sehr ernst.

Im Jahre 2007 hat er nun andere Aufgaben zu bewältigen als noch vor 40 Jahren Dimitrios Vouros, denn jede Generation hat ihre Bedürfnisse und meldet ihre Ansprüche an.

Trotz aller Probleme bin ich aber sicher, dass die Griechen auch dies gemeinsam schaffen werden.

Kali antamossi!

Auf Wiedersehen ... in der Griechischen Gemeinde Ratingen

Franz Naber



Dimitrios Tsiftsis, der gegenwärtige Vorsitzende der Griechischen Gemeinde, mit seiner Tochter

Ein Leben

lang
 die Koffer auf
 dem Kleiderschrank,
 jederzeit griffbereit,
 nicht für den Urlaub
 in Griechenland,
 voller Geschenke
 für Oma und Opa,
 für Verwandte und Freunde,
 auch für die Nachbarn,
 aber auch für etwas Unerwartetes,
 so pflegte Mutter zu sagen,
 dass wir einmal zurückkehren müssten
 oder die Rückkehr war sowieso im Plan
 für die nächsten zwei Jahre,
 wenn der große Bruder mit dem Gymnasium fertig,
 bis sein Studium zu Ende wäre,
 bis wir das Haus abbezahlt haben...
 Die Jahre vergingen.
 Es wurden drei, vier, fünf Jahre,
 ein Leben lang...

ANNA TASTSOGLU

Wohnen in Ratingen

Ratingen hat etwas mehr als 92.000 Einwohner. Hiervon haben etwa 20 Prozent einen Migrationshintergrund (10 Prozent eingebürgert und 10 Prozent mit ausländischem Pass). Unter demografischen Gesichtspunkten, wie Alterszusammensetzung, prozentuales Verhältnis von Männern zu Frauen etc. ist an der Population in Ratingen also nichts Außergewöhnliches.

Ein großes Problem zu Beginn der „Gastarbeiter-Ära“ war die Wohnungssituation. Sie betraf zwar Deutsche und Ausländer gleichermaßen, aber gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil wohnten Ausländer im Jahre 1972 zweieinhalb Mal so häufig in schlechten Wohnungen wie deutsche Familien. Hinzu kam, dass einreisende „Gastarbeiter“ bestimmte „Sparziele“ hatten und oft auch schon deshalb billige Wohnungen bezogen, für die sie nicht so viel Miete zu zahlen hatten.

Die ausländischen Familien wie auch die aufnehmende Gesellschaft gingen beide noch von einer vorübergehenden Arbeits- und Wohnsituation aus, „denn sie kamen ja ursprünglich nur für ein paar Jahre“.



In Ratingen waren Keller genauso oft vermietet wie umgebaute Garagen oder feuchte Wohnungen. Dies war aber keine Besonderheit, die nur auf Ratingen zutraf, sondern meiner Kenntnis nach auf die meisten Städte des angrenzenden Ruhrgebietes.

1975/76 fotografierte ich zusammen mit meinem Freund Michael Höver 50 Wohnungen und die in ihnen wohnenden Menschen. Wir dokumentierten sowohl positive als auch negative Beispiele. 14 Ta-

ge lang konnten die Einwohner Ratingens im Foyer des Rathauses auf 150 Großfotos die Fotoausstellung „Wohnen in Ratingen“ besichtigen. Ein Katalog führte in die Problematik ein, und auf jeder der Bildtafeln wurden exakte Informationen über die Mieträume und deren Preise gegeben.

Mit dieser ungewöhnlichen Aktion sollten die Bürger der Stadt auf Probleme der ausländischen Mitbürger aufmerksam gemacht werden.





Die Ausstellung im Ratinger Rathaus, in der die Fälle genau dokumentiert wurden, war aber auch das Startzeichen einer verstärkten Aktivität der Behörden, die in Zusammenarbeit mit dem „Arbeitskreis ausländische Arbeitnehmer“ dem Mietwucher und den unmenschlichen Wohnverhältnissen ein Ende machen wollten.

Die Fotoausstellung wurde kostenlos an andere interessierte Gruppen des Ruhrgebietes ausgeliehen, damit das Beispiel aus Ratingen auch in anderen Städten nachgeahmt werden konnte.

Heute, im Jahre 2007, hat es sich längst herumgesprochen. Die ursprünglich nur als „vorübergehende Situation“ gedachte Anwerbung hat länger angedauert, als die ankommenden Arbeiter und die aufnehmende Gesellschaft es sich gedacht hatten. Fast alle der damaligen Familien wohnen noch in Ratingen und haben hier auch ihren Lebensmittelpunkt gefunden.

Viele Erwachsene, die in ihrem Heimatland beschlossen hatten, nach Deutschland zu reisen, trafen diese Entscheidung aber nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder. Diese wurden dabei nicht gefragt, ob sie einverstanden waren oder nicht.

Sie mussten die gewohnte Umgebung, alle ihre Freunde und Klassenkameraden zurücklassen. In einem für sie zunächst unbekanntem Umfeld mit einer fremden Sprache galt es, den Lebensweg fortzusetzen. Sie mussten mit einziehen in die vielen Keller- oder

Schlichtwohnungen, wuchsen vielfach auf in einer Umgebung voller Mängel. Mängel in der Sprache, kaum Besitz von Spielsachen, kein Kinderzimmer, keine Hilfen im schulischen Alltag und oftmals in einer Wohnung, in der man nicht richtig leben konnte.

Fotos von 1975 zeigen Kinder und Jugendliche, die mit ihren Eltern nach Deutschland kamen. Was ist heute aus diesen Personen und ihren Plänen geworden? Was machen die Kinder und Jugendlichen heute? Was wurde aus ihren Wünschen, Hoffnungen und Träumen? Haben sie ihre Kinder- oder Jugendzeit auch als „Mangel“ erlebt? Welche Erinnerungen sind an diesen Umbruch vorhanden? Was haben sie aus dem schlechten Start machen können?

Wir werden sie mit Hilfe der Migrantenselbstorganisationen

ausfindig machen, interviewen und mit ihrem Einverständnis nochmals fotografieren.

Mit finanzieller Unterstützung des Landes NRW sollen die Kinder von damals von den Jugendlichen von heute buchstäblich „aufgespürt“ werden. Mittels biografischer Interviews sollen der Lebensweg und die individuellen Integrationserfahrungen von etwa 15 bis 20 Personen nachgezeichnet werden.

Ergänzt durch die historischen und auch aktuelle Fotos ist eine Wanderausstellung der Integrationswege in Nordrhein-Westfalen sowie eine Projekt-Dokumentation geplant.

Beginn ist der 1. Januar 2008

Franz Naber

Integrationsbeauftragter der Stadt Ratingen von November 1974 bis Mai 2007



Zurück nach Deutschland, in das Land unserer Vorfahren

Drei Frauen erzählen: Lydia Zernickel geb. Harsch,
Elvira Chomitsch geb. Zernickel, Galina Chomitsch

Lydia:

„Heute fällt es mir nicht mehr so schwer, außerhalb meiner Familie in guter Atmosphäre meinen Lebensweg zu erzählen. Vieles ist aber so tief vergraben, dass mich mein Gedächtnis manchmal im Stich lässt. Über das, was noch präsent ist, werde ich nun berichten :

Meine Vorfahren kamen aus Schwaben nach Odessa.

Der Klang unserer Sprache ist über die vielen, vielen Jahre bei mir bis heute schwäbisch gefärbt.

Von meiner Oma Haristine (Roth) haben wir nur noch ein Foto. Sie wurde um 1880 geboren.

Meine Mutter Amalia Harsch, geb. Roth (1913), und mein Vater Gottfried Harsch (1911) wurden in Odessa geboren. Nach dem Studium heirateten sie. Vater bekam als Ingenieur in Moskau bei einem großen Traktorenwerk eine Anstellung. Am 13. April 1937 wurde ich in Moskau geboren. Mein Bruder wurde 1934 geboren. Wie meine Mutter erzählte, wurden die Lebensmittel knapp. Sobald bekannt wurde, irgendwo in der Stadt gibt es z.B. Mehl, rannten viele los. So auch an einem Abend im März 1938. Vater kam von der Arbeit, Mutter zog los. Die Schlange vor dem Geschäft war schon sehr lang, aber für so etwas Kostbares wie Mehl stand man eben an. Die Zeit verging, meine Mutter wurde von einer starken inneren Unruhe erfasst, das Hin- und Hergerissensein (Soll ich warten, soll ich zurückgehen?) spannte ihre Nerven sehr an, und sie rannte nach Hause. Vor dem Haus stand das von allen gefürchtete schwarze Auto. Im Treppenhaus kamen ihr Männer entgegen, in der Mitte mein Vater. Mein Vater verabschiedete sich von meiner Mutter:

„Amalia, ich bin bald zurück.“ In der Wohnung wurde sie von einem Mann erwartet, der ihr dann unmissverständlich befahl, binnen



Haristine Roth, Mutter von Amalia Harsch, geborene Roth



Amalia Harsch, geborene Roth

der nächsten 24 Stunden Moskau zu verlassen, sonst käme auch sie ins Gefängnis.

(Den Grund für all dies schreckliche Geschehen haben wir bis heute nicht erfahren. Wir haben unseren Vater nie mehr gesehen.)

Mit einem Koffer mit den nötigsten Sachen und uns beiden Kindern ging es wieder nach Odessa zur Oma.

Wir lebten einige Zeit in Odessa. Die deutsche Wehrmacht rückte in die Stadt ein. Anfang 1944 holten sie alle Deutschen - freiwillig oder unfreiwillig - in die „Heimat“. Unsere ganze Familie kam zu Hunderten anderen Deutschen in Waggonen. Erst brachten sie uns in die Ukraine, dann nach Polen, einige Zeit später - Tage, Wochen - ging es nach Frankfurt an der Oder in ein Internierungslager.

Nachdem die Russen in Frankfurt eingezogen waren, wurden wir in einem langen Menschenzug zu Fuß, wieder ohne eigene Entscheidung, in Richtung Sowjetunion zurückgetrieben. Die anhaltenden Bombenangriffe gingen weiter. Unser Treck wurde auch beschos-

sen, und meine Tante ist angeschossen worden. Sie versteckte sich mit ihren beiden Kindern im Wald. Meine Oma Haristine blieb bei ihr. Wir verloren sie aus den Augen. (Erst viele Jahre später erfuhren wir, dass sie sich nach Westdeutschland durchgeschlagen hatten.)

Wieder wurden wir in Waggonen verfrachtet. Wir erfuhren, dass es in Richtung Norden des Landes gehen sollte. Und so war es auch. Eines Tages kamen wir in Archangelsk am Weißen Meer an. In diesem Gebiet gab es riesige Wälder entlang des Flusses „Nördliche Dwina“. In einem der Lager mussten nun alle, unter Aufsicht und Leitung der Sowjets, Bäume fällen, Äste abschlagen, eben alles, was dazu gehört, damit die Baumstämme auf dem Wasserweg transportiert werden konnten. Die Behausungen waren Wanderlager. So zogen wir einige Jahre als Waldarbeiterinnen umher. An einen Schulunterricht, Ausbildung oder gar Lehre war nicht zu denken. Überleben war unsere Triebfeder. Etwa ab Mitte 1950 war es erlaubt, wenn die Kommandatur zustimmte, in bestimmten Gebie-



Lydia Zernickel, geb. Harsch, und ihr Bruder Willi

die alte Heimat. Dort haben sie angefangen, ein Haus zu bauen. Sie bedrängten Viktor, mit seiner Familie auch dort hinzukommen. Wir besorgten einen Container für Baumaterialien, unser „Hab und Gut“ wurde gepackt. Wir nahmen Abschied von Karaganda/Kasachstan.

In dem Haus in Dnjepropetrowsk lebten wir ab 1969. Dort wurde uns in einem Schreiben mitgeteilt, dass mein Vater 1959 vom Militärtribunal des Moskauer Bezirks rehabilitiert worden war. Ich bekam eine Anstellung im Krankenhaus in der Verpflegungsabteilung, diese Arbeit habe ich bis zu unserer Ausreise nach Deutschland 1990 ausgeübt.

ten der Sowjetunion sesshaft zu werden. Die „Kleinen“ von damals waren nun erwachsen. Einige erkundeten die Lage, in Zentralasien fanden sie eine Möglichkeit zu wohnen und zu arbeiten. Sie holten uns nach. Die Stadt, in der wir „landeten“, heißt Karaganda - eine sehr große Stadt in Kasachstan. Ich bekam Arbeit in einer Pralinenfabrik. Sie stellte auch eine kleine Wohnung zur Verfügung, in der Mutter und ich wohnen konnten. Mein Bruder hatte sich in einer anderen Gegend Arbeit gesucht.

Wir Deutschen hatten untereinander Kontakt, und so lernte ich eines Tages Viktor kennen. Er kam mit seinen Eltern in unsere Stadt zu Besuch. Viktor ist 1937 in Engels/Saratowsk geboren. Seine Eltern, Erwin und Emma Zernickel, waren in Fischdorf/Dnjepropetrowsk bzw. Liebental/Odessa geboren. Sie wurden um 1945 in die Gegend von Alma Ata gebracht.

Viktor und ich waren uns sofort sympathisch. Wir heirateten 1960. Mein Mann bekam Arbeit. 1961 wurde unsere Tochter Elvira geboren, 1962 und 1967 kamen unsere Söhne zur Welt. Meine Mutter Amalia versorgte die Kinder. Durch einen schweren Unfall beim Bäumefällen in Sibirien war eine starke Gehbehinderung geblieben, und sie konnte nicht außerhalb des Hauses arbeiten.

Meine Schwiegereltern bekamen die Gelegenheit, nach Dnjepropetrowsk zu gehen. Für sie war das

КОПИЯ

КОМАНДА

... по обвинению ГАРШ Готфрида
Фридриховича, 1911 года рождения, по
зачету 21 марта 1938 года постановлено
Милитарным судом № 20 в городе Москва, переопределено
Военным Трибуналом Московского военного округа 17 октября 1959
года.

подтверждено от 29 июля 1959 года в отношении ГАРШ
Г.Ф. отменено и дело о нем прекращено за отсутствием состава
преступления.

ГАРШ Готфрид Фридрихович реабилитирован полностью.

КАМ. ПРЕДСЕДАТЕЛЬ ВОЕННОГО ТРИБУНАЛА №20
ПОЛНОМОЧНОЕ ПОДПИСАНИЕ

Н. ГУРНОВ

Сейчас

*Милитаритрибунал
des Moskauer Bezirks
26 Mai 1959
№ H-3088/D
Moskau, Arbat, 37*

Копия

Bescheinigung

*Harsch, Gottfried Friedrich, geboren im Jahr 1911, war bis zu seiner
Verhaftung am 21. März 1938 Abteilungsleiter der Fabrik № 20 in Moskau.
Er wurde am 29. Juli 1938 verurteilt.
Das Verfahren wurde am 17. Oktober 1957 nochmal vom Moskauer
Militärgericht überprüft.
Der Beschluss vom 29. Juli 1938 gegen Harsch G.F. wurde aufgehoben und
das Verfahren wurde aufgrund fehlenden Straftatbestandes eingestellt.*

Harsch G.F. wurde postmortal rehabilitiert.

*Vertreter des Vorsitzenden des Militärtribunals des Moskauer Bezirks
Oberst der Justiz*

N. Gurnov

Wie das Schicksal so spielt, war Viktor schon viele Jahre früher nach Deutschland ausgewandert. Die Kinder wollten nicht schon wieder in ein anderes Land. Und doch kam es anders! Mitte 1980 bekam mein ältester Sohn mit seiner Frau eine Einladung nach Deutschland. Bei ihrer Rückkehr waren beide bereit, ihr Haus und alles, was dazugehörte, aufzugeben und in das Land ihrer Vorfahren zu ziehen. Für mich stand der Entschluss fest: wir ziehen alle oder keiner. So kamen wir nach Ratingen. Man müsste mindestens einen Globus drehen, um unsere Wander- und Vertreibungswege zu erkunden. Für mich ist das Wichtigste, ich habe meine Kinder in der Nähe. Die Kinder und Kindeskinde haben hoffentlich eine Zukunft ohne Krieg, das ist meine Hoffnung, und so erlebe ich den Alltag mit all seinen „Zipperlein“ im Alter.“

Elvira :

„An Karaganda habe ich die schönsten, eindrucksvollsten Erinnerungen. Wir lebten in einem kleinen weißen Haus mit Garten, Hühnern, meinem kleinen Hund und vielen netten Nachbarn. Es waren Menschen der verschiedensten Nationalitäten. Meine liebste, beste Freundin war Gulsijan. In ihrem Haus ging ich ein und aus und ihre Mutter habe ich sehr verehrt, sie war in meinen Kinderaugen die größte Zauberin der ganzen Welt. Mit ihrem schönen Gewand und dem kunstvollen Kopfschmuck war sie wunderschön anzusehen. Ihre Zauberei bestand darin, dass sie Holz in ein großes Gefäß steckte, es anzündete, und unten kam heißer, herrlich duftender Tee heraus. Oft saßen meine Freundin und ich auf dem Teppich, eine kleine Tasse Tee neben uns, und spielten. 1968 kam ich in die Schule. Den Namen meiner Lehrerin, Frau Andreewna, habe ich behalten. In der Schule hatte ich mit vielen Kindern Kontakt, wir waren eine fröhliche Schar kleiner Menschen. Plötzlich hatte diese herrliche Zeit ein Ende. Meine Eltern entschieden sich, mit uns in die Ukraine zu ziehen. Der Abschied schmerzte sehr.

In der neuen Stadt angekommen, erkundete ich gleich die Nachbarschaft. Auf der Straße flogen Stei-



Wohnhaus in Dnjepropetrowsk

ne an meinen Kopf. Die Kinder riefen: „Faschisten“. Total verstört rannte ich zu meinem Großvater. „Opa, was sind Faschisten?“ Seine Antwort: „Wir sind keine Faschisten, wir sind Deutsche!“ Am folgenden Tag ging ich in die neue Schule. Niemand wollte mich neben sich sitzen lassen. Die Deutschen stinken, kam es aus ihren Mündern. So musste ich ganz alleine in einer hinteren Bank sitzen. Sehr bedingt nahm ich am Unterricht teil. Was ist das Deutsche, was habe ich Böses getan? Meine Schulnoten fielen schlecht aus. Noch immer träumte ich von Karaganda. Zu Hause hatte ich viel Spaß mit meinem Hund Jutschok. Mit meinem Bruder kletterte ich in die Kirschbäume und wir fütterten die herrlich roten Früchte.

Meine Freude zu lesen hat mir sehr geholfen. Mit der Zeit ging es in der Schule bergauf. Durch den Schulunterricht bekamen wir mehr Einblick in die Geschichte. Die Nationalitäten spielten bald keine Rolle mehr. Wir konnten uns unsere eigene Meinung bilden. Ich musste meinen Kopf nicht mehr für die Vergangenheit hinhalten. Ich habe viel Verständnis entwickelt, denn jeder in der Stadt hatte in diesem schrecklichen Zweiten Weltkrieg geliebte Menschen verloren. Meiner Meinung nach sind die meisten Erwachsenen objektiv, das gehört zu ihrer Mentalität. Für diese Lebenseinstellung bewundere ich sie.

Meine erste Freundin in Dnjepropetrowsk wurde Valentina aus der Parallelklasse.

Die Stadt hat ihren Namen nach dem großen Fluß Dnjepr und einem Helden aus früherer Zeit. Diese Stadt hatte einen Kulturdom. Für uns Kinder gab es Mitmachangebote im Bereich: Tanzen, Malen, Theater, Zirkus, Sprachen ... Die von Fachkräften geleiteten Kurse waren ohne finanzielle Auflagen. Ich konnte also teilnehmen und bekam zwei Jahre Tanzunterricht. Insgesamt habe ich acht Jahre Theater gespielt. Zu unserer Freude hatten wir Aufführungen auf Freilichtbühnen, in den Parks, auf den Feldern bei den Arbeitern und Arbeiterinnen, im Krankenhaus, zu Festen usw.

Mein größter Wunsch war, an der Schauspielschule angenommen zu werden. Ich habe es versucht, aber ohne Fürsprache, nur Talent, das reichte nicht. In der Zwischenzeit hatte ich mit sehr gutem Ergebnis den Schulabschluss mit Qualifikation zur Fachoberschule gemacht. Ich versuchte nochmal, an der Schauspielschule anzukommen, aber ohne Erfolg. Meine Freundin Galina, wir kannten uns aus der Kulturdomzeit, wollte Medizin studieren. Sie hätte Fürsprecher gehabt, aber meine stolze Galina lehnte dies ab. Das Ergebnis war wie bei mir, keine Zugangserlaubnis. Nun spielte das Schicksal. Durch eine Anzeige in der Zeitung bewarb ich mich zur



Vitali und Elvira Chomitsch vor dem Dnjepr

Ausbildung als Schneiderin, denn man bekam schon im ersten Ausbildungsjahr 80 Rubel. Das hat meine Mutter in einem Monat für ihre Arbeit bezahlt bekommen. So habe ich erstmal meinen Traum, Schauspielerin zu werden, zur Seite geschoben. Ich machte aber wie im Kulturdom weiter. Ich inszenierte selbst umgeschriebene Märchenstücke, wir waren eine herrliche Gruppe. Der Anklang war wirklich groß.

Für meinen Lehrberuf bekam ich noch ein Jahr praktische Ausbildung, dann hatte ich das Zertifikat in Händen.

Ich arbeitete in einem Atelier (bis zu meiner Ausreise), in dem nur nach den Wünschen der Kundinnen gearbeitet wurde.

In der Freizeit trafen wir uns in der Clique. Mein Spitzname war Jellka, das ist eine Zusammensetzung aus einem Tanz und meinem Namen. Bei einem Tanzabend, ich war 19, lernte ich Vitali kennen. Wir heirateten 1981. Unsere Tochter Galina wurde 1982 geboren. Meine Mutter, Vitali und ich waren berufstätig. Oma war bei Galina.

Mit der Zeit wurden wieder die Grundnahrungsmittel knapp. Dank der Selbstversorgung, wir hatten ja

den Garten am Haus, hielten wir uns über Wasser.

Mein Bruder war Mitte der 80er-Jahre zu Besuch in Deutschland gewesen. Nach seiner Rückkehr bestand für ihn und seine Frau kein Zweifel, sie reisen aus.

Nach vielen Debatten und Abwägungen hat die ganze Familie sich entschieden auszureisen. Oma Amalia hat Deutschland nicht mehr erlebt. Sie ist kurz vor der Ausreise gestorben.

Von meiner Freundin Galina, nach der ich ja unsere Tochter benannt habe, verabschiedete ich mich in der Hoffnung, dass wir uns wiedersehen, schreiben und telefonieren können. Wir sind bis heute in guter Verbindung.

Bei der Ankunft in Deutschland kamen wir in Aufnahmelager und Notunterkünfte. Meine Erinnerungen daran sind präsent und nicht so schön.

Nun leben wir in unserer Wohnung in Ratingen. Wir sind berufstätig, unsere Tochter studiert fleißig.

An manchen Stellen am Rhein bei Kaiserswerth ist es wie am Dnjepr."

Galina:

„Ich bin Galina Chomitsch, 25 Jahre alt, studiere Sozialwissenschaften in Duisburg und wohne in Ratingen.“

Wo mein Name herkommt? Aus der Ukraine!

Und ich selbst? Ich bin in der Ukraine geboren, lebe aber seit 17 Jahren in Deutschland.

Ob ich Ukrainerin bin? Nein, ich bin Deutsche. Und meine Eltern? Mein Vater ist gebürtiger Ukrainer, besitzt aber schon lange die deutsche Staatsbürgerschaft. Und meine Mutter? Also sie war schon immer deutsch, so wie ihre Eltern (meine Großeltern) es auch waren. Wie meine Mutter als Deutsche in die Ukraine kam? Also geboren ist sie in Kasachstan, von da war es in die Ukraine nicht mehr ganz so weit ... Verwirrend?! Glauben Sie mir, für mich auch!!

Ich denke, dass viele junge Menschen in ihrer Entwicklung einmal an den Punkt kommen, wo sie sich die Frage nach ihrem Ursprung, nach ihrer Abstammung stellen. Wissen, wo man herkommt, wem man zugehörig ist ... und wer man ist.

Irgendwann zwischen den ersten Pickeln und meinem Abitur, fing auch ich an, mir diese Fragen zu stellen. Mir war schon vorher aufgefallen, dass meine Familie sich von den „typisch deutschen“ Familien meiner Freunde unterschied ... aber ganz ehrlich, wer denkt schon mit zwölf über solche Unterschiede und ihre Herkunft nach?

So ungewöhnlich war das auch gar nicht für mich. Von klein auf, schon in der Ukraine, waren Unterschiede da, ich habe sie zwar nicht verstanden, aber das heißt nicht, dass ich mir ihrer nicht bewusst war.

Als Kind merkte ich an vielen Kleinigkeiten, dass es bei uns anders war, und ich wusste schon sehr früh, dass wir nicht nur Ukrainer in der Familie, sondern auch Deutsche waren. An eine Sache erinnere ich mich ganz besonders. In der Ukraine und fast der gesamten ehemaligen Sowjetunion wird nach christlich-orthodoxer Tradition die Jölka (der Weihnachtsbaum) erst einige Tage vor Neujahr aufgestellt. Meine Oma und

Uroma mütterlicherseits stellten ihren Weihnachtsbaum „schon“ am 24. Dezember auf. Einmal fragte ich meine Oma, warum wir immer früher als alle anderen eine „Jölka“ hatten. Sie erklärte mir, dass in dieser Zeit das „deutsche Weihnachten“ ist und sie stellten den Baum auf, um ihr Weihnachtsfest zu feiern. Ich fand es toll, dass ich schon früher als alle anderen Kinder einen Weihnachtsbaum zu Hause stehen hatte. Oft unterhielten sich meine Oma und Uroma auf deutsch, nicht durchgehend, es waren eher eingeschobene Worte und kleine Sätze oder Ausrufe, gemischt mit der russischen Sprache. Sie taten das aber nur, wenn sie alleine waren, wenn Nachbarn und Freunde da waren, wurde russisch gesprochen.

Wie es dazu kam, dass meine Familie nach Deutschland ausgewandert ist, daran erinnere ich mich nicht. Ich weiß nur, dass die Gespräche der Erwachsenen sich immer häufiger um Deutschland drehten. Ich hörte oft Worte wie Einreisepapiere, Visum, Ausreiseantrag etc. Ich verstand nicht, was diese Worte zu bedeuten hatten, aber ich spürte die allgemeine Aufregung und Angespanntheit. Dann, eines Abends vor dem Schlafengehen, erzählte mir meine Mutter, dass wir bald nach Deutschland fahren und dort für immer leben würden. Deutschland, ich hatte keine Ahnung, was ich mir darunter vorstellen sollte. Damals fielen oft Sätze wie: „Deutschland ist die Heimat unserer Vorfahren“ und „Wir Deutschen haben dort unsere Wurzeln“, begreifen konnte ich sie nicht, wie denn auch, wenn Erwachsene schon Schwierigkeiten haben, solche Zusammenhänge zu erfassen, so kann es ein Kind noch weniger. Für mich war Deutschland nur unwahrscheinlich weit weg, das große Unbekannte.

Von den ganzen Vorbereitungen bekam ich nicht viel mit. Die Möbel wurden nur immer weniger und fremde Leute liefen durch das Haus und schauten sich alle Zimmer an und plötzlich war es so weit...

Am 8. Juli 1990 stand ein großer Reisebus vor unserer Tür. Er sollte meine Eltern und mich, die Familie meines Onkels, meine Oma, ihren jüngsten Sohn und diverse

andere Familienmitglieder, die uns auf unserem Weg verabschieden wollten, nach Kiew bringen. Der Flug ging erst am nächsten Tag von Kiew nach Frankfurt, doch von Dnjepropetrowsk bis nach Kiew war es eine lange Fahrt.

Am 9. Juli 1990 kamen elf Leute in Frankfurt an, eine ganze Familie fing ein neues Leben an. Endlich angekommen, das waren wir noch lange nicht.

Zunächst brachte man uns nach Bramsche (Niedersachsen) in ein so genanntes Auffanglager.

Meine beiden Cousins und ich kamen aus dem Staunen gar nicht mehr raus, als wir den Bus sahen, mit dem wir fahren sollten. Ein Bus mit zwei Etagen! So etwas hatte ich noch nie davor gesehen. In den nächsten Wochen sahen wir täglich Neues, alles war so anders und aufregend.

In Bramsche verbrachten wir einige Tage, bis die ersten Formalitäten geklärt wurden, von da aus ging es in das Durchgangslager. An die Zeit im Durchgangslager kann ich mich ganz gut erinnern. Man schickte uns nach Lohmar (Bergisches Land). Wir wohnten in einem großen Raum, wo viele Hochbetten standen, außer uns waren noch bestimmt fünf weitere Familien in diesem Raum. Wir hatten Glück, dass Sommer war, so verbrachten wir die meiste Zeit draußen. Das Lager lag sehr ländlich auf dem Grundstück eines alten Klosters, für uns Kinder der ideale Ort zum Spielen. Also verbrachte ich die drei Wochen Aufenthalt mit Verstecken und Fangen... und meine Eltern?! Die verbrachten ihre Zeit mit Warten. Warten auf Nachrichten, Warten auf Papiere, Warten auf die Zukunft....wann würde unser neues Leben in Deutschland endlich beginnen?

Meine Familie hatte sich entschieden, nach Ratingen zu gehen, weil hier bereits Verwandte von uns lebten. Der Bruder meiner Oma war schon vor einigen Jahren mit seiner gesamten Familie nach Deutschland ausgewandert.

Anfang August war es dann soweit, endlich durften wir nach Ratingen, nach den langen Wochen in fremden Betten freuten sich alle auf einen Platz, wo wir für eine längere Zeit bleiben würden.

Ich glaube, das Schlimmste für Menschen in solch einer Situation „des Wartens“ ist das Gefühl, kein Zuhause zu haben. Das alte Zuhause gab es nicht mehr, der Schritt war getan und es ging nicht mehr zurück, aber vorwärts irgendwie auch nicht ... irgendwie, im Nirgendwo ... So ist das Gefühl. Da ist es wichtig zu wissen, dass am Ziel, dass dort ein neues Zuhause wartet ... und Ratingen, das war dieses neue Zuhause!

Als dann die Benachrichtigung kam, war die Vorfreude auf Ratingen groß, doch die Begrüßung in unserem neuen Zuhause, die fiel anders aus als erwartet.

In Ratingen angekommen, brachte man uns zu einem Gebäude, wo bereits mehrere andere Neuankömmlinge warteten. In der Eingangshalle sollten dann alle ihr Gepäck abstellen, und in einem großen Raum wurde dann bei Kaffee und Tee der weitere Ablauf besprochen. Irgendwann hieß es, wir sollten unser Gepäck holen und auf den Parkplatz rausgehen, wo man uns dann kleinen Bussen zuweisen würde. Da merkten wir, dass Gepäck fehlte. Die große Reisetasche von meinem Onkel, die einzige Tasche, die er überhaupt mit hatte, und eine Tasche von uns mit meinen gesamten Anzihsachen waren weg! Es war nicht viel, was wir bei der Ausreise aufgrund der strengen Bestimmungen mitnehmen konnten, und diese wenigen Gepäckstücke, das war unser einziger Besitz!

Gestohlen! Weg! Wir konnten es nicht fassen!

Doch es blieb keine Zeit zum Überlegen, schon wurden wir den Bussen zugeteilt ... Namen wurden aufgerufen, Zernickel ..., Chomitsch ..., in der ganzen Aufregung und noch unter Schock fiel uns gar nicht auf, dass Mama, Papa und ich einem ganz anderen Bus zugeteilt wurden. Da wir Chomitsch mit Nachnamen heißen und die anderen alle Zernickel, war bei der Aufteilung nicht klar, dass wir als Familien zusammengehörten.

So kam es, dass wir zu der Turnhalle an der Gebrüder-Grimm-Schule in Ratingen Süd gebracht wurden und der Rest der Familie zu der Notwohnung Am Graten-

poet in Tiefenbroich, aber das er-
fahren wir erst später.

Als wir an der Turnhalle ankamen,
begann es langsam zu dämmern,
wir warteten noch draußen und
hofften, dass der Rest auch gleich
mit dem nächsten Bus käme...
doch niemand kam... wir hatten
die anderen verloren!

Das Bild in der Turnhalle, das
werde ich nie vergessen. Sie war
voll von Menschen. Überall stan-
den Hochbetten, die Leute hatten
sie zusammengeschieben und
sich Ihre „Ecken“ mit Bettlaken
abgehängt, um wenigstens etwas
Privatsphäre zu erzeugen. Irgend-
wo lief ein Fernseher, aus einer an-
deren Richtung kam Musik, Kin-
der tobten herum, Erwachsene
unterhielten sich. Es war laut und
stickig.

Hier sollten wir die nächsten Mo-
nate „leben“?!

Ein Mann kam auf uns zu, der wohl
für die Verwaltung zuständig war,
und zeigte uns zwei Hochbetten in
einer Nische zwischen anderen
„Zelten“ aus blauweißkariertes
Bettwäsche. Dieses blauweißka-
rierte Muster kannte ich schon aus
dem Durchgangslager, bis heute
habe ich eine Abneigung gegen
blauweißkarierte Sachen! Woher
das wohl kommt?!

Meine Mutter fragte den Verwalter
nach Bettwäsche für uns, er zeig-
te auf ein Bett mit blauweißkari-
erten Stapeln und sagte: „Suchen
Sie sich was raus.“

Meine Mutter fing an, die Bettwä-
sche für uns rauszusuchen und da
merkte sie, dass die Bettwäsche
nicht frisch war. Benutzte Bettwä-
sche!

Hat der Verwalter das etwa nicht
gewusst? Oder war es ihm egal?

So verbrachten wir unsere erste
Nacht in Ratingen auf kratzigen
Matratzen ohne Bettwäsche. Mein
Vater hatte sich geweigert, er hät-
te lieber draußen auf der Wiese
geschlafen als auf benutzter Bett-
wäsche fremder Leute.

Wenn ich das jetzt hier erzähle, ha-
be ich immer noch eine unglaubliche
Wut im Bauch. Ja, ich weiß, es
ist lange her, man sollte nicht
nachtragend sein, ist ja alles gut
ausgegangen...bla..bla..bla! Man



Galina Chomitsch als Schülerin der 4. Klasse

soll auch nach 18 Uhr nicht mehr
essen, und wir machen es trotz-
dem!

Sehr geehrter Herr Verwalter, falls
sie das hier zufällig lesen sollten,
schämen Sie sich!!!

Sehr geehrter Herr Dieb, falls sie
das hier zufällig lesen sollten,
schämen Sie sich doppelt und
dreifach!!!

Gut, dass wir bereits Verwandte
hatten, die in Ratingen lebten, de-
nen, besonders Tante Maria, ist es
zu verdanken, dass wir nicht lange
in der Turnhalle blieben. Bereits
am nächsten Tag spürte sie uns
auf und sorgte mit dafür, dass wir
zu dem Rest der Familie in die
Notwohnung am Gratenpoet zie-
hen konnten. Dort hatte wenigst-
ens jede Familie ein kleines Zim-
mer für sich.

Meine Eltern meldeten mich an der
Martin-Grundschule in Tiefenbroich
an. Vor meinem ersten
Schultag hatte ich richtig Angst.
Wie sollte ich mich mit den ande-
ren verständigen? Ich verstand
doch gar kein Deutsch! Aber am
meisten machte ich mir Sorgen
darüber, dass ich keine Schulta-
sche hatte! Wir hatten meine
Schultasche nicht mitgenommen!
Ich musste trotzdem zur Schule
und nehmen, was da war. Also
stand ich an meinem ersten Schul-
tag in der Klasse, mit einer Plas-
tiktüte in der Hand. Ich habe mich
so geschämt!

Einige Tage später hatte ich Ge-
burtstag, und da gab es für mich
eine super Überraschung. Meine

Eltern schenkten mir eine neue,
wunderschöne Schultasche und
lauter andere neue Schulsachen,
Buntstifte, Hefte, Radiergummis
... Ich war das glücklichste Ge-
burtstagskind auf der ganzen
Welt!

Die erste Zeit in der Schule war
schwer, ich verstand gar nicht,
worum es in den Stunden ging,
und mit meinen Mitschülern konn-
te ich mich auch nicht verständi-
gen. Doch wie man so schön sagt,
Kinder lernen schnell, so lernte ich
auch ... und je mehr ich die deut-
sche Sprache lernte, desto leich-
ter wurde es für mich. Schnell
freundete ich mich mit einigen
Mädchen aus der Klasse an und
ab da fühlte ich mich schon sehr
viel wohler, was sich auch in den
guten Noten widerspiegelte, die
ich mit nach Hause brachte.

Obwohl meine Eltern damals nicht
viel hatten und das wenige Geld,
was da war, sparen mussten, um
sich eine Existenz aufbauen zu
können, haben sie mich das nie
spüren lassen. Ich hatte nie das
Gefühl, schlechter dran zu sein als
andere. Klar konnten sie nicht je-
den meiner Wünsche erfüllen,
aber welche Eltern können das
schon. Ich hatte alles, was ich
brauchte, sogar mehr als genug.
Spielzeug, schöne Anzihsachen,
habe alle Ausflüge und Klassen-
fahrten mitmachen können, meine
Eltern haben mir alles ermöglicht
und haben dafür vielleicht manch-
mal bei sich selbst gespart.

Mama und Papa, danke!



Galina Chomitsch heute mit ihrer Oma Lydia Zernickel

An eine Situation kann ich mich noch gut erinnern. Ich wollte unbedingt ein Fahrrad haben. Ein neues wäre zu teuer gewesen. Mein Vater hat dann zufällig mal auf dem Sperrmüll ein gut erhaltenes Fahrrad entdeckt und hat es für mich aufgemotzt. Das Fahrrad war kein super nagelneues, durchgestyltes Mountainbike, aber es fuhr, war verkehrssicher und sah gar nicht so schlecht aus.

Direkt beim ersten Mal, als ich damit zur Schule gekommen bin, musste ich mir blöde Sprüche anhören. Die anderen hatten alle ja so „coole“ Räder, und meins war aus der Steinzeit.

Ich war so sauer und traurig, aber ich habe mich nicht geschämt für das Fahrrad! Ich war nur wütend über die Dummheit der anderen und traurig, weil ich wusste, wieviel Mühe sich mein Vater mit dem Fahrrad gemacht hatte. Ich glaube, ab da liebte ich das Fahrrad noch viel mehr! Und ich bin sehr lange noch damit zur Schule gefahren.

Erst als ich älter war und bereits auf das Gymnasium ging, wurde ich stärker mit meiner Herkunft konfrontiert. Wenn jemand meinen Namen hörte, wurde ich oft gefragt, wo mein Name denn herkomme. Das Gespräch verlief dann etwa so: Ach, aus der

Ukraine! - Gehört die Ukraine nicht zu Russland? - Bist du Russin? - Wie, du bist Deutsche? Bist doch da geboren!

Deine Mutter ist Deutsche? Aber die ist doch dort auch geboren! - Ach, seid ihr diese Russlanddeutschen? Ich wusste nie so recht, was ich antworten sollte und konnte es den anderen auch nicht richtig erklären.

Ich fühlte mich nicht als Ukrainerin, aber irgendwie auch nicht komplett deutsch.

Ich fragte mich: Wer bin ich denn jetzt, eine Deutsche? Oder eine Ukrainerin? Oder Russlanddeutsche?

Obwohl ich die meiste Zeit deutsch rede, denke, träume und auch fühle, ist da doch ein weiterer nichtdeutscher Teil in mir. Meine Familie ist auch keine „typisch“ deutsche Familie.

Also begann ich, zu Hause nachzufragen, bei meiner Mutter, dann bei meiner Oma ... und als ich ihre Geschichten hörte, begann ich zu verstehen.

Aus der Geschichte lernt man halt wirklich!

Wenn ich heute nach meiner Herkunft gefragt werde, ist die Antwort: „Ich bin Galina Chomitsch, 25 Jahre alt... und habe einen Schatz: ich trage zwei Kulturen in mir!“

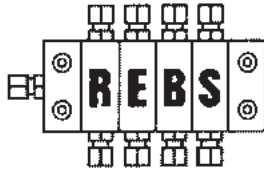
Gesprächsleitung:

Rita-Maria Habermann, erste Erzählerin der Ratinger Frauen- und Mädchengeschichte



GmbH gegr. 1920

Dachdeckermeister für Dach- Wand- und Abdichtungstechnik
Duisburger Straße 169, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon 021 02/7 31 10, Fax 3 65 68



Duisburger Straße 115
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 93 06-0
Telefax 0 21 02 / 93 06-40

Zentralschmiertechnik GmbH

Lieferprogramm:

Zentralschmierung
mit Progressiv-Verteiler

Spurkranzschmierung
für Schienenfahrzeuge

Öl-Luft Schmierung
Turbolub System

Automatische
Kettenschmierung

Rolltreppen-
Schmierung

Wir beraten, projektieren, liefern und montieren.

Besuchen Sie uns im Internet: www.rebs.de



Reparaturen aller Fabrikate
Beseitigung von Unfallschäden
Reifendienst • Achsvermessung



PFEIF KFZ-SERVICE GMBH

Zechenweg 33
40885 Ratingen

Telefon (021 02) 3 42 35
Telefax (021 02) 3 15 13

30 Jahre



**Malermeister
Karl Kronen**

DANKE!

Renovierung
vom Fassmann

Wir danken unseren Kunden für 30 Jahre
verwitterte Fassadenanstriche, abgewetzte
Teppichböden, renovierungsbedürftige
Wohnräume, Schimmelpilzbefall, Wasser-
schäden, sattgesehene Tapeten u.v.m.

**Wir freuen uns, dass wir all das schon
seit 1977 für Sie wieder in Ordnung
bringen dürfen.**

Herzliche Grüße

Karl Kronen

Am Potekamp 3 Tel. 021 02 - 34778
40885 Ratingen Fax 021 02 - 399108
Mobil: 0171 - 5266853

- seit 1977 -



Wagner GmbH · Schreinerei

Wohn-Schlaf-Badezimmer · Türen · Schrankwände ·
Wand- und Deckenverkleidungen · Dachausbauten ·
Trennwände · Büroeinrichtungen · Verspiegelungen ·
Schrankergänzungen

Instandsetzung und Restauration antiker Möbel

Rufen Sie uns an!

Wir beraten Sie gerne und unverbindlich!

Zechenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 021 02 / 3 60 32 · Telefax 021 02 / 3 47 49

Bau- und Kunstschlosserei Kolbe

Inh. Dieter Linke · Schlossermeister

Gegr. 1949

Fenstergitter · Geländer
Türen · Tore

Wir fertigen nach Ihren und
unseren Vorlagen

Siemensstraße 13 · 40885 Ratingen
Telefon 02102 - 3 58 78 · Fax 3 91 78



WEGA reisen

**Moderne Reisebusse in allen Größen
für In- und Auslandsfahrten**

Siemensstr. 23 - 25 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 021 02 / 3 20 55 und 93 44-0
Telefax 021 02 / 93 44 22

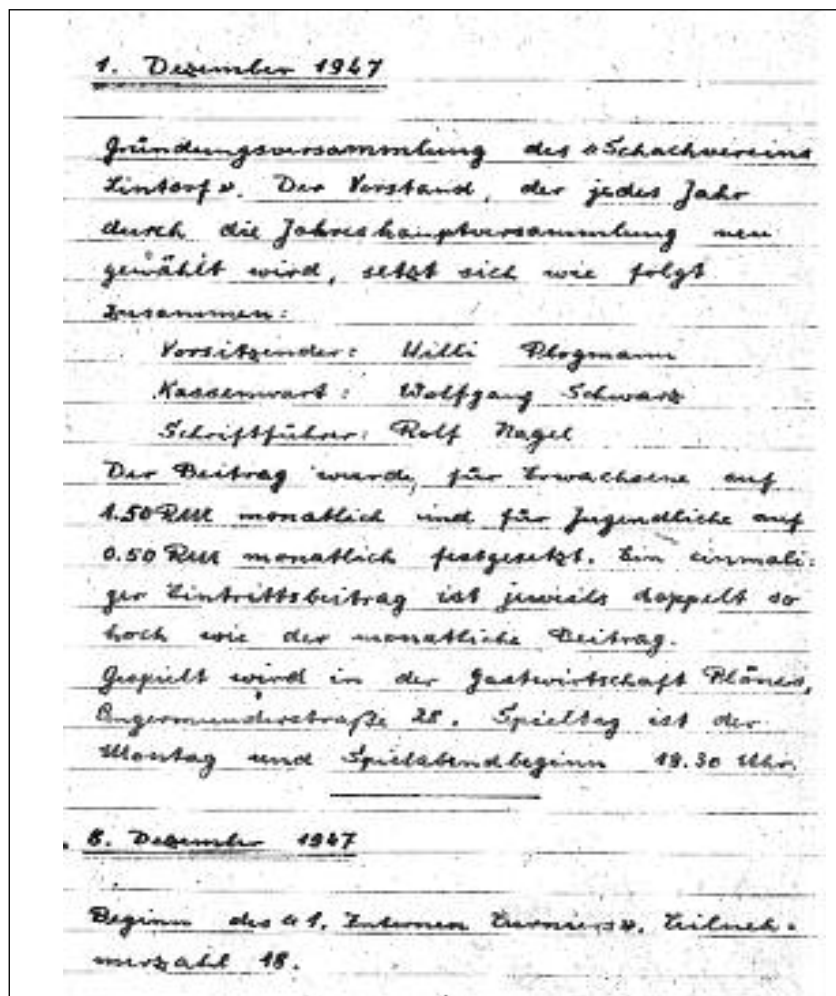
Die Anfänge des organisierten Schachs in Lintorf

Der Schachverein Lintorf wird 2007 sechzig Jahre alt

In den ersten drei Jahren des Lintorfer Schachvereins führte Rolf Nagel als Schriftführer ein Tagebuch für den Schachverein Lintorf.

Nach seinen handschriftlichen Aufzeichnungen ist der Schachverein Lintorf 1947 genau am Montag, dem 1. Dezember 1947, in der Lintorfer Gaststätte Plönes an der Angermunder Straße 28 gegründet worden. Die Räumlichkeiten, in denen wir heute das „Restaurant Zur Post“, Konrad-Adenauer-Platz 29, finden, wurden auch als Spiel- und Vereinslokal bestimmt. Die Spielabende waren montags ab 19.30 Uhr. Die monatlichen Mitgliedsbeiträge – 1,50 für Senioren und 0,50 für Jugendliche – wurden noch in Reichsmark festgelegt.

Die 16 Gründungsmitglieder waren: Ludwig Adrian, Wilhelm Buch, Wilhelm Huppertz, Friedrich Kroll, Gerhard Krüger, Helmut Kuntschke, Rolf Nagel, Eugen Nünninghof, Wilhelm (Willi) Plogmann, Bernhard Raasch, Waldemar Schmitz, Otto Schröder, Wolfgang Schwarz, Theo van der Smissen, Theo Volmert und Oskar Weiß. Sie wählten den Elektromeister Willi Plogmann zum ersten Vorsitzenden des Vereins.



Die erste Seite des von Rolf Nagel vom 1. Dezember 1947 bis zum 1. Oktober 1950 geführten Tagebuches des Schachvereins Lintorf. Sie enthält die Eintragungen über die Gründungsversammlung



Die Gaststätte Karl Plönes (Restaurant „Zur Post“) an der früheren Angermunder Straße in der Nähe des Lintorfer Bahnhofs war das Gründungslokal und das erste Spiellokal der Lintorfer Schachspieler

Gleichzeitig wurden ein Kassenvwart, Wolfgang Schwarz (Sohn von Lehrer Hein Schwarz), und der Lebensmittelhändler Rolf Nagel als Schriftführer eingesetzt.

Bereits in den Jahren 1937 bis 1938 bestand in Lintorf eine Schachspielgruppe innerhalb des damaligen sogenannten Volksbildungswerkes. Durch den beginnenden Zweiten Weltkrieg löste sich diese Schachgruppe aber wieder auf.

Zwei Jahre nach dem Krieg regten Willi Plogmann, Theo Volmert und Rolf Nagel dann die Neugründung eines Vereins für Schachspieler an.



Willi Plogmann (rechts), der erste Vorsitzende des neu gegründeten Schachvereins Lintorf, bei einem Turnier im Vereinslokal Plönes

Auch Willi Grundmann setzte sich aktiv für einen neuen Verein ein. Er konnte sich aber wegen seiner auswärtigen Beschäftigung nur am Wochenende einbringen.

Drei Monate nach der Vereinsgründung gaben sich die Mitglieder in einer „Außerordentlichen Generalversammlung“ eine Verinssatzung. An jenem Abend des 1. März 1948 wurde der Vorstand um den Posten des Spielwirts erweitert. Diese Aufgabe übernahm Oskar Weiß. Weitere zwei Wochen später, am 15. März 1948, gehörte der junge Verein auch dem „BDS“, dem „Bezirksverband Düsseldorfer Schachvereine“ an.

Die Lintorfer Schachspieler waren organisiert und konnten damit an den Schachligen teilnehmen.

Schwarz, Weiß an den Brettern eins und zwei

Die erste Mannschaft der Lintorfer wurde vom Bezirksverband in die C-Klasse, Gruppe 2, eingestuft. Ihr gehörten die Spieler Hein

Schwarz, Oskar Weiß, Friedrich Kroll, Willi Grundmann, Theo Volmert, Gerhard Krüger, Fritz Nagel, Willi Plogmann und als Reservespieler Otto Schröder und Julius Buch an.

In der ersten Saison wurden die Lintorfer mit vier Siegen und zwei Niederlagen bei einem Remis Tabellenzweiter und stiegen in die B-Gruppen auf.

Für die zweite Mannschaft standen die Herren Theo van der Smisen, Walter Michael, Hans Krüger, Helmut Kuntschke, Eugen Nünninghoff, Wolfgang Schwarz, Hans Bellenbaum und Walter Jage zur Verfügung. Sie spielten in der D-Klasse um Mannschaftspunkte und mussten ihre ersten Ligaspiele mit einem Sieg und sechs Niederlagen beenden.

Die ersten Vereinsvergleichswettkämpfe waren Freundschaftsspiele mit Nachbarn.

Am 27. März 1948 traten dreizehn Lintorfer Schachspieler gegen Hösel an. Das Spiel verloren die Tur-

nierunerfahrenen mit 10,5 zu 2,5 Punkten.

Das Rückspiel am 4. Dezember 1948 konnte dagegen schon mit 8,5 zu 5,5 Punkten gewonnen werden. Ein weiteres Freundschaftsspiel gegen Tiefenbroich wurde am 5. April 1948 an 11 Brettern ausgetragen und mit 7 zu 4 von Lintorf gewonnen.

Der Spielabend

Der junge Verein hatte es in den Nachkriegsjahren schwer, seine Existenz zu behaupten. Die Verhältnisse waren vor der Währungsreform besonders problematisch. Der Schachverein, der über keine Mittel verfügte, war darauf angewiesen, dass die Spieler



Willi Plogmann spielt gegen Fritz Nagel, Willi Grundmann hat Schwarz gegen Rolf Nagel. Zu erkennen sind unterschiedliche Figuresätze und zweierlei Schachuhren

ihre eigenen Schachbretter zu den Spielabenden mitbrachten. Genauso war es mit den Schachfiguren, die damals in allen möglichen Ausführungen im Club zu sehen



Willi Plogmann, Ludwig Adrian, Ludwig Erlermann undf Rolf Nagel (ganz rechts) beim Wettkampf. Was heute unmöglich ist, war damals normal: es wurde in Gaststätten gespielt, und während der Turniere wurde geraucht und getrunken



Im Dezember 1948 konnte der Verein die erste eigene Schachuhr anschaffen. Sie durfte nur von den erfahrenen Spielern benutzt werden

waren. Wie Schachkundige sich vorstellen können, war das Fehlen der Schachuhren besonders unangenehm. Ein geregelter Spielbetrieb war oft nicht zu gewährleisten. So wurden Mammutpartien von acht bis zwölf Stunden möglich. Dies führte oft zu dramatischen Partien, leider nicht wegen verwickelter Spielzüge auf dem Schachbrett, sondern weil es zu Spannungen zwischen den beiden Spielern kam. Sie behaupteten gegenseitig, dass der jeweils andere zu viel Zeit zum Überlegen benötigte und deshalb als unfair galt.

So berichtete Oskar Weiß in seiner Rede zum 10. Jahrestag des Schachvereins, dass ein Spieler nach einem fast zehnstündigen Spiel die Partie und seine Nerven verlor. Gegen Mitternacht verließ er fluchtartig die Gaststätte Plönes und erklärte lauthals, verbunden mit Verwünschungen, seinen Austritt aus dem Verein.

Bei diesen Problemen kann man verstehen, dass im oben erwähnten Tagebuch unter dem 13. Dezember 1948 besonders freudig die Bestellung der ersten Schachuhr hervorgehoben wurde.

Auch die Freude, dass man zehn Schachfigurensätze mit Schiebkästen noch vor der Währungsreform erworben hatte, wurde mit besonderem Stolz hervorgehoben. Damit verfiel kein Geld für den Verein.

In der Hoffnung, mehr Spielern die Teilnahme des Spielabends

schmackhaft machen zu können, wurde im Laufe der Jahre immer wieder der Wochentag für das Training und Spielen gewechselt.

Noch wichtiger war vielen Mitgliedern die Lokalität, wo sich der Schachklub traf. Nach der Gaststätte Plönes wurde die Gaststätte Mecklenbeck gegenüber der Kirche St. Anna für einige Jahre Spiellokal. Danach wechselten die Schachspieler zur Gaststätte Doppstadt, dort, wo sich die heu-



Bernhard Debertin war von 1953 bis 1993 Mitglied im Vorstand des Lintorfer Schachvereins: er war Schriftführer, Kassierer und 26 Jahre Vorsitzender. Unser Bild zeigt ihn beim Turnier im Mai 1954

tigen AWO-Räume befinden. Einige Jahre später spielten sie in der Gaststätte „Am Weiher“ gegenüber der Johann-Peter-Melchior-Schule.

Das Verhältnis zu den Wirten wurde immer belastet, weil die Schachspieler verhältnismäßig wenig konsumierten, aber dennoch lange die Räumlichkeiten besetzten.

Auch gab es Vorbehalte, dass Kinder und Jugendliche sich stundenlang in Wirtshäusern aufhalten mussten.

Bernhard Debertin, langjähriger Vorsitzender, fand mit Hilfe der Stadtverwaltung eine Lösung. Die Jugendarbeit fand in dem ehemaligen Lintorfer Rathaus statt, und die Senioren fanden eine Spielstätte innerhalb der Sportgebäude am Sportplatz an der Jahnstraße. Allerdings gab es dort gelegentlich Raumüberschneidungen bei Sonntagsspielen mit den anderen Sportvereinen.

Viel besser wurde es seit Januar 1998. Die Stadt Ratingen stellte den Sitzungssaal des ehemaligen Rathauses als Spielstätte zur Verfügung. Dort spielen bis heute am Donnerstagnachmittag die Kinder und Jugendlichen und abends die älteren Spielerinnen und Spieler.

Die Turniere und Mannschaftsspiele finden ebenfalls dort sonntags statt.

Interne Turniere

Seit Bestehen der Schachgemeinschaft wurde um die Vereinsmeisterschaft gekämpft. Das erste Turnier begann mit 18 Teilnehmern kurz nach der Vereinsgründung am 8. Dezember 1947. Die Teilnehmer einigten sich auf eine Turnierordnung und verpflichteten sich per Unterschrift, diese auch einzuhalten. In ihr wurden die Termine, mögliche Verlegungen, Dauer der Spiele, die Notationspflicht und alle möglichen Problemfälle geregelt. Im Vergleich zur heutigen Bundeturnierordnung BTO ging es strenger zu.

Die Turnierordnung wurde in den folgenden Jahren den Gegebenheiten angepasst.

In den ersten zehn Jahren wurden folgende Herren Vereinsmeister:



Entwurf des Emblems für den Lintorfer Schachverein von Bernhard Debertin (Ende der 1980er-Jahre)

langen Zusammenhalt des Vereins.

Oft hingen jedoch der Fortbestand und die Weiterentwicklung des Vereins einzig und allein von dem Engagement einzelner Personen ab. Beispielhaft sind hier die Vorsitzenden zu nennen, die oft auch weitere Aufgaben wie Spielleiter, Kassierer, Jugendwart und andere übernehmen mussten.

Die Vereinsführung lag seit der Vereinsgründung bis zum 5. Januar 1955 in den Händen von Willi Plogmann.

Ihm folgten

Oskar Weiß
vom 5.1.1955 bis 14.5.1958,

Horst Biegler
vom 14.5.1958 bis 17.1.1960,

Fritz Nagel
vom 17.1.1960 bis 9.12.1961,

Oskar Weiß
vom 9.12.1961 bis 1966,

Ewald Knippertz
vom 18.2.1966 bis 29.12.1967

Bernhard Debertin
vom 29.12.1967 bis zu seinem Tode am 4.9.1993.

Werner Debertin
seit 1993 bis heute.

Heute hat der Schachverein gut 50 Mitglieder. Davon sind knapp 40 Mitglieder unter 18 Jahren. Beim Jahreswechsel 2006/2007 hatte der Schachverein Lintorf den größten Jugendanteil aller Schachvereine im Bezirk Düsseldorf.

Werner Debertin



Werner Debertin organisiert im Sitzungssaal des ehemaligen Lintorfer Rathauses ein Turnier für Schüler unter 12 Jahren



Bei jedem Fest des Schachvereins Lintorf spielte die Kapelle Menzen zum Tanz auf. Von links nach rechts: Walter Menzen, Edmund („Montes“) Menzen und Hans Christens



Lintorfer Schachspieler bei einer „Fahrt ins Blaue“ Anfang der 1960er-Jahre. Von links nach rechts: Fritz Nagel, Ludwig Erlemann, Kramer, Hendrichs, Ludwig Adrian, Dittmar Schaarschmidt, Josef Friedrich, Horst Biegler, Manfred Haufs, Heinz Fohrn, Willi Grundmann, Rudolf Goldammer, Walter Jage, Rolf Nagel, Fred Wetzels und Bernhard Debertin

Alfons Weber GmbH
 Seit 1926
Heizung · Sanitär

Heizungsbau
 Solar- und Brennwerttechnik
 Sanitärinstallation
 Raumklimageräte
 Kundendienst

Angermunder Straße 9
 40489 Düsseldorf-Angermund
 Telefon: 0203 / 74 21 00
 Telefax: 0203 / 74 21 021
www.alfons-weber-gmbh.com
 e-mail: info@alfons-weber-gmbh.com

Lieber Kunde,
 hier schafft
 der Chef
 noch selbst!



Wir erarbeiten gemeinsam mit Ihnen
 Ideen und Lösungen für kleine
 und große Projekte rund um's Holz

Schreinerei Schlüter & Kögler GmbH · Birkenstraße 7 · 40885 Ratingen-Lintorf
 Tel.: 02102 - 89 33 16 · Fax: 02102 - 89 34 12 · www.schlaeter-koegler.de

Hubertus Apotheke



Dr. Jons **Aßmutat** e.Kfm.
 Speestraße 47 · 40885 Ratingen
 Tel. 02102/31626 · Fax 02102/732468

Qualität und Leistung-Unsere Referenz

Kunststoff- und Aluminiumfenster – Kunststoff- und Aluminium-
 Rolläden – Kunststoff-Klapppläden – Alu-Haustüren –
 Hebeschiebeanlagen – Haustürüberdachungen –
 Garagentore – Markisen – Jalousien –
 E-Antriebe für Rolläden und Markisen

Reparatur-Service
Profilbau H. Wendeler GmbH
 Inhaber Reinhold Scheil



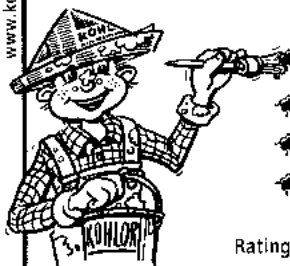
40885 Ratingen-Lintorf
 Am Schließkothfen 9

☎ 3 39 43 - 3 50 46

Fax 3 60 95

www.profilbau-wendeler.de

**K^{mal}er
 kohl**



- Maler-/Lackierarbeiten
- Tapezierarbeiten
- Außenanstriche
- und vieles mehr...

Ratingen-Lintorf • Tel. 02102 - 1 75 93

LUST auf FRISUR

ANGELIKA WATERKAMP
 Damen & Herren

Am Potekamp 49 · 40885 Ratingen
 Tel. 0 21 02 / 3 55 20

Der Spezialist
 für Karosserie
 und Lack



WERNER BUSCH GMBH
Karosserie + Lack PKW/LKW

Zechenweg 21 • 40885 Ratingen
 Tel. (02102) 3 11 07 • E-Mail: web@buschkarosserie.de

1967 – 2007: 40 Jahre Hallenbad in Lintorf

Der erste Schwimmbadbesuch

Zusammen mit der großen Schwester und dem großen Bruder fahre ich mit dem Fahrrad Richtung Hallenbad. Richtung neues Hallenbad. Heute können wir Lintorfer erstmals im neuen Hallenbad schwimmen. Und ich bin dabei. Ich, der Dreikäsehoch aus der Mörikestraße. Bereit, das neue Abenteuer Schwimmen kennenzulernen.

An der Kasse ist eine lange Schlange, der Lärm ist ohrenbetäubend. Erste Zweifel kommen, ob Schwimmen wirklich sein muss. In der Sammelumkleide ist es nicht anders. Eine wild kreischende und gestikulierende Menge Kinder und Jugendlicher zieht sich um, um dann in einem ununterbrochenen Strom in die Duschen zu ziehen.

Durch die Tür zum Becken dringt bereits der unverwechselbare Duft nach Schwimmbad in die Dusche. Chlor! Allerdings weiß ich noch gar nicht, dass es der unverwechselbare Geruch eines öffentlichen Bades ist. Rieche ich ihn doch erstmals. Erst später, wenn ich öfter in einem Schwimmbad gewesen sein werde, werde ich ihn als unverwechselbar erkennen. Und

noch mehr dringt durch die Tür zu uns in die Dusche vor: Höllenlärm!

Als ich mit meinem großen Bruder die Dusche verlasse und zum Schwimmbecken gehen will, steht eine fast undurchdringliche Mauer von Menschen vor mir. Die kleine Treppe ins Nichtschwimmerbecken ist mit Badegästen, kleinen und großen, dicken und dünnen, jungen und alten, verstopft. Vor lauter Menschen sehe ich gar kein Wasser.

Um ehrlich zu sein: Ich will es auch gar nicht mehr sehen. Über die ersten beiden Stufen komme ich nicht hinweg. Will ich nicht hinwegkommen. Mit aller Kraft halte ich mich am Geländer fest und erwehre mich standhaft der mehr oder weniger handfesten Überredungsversuche meiner beiden Geschwister.

Der Stau an der Treppe wird natürlich größer, das Drängen und Stoßen und Schubsen auch. Und je mehr Badegäste nachdrängen, um so größer wird mein Wunsch, diesen unseligen Raum schnellstmöglich wieder zu verlassen. Nur meine beiden Geschwister wollen nicht mit hinaus. Sie wollen ins Wasser, ob mit mir oder ohne mich. Und ich will nicht ins Was-

ser, sondern nur noch nach Hause und zwar mit beiden Geschwister.

Der Kampf dauert an. Aber letztlich bleibe ich der Sieger. Nach einem kurzen Ausflug in das Nichtschwimmerbecken, bis zum Schwimmerbecken kommen sie gar nicht, nehmen meine Schwester und mein Bruder mich an die Hand. Es geht zurück in die immer noch volle Dusche, den immer noch vollen Umkleideraum. Und dann so schnell wie möglich nach Hause.

Es war ein schreckliches Erlebnis, dieser erste Tag im Hallenbad Lintorf. Noch keine sieben Jahre alt, vermochte mich dieser Besuch nicht vom Schwimmsport zu überzeugen. Schwimmen lernte ich erst gut vier Jahre später in der ersten Klasse des Ratinger Gymnasiums. Ich glaube, im Hallenbad Unterrath. Denn in Ratingen gab es keines. Begeistert habe ich mich nie für diese Art der Fortbewegung.

Wer weiß, vielleicht könnte ich heute, 40 Jahre nach dem ersten öffentlichen Schwimmtag im Lintorfer Hallenbad, schwimmen. Ich meine, richtig schwimmen und mich nicht nur über Wasser halten. Wenn, ja wenn es an jenem verhängnisvollen ersten Badetag nicht so schrecklich voll gewesen wäre in der Umkleide, in der Dusche und im Schwimmbecken. Vielleicht hätte ich dann Spaß am Schwimmsport bekommen.

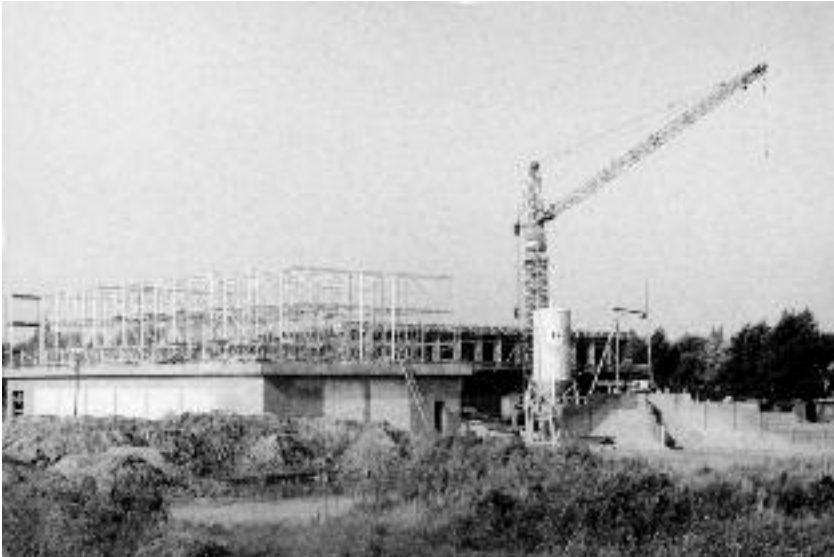
So bin ich der Leichtathletik über 40 Jahre treu geblieben. Der Sportplatz war nie so voll. Und seitdem die eigenen Kinder zum Schwimmen keine Mama und vor allem keinen Papa mehr brauchen, hat mich kein Schwimmbad mehr aus der Nähe gesehen.

Vom Bau des Bades 1965 - 1967

Geplant und gebaut wird das Lintorfer Hallenbad von dem Essener Diplom-Architekten H. Wöhle und seinem Mitarbeiter, dem Diplomingenieur Lind. Die Größe ist abgestimmt auf den Einzugsbereich



Das 1967 eröffnete alte Hallenbad in Lintorf: Schwimmhalle



Bau des Hallenbades in Lintorf.
Die Aufnahme von Gerd Dunkelberg stammt aus dem Jahre 1966

von etwa 25 bis 30.000 Einwohnern. Also auf das Amt Angerland und Teile der Stadt Ratingen.

Das Mehrzweckbecken ist zehnmal 25 Meter groß und zwischen 90 Zentimeter und 3,5 Meter tief. Es gibt ein Ein-Meter-Brett und ein Drei-Meter-Brett. In der Herrenumkleide gibt es elf Wechselzellen und 45 Garderobenschränke. Die Damen begnügen sich mit acht Wechselzellen und 35 Garderobenschränken. Dazu kommen noch zwei Sammelumkleidekabinen mit je 48 Garderobenschränken. Insgesamt fasst das Hallenbad also 176 Besucher, für die es übrigens zwei Duschräume mit je zwölf Duschen gibt.

Wegen des hohen Grundwasserspiegels wird auf eine Unterkellerung verzichtet. Das Gebäude wird nur 1,8 Meter unter Gelände gegründet. Heizung und Wasseraufbereitung liegen auf dieser Höhe. Die Umwälzanlage schafft 150 Kubikmeter Wasser in der Stunde. Das Erdgeschoss im Nebentrakt enthält die Kasse und den Treppenaufgang zu den Umkleidekabinen. Zusätzlich sind im Erdgeschoss Umkleideräume für den geplanten Sommerbetrieb.

Baubeginn ist im April 1965. Fertiggestellt wird das Hallenbad im Juli 1967. Der umbaute Raum beträgt 10.393 Kubikmeter. Der Wasserinhalt immerhin 550 Kubikmeter. Geplant ist das Hallenbad für maximal 180 Besucher, laut Prospekt. Vier Besucher nehmen

ihre Sachen vermutlich mit in die Schwimmhalle, gibt es doch nur 176 Garderobenschränke.

Anfangs ein preiswertes Vergnügen

1967 beträgt die Badezeit einschließlich Umziehen und Duschen eine Stunde. Erwachsene zahlen dafür 1,20 Mark und zehn Mark für eine Zehner-Karte. Jugendliche bis 15 Jahre, Schüler und Schwerbeschädigte 80 Pfennig oder sechs Mark für die Zehner-Karte. Die Nachgebühr beträgt je angefangene 15 Minuten 30 Pfennig für Erwachsene und 20 Pfennig ermäßigt.

1971 ist die Preispolitik nicht mehr so einfach. Erwachsene über 18 Jahre zahlen jetzt 1,50 Mark. Schüler, Jugendliche in der Ausbildung, Studenten, Behinderte und Sozialrentner 80 Pfennig und Kinder zwischen sechs und 14 Jahren zahlen 50 Pfennig. Neu sind die Familienkarte, die Saisonkarte und der Sondertarif für Schüler in den Sommerferien.

Lehrer schwimmen ungen

Schon kurz nach der Eröffnung des Hallenbades erklärt der Lintorfer Bürgermeister Edmund Wellenstein im Herbst 1967, dass er sich die Gründung einer Ortsgruppe der DLRG wünscht. Seine Begründung lässt die Lehrer an den Schulen des Angerlandes in keinem guten Licht erscheinen. Obwohl das Amt Angerland die Schulbusse bezahle, so der Bür-

germeister, zeigten die Lehrer kein Interesse, Schwimmunterricht zu geben.

Sein Wunsch nach einer eigenen Ortsgruppe wurde nur wenige Wochen später erfüllt. Am 28. Januar 1968 fand um elf Uhr im Saal des Hauses Anna die Gründungsversammlung statt. Zum Vorsitzenden wurde Siegfried Eisenach gewählt. Schon bald hatte die junge Ortsgruppe rund 230 Mitglieder.

Im ersten Vorstand der Ortsgruppe Angerland saßen: Fritz Rosengart (2. Vorsitzender), Karl-Heinz Meyer (Kassierer), Ute Linge (Geschäftsführerin), Wolfgang Augustiniak (1. technischer Leiter), Hans-Willi Külgen (2. technischer Leiter), Horst Oeynhaus (Jugendwart) und Helmut Stoffels (Beisitzer).

Polizisten und Waisenkinder

Nach 40 Jahren hektischer Betriebsamkeit ist das Hallenbad heute für die Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich. Besuchten 1968 noch 120.995 Schwimmer und Schwimmerinnen das Hallenbad, waren es im letzten Jahr (2006) nur noch 63.693. So viele wie im ersten halben Jahr nach der Eröffnung des Bades.

Von den mehr als 120.000 Badegästen 1968 waren 44.972 Jugendliche und 45.776 Erwachsene. Hinzu kamen 11.945 Schulkinder, 647 Jungen und Mädchen aus dem Waisenhaus Maria in der Drucht, 4.290 Mitglieder der Schwimmabteilung des TuS Lintorf, 4.966 der DLRG, Ortsgruppe Ratingen, 6.875 der DLRG, Ortsgruppe Angerland, 630 Teilnehmer sonstiger Sportveranstaltungen und schließlich 894 Polizisten.

Heute wird das Hallenbad vormittags von den Ratinger Schulen genutzt. Im Hallenbad trainieren weiterhin der TuS Lintorf, der TV Ratingen und der TuS Breitscheid. Ununterbrochen seit 1968 ist bis heute dabei die Ortsgruppe Angerland der DLRG. Aber auch das Fließbad Krankenhaus kommt mit Patienten zum Schwimmen ins Lintorfer Hallenbad. Eine große Gruppe sind die muslimischen Frauen. Außerdem sind private Schwimmschulen mit ihren Kursen vertreten. Seit vielen Jahren trainiert eine Einheit der Bundeswehr aus Düsseldorf im Hallenbad.

Alle diese Gruppen sind froh, dass das Hallenbad nicht mit der Eröffnung des neuen Bades geschlossen wurde. Hätten sie dann doch keine Trainingsstätte mehr.

Duschen statt schwimmen

Als am Sonntag, dem 2. Juli 1967, um 11:30 Uhr, die offizielle Eröffnung des ersten Lintorfer Hallenbades mit einem feierlichen Festakt stattfand, erfüllte sich für die Lintorfer und Angerländer ein Traum. Das kleine Lintorf hatte ein Hallenbad. Besucher kamen nicht nur aus den Angerlandgemeinden – Angermund, Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel, Lintorf und Wittlaer – sondern selbstverständlich auch aus Ratingen. Aber auch aus den benachbarten Großstädten Düsseldorf, Duisburg und Mülheim kamen die Schwimmer.

Das nächste Ziel des Gemeinderates war ein Freibad. Daneben sollten noch ein Sportplatz und eine Turnhalle gebaut werden. Ein Sportzentrum wäre auf diese Weise entstanden. Das Freibad eröffnet tatsächlich auch Ende Mai 1971. Übrigens mit wenig Besuchern in der ersten Woche – natürlich wegen des schlechten Wetters.

Bereits im Juni 1968 hatte der Gemeinderat das Bauprojekt beschlossen und verzichtete dabei auf einen Zuschuss des Landes. Das Freibad sollte 1,1 Millionen DM (gut 560.000 Euro) kosten, der Sportplatz 300.000 DM (gut 153.000 Euro). Und alles wollte die

Gemeinde selbst finanzieren. Übrigens ist die geplante Turnhalle nie gebaut worden. Das Freibad existiert heute auch schon nicht mehr.

Noch bevor der Gemeinderat den Bau des Freibades beschloss, erlebten die Schwimmer des TuS Lintorf eine Lehrstunde der besonderen Art. So jedenfalls titelte am 14. März 1968 die Presse. Leistungsschwimmer des Polizeisportvereins Düsseldorf gaben in Lintorf ein Probetraining. Die Athleten des TuS Lintorf schwammen aber hinterher.

Das hielt die Lintorfer Schwimmsportler jedoch nicht davon ab, selbst fleißig weiter zu trainieren. Vielleicht spornte es sie sogar an. 1970 veranstalteten sie ein Jedermann-Schwimmfest, das laut Presse gut besucht war. Jüngster Teilnehmer war der vierjährige Jens Garberg. Er schwamm die 25-Meter-Strecke in 1:03 Minuten.

Wahrscheinlich war Jens nur so gut, weil er zuhause keine Dusche hatte. Denn, so stellte der Redakteur der „Düsseldorfer Nachrichten“, Hans Ferres, bereits im Januar 1968 fest: „Sicherlich ist für viele Kinder die wöchentliche Fahrt zum Hallenbad die einzige Möglichkeit, eine Dusche nehmen zu können, da sie zu Hause keine Bademöglichkeit haben.“

Diese kleine Spitze des Ratinger Journalisten zum Sinn oder Unsinn des Schulschwimmens im Hallenbad Lintorf wird noch von

seiner Kommentierung der Gründung der Ortsgruppe Angerland der DLRG übertroffen. Er bejaht, dass die Gründung den Wunsch vieler Eltern nach Schwimmunterricht für Vorschulkinder erfüllt. Doch dann fragt er sehr süffisant, wie man denn mit Kleinkindern nach Lintorf komme.

Scheint hier etwa der Neid des Journalisten aus der „großen“ Stadt Ratingen durch auf das kleine Lintorf ohne vernünftige Busverbindung?

Immerhin gesteht er zu, dass mit dem Bad im „Raume der Angerlandgemeinden eine fühlbare Lücke“ geschlossen worden sei.

Ein Sprung in die späten 80er-Jahre. 1988 beschließt der Ratinger Stadtrat, die Bäder an die Stadtwerke Ratingen zu verkaufen. Aus verschiedenen Gründen ist ein solcher Verkauf für die Lintorfer Bäder wirtschaftlich nicht sinnvoll.

Kein Wunder also, dass in der folgenden jahrelangen Diskussion um den Verkauf immer wieder über die Schließung der Lintorfer Bäder spekuliert wird. Zwischenzeitlich war eine Wohnbebauung auf dem Gelände im Gespräch. Ein Förderverein wird von Lintorfer Bürgern gegründet, die die drohende Schließung abwenden wollen.

Nachdem schließlich auch die Lintorfer Bäder an die Stadtwerke Ratingen verkauft wurden, flammte die Sorge um den Erhalt der Bäder im Ortsteil wieder auf. Auch



Seit 1971 konnten die Lintorfer auch im Freien schwimmen. Neben dem vorhandenen Hallenbad entstand ein modernes Freibad. Mittlerweile musste es dem neuen Freizeitbad weichen



Das Lintorfer Hallenbad kurz nach der Fertigstellung. An der Jahnstraße erkennt man rechts das ebenfalls gerade fertiggestellte neue Wohngebäude am heutigen Sportplatz. Foto: Gerhard Buschhausen

die Idee des Baues eines Freizeitbades wirkt dem zunächst nicht entgegen.

Heute sind die Lintorfer wohl zufrieden mit dem neuen Bad, auch wenn es an manchen Tagen zu Parkproblemen auf der Jahnstraße kommt. Denn auch die Fußballer kommen heute mit dem Auto

und nicht mehr mit dem Bus – obwohl die Busverbindungen heute etwas besser sind, als die 1968 von Hans Ferres kritisierten.

Noch immer aber fürchten viele Lintorfer, dass das jetzt 40 Jahre alte Hallenbad aus Wirtschaftlichkeitsgründen geschlossen wird.

Danksagung

Der Bericht beruht zu großen Teilen auf Zeitungsartikeln der Ratinger Presse (Ratinger Wochenblatt, Rheinische Post, Westdeutsche Zeitung), die der langjährige Bademeister Horst Oeynhausen über viele Jahre akribisch sammelte.

Dr. Andreas Preuß

Manege-Lintorf
 Jahnstraße 28
 40885 Ratingen
 Tel. 02102 - 5505620
 info@manege-lintorf.de

Förderverein Manege e.V.
 Vorsitzender: Andreas Kaufmann
 Postfach 104153
 40852 Ratingen
 Tel. 02102-5505622
 info@manege-ev.de

Ein Haus für Jung und Älter

Ratz-Fatz-Club - der Freizeitspaß für Grundschul Kinder
 KunstHandWerk - Kunstfrüherziehung ab 4 Jahren
 Media4Kids - der Spielespaß ab 13 Jahren
 Konzerte
 Eine Stadt liest. Lintorfer ganz persönlich - Lesereihe
 Salsa - das Tanzvergnügen mit Workshop
 Hochzeiten, Geburtstagsfeiern
 Eventmanagement für Großveranstaltungen
 Älterntanz - die ü-30 Party
 Kein Freitag ohne... - Disco ab 16 Jahren
 Club 28 - die rauschfreie Disco ab 13 Jahren

Mehr unter www.manege-lintorf.de

Paass
Spedition GmbH

Paass
ZEITSCHRIFTEN-FACHSPEDITION

Logistik ● Einlagerung ● Kommissionierung ● Auslieferung

Breitscheider Weg 117b ● 40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 93 43 - 0 ● Fax 0 21 02 / 93 43 19

Tischlerei Frey  Möbel und Innenausbau

● Neuanfertigung ● Ergänzung ● Reparatur

• Nach eigenen und
gegebenen Entwürfen

Manfred Frey
Tischlermeister

• Echtholz
oder Kunststoffdekor

Tel./ Fax 02102-399672

• In massiver, furnierter
oder farbiger Ausführung

abends Tel. 02102- 37240

• Oberflächen geölt,
gewachst oder lackiert

Breitscheider Weg 115
40885 Ratingen-Lintorf

**- Individuelle Maßanfertigung
für alle Räume Ihres Hauses**

- Innentüren
- Möbel aller Art
- Wand- und Deckenvertäfelung
- Fertigparkett und Laminat
- Treppenrenovierung

**- Wartung und Reparatur
von Kunststoff- und Holzfenstern**
sowie

**Erhöhung der Sicherheitsklasse
durch Umrüstung der Beschläge**

**- Holzarbeiten an Haus und Hof
- und vieles mehr**

Fragen Sie uns - Wir beraten Sie gerne

manfred-frey@tischlerei-frey.de — www.tischlerei-frey.de

HEIZUNG • SANITÄR
H. BALSTER
HAUSTECHNISCHE SANIERUNG

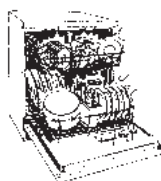
Breitscheider Weg 115

40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 70 31 28

Fax 0 21 02 / 70 31 34

KUNDENDIENST



für Waschmaschinen,
Trockner, Kühlgeräte,
Herde + Geschirrspüler

Elektro
Manneufel
Meisterbetrieb

Lintorf · Breitscheider Weg 115
Tel. 3 43 55 · Fax 12 78 82

KAROSSERIEBETRIEB
G. KRAUSE
UNFALLREPARATUREN
UND LACKIERUNG

Ratingen-Lintorf · Breitscheider Weg 136 · Fax 89 31 43

Karosserie



Fachbetrieb



89 32 89

In eigener Sache

Für den Weihnachtsmarkt 2006 hatte sich unsere Kassiererin **Angela Wisniewski** ganz Besonderes ausgedacht: Sie hatte ein Kreuzworträtsel mit Fragen zur Geografie und Geschichte Lintorfs entworfen, das allen „Quecke“-Käufern an unserem Stand zur Lösung mitgegeben wurde. Einsendeschluss für das gesuchte Lösungswort war der 29. Januar 2007. Aus den richtigen Lösungen – das gesuchte Wort hieß übrigens MELCHIOR – wurden dann im Frühjahr zehn Gewinner durch Losentscheid ermittelt. Ihre Namen lauten:

Doris Ferbeck
Doris Greiner
Ingo Heeß
Renate Jacobs
Anneliese Köther
Manfred Kraft
Hermann Kühn
Josef Loosen
Klaus Scholzen
Luise und Werner Tackenberg
und Helga Zutter

Alle Gewinner erhielten die „Melchior-Quecke“ Nr. 67 vom Dezember 1997 und sind außerdem für ein Jahr beitragsfrei Mitglied im Lintorfer Heimatverein mit allen Annehmlichkeiten wie kostenloser „Quecke“ und Besuch des Unterhaltungsnachmittags.

Seit dem Frühjahr 2007 darf unser langjähriger Autor **Bastian Fleermann** den akademischen Grad „Doktor der Philosophie“ vor seinem Namen führen. Ausgerechnet am Freitag, dem 13. Oktober 2006, musste er sich der mündlichen Promotionsprüfung in den Fächern Volkskunde und Geschichte unterziehen. Das vermeintlich unheilverheißende Datum brachte ihm jedoch Glück, und er bestand die Prüfung mit Bravour. Am 17. Oktober 2007 konnte Dr. phil. Bastian Fleermann nun in einer Feierstunde im Medienzentrum seine mit „magna cum laude“ benotete Dissertation in Buchform vorstellen. „Marginalisierung und Emanzipation – Jüdische Alltagskultur im Herzogtum Berg 1779 – 1847“ lautet der Titel

seiner Promotionsarbeit, die in der Publikationsreihe „Bergische Forschungen“ des Bergischen Geschichtsvereins erschienen ist.

Seit 1952 verfügt der Lintorfer Heimatverein über eine aktive Wandergruppe, die in vierzehntägigem Rhythmus unsere heimatischen Täler, Hügel und Wälder durchstreift. Zunächst unter wechselnder Leitung, dann aber von 1952 bis 1958 unter Führung von **Friedrich Wagner**, dem ersten Wanderbaas des Vereins, und danach 28 Jahre lang unter Anleitung von Friedrich Kroll, fanden regelmäßig Wanderungen statt. Ende des Jahres 1986 musste **Friedrich Kroll** aus gesundheitlichen Gründen von seinem Amt als Wanderbaas des Vereins zurücktreten. Wer sollte die damals noch sehr große Gruppe übernehmen und verantwortlich weiterführen? „Quecke“-Schriftleiter **Theo Volmert** hatte die rettende Idee. Durch die Recherchen zu seinem 1980 vom Kulturkreis Hösel herausgegebenen Buch „Hösel – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner tausendjährigen Geschichte“ hatte er den Hösel **Helmut Kuwertz** kennengelernt. Er fragte ihn einfach, ob er der neue Wanderbaas des Vereins



Das Ehepaar Anneliese Piepenbrink und Helmut Kuwertz

werden wolle. Nach kurzem Überlegen – Helmut Kuwertz hatte bis dahin noch nie Wanderungen geleitet oder übermäßige Wanderlust verspürt – stimmte er dennoch zu. Vom 25. Januar 1987 bis zum Frühjahr 2007 leitete Helmut Kuwertz 20 Jahre lang die Wandergruppe unseres Vereins, unterstützt von seiner treuen Frau und Assistentin **Anneliese Piepenbrink**. Sie sorgte sich vor allem um das leibliche Wohl der Wanderer. Als Schlusslicht achtete sie mit Pudel Eva darauf, dass keine Nachzügler „verloren gingen“ und sprang notfalls als Taxifahrerin ein, wenn mal einer gar nicht mehr konnte. Unvergessen auch die stimmungsvollen Weihnachtsfeiern, die jedes Jahr vom Ehepaar Kuwertz/Piepenbrink für die Wanderer organisiert wurden.

Nach 20 Jahren erfolgreicher Tätigkeit hatte Helmut Kuwertz den berechtigten Wunsch, sein Amt als Wanderbaas aufzugeben, zumal auch die Knie nicht mehr richtig „mitwandern“ wollten. Wir danken dem eifrigen Ehepaar ganz herzlich für die geleistete ehrenamtliche Arbeit.

Seit einiger Zeit wird die Wandergruppe nun von einem Dreigestirn geführt. **Klaus Backhaus**, **Helmut Dürrfeld** und **Bodo Klein** denken sich gemeinsam die Wanderrouten und die Termine aus. Die Führung der Wanderungen erfolgt abwechselnd, je nach Abkömmlichkeit. Das neue System scheint sich gut zu bewähren, und wir wünschen dem neuen Leitungsteam viel Erfolg.

Am 3. Juni 2007 feierte unser „Irmchen“, unsere stellvertretende Kassiererin **Irmgard Wisniewski** ihren 80. Geburtstag. Seit 1990 sitzt sie jeden Montag von 10 – 12 Uhr in unserer Geschäftsstelle im alten Lintorfer Rathaus, schreibt Briefe zu allen möglichen Anlässen, führt die Kartei und wird als „alte“ Lintorferin von den zahlreichen Besuchern als Ansprechpartnerin geschätzt. Mit ihr lässt sich so schön über Gott und die Welt und alte Zeiten plaudern. Das

sie uns noch lange in dieser Frische erhalten bleibe!

Freude und Trauer liegen nahe beieinander.

Von vielen langjährigen Mitgliedern des Vereins mussten wir uns leider in diesem Jahr für immer verabschieden. Wir werden uns gerne an sie erinnern und trauern mit ihren Angehörigen. Einige verstorbene Mitglieder und „Quecke“-Autoren möchte ich hier nennen:

Am 25. April starb unser 500. Mitglied **Dr. Bernd Schmidt**, der lange Jahre im Ärztehaus an der Speestraße eine Praxis für Gynäkologie und Frauenheilkunde führte und im Alter mit seiner schweren Erkrankung leben musste.

Im Mai und im Juli folgten ihm unsere beiden ältesten Mitglieder: am 29. Mai **Kurt Ehrkamp** und am 20. Juli Gärtnermeister **Heinrich Enk**. Sie waren auch Gründungs- und Ehrenmitglieder in anderen Lintorfer Vereinen – wir verdanken den beiden einige interessante Erinnerungen und Geschichten in der „Quecke“.

Am 2. Juli war „Quecke“-Autor **Hans Otto Wetzel** einer heimtückischen Krankheit erlegen. Erst 2004 war er mit einem Aufsatz über die Geschichte seiner Familie und seiner Firma „Fahrzeugbau Wetzel“ zum Autorenteam der „Quecke“ gestoßen und hatte noch so viele Pläne.

Am 27. September starb unser einziges britisches Mitglied, der gebürtige Lintorfer **Willi Kibbat** an der gleichen Krankheit. Er hatte uns vor einigen Jahren mit seiner aufregenden Lebensgeschichte –

vom deutschen U-Bootfahrer zum erfolgreichen englischen Geschäftsmann – erfreut, und ich durfte mich ab und zu mit ihm am Telefon unterhalten, zuerst in Englisch, dann in Hochdeutsch, und manchmal fiel er dann zum Schluss in sein „Lengtörper Platt“.

Im September 2006 wandte sich der WDR an uns mit der Bitte um Unterstützung bei einem Filmprojekt, das für das Frühjahr 2007 geplant war. Es sollte eine dreiteilige Sendereihe mit dem Titel „Flüchtlinge und Vertriebene am Rhein, Ruhr und Weser“ gedreht werden. Eine Redakteurin hatte von Flüchtlingslagern in und um Lintorf gehört. Wir versorgten darauf das Redaktionsteam des WDR mit Berichten aus der „Quecke“ (u.a. dem Artikel von **Ewald Dietz** über die Lager an der Essener Straße und Augenzeugenberichten Lintorfer Vertriebener) und mit Fotomaterial aus dem Lintorf der 1950er-Jahre. Außerdem stellten wir den Kontakt her zu dem Lintorfer Ehepaar **Theresia** und **Joaachim Zeletzki**, die als Betroffene bereit waren, im Film ein Interview zu geben. Am 9. März 2007 wurde der dritte Teil der Sendereihe mit dem Untertitel „Eine neue Heimat“ im Abendprogramm des WDR ausgestrahlt. Man sah Filmaufnahmen unseres halb verfallenen Lintorfer Bahnhofs, Bilder aus dem Ortskern um 1950 und das Interview mit dem Ehepaar Zeletzki. Im Abspann des Films wurde dem VLH für seine Mithilfe gedankt!

Im „Ökumenischen Friedensgottesdienst“ in der evangelischen Kirche am Konrad-Adenauer-

Ökumenischer
Friedensgottesdienst

Montag, 7. Mai 2007
um 19.30 Uhr

**Versöhnung
bringt Frieden**

Die ersten Jahre in Lintorf

Evangelische Kirche
Lintorf, Konrad-Adenauer-Platz

Platz, der diesmal schon aus Termingründen am 7. Mai 2007 stattfand, ging es um das gleiche Thema wie im Film: „Versöhnung bringt Frieden – Die ersten Jahre in Lintorf“. Drei Berichte von Zeitzeugen, die auch nach so langer Zeit noch unter die Haut gingen, prägten den Gottesdienst, der bei den Teilnehmern in der bis auf den letzten Platz besetzten Kirche sicherlich einen tiefen Eindruck hinterlassen hat. Zum ersten Mal wirkte neben Pfarrer **Frank Wächtershäuser** der neue katholische Pfarrer von St. Anna und St. Johannes, **Benedikt Zervosen**, an der Gestaltung des Friedensgottesdienstes mit.

Als am 1. Dezember 2006 das neue „Meck“ seine Pforten öffnete, konnten die Gäste an den Wänden der völlig neu gestalteten Gaststätte Bildercollagen mit Motiven aus Alt-Lintorf bewundern. Natürlich stammen alle Bildmotive



TAVERNAKI
GRIECHISCHE SPEZIALITÄTEN

TANNENSTRASSE 19 · 40476 DÜSSELDORF
TELEFON 02 11 - 45 37 77

ÖFFNUNGSZEITEN:
MO. - FR. 11.30 - 14.30 UND 17.00 - 24.00 UHR
SA. 15.00 - 24.00 UHR · SONNTAG RUHETAG

TISCHRESERVIERUNG ERFORDERLICH

aus dem Archiv des Lintorfer Heimatvereins! Wir stellen sie gewissermaßen in Nachbarschaftshilfe zur Verfügung.

Auch in diesem Jahr unterstützten wir wieder Lintorfer Grundschulen bei der Bearbeitung heimatkundlicher Themen im Sachkundeunterricht. In den jahrgangsübergreifenden Lerngruppen der Kolleginnen **Peveling** und **Wotzlaw** von der Eduard-Dietrich-Schule konnte ich im Unterricht und bei Spaziergängen durch das Dorf den Kindern die Geschichte ihrer Schule, Pfarrer Eduard Dietrich, den Namensgeber ihrer Schule, Johann Peter Melchior und einige historische Gebäude im alten Ortskern näher bringen und sie hoffentlich dazu anregen, weiter nachzufragen und nachzuforschen. Alle Spaziergänge endeten am großen Mühlrad der Helpenstein-Mühle. Auch weiterhin gilt unser Angebot, an solchen Unterrichtsveranstaltungen teilzunehmen, für **alle** Lintorfer Grundschulen.



Die Schwanenfamilie am Lintorfer Waldsee im Sommer 2007

Der „Tag des Offenen Denkmals“ stand in diesem Jahr unter dem Motto „Orte der Einkehr und des Gebets – historische Sakralbauten“. Gut 60 Gäste waren am 9. September 2007 in die St. Anna-Kirche gekommen, um etwas über die Geschichte des Gotteshauses zu erfahren oder sich vom ehemaligen Küster, Kantor und Organisten **Wolfgang Kannengießer** die Kunstschatze und die liturgischen Geräte zeigen und erklären zu lassen. Keiner in Lintorf kennt „seine

Pfarrkirche“ wahrscheinlich so gut wie er. Seine Ausführungen würzte er mit kleinen Geschichten und Anekdoten aus seiner gemeinsamen Zeit mit dem langjährigen Pfarrer von St. Anna, **Dechant Wilhelm Veiders**. Auch der neue **Pfarrer Benedikt Zervosen** war gekommen, um mehr über seine neue Kirche und Gemeinde zu erfahren. Zum 15. Mal, also seit es die „Tage des Offenen Denkmals“

in Deutschland gibt, nahm der Lintorfer Heimatverein aktiv an dieser Veranstaltung teil.

Unser Vorstandsmitglied **Klaus Backhaus** ist nicht nur ein hervorragender Wanderführer, sondern auch ein besonderer Blumen- und Tierfreund. Ganzjährig kümmert er sich als „Schwanenvater“ um das Paar Höckerschwäne, das den Lintorfer Waldsee bewohnt. Als sich in diesem Jahr siebenköpfiger Nachwuchs einstellte, besuchte er „seine Familie“ täglich und versorgte sie mit Futter. Mittlerweile ist das Jungvolk weitergezogen, um sich neue Reviere zu suchen, während sich das Altpaar auf den Winter vorbereitet.

Übrigens: In diesem Jahr wird unsere schöne „Quecke“ zum 20. Mal in ununterbrochener Reihenfolge in der Lintorfer Druckerei Preuß GmbH hergestellt.

Die Schriftleitung dankt den Mitarbeitern in Satz, Belichtung, Druck und in der Transportabteilung für die jahrelange hervorragende und freundschaftliche Zusammenarbeit. Besonderer Dank gilt natürlich dem Seniorchef **Alfred Preuß** für seine väterliche Betreuung.



Wolfgang Kannengießer mit Besuchern des „Offenen Denkmals“ St. Anna-Kirche am 9. September 2007

Manfred Buer

Hans Huiras

Er ging so, wie man es eigentlich von ihm hätte erwarten können und wie er selbst es sich sicher gewünscht hat: Plötzlich und unerwartet starb unser langjähriges Vorstandsmitglied Hans Huiras am 15. Juli 2007 während eines sonn-täglichen Fahrradausfluges an die Sechs-Seen-Platte in Duisburg. Solche Ausflüge waren für ihn auch im Alter von 90 Jahren nichts Ungewöhnliches - er traute sich und mutete sich immer noch viel zu, manchmal zuviel. Aber ein Pflegefall zu werden und anderen zur Last fallen zu müssen - das wäre für ihn undenkbar gewesen.

Hans Huiras wurde am 10. Dezember 1916 in Maxhütte bei Regensburg in der bayrischen Oberpfalz geboren. Als kleines Kind erlebte er die schlimmen Auswirkungen des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit. Mit mehreren Geschwistern wuchs er dann in Kempten im Allgäu auf, wo seine Eltern ein Hotel führten. Nach Schule und Abitur absolvierte er zunächst seinen Arbeitsdienst und dann seine Militärzeit bei der Wehrmacht, bevor er ein Landwirtschaftsstudium begann. Nach nur einem Semester wurde er bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erneut eingezogen.

Mehrfach bei Kämpfen in Russland schwer verwundet, kehrte er erst 1945 aus dem Krieg zurück, anders als zwei seiner Brüder, die gefallen waren. Nun konnte er endlich, mit fast dreißig Jahren, sein Studium an der Universität Bonn



Hans Huiras
(1916 - 2007)

wieder aufnehmen, das er mit dem Diplom abschloss. Für die Landwirtschaftskammer Rheinland war der Diplom-Landwirt danach als Betriebsberater der Bauern im Landkreis Düsseldorf-Mettmann (später Kreis Mettmann) tätig. Gleichzeitig unterrichtete er auch an der Landwirtschaftsschule in Ratingen. An der Neuplanung des landwirtschaftlichen Betriebes von „Haus Bethesda“ nach dem Abriss des alten „Asyls“ am Konrad-Adenauer-Platz war er maßgeblich beteiligt. Auch im Alter wusste er noch ganz genau, welche Weide oder welches Feld zu welchem Bauernhof gehörten, wenn man mit ihm durch Ratingen oder die Umgebung fuhr.

Nachdem er seine Frau, eine Düsseldorf-erbin, kennengelernt hatte, wurde 1955 geheiratet. 1956 und 1959 wurden die Söhne geboren, später ergänzten Schwiegertöchter und fünf Enkel die Familie. Im Jahre 1961 zog die Familie an die Speestraße nach Lintorf, ab 1987 wohnte Hans Huiras mit seiner Frau am Konrad-Adenauer-Platz.

Nach dem Tod seiner Frau im Jahre 1988 schaffte es Hans Huiras mit bewundernswerter Disziplin, sein weiteres Leben bis ins hohe Alter hinein zu meistern. Er versorgte sich selbstständig - die Familien seiner Söhne lebten außerhalb Lintorfs - und wurde auf vielen Gebieten aktiv.

Zeit seines Lebens war er an Geschichte und Heimatkunde nicht nur seiner bayrischen Heimat, sondern auch seiner rheinischen Wahlheimat interessiert. Nach jahrelanger, umfangreicher Ahnenforschung schrieb er ein Buch über die Geschichte seiner Familie, deren Anfänge er bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen konnte.

Nach seiner Pensionierung arbeitete er zunächst im erweiterten Vorstand des Lintorfer Heimatvereins mit, bis er dann in der Mitgliederversammlung am 12. Dezember 1986 zum 1. Schriftführer des Vereins gewählt wurde. Neben seiner Tätigkeit als Protokollant aller Vorstandssitzungen und Jahresversammlungen - er schrieb alles mit der Hand und in feinsten Deutscher Schreibschrift auf - über-



Rat und Hilfe

Bestattungen Kleinrahm



... dem Leben einen würdigen Abschluss geben

Tag und Nacht
Tel.: 02102/3 6462
Am Heck 2
Ratingen-Lintorf

- Erd-, Feuer-, See- und Anonymbestattungen
- Erledigungen aller Bestattungsformalitäten
- Vorsorgeverträge
- kostenlose Beratung
- eigener Druck der Trauerbriefe
- große Sargausstellung

- ob einfach
od. repräsentativ

- individuell nach
Ihren Wünschen

nahm er auch die Pressearbeit unseres Vereins. Nach 12 Jahren, am 24. September 1998, trat er aus Altersgründen von seinem Amt zurück. Er wurde zum Ehrenmitglied ernannt. Als solches nahm er auch weiterhin bis zu seinem Tod an allen Vorstandssitzungen teil, wo wir seinen Rat und sein kurzes und knappes Urteil sehr schätzten.

Wenn es seine Termine erlaubten, schaute er am Montagmorgen wenigstens kurz im Geschäftszimmer unseres Vereins vorbei. An „seinem“ Heimatverein war ihm viel gelegen.

Neben seiner offiziellen Tätigkeit als Schriftführer übernahm er aber auch weitere Aufgaben. Jedes Jahr half er beim Aufbau des Weih-

nachtsmarktes, und das, obwohl der Weihnachtsmarkt mehrmals auf seinen Geburtstag am 10. Dezember fiel. Dann trug er am Morgen Kisten und Kästen, um dann mittags noch Plätzchen oder Kuchen zu backen, mit denen er seine angereichte Familie am Nachmittag bewirten konnte. Abends holte er die Kasse von unserem Stand zu sich nach Haus und machte Kassensturz.

Jahrelang rechnete er im Frühjahr mit den Ratinger Buchhandlungen und Geschäften die verkauften „Quecken“ ab.

In der Wandergruppe unseres Vereins war er ein besonders eifriges Mitglied. Mehrere Male sprang er

gerne als Wanderführer ein, wenn der Wanderbaas krank oder terminlich verhindert war.

Hans Huiras war noch ein Grandseigneur der alten Schule: Gradlinig, hilfsbereit, liebenswürdig und von ausgesuchter Höflichkeit. Mit großem Sachverstand und seinem umfassenden Wissen hat er uns viele Anregungen gegeben.

Der Lintorfer Heimatverein hat mit ihm eine beeindruckende Persönlichkeit verloren. Wir haben ihn alle sehr gemocht und sind traurig, dass er montags morgens nicht mehr bei uns hereinschauen kann.

Manfred Buer

Buchbesprechungen

Andrea Niewerth (Bearb.): Ratingen 1945-1955. Kriegsende und Wiederaufbau im Spiegel der städtischen Verwaltungsgeschichte. Eine Dokumentation (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Ratingen, Reihe C, Band 7), Verlagsdruckerei Schmidt, Ratingen/Neustadt an der Aisch 2006

Das vorliegende Heft des Stadtarchivs zeigt, dass Verwaltungsakten grundsätzlich mehr und bunte Inhalte aufweisen können, als man ihnen zunächst zutrauen würde. Denn was die Akten für die ersten zehn Nachkriegsjahre in Ratingen hergeben, ist vielfältig und hoch interessant. Sie zeugen von einer bewegten Zeit zwischen der totalen Niederlage und dem Neuaufbau vor dem Wirtschaftswunder. Andrea Niewerth, die für diese Veröffentlichung die Ratinger Quellen erhob, sinnvoll geordnet und hervorragend kommentiert hat, ist es gelungen, einen tiefen Einblick in die Nöte und Bedürfnisse einer Stadt zu ermöglichen, die mit unzähligen Problemen zu kämpfen hatte: die bauliche und städteplanerische Beseitigung der Kriegszerstörungen durch den Bombenkrieg, die Beschaffung des knappen Wohnraumes und die

Unterbringung der zahlreichen Flüchtlinge aus den ehemals deutschen Ostgebieten, das zaghafte Wiederaufblühen von Kultur und demokratischer Lokalpolitik und nicht zuletzt der Umgang mit den letzten Kriegsheimkehrern und Kriegsgefangenen.

Niewerth betont in ihrem Vorwort: „Die vorliegende Dokumentation bündelt die Ereignisse in diesem so wichtigen Zeitraum und sucht auf der Basis ausgewählter Quellen einen Überblick über einzelne Themenbereiche zu geben, ohne dabei jedoch ein fertiges Urteil zu präsentieren“ (S. 6). Diese Nüchternheit tut gut angesichts der Tatsache, dass vor allem die 1950er-Jahre heute in der Öffentlichkeit meist verklärt und mit dem generalisierenden Schlagwort des „Wirtschaftswunders“ etikettiert werden. Die Ratinger Quellen zeigen, dass es auch erhebliche Schatten-

seiten gab. So ist ein Großteil der städtischen Verwaltungsakten nichts anderes als eine Dokumentation des umfassenden Mangels nach materieller Zerstörung und moralischer Niederlage. Die Menschen, die in den ersten Nachkriegsjahren mit rund 1.000 Kalorien täglich auskommen mussten, sahen sich größten Schwierigkeiten in der Bewältigung ihres Alltags gegenüber. Wenngleich auch der typische Aktentonfall städtischer Beamter etwas trocken oder die oft herangezogenen Statistiken für den Leser bisweilen etwas abstrakt wirken mögen, so ist die vorliegende Edition und Kommentierung eine willkommene Erschließung der betreffenden Bestände im Stadtarchiv, die keiner übergehen kann, der sich mit der spannenden Geschichte nach der „Stunde Null“ beschäftigen wird.

Dr. Bastian Fleermann

Andrea Niewerth: Der Poensgenpark in Ratingen.
100 Jahre Parkgeschichte 1907-2007,
Klartext-Verlag Essen 2007, 80 S.

Im zu besprechenden Band lustwandelt die Historikerin Andrea Niewerth durch die einhundert Jahre lange Geschichte des Ratinger Poensgenparks. Dabei schafft sie es, den interessierten Leser packend mitzunehmen, und es mag keine Übertreibung sein, die hübsch gestaltete und fest gebundene Publikation trotz ihres sehr übersichtlichen Umfangs als „Prachtband“ zu bezeichnen. Er versteht sich als Teil der Feierlichkeiten zum einhundertjährigen Bestehen des Parks in diesem Jahr (S. 7). Doch hat ein Park überhaupt eine Geschichte?

Es wird schnell klar, dass die Menschen Geschichte machen, die den Park anlegen ließen, ihn pflegten oder ihn als Ort der Erholung zu nutzen wussten. Neben einigen Erklärungen von Pflanzen- und Baumarten, die der Park beherbergt, steht daher auch die Familie Poensgen im Vordergrund. Die Autorin hat ihre Gliederung logisch strukturiert. Zunächst geht sie auf die Bedeutung der Familie Poensgen in der deutschen Industriegeschichte ein, dann auf die frühe Geschichte sowie die Anlage des Ratinger Parks, um mit einem Ausblick in die Gegenwart zu enden, in

der man es schafft, den Park – nicht nur im Jubiläumsjahr – geschickt in das Stadtmarketing zu integrieren. Hinzuweisen ist hier nur auf die Fülle von Veranstaltungen, Feiern, Lesungen und die in Ratingen besonders beherzte Aktion Euroga 2002plus. Niewerth nennt ihn gar einen „Kulturschatz für die Allgemeinheit“ (S. 61) und sieht ihn in einem Gesamtzusammenhang zwischen der Ratinger Wasserburg Haus zum Haus und den benachbarten Anlagen des Cromford-Museums.

Ein paar Notizen zu seiner Geschichte, die in dieser Ausgabe der „Quecke“ (2007) ausführlich beschrieben wird: Die frühesten Ursprünge des Poensgenparks reichen in das späte 18. Jahrhundert zurück. Schon Cromfords Fabrikgründer Johann Gottfried Brügelmann hatte ihn unter Beteiligung des damals noch jungen Maximilian Friedrich Weyhe als schmucken Barockgarten angelegt. An diesen alten Park erinnert heute nur noch die zum Herrenhaus führende Lindenallee. 1890 wurde dann von Brügelmanns Erben auf Teilflächen dieses Parks ein Landschaftspark im englischen Stil angelegt. 1906 erwarb

der Königlich-Preußische Geheime Kommerzienrat Carl Rudolf Poensgen (1838-1921), damaliger Besitzer der Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke AG, das Grundstück von seinem Schwiegersohn Moritz Brügelmann und ließ den jetzigen Park 1907 vom Düsseldorfer Gartenarchitekten Reinhold Hoemann entwerfen und gestalten. Auf einer erhöhten Terrasse am Brügelmannweg ließ Poensgen bis 1909 auch ein Landhaus mit Gärtnerwohnung errichten. Seit 1977 ist der Park öffentlich, im Jahre 1984 erwarb ihn die Stadt Ratingen, seit 1997 steht er unter Denkmalschutz.

Der Band ist mit auffallend vielen (und sehr schönen) Farb- und Schwarzweißbildern sowie Karten versehen. Zudem werden die zahlreichen Baumarten erklärt, die im Poensgenpark zu finden sind. Das Buch schließt ab mit einem wissenschaftlichen Anmerkungsapparat, dem üblichen Verweis auf die Literatur und einer chronologischen Übersicht. Kein an der Ratinger Geschichte interessierter Leser sollte die Lektüre dieses feierlichen Buches auslassen.

Dr. Bastian Fleermann

Oliver Schöller / Eckhard Bolenz (Hrsg.): Go West. Utopie und Realität der
Trabantenstadt Ratingen-West, Essen: Klartext Verlag 2007, 191 Seiten

Im Jahre 2000 machte die Außenstelle des Rheinischen Industriemuseums in Ratingen die in den Jahren 1966 bis 1976 entstandene Trabantenstadt Ratingen West zum Thema einer Ausstellung, die den Planungs- und Realisierungsprozess der Großsiedlung dokumentierte. Aus dieser Präsentation ist das vorliegende Buch hervorgegangen, das sich nicht – wie der Titel vermuten lässt – auf Ratingen West beschränkt, sondern zeitlich

wie räumlich weit darüber hinausführt. Behandelt werden auch die Werksiedlungen von Krupp im späten 19. Jahrhundert, die Großsiedlungen der 1960er- und 1970er-Jahre sowie die Plattenbauten der DDR.

Die Vorgeschichte von Neu-Eckamp, so die ursprüngliche Bezeichnung der Ratinger Satellitenstadt, zeichnet Joachim Schulz-Hönerlage. In seinem Beitrag, einer

überarbeiteten Fassung seines Aufsatzes aus dem Ratinger Forum 6 (1999), macht er deutlich, dass bei der Entstehung von Ratingen West zwei Komplexe miteinander verknüpft worden sind, die „auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun hatten“, nämlich erstens die Absicht des Düsseldorfer Flughafens, seine Start- und Landebahn auszubauen, um den gewachsenen Anforderungen im Luftverkehr gerecht zu werden,

und zweitens der Wunsch der Stadt Ratingen, die seit langem bestehende Wohnungsnot durch den Bau einer Großsiedlung zu beseitigen.

Die Ausbaupläne des Flughafens riefen natürlich den Protest der Anwohner hervor, die zu Recht einen Anstieg der Lärmbelastung fürchteten, so dass sowohl die Gemeinden des Amtes Angerland als auch die Stadt Ratingen gegen den Planfeststellungsbeschluss klagten. Sie hätten damit den Ausbau des Flughafens auf Jahre hinaus, bis zur endgültigen Urteilsfindung, blockieren können. Die Stadt Düsseldorf, die als Miteigentümer des Flughafens ein großes Interesse an seiner Erweiterung besaß, vermochte die starre Haltung Ratingens zu überwinden, indem sie ein Koppelgeschäft anbot: Sie stellt die in den Jahren zuvor angekauften Grundstücke im Westen Ratingens für den Bau einer Großsiedlung zur Verfügung, wenn Ratingen die Klage gegen den Flughafen zurückzieht.

Die Entscheidung fiel in der Sitzung des Rates der Stadt Ratingen am 17. November 1964. Die SPD hatte bei der Kommunalwahl im September 1964 die absolute Mehrheit erzielt, so dass sie den gefundenen Kompromiss (Land gegen Klageverzicht) gegen die Proteste der CDU, die die Sitzung verließ, durchsetzen konnte. Ehe die Abmachung endgültig in Kraft trat, vergingen noch zwei Jahre, doch am 27. Mai 1966 vollzog Bürgermeister Peter Kraft den ersten Spatenstich.

Den Planungsprozess beleuchtet Oliver Schöller sehr kritisch. Der Bauherr, der gewerkschaftseigene Konzern „Neue Heimat“, hatte zwar – mehr oder weniger freiwillig – einen Ideenwettbewerb ausgeschrieben, der sehr vielversprechende Ergebnisse zeitigte. (Die ausgezeichneten Arbeiten werden auch im Buch dokumentiert.) Dennoch wurde Ratingen West nicht zu einer Mustersiedlung, sondern es ist mit den Problemen behaftet, vor denen man im Wettbewerb gewarnt hatte. Das Konzept einer integrierten „Neustadt“ wurde nicht realisiert. Das „zunächst einhellig favorisierte Modell einer Band-

stadt, welches die Verbindung von Alt- und Neustadt durch eine Zentrumsachse vorsah“, wurde aufgegeben „zugunsten einer weiteren typischen 1960er/1970er-Jahre-Wohnburg vor den Toren der Stadt“. Die Gründe für den Gesinnungswandel benennt Schöller klar und deutlich: „Im städtebaulichen Entwicklungsprozess von Ratingen-West wurden die sozialen Belange der Bevölkerung wirtschaftlichen Interessen untergeordnet.“

Dass Ratingen West die Mängel wie andere Großsiedlungen aufweist, führt Schöller in seinem das Buch abschließenden Beitrag darauf zurück, dass, bedingt durch das Demokratiedefizit und die autoritäre Stadtplanung in den 1960er-Jahren, „die Interessen der Bevölkerung an dem Planungs- und Realisierungsprozess nicht hinreichend berücksichtigt“ worden sind. Abhilfe könne nur geschaffen werden durch politische Verfahren, die eine stärkere Beteiligung der Bevölkerung und damit eine bessere Artikulation ihrer Interessen ermöglichen. Angesichts des vehementen Plädoyers für eine „stärkere Partizipation der Bevölkerung“ verwundert es, dass kein Bewohner/keine Bewohnerin von Ratingen West in dem Buch zu Wort kommt. Die Sichtweise der „Westler“ auf das Leben in der Siedlung, ihre Darstellung der Defizite, ihre Verbesserungswünsche fehlen leider ebenso wie die zahlreichen Aktivitäten, die die Initiativen im Stadtteil organisieren.

Stattdessen präsentiert ein Experte seine Vorschläge. Martin Linartz zeigt in seinem Beitrag, der die Ergebnisse seiner Diplomarbeit an der Fachhochschule Düsseldorf – Lehrstuhl für Stadtbautheorie und Stadtbaugeschichte – zusammenfasst, wie Verbesserungen in der Wohn- und Lebenssituation durch verhältnismäßig kleine Eingriffe erreicht werden können. So könne das ungenutzte „Abstandsgrün“ zwischen den Gebäuden zu einem Bereich der „Halb-Öffentlichkeit“ umgestaltet werden.

Welche Bedeutung Ratingen West für die gesamtstädtische Entwicklung Ratingens hatte – ohne ein entsprechendes Wohnungsange-

bot hätte man keine erfolgreiche Gewerbeansiedlung betreiben können –, erschließt sich aus der Darstellung des ehemaligen Stadtdirektors Alfred Dahlmann, die aus dem 1985 erschienenen Buch von Jakob Germes „Ratingen im Wandel der Zeiten“ übernommen wurde. So interessant der Text auch sein mag, so ist es doch zu bedauern, dass Dahlmann, der den Aufschwung Ratingens so entscheidend geprägt hat, nicht einen neuen Beitrag geschrieben hat. Ausgestattet mit seinen Insiderkenntnissen, hätte er die Entwicklung schildern, die mit dem Siedlungsbau gehegten Hoffnungen darlegen und das Gelingen, aber auch das Misserfolg aus der Sicht des Machers kritisch reflektieren können.

Ein Rezensent hat es immer leicht, Wünsche anzumelden. Daher sei abschließend nochmals hervorgehoben, dass das Buch die Leserin/den Leser bestens über die Entwicklung von Ratingen West informiert. Zum positiven Gesamteindruck trägt auch der Blick über den Tellerrand hinaus bei, d.h. die zu Anfang erwähnten Aufsätze, auf die in der Besprechung nicht näher eingegangen worden ist.

Dr. Klaus Wisotzky



Mit dem „Fenstergucker“ durch St. Marien in Tiefenbroich

Den „Fenstergucker“, der im Stephansdom zu Wien unter der Kanzel hervorschaut, als wollte er den großen Dom und die durch das Gotteshaus ziehenden Menschen beobachten, nimmt sich Hans Müskens in seiner Festschrift „Maria, Königin des Friedens – 50 Jahre St. Marien Tiefenbroich“ selbst zum Leitbild. Gleich ihm sieht er zusammengedrängt, wie alles anfang, damals im Tiefenbroicher Raum zwischen Sumpf und Heide, aber im Mittelpunkt sieht er die auch heute noch modern und zugleich zeitlos erscheinende Kirche, die seit 50 Jahren im Lebensraum der Menschen steht. Er begleitet den Besucher durch das eindrucksvolle Gotteshaus, zeigt und interpretiert den sakralen Raum und die Kunstwerke und stellt die Menschen vor, die hier einmal tätig waren und das alles geschaffen haben.

Die 50 Jahre Kirchengeschichte sind, so bedeutsam sie auch sein mögen, aber nur ein kleiner Abschnitt in der langen Geschichte des schon im 13. Jahrhundert in den Urkunden auftauchenden „dytenbruch“. Alte Flur- und Hofnamen werden lebendig, und es wird deutlich, dass es damals lange und weite Wege waren zwischen Sumpf und Heide, wovon der „Alte Kirchweg“ heute noch zeugt als der Weg, der damals zur Pfarrkirche St. Peter und Paul in der Stadt führte. Aber schon vor hundert Jahren mühten sich die Menschen, sich ihre „eigene Kirche ins Dorf zu holen“, feierten Gottesdienst in einem Raum der Martinsschule und bauten sich in der schweren Inflationszeit nach dem Ersten Weltkrieg mit eigenen Händen aus Asche und Zement ein eigenes Gotteshaus. Es mutet uns heute geradezu als ein beispielloses Gemeinschaftswerk an, das von den Menschen in einer Art „Kreuzzugsstimmung“ geschaffen wurde. Im Zweiten Weltkrieg hart getroffen, wurde das Gotteshaus Mitte der 1950er-Jahre zum Pfarrsaal umgebaut und Ende der 60er-Jahre abgebrochen. Und heute erinnern – wie der Autor feststellt – nur noch alte Fo-

tos an die Vorgängerkirche der jetzt jubilierenden St. Marienkirche.

Es war – wie Hans Müskens festhält – der 1951 als neuer Pfarrer nach Tiefenbroich gekommene Bernhard Möllerfrerich, der den Kirchenneubau vorantrieb. Im Spätherbst 1955 erfolgte der erste Spatenstich auf dem von der Mutterpfarre St. Peter und Paul zur Verfügung gestellten Baugelände, vor Jahresende wurde noch der Grundstein gelegt, in den folgenden Monaten wuchs eine für die damalige Zeit recht eigenwillige Stahlkonstruktion empor und schon nach zehn Monaten erfolgte die feierliche Konsekration durch den Kölner Erzbischof Kardinal Frings. Anschaulich weiß der Autor zu schildern, wie Zug um Zug in den folgenden Jahren Pfarrzentrum und Kirche weiter ausgestattet wurden, bis schließlich Ende der 70er-Jahre das Bautagebuch abgeschlossen werden konnte – in meisterlicher Zusammenarbeit zwischen Pfarrer Möllerfrerich und Architekt Kurt Schweflinghaus, der hier sein „Zelt Gottes“ geplant hatte.

Beim „Gang durch die Kirche“, zu dem der Autor einlädt, wird deutlich, dass hier im Zusammenwirken von Pfarrer und Architekt nichts dem Zufall überlassen wurde, gewinnen Zeichen und Symbole Gestalt, beginnen Figuren und Bilder zu erzählen – von dem als nicht zu übersehendes Zeichen mitten in der Kirche hängenden Kreuz aus 200 Jahre altem Eichenholz mit Christus, dem Todesüberwinder, bis zu Ambo und Tabernakel und schließlich den beiden im Kontrast zueinander stehenden Pfeilerfiguren Maria und Johannes. Biblische Geschichte erzählen die Buntglasfenster, die dem Raum Stimmung geben, und das durchgehende Lichtband nimmt sich die Laurentianische Litanei zum Thema.

In einem eigenen Abschnitt stellt Hans Müskens die Menschen vor, die in besonderer Weise mit dem Kirchenbau verbunden waren. „Es war seine Kirche“, sagt er von

Pfarrer Bernhard Möllerfrerich, der die Menschen überzeugen und behutsam an das Neue heranzuführen konnte. Der aus der Jugendbewegung und der Liturgischen Bewegung kam, seine geistige Heimat bei den Benediktinern suchte, nicht nur die Kirche baute, sondern dem gesamten Ortsteil seinen Stempel aufdrückte und als im guten Sinne „Pastor“ auf dem Tiefenbroicher Friedhof seine letzte Ruhe fand.

„Ein sachkundiger Berater“ war ihm Prof. Dr. Leonhard Küppers, der „Kunstprofessor“, wie er in Tiefenbroich genannt wurde. Von Anfang an begleitete er die Gemeinde in Hinblick auf den Kirchenneubau und versuchte den Menschen die Kunst nahezubringen. Er habe „die Symbiose von Kirche und Kunst in seinem Leben verwirklicht“, sagte von ihm der Essener Bischof Hengsbach.

Den „Erben“ nennt der Autor den Pfarrer Servando Chillón, der auf einem weiten Weg von Spanien ins Rheinland kam und sich zu seinem Priester- und Ortsjubiläum in Tiefenbroich den Seher Johannes am linken Chorpfeiler wünschte. Schließlich beschäftigt sich Hans Müskens eingehend mit dem Architekten Kurt Schweflinghaus, der in einem Nachruf als der „wohl bedeutendste Kirchenbaumeister der Stadt in der Nachkriegszeit“ bezeichnet wird. Mit Grußworten des Kölner Erzbischofs Joachim Kardinal Meisner, des früheren Essener Bischofs Hubert Luthe und des Pastors der gemeinsamen Gemeinde von Ratingen West und Tiefenbroich, Ludwin Seiwert, eingeleitet, runden ein Künstlerverzeichnis und eine Literaturliste die in gleicher Weise erbauliche wie informierende und überdies unterhaltsam zu lesende Festschrift von St. Marien ab.

Hans Müskens: Maria, Königin des Friedens – 50 Jahre Pfarrkirche St. Marien Ratingen-Tiefenbroich Festschrift, Ratingen 2006

Dr. Richard Baumann

Stephan Weimann, Die Paul-Gerhardt-Kirche und ihre Menschen. Festschrift anlässlich des 50. Jahrestages der Einweihung der Evangelischen Kirche in Ratingen-Tiefenbroich, Ratingen-Tiefenbroich 2006, 94 S. mit Abbildungen

Das Jahr 1956 war für den aufstrebenden Stadtteil Tiefenbroich von besonderer Bedeutung. Hier ereignete sich innerhalb eines Monats etwas, das kirchengeschichtlich sicherlich zu den zumindest denkwürdigen Ereignissen zählt: Die Einweihung zweier benachbarter Kirchen, der katholischen Kirche „Maria, Königin des Friedens“ am 21. Oktober 1956 und der evangelischen Paul-Gerhardt-Kirche am 11. November 1956, die somit beide im Jahr 2006 ihr 50-jähriges Bestehen feiern durften und diese Jubiläen zum Anlass nahmen, Vergangenheit und Gegenwart ihrer Kirchengemeinden durch jeweils eine Festschrift für die Zukunft festzuhalten.

Die hier zu besprechende Festschrift der evangelischen Kirche ist von Stephan Weimann - Pfarrer an ebendieser Kirche in Tiefenbroich - verfasst worden. Der Titel des Heftes verrät dem Leser schon, worauf der Schwerpunkt gelegt wurde: „Die Paul-Gerhardt-Kirche und ihre Menschen“. Die Kirche als Gebäude und die Menschen, die in den vergangenen 50 Jahren in und um dieses Kirchengebäude wirkten und immer noch

wirken, stehen also im Mittelpunkt dieses kleinen Heftchens.

Die chronologisch angelegte Festschrift spannt den geschichtlichen Bogen vom Mittelalter bis in die Gegenwart, von der Stadtgeschichte bis zur evangelischen Kirchengeschichte Ratingens. Die Tiefenbroicher Gemeinde gehört als dritter Bezirk zur Ratinger Kirchengemeinde. Insofern ist, wenn man die Geschichte der Paul-Gerhardt-Kirche schreibt und verstehen will, auch der Blick auf die Entwicklung evangelischen Lebens in Ratingen wichtig und notwendig. Darüber hinaus gehörte das überwiegende Gebiet des heutigen Tiefenbroich bis auf wenige Jahre zwischen 1910 und 1930 immer zur Stadt Ratingen. Der Verfasser bietet daher einen kurzen, prägnanten Überblick über die historischen Ereignisse in Ratingen und Tiefenbroich bis 1956 und beginnt dann mit der eigentlichen Geschichte der Kirche von Tiefenbroich. Es zeigt sich allerdings, dass es durchaus schwierig ist, komplizierte und komplexe historische Sachverhalte in komprimierter Form und in kurzen, wenigen Sätzen wiederzugeben, ohne dass

darunter die historischen Tatsachen leiden und die Zusammenhänge nicht verloren gehen.

Hervorzuheben bei dieser Festschrift ist besonders, dass sich der Verfasser nicht nur auf kirchliche Ereignisse konzentriert, sondern über den Tellerrand blickt und auch – gemäß dem im Titel des Heftes formulierten Anspruch, die Menschen mit einzubeziehen – die Probleme des Stadtteils Tiefenbroich und seiner Einwohner thematisiert. So wird auf den Bau der katholischen Marienkirche hingewiesen, auf die Probleme im Stadtteil durch den Ausbau des Flughafens Düsseldorf in den 1960er- und 1970er-Jahren oder auf den Bau des neuen Stadtteils Ratingen West.

Die Festschrift ist – eigentlich untypisch für solche Publikationen – sehr sparsam bebildert. Lediglich im Anhang finden sich zehn Bilder von Kirche und Gemeindeleben. Auch Werbung findet man nicht. Stattdessen kann sich der Leser bei der Lektüre ganz auf den Text konzentrieren – getreu dem alten evangelischen Motto „sola scriptura“.

Joachim Schulz-Hönerlage

Ratinger Verzällkes

Es gibt die große Weltgeschichte mit wichtigen Daten und großen Persönlichkeiten. Daneben gibt es aber auch die Geschichte im Kleinen, die Geschichte vor Ort, die Geschichte eines Hauses, eines Bildes, die Geschichten von Menschen, die längst vergessen wären, wenn sie nicht in Erzählungen tradiert würden. „Ratinger Verzällkes“ heißt darum zurecht das Buch von Richard Baumann, das pünktlich zu Weihnachten 2006 in die Buchhandlungen kam. So lag es bei vielen Ratingern auf dem Gabentisch. Beim ersten Durchblättern fand der in Heimatkunde bewanderte Leser Bekanntes. Er konnte aber auch Neues aus der

langen Geschichte Ratingens und seiner Menschen entdecken. Häuser und Orte werden wieder präsent, die es so längst nicht mehr gibt oder bei denen nur noch der Name an alte Zeiten erinnert. Die „Villa Blutschwer“, das urige Häuschen an der Becherner Straße, kennt heute kaum einer mehr. Durch die Erzählung von Richard Baumann wird die Erinnerung wieder wach. Derjenige Leser, der noch nie etwas davon gehört hat, wird erstaunt feststellen, so etwas gab es hier? Ähnlich ist es mit der Luwenschür, eine Geschichte von einem der alten Hinterhöfe Ratingens, in denen sich das Leben seiner Bewohner abspielte, ob es der

Zimmermeister Gerhard Louwen war, der die barocke Zwiebelhaube auf den mächtigen Westturm von St. Peter und Paul setzte, oder der Schausteller Karl Issel, der hier in den Wintermonaten die Kirkesutensilien aufbewahrte, oder der Künstler Johannes Tiefert, der u.a. die 14 Kreuzwegstationen in St. Peter und Paul geschaffen hat. Es geht auch um die große Geschichte wie z. B. die Französische Revolution, deren Folgen in Ratingen zu spüren waren. Flüchtlinge wohnten zeitweise hier und brachten ihre „Schätze“ mit, die dann teilweise hier blieben wie das große Bild des Anton van Dyck in der Pfarrkirche. Der Leser ist zu

Gast bei den Brügelmanns und erfährt so, wie in Cromford vor 100 Jahren gekocht und gegessen wurde. Zwei konkrete Rezepte vermitteln eine ganz genaue Vorstellung der Speisen. Der Leser könnte sie sogar ausprobieren. Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wird lebendig durch die Geschichte „Wie die heimatvertriebenen Schlesier nach dem Krieg bei der Ratinger Märch ein Stück Heimat fanden“. Hier wie in der alten Heimat wird von Glocken erzählt, die durch Zufall im Erdboden gefunden wurden und deren Ton so schön ist, dass man die Straßen mit Gold pflastern möchte, um in den Besitz der Glocken zu gelangen. Der Wunsch der Kölner, die Märch zu besitzen, verweist auf eine andere Historie, nämlich dass ein Ratinger im 16. Jahrhundert die Chronik der Erzbischöfe von Köln geschrieben hat, wodurch auch die lange Beziehung zwischen den beiden Städten angedeutet wird. Die Geschichten von Richard Baumann gehen nach Lintorf, wo vor 100 Jahren noch

der Krammetsvogelfang praktiziert wurde oder nach Hösel, wo im „Haus am Loch“ der Maler Gustav Krause lebte. Es geht in den Geschichten auch um Menschen, die als Originale empfunden wurden, wie z. B. der „Windmacher“ von St. Peter und Paul. Erinnert wird an den „Pitter aus dem Oberdorf“ und damit an die alte Ratinger Zeitung und die erste Litfaßsäule auf dem Marktplatz. Was wissen wir heute noch von der Goldgasse oder vom Uhrmacher, der die große Uhr im Glockenturm ein halbes Jahrhundert lang betreute. Viele Geschichten kommen so zusammen, Erzählungen, Bilder, Ereignisse aus vielen hundert Jahren.

Der Leser, der mit der Heimatgeschichte einigermaßen vertraut ist, wird manche bekannte Begebenheit wiederfinden, aber sich genauso an noch nicht bekannten Episoden erfreuen. Auch derjenige, der nicht so vertraut mit der Ortsgeschichte ist, wird in dem Buch interessanten Lesestoff finden, sich über viele Begebenheiten

amüsieren und feststellen, die Stadt hat im Hinblick auf ihre Vergangenheit einiges zu bieten. Richard Baumann hat einen Erzählstil gefunden, der einerseits informiert, aber vor allem unterhalten will. Lesen in der Ratinger Geschichte soll Spaß machen. Dieser methodische Zugang wird unterstützt und ergänzt durch Illustrationen von Heinz-Peter Baumann. Die Bilder fallen beim Durchblättern des Buches als Erstes auf. Sie machen neugierig auf das, was sich genau dahinter verbirgt. Das beginnt schon mit dem Umschlagbild: Menschen, Typen, Persönlichkeiten, Originale – alle zusammen laden ein, in die „Ratinger Verzällkes“ einzusteigen. Vielleicht hat der eine oder andere Leser ja auch noch eigene Versionen, Kenntnisse und Erfahrungen.

Richard Baumann: Ratinger Verzällkes von Anekdoten, Originalen und Geschichten mit Illustrationen von Heinz-Peter Baumann, Ratingen 2006

Hans Müskens

Die Kirchenbücher von Ratingen digitalisiert - Ein Hinweis für Familienforscher -

Familienforscher mit katholischen Vorfahren in Ratingen, die nach ihren Ahnen in den Kirchenbüchern von St. Peter und Paul geforscht haben, waren bisher bei ihrer Suche auf das Personenstandsarchiv in Brühl angewiesen. Dieses verwahrt als Spezialarchiv ausschließlich Archivalien des Personenstandes (Kirchenbücher mit ihren Aufzeichnungen über Taufen, Heiraten und Sterbefälle sowie die Zivil- und Personenstandsregister) für die Regierungsbezirke Köln und Düsseldorf.

Dort befinden sich also auch die Kirchenbücher von St. Peter und Paul mit den Aufzeichnungen über Taufen von 1683 - 1809, Heiraten von 1713 - 1809 und Sterbefälle von 1706 - 1809. Im Ratinger Stadtarchiv gibt es von den Taufen und Heiraten von 1770 - 1809 zusätzlich Kopien, die man einsehen kann.

Im Archiv in Brühl kann man aber nicht die Originale benutzen, son-

dern diese wurden zum Schutz der Archivalien auf Microfiches aufgenommen. Die Suche nach Vorfahren ist leider mit Hilfe dieser Microfiches ziemlich umständlich und zeitraubend, außerdem lässt die Qualität der Microfiches zu wünschen übrig.

Seit 1999 hat das Personenstandsarchiv in Brühl nun damit begonnen, seine Bestände an Kirchenbüchern schrittweise zu digitalisieren, um sie als digitalisierte Kopien im Lesesaal des Archivs den Benutzern zur Verfügung zu stellen. Seit 2004 hat der Patrimonium-Transcriptum-Verlag in Bonn in Zusammenarbeit mit dem Archiv damit begonnen, unter dem Sammelbegriff „Edition Brühl“ diese Kirchenbücher in digitalisierter Form als CDs herauszugeben. Damit wird dem Historiker und Familienforscher der Zugang zu wertvollen Archivalien auf einfache Weise in sehr guter Qualität ermöglicht, und gleichzeitig werden

die Originale so vor Abnutzung und Beschädigung geschützt. Außerdem ist damit Forschung unabhängig vom Archivstandort möglich geworden.

Ende 2006 sind nun zwei DVDs zum Preise von 76 € mit den digitalisierten Kirchenbüchern von St. Peter und Paul von 1683-1809 erschienen.

Anfang 2007 sind ebenfalls zwei DVDs mit den digitalisierten Kirchenbüchern der evangelisch-reformierten Kirche in Ratingen erschienen. Sie enthalten Taufen von 1655 - 1809, Heiraten von 1660 - 1809, Sterbefälle von 1708 - 1809 sowie maschinenschriftliche Abschriften des Originalkirchenbuchs und alphabetische Namensregister. Preis: 76 €.

Bestellungen an Patrimonium-Transcriptum-Verlag, Oppenhoffstraße 16, 5311 Bonn, Tel. 0228 /3772685, E-Mail: info@ptverlag.de

Monika Degenhard

Bastian Fleermann, Mühlengut Helpenstein in Lintorf. Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hrsg. vom Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V., Ratingen: PVV-Verlag 2007, 52 S. m. Abb., ISBN 978-3-927826-58-8

Lintorf hat eine lange Geschichte und eng damit verbunden ist das Mühlengut Helpenstein. Dessen Geschichte reicht weit in das Mittelalter zurück und kann als äußerst wechselvoll bezeichnet werden. Helpenstein ist für Lintorf deshalb von so großer Bedeutung, weil die Mühle das sogenannte Bannrecht oder auch Zwangsgehmal für die ehemalige Honschaft Lintorf wie für die halbe Honschaft Breitscheid besaß. Jeder, der in diesem Bezirk ansässig war und Getreide mahlen lassen wollte, musste dies in der Helpensteiner Mühle tun. Von daher stand die Geschichte des Mühlengutes immer wieder im Mittelpunkt des Interesses der verschiedenen Heimatforscher.

Bastian Fleermann, dessen Familie seit 1914 Eigentümer des Mühlengutes ist, hat nun ein kleines Heftchen vorgelegt, in dem er den augenblicklichen historischen For-

schungsstand zur Mühle und dem dazugehörigen Gut in vier Kapiteln zusammenfasst: Die mittelalterlichen Ursprünge der Mühle in Lintorf (1157 bis 1648), die vorindustrielle Zeit (1648-1854), der wirtschaftliche Niedergang (1854-1914) und das letzte Kapitel „Tradition und Moderne“, das die Zeit von 1914 bis 1999 behandelt. Er hat darin alle Informationen zusammengetragen, die bisher über die Mühle und deren Besitzer vorliegen. So erwartet den Leser eine Vielzahl von Namen, von verwandtschaftlichen Beziehungen, von Verleihungen, Pachtzahlungen (überwiegend in Naturalien!), Höfen und vielem mehr.

Das namengebende adelige Geschlecht von Helpenstein war im mittelalterlichen Deutschland reich begütert: Sie residierten z. B. auf der Burg Ehrenbreitstein bei Koblenz, in Geislingen in Württemberg, in Schwaben, in der

nördlichen Schweiz, im angeblich von ihnen begründeten Kloster Blaubeuren und auch am linken Niederrhein. 1157 wurde schließlich ein Mitglied dieser Familie Helpenstein mit einer Wassermühle in Lintorf belehnt, und damit beginnt die Geschichte dieses Gutes.

Fleermann hat eine äußerst detailreiche Schrift vorgelegt, der man die persönliche Beziehung des Autors zum Mühlengut anmerkt. Ohne diese persönliche Bindung wäre das Heftchen wohl auch kaum erschienen. Er hat jedenfalls erfolgreich versucht, alle vorhandenen Quellen, Dokumente, Zeugnisse und Erzählungen über das Gut zusammenzufassen und schafft es hervorragend, den Leser auf eine Zeitreise vom Mittelalter bis zur Gegenwart mitzunehmen und auf diese Weise ein bauliches Zeugnis der Lintorfer Geschichte zum Sprechen zu bringen.

Joachim Schulz-Hönerlage

Die heil'gen Drei Könige

*Die heil'gen Drei Könige aus dem Morgenland,
sie frugen in jedem Städtchen:*

*„Wo geht der Weg nach Bethlehem,
ihr lieben Buben und Mädchen?“*

*Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,
die Könige zogen weiter,
sie folgten einem goldenen Stern,
der leuchtete lieblich und heiter.*

*Der Stern bleibt stehn über Josefs Haus,
da sind sie hineingegangen;
das Öchslein brüllt, das Kindlein schrie,
die heil'gen Drei Könige sangen.*

Heinrich Heine

Bildnachweis

Titelbild:	Udo Haafke	Beitrag:	„Rückblick auf 20 Jahre Puppen im Museum der Stadt“ Karin Schrey
Beitrag:	„100 Jahre Poensgenpark (Manfred Fiene)“ Manfred Fiene	Beitrag:	„Stammbaum und Familiengeschichte Johann Peter Melchiors“ Archiv des VLH, Stadtarchiv München, Münchner Stadtmuseum (Maillinger-Sammlung), Udo Haafke
Beitrag:	„100 Jahre Poensgenpark (Dr. Andrea Niewerth)“ Alle Bilder aus dem Buch „Der Poensgenpark in Ratingen - 100 Jahre Parkgeschichte 1907-2007“, Klartext Verlag	Beitrag:	„Edith Dreyer-Dowe, Malerin und Kunstpädagogin“ Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann
Beitrag:	„Tierarten im Poensgenpark“ Brigitte und Edgar Baierl	Beitrag:	„Den Himmel auf die Erde holen – Kurt Schweflinghaus“ Hans Müskens
Beitrag:	„Theodor Hucke“ Amt für Grünflächen und Umweltschutz, Klaus Mönch	Beitrag:	„Der erste Siedlungsbau in Lintorf nach dem Krieg“ Ernst Rieder
Beitrag:	„Gedanken zu einem alten Kochbuch“ Lore Schmidt	Beitrag:	„Lob und Tadel“ Joachim Zeletzki
Beitrag:	„Vorbilder für die erste Fabrik auf dem Kontinent“ LVR-Rheinisches Industriemuseum, Martin Schmidt	Beitrag:	„Kohleklaue rei en Lengtörp“ Bilder aus der Notzeit: www.elbmarschpost.de, Archiv des VLH, Hans Müskens
Beitrag:	„Ausstellungen zur Kulturgeschichte der Mode und Bekleidung im RIM“ LVR – Rheinisches Industriemuseum	Beitrag:	„Meine Begegnungen mit dem Kölner Erzbischof Kardinal Frings“ Hans Lumer, Hans Jörg Frey, Archiv des VLH
Beitrag:	„Faszination Kalk“ Michael Lumer, Archiv des VLH	Beitrag:	„Pfarrer Franz Mezen“ Archiv des VLH
Beitrag:	„Über historische Kalkbrennereien im Raume Ratingen“ Manfred Schürmann	Beitrag:	„Zum Tode von Monsignore Werner Koch“ Hans Müskens
Beitrag:	„Die alte Truhe“ Archiv des VLH, Ewald Dietz	Beitrag:	„Von Lintorfer Christen, ihren Pfarrern und Kirchen“ Archiv des VLH, Jürgen Steingen
Beitrag:	„Es wurde hart gearbeitet und es troff der Schweiß...“ Familie Molitor, LTC	Beitrag:	„50 Jahre Bläserchor der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund“ Hermann Wagner
Beitrag:	„Chronik der Familie Jüntgen“ Ello und Werner Frohnhoff	Beiträge:	„In Prinz' Laden“ und „Die Schmiede im Angertal“ Edi Tinschus
Beitrag:	„Zur Erinnerung an Heinrich Fleermann“ Familie Fleermann, Manfred Buer	Beitrag:	„Volkstanzgruppe Linnep“ Bruno Schleuter
Beitrag:	„Lengtörper Kall“ Archiv des VLH	Beitrag:	„Der Zweite Weltkrieg im Spiegel einer Rateringer Schulchronik“ Stadtarchiv Ratingen – Sammlung Buschhausen –
Beitrag:	„100 Jahre Löschzug Lintorf“ Freiwillige Feuerwehr Ratingen, Löschzug Lintorf, Archiv des VLH	Beitrag:	„Eine deutsch-französische Freundschaft“ Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann, Werner Schleuter, Alfred Junker
Beitrag:	„Aus dem Leben der Lintorfer Familie Laufs“ Familien Laufs und Wenke, Manfred Buer	Beitrag:	„Rateringer Jonges sind jetzt 50 Jahre jung“ Volkmar Schrimpf, Stadtarchiv Ratingen
Beitrag:	„Polizeistunde in Lintorf“ Joachim Zeletzki	Beitrag:	„En Jonges-Wanderung“ Clemens Michels, Volkmar Schrimpf
Beitrag:	„Im Jahre 2008 wird die St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen 575 Jahre alt“ H. Büter „Das Königssilber der St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen“, Aloys-Henn-Verlag, 1952 H. Büter „Aus der Geschichte der St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen Anno 1433“, Aloys-Henn-Verlag, 1958 „Ratingen in Bild und Chronik“, herausgegeben vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen, Henn-Verlag, 1971 „550 Jahre St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen“, Festschrift, Stadtarchiv Ratingen	Beitrag:	„Laudatio auf Manfred Buer“ Volkmar Schrimpf, Manfred Buer, Monika Buer, Reiner Klöckner und Achim Blazy („Rheinische Post“)
Beitrag:	„Ratingen war und ist eine kinematografische Hochburg in der Region“ Stadtarchiv Ratingen – „Rateringer Zeitung“, Archiv des VLH, Privatarhiv Rosslensbroich, Privatarhiv Albert Köster, Henny Hess, Helene Breuer, Hans Peter Schmitz, Wolfgang Diedrich	Beitrag:	„Laudatio auf Ferdi Trimbom“ Wolfgang Regel, Archiv des VLH
Beitrag:	„Astrid Lindgren zum 100. Geburtstag“ Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann	Beiträge:	„Griechen in Ratingen“ und „Wohnen in Ratingen“ Franz Naber
Beitrag:	„200 Jahre Mauerschule im Schwarzbachtal“ Siegfried Zirr, Schulchronik der Mauerschule (heute in der Grundschule Düsseldorf-Knittkuhl)	Beitrag:	„Zurück nach Deutschland, in das Land unserer Vorfahren“ Familien Zernickel und Chomitsch
Beitrag:	„Friedrich-Ebert-Schule – Die älteste städtische Realschule“ Stadtarchiv Ratingen, Archiv FES, Manfred Buer	Beitrag:	„Die Anfänge des organisierten Schachs in Lintorf“ Schachverein Lintorf, Archiv des VLH
Beitrag:	„Rätselhaftes Ratingen“ Pressestelle der Stadt Ratingen, Michael Baaske	Beitrag:	40 Jahre Hallenbad in Lintorf“ Archiv des VLH
Beitrag:	„Ausstellung '50 Jahre Jugendkultur' im Museum der Stadt“ André Bröseke, Uwe Eiche, Udo Haafke, Dr. Erika Münster-Schröer	Beitrag:	„In eigener Sache“ Archiv des VLH, Klaus Backhaus
		Beitrag:	„Hans Huiras“ Archiv des VLH

Wir haben viele Eisen im Feuer.

Das können Sie ruhig wörtlich nehmen. Denn überall dort, wo es in der Industrie heiß hergeht, finden Sie KARRENA. Weltweit gehören wir zu den führenden Unternehmen im Feuerfest- und Schornsteinbau. Unsere Kunden erwarten ein Höchstmaß an Zuverlässigkeit, entscheidet doch die Feuerfest- und Schornstein-

technik wesentlich über das Funktionieren der Gesamtanlage.

KARRENA bietet über 80 Jahre Erfahrung in diesem hochspezialisierten Baubereich. Durch eigene Forschung und Entwicklung haben wir die Maßstäbe für den Feuerfest- und Schornsteinbau wesentlich mitgeprägt. Sorgfältige Planung und Konstruktion sind für uns ebenso selbstverständlich wie modernste Montagetechnik und konsequente Qualitätskontrolle.

So kann jeder Kunde sicher sein, mit KARRENA gleich „mehrere Eisen im

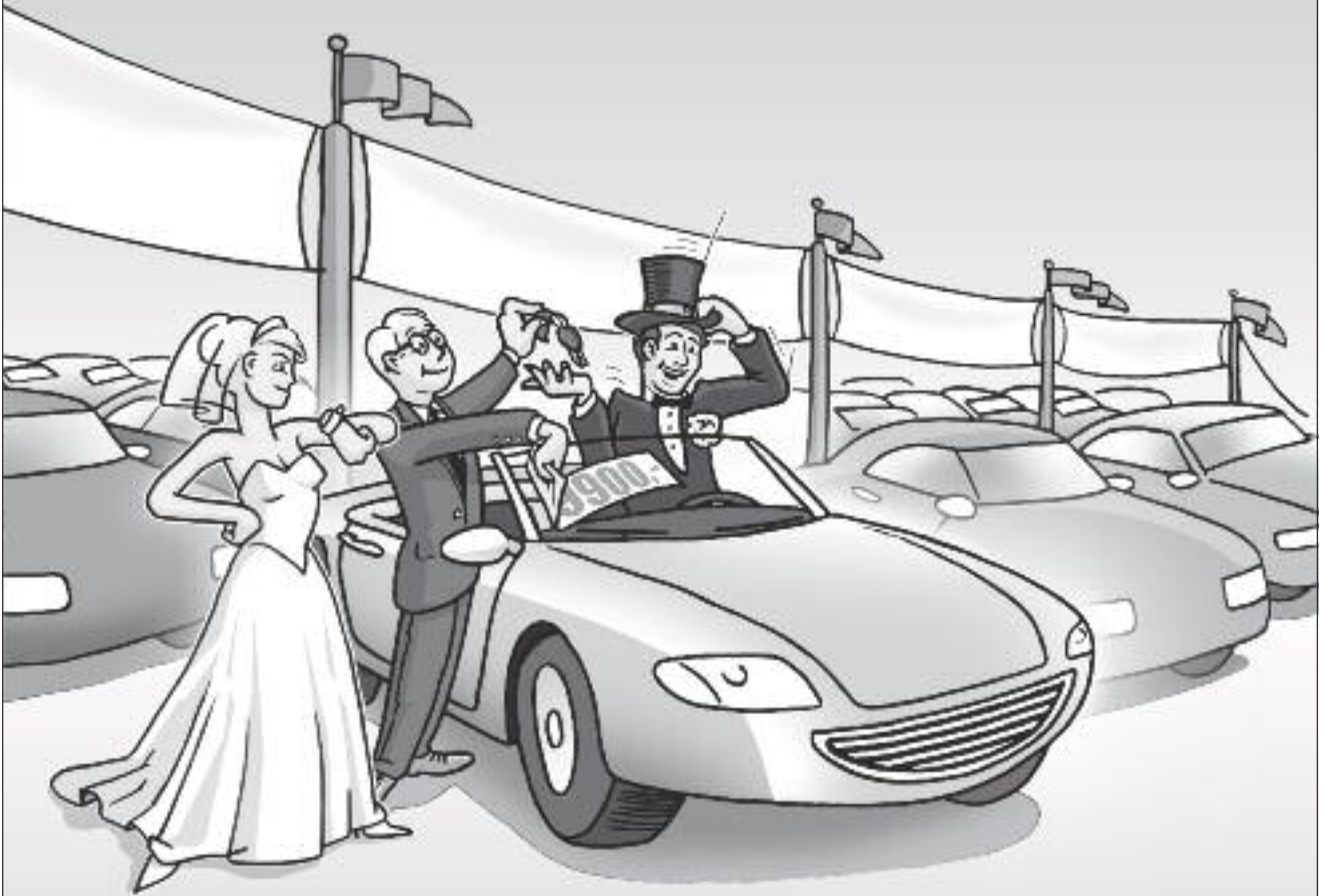
Feuer“ zu haben. Und so die richtige Vorsorge zu treffen für eine langlebige und damit kostengünstige Lösung seiner spezifischen Anforderung im Feuerfest- und Schornsteinbau.



KARRENA
FEUERFEST- UND SCHORNSTEINBAU

Qualität auf höchstem Niveau.

KARRENA GmbH, Breitscheider Weg 34, D - 40885 Ratingen-Lintorf, Tel.: (02102) 938-0 • Fax: (02102) 938-444
e-mail: info@karrena.de, Internet: www.karrena.com



**Starthilfe für Kurzentschlossene.
Schnell und unkompliziert zum Traum-
wagen: Mit dem Sparkassen-Auto-Kredit.***

Für Gebrauch- und Neuwagen.

 **Sparkasse**
Hilden • Ratingen • Velbert

Geben Sie Ihrer Traumwagen-Finanzierung das Ja-Wort und profitieren Sie beim Kauf Ihres Gebrauch- oder Neuwagens von niedrigen Monatsraten und hoher Flexibilität. Nach der frei wählbaren Grundlaufzeit stehen Ihnen monatlich 3 Happy Ends zur Wahl: 1. Automatisch günstig weiterfinanzieren. 2. Kredit sofort ablösen oder 3. Fahrzeug zum garantierten Wert zurückverkaufen. Interessiert? Wir beraten Sie gern.

*Ihren Vertrag schließen Sie mit der DIF Bank Deutsche Investitions Finanz GmbH, einem spezialisierten Verbundpartner in der Sparkassen-Finanzgruppe.